Hub, Ignaz, 1810-1880

Die deutschen Dichter der Neuzeit Auswahl aus den Quellen ; mit biographisch-literarischen Einleitungen

München 1852

Die

Deutschen Dichter

der

Neuzeit.

Auswahl aus den Quellen.

Mit

biographisch-literarischen Einleitungen.

Von

Ignaz Hub.

München, 1852.
Joh. Palm's Hofbuchhandlung.

Vorwort.

Ob und wodurch sich dieses Werk vor andern ähnlicher Art unterscheide; ob es mir gelungen, von jedem der aufgenommenen Dichter, von Rückert bis auf unsere neuesten Tage, ein charakteristisches Gesammtbild zu geben; ob das Buch in die poetische Anschauung der Gegenwart einzuführen, bei Vorträgen über Poetik und poetische Literatur zweckdienlich und zugleich als Beitrag für eine noch zu erwartende Geschichte der deutschen Lyrik willkommen sei: das mag den Kennern unserer modernen Literatur zur Beurtheilung und Entscheidung anheimgestellt bleiben. Jedenfalls dürfte dieser Anthologie, abgesehen von ihren literaturgeschichtlichen Partieen, das bescheidene Verdienst nicht abzusprechen seyn, einen umfassenden Ueberblick über die Kunst des phantasie-beflügelten Worts in unseren Tagen zu gewähren, welche vorzüglich der Aufgabe nachstrebt, die Mißklänge des Lebens harmonisch zu lösen, die sittliche Schönheit der Geschichte zur Anschauung zu bringen, den Gedanken Bild und That werden zu lassen; das Verdienst, manches Vorurtheil gegen sonst mit vornehmthuerischer Geringschätzung abgewiesene, jetzt lebende Dichter zu beseitigen, mag man dieselben einzig als Epigonen einer glücklicheren, oder zum Theil als Progonen einer neuen Aera der Dichtkunst betrachten.

Ich habe in dieser Sammlung den literaturgeschichtlichen Gang beobachtet und den reichhaltigen Stoff nach der Zeitfolge der einzelnen Dichter angeordnet, aber ohne die Anordnung nach ästhetischen Theorieen vorzunehmen, die Gedichte unter Abtheilungen zu stellen, da ich die empirisch kennen gelernten verschiedenen Gattungen bei den Lesern voraussetzen darf.

Bezüglich der Auswahl galt mir als leitender Gesichtspunkt, daß nur probehaltige, die höheren Anforderungen ästhetischer Kritik nach Form und Inhalt befriedigende Erzeugnisse von allgemeiner Bedeutung, oder welche zu ihrer Zeit als besonders charakteristisch hervortraten und durch die Stimme bewährter Kenner bereits als mustergiltig anerkannt worden sind, aufgenommen werden sollten. Ich war bestrebt, mit möglichster Entäußerung eigener Vorliebe für den Geist der Dichtung irgend eines Einzelnen und zugleich ohne alle Rücksicht auf die Geschmacksrichtung einer besondern ästhetischen Schule bei dem Sammlergeschäfte zu Werk zu gehen. Die Stücke, aus den Dichtwerken sowohl, als aus Originalmanuscripten, wie auch den neuesten

Zeitschriften und Musenalmanachen entnommen, sind treu und in keiner Weise verändert gegeben.

Was das sittliche Zartgefühl irgendwie verletzen könnte, ist sorgfältig umgangen; eben so hielt ich, indem ich die ächte Poesie in ihrer freien gottgebornen Schönheit als den zeitlichen Wiederhall der ewigen Wahrheit und Wonneseligkeit erkenne, allen blos negativ-glänzenden Erscheinungen, die wie Seifenblasen entstehen und verschwinden, allem Querpfeifengetön der Tagsparteien, allem radikalen Sturmgerassel, aller vormärzlich gottabfälligen Schilderhebung des Ichthums, den Zugang verschlossen.

Die größte Genauigkeit der biographischen Angaben ist dadurch verbürgt, daß diese mehrentheils von den Dichtern selbst mitgetheilt sind, wofür ich ihnen hiemit öffentlich danke. Die charakterisirenden Einleitungen, wozu ich die gediegensten und treffendsten Urtheile der wissenschaftlich-kritischen Zeitschriften, Jahrbücher und Literaturgeschichten unter genauer Quellenangabe benützt habe, dürften um so mehr willkommen seyn, als sich unsere Anthologen der Mühsamkeit solcher Arbeiten entweder ganz zu entheben pflegen oder, mit wenigen achtbaren Ausnahmen (Götzinger, Gödecke, Kurz u. A.), die Machtsprüche vornehmer Stimmführer der Kritik ohne nähere Prüfung und selbstständige Forschung als untrüglich nachbeten.

Möge dieser auserlesene Schatz deutscher Lyrik dazu beitragen, unseren Sängern, welche das frei nach Ideen in der Phantasie gestaltete Schöne in schöner Sprache gediegen darzustellen, — alles, was der Menschengeist in seiner heiligen Tiefe bewegt, im Drang ihrer idealen Natur zu erhebender Anschauung zu bringen, überhaupt der Gegenwart eine höhere Weihe zu ertheilen die Mission haben, die gebührende Anerkennung zu sichern; möge er dazu mitwirken, im Volke den Sinn für die vaterländische Poesie zu beleben, die Lust am Unedlen zu verbannen, und insbesondere die Jugend für alles reine Menschenthum, für die schöne Ausbildung des Göttlichen im Menschen zu begeistern!

München, im Oktober 1851.

Ignaz Hub.

Erstes Buch.

Von Fr. Rückert bis H. Heine.

Der Dichter ist der schönste Lebenslehrer.
Des ewgen Geistes Flamme ist das Wort,
Das klare Wort ist selber erst der Geist,
Der Sinn des Alls, sein innerstes Verständniß.
Wohl lehren Hypopheten und Propheten
Was gut ist, recht ist, ohne je den Menschen
Die gute That, die gute Seele geben
Zu können; Wecker, Mahner sind sie würdig.
So elend, unglückselig und verdorben
Der Mensch auch wäre ohne das ihm Gute,
So fehlt der guten Seele doch das Beste,
Der schönste Theil zu göttlich klarem Leben,
Zu lieblich schauendem und fühlendem.
Der Dichter macht das Leben klar und wahr,
Ja ewig, auch in einem kurzen Liede;
Er macht den Menschen erst das Leben schön
Und lieb. Ein wohlbeschlossnes Lied ist länger
Als tausend offne Jahre, als die Welt.
Er bringt den Himmel in dem heil'gen Becher,
Er bringt die Freude in dem Götterwort,
Er bringt den Frieden in der goldnen Zither.
Nicht eitle Kinderworte sagt der Dichter
Mit seinen Tönen, Farben und Gebilden —
Er trägt das Herz der Welt in seinem Busen;
Was einen Menschen, was die ganze Menschheit
Bewegt, betrübt, erschüttert und beseligt,
Das fühlt er ganz, das schöpft er ganz und tief
Im Lebensborn als voller, ganzer Mensch.

Leopold Schefer.

Im Quell der Dichtung wird euch viel bescheert,
Da sprudelt Freiheit, Liebe, Glück und Jugend;
Ein Becher ohne Hefe wird geleert,
Sein lautrer Trank hat selt'ne Kraft und Tugend!

G. Schwab.

Friedrich Rückert,

geboren am 16. Mai 1789 zu Schweinfurt in Unterfranken, Sohn eines bayerischen Rentbeamten; besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt; bezog die Universität Jena, um die Rechte zu studiren, verlegte sich aber hauptsächlich auf Sprachen und Literatur; promovirte daselbst und habilitirte sich als Dozent 1811; verließ Jena 1814 und begann seine dichterische Laufbahn unter dem Namen Freimund Raimar; führte 1816 die Redaktion des Morgenblattes in Stuttgart; verlebte den Sommer 1817 in Rom, die Jahre 1818 bis 1826 abwechselnd bei seinen Eltern in Ebern, in Koburg, Neuseß, Nürnberg u. a. O.; erhielt 1826 die Professur der orientalischen Sprachen und Literatur an der Universität zu Erlangen; lebt seit 1840, von Friedrich Wilhelm IV. berufen, mit dem Titel und Rang eines Geheimen Regierungsrathes in Berlin.

Rückert, der große Lehr- und Liederdichter, in letzterer Eigenschaft nur von Goethe übertroffen, dem er nicht nur in lyrischer Anmuth und Herzlichkeit, sondern auch in seiner Weltanschauung sehr nahe steht, ist vorzugsweise Kunstdichter, im Gegensatz zu den Dichtern volksthümlicher Unmittelbarkeit und Natürlichkeit, den Natur- und Volkspoeten aus der Zeit Herder's und Goethe's und insbesondere der romantischen Epoche, der er nur durch seine patriotische Lyrik vor und während des Befreiungskampfes und durch einzelne Jugenderzeugnisse angehört. Seine Lyrik folgt nicht dem bewußtlosen Naturprinzipe, vielmehr dem Prinzip künstlerischen Selbstbewußtseyns und der selbstbewußten Weltüberschauung, wie solches in der hellenischen Klassik nicht nur, sondern auch bei manchen orientalischen Dichtern, namentlich Dschelaleddin und Hafis vorwaltet, und läßt sich durch dasselbe gestalten. Wahrhaft bewundernswerth ist bei Rückert die Bildung und Vollendung der Form, die Meisterschaft der Sprache, die überschwängliche Fülle und dieser entsprechende Tiefe und Reinheit des Inhalts. „Auf seiner Leier tönen — mit Hillebrand's Worten im dritten Theile der deutschen Nationalliteratur — die Gedanken und Weisheitssprüche wunderbar leicht und frei zusammen mit den zartesten, innigsten Gefühlen, verschlinget sich Lust und Schmerz, Zweifel und Vertrauen, Glaube und Hoffnung, Naturempfindung und Geistestriebe, zu einem schönen Akkorde in einander. Niemand hat nächst Goethe die Betrachtung ungezwungener in den Mittelpunkt des Gesanges hingestellt, Niemand den Gedanken sinnreicher mit der Anschauung, die Idee freundlicher mit dem Bilde vermählt, die Natur reiner und gefälliger in das Menschenleben eingeführt, als er." Daß er sich gern gehen, von seiner außerordentlichen Kunstfertigkeit und Vielseitigkeit im Technischen nicht selten zu Spielereien und Witzeleien verleiten läßt, beweist zwar etwas Mangel an Berechnung und künstlerischer Besonnenheit, erklärt sich aber auch theilweise aus der Macht des Stoffes über ihn, aus dem freien Walten der Idee über die Subjektivität. Aber selbst der nicht unbeträchtliche Theil seiner geringhaltigeren Leistungen ist für die dichterische Persönlichkeit Rückert's von Bedeutung und nur geeignet, den Ge-

nuß am ächten Schatze seiner Poesie zu erhöhen, die überhaupt von der Art ist, sich gegenseitig durch sich selbst zu erläutern. Verstand, Witz und Phantasie sind die bei ihm vorwiegenden Elemente, jedoch sind es diese nicht allein, besonders ist es der Sinn, der das Charakteristische in Rückert ausmacht; er ist ein sinnreicher Dichter und darum vor Allen zur Didaxis berufen, wofür die „Weisheit des Brahmanen" zeugt, ein hohes gedankenschweres Meisterwerk, wie kein ähnliches eine andere Nation aufzuweisen hat und bei dessen Betrachtung man der Lehrdichtung ihre Berechtigung und ihren Werth gewiß nicht mehr bestreitet.

Seiner großen und allgemein anerkannten Verdienste um die Einbürgerung orientalischer Dichtungen in unsere Nationalliteratur bedarf es kaum mehr als der Erwähnung. Die Kunstformen bereicherte Rückert unter andern mit dem Ghasel, dem persischen Dichter Dschelaleddin abgelernt, und mit der Makame, eine Art Novelle mit prosaischen Doppel- und Tripelreimen in arabischem Humor, dem gelehrten Dichter Hariri aus Basra (zwischen 446 und 516 muhamedanischer, und zwischen 1068 und 1138 christlicher Zeitrechnung) nachgebildet. Die persischen Vierzeilen, Sprüche von zwei Strophen, sind mit dem Ghasel verwandt. Auch die schon bekannten andern Formen, als Dreizeilen, Ritornelle, Sizilianen, Sestinen ꝛc. gewannen durch Rückert neues Leben, eigene Geltung. — Die Romanze, und was mit ihr verwandt, ist, wie er selbst bekennt, „nicht seine Lieblingspflanze," und er hat dieses Gebiet auch frühzeitig verlassen. Rühmliches dagegen leistet er in der erzählenden Gattung der Parabel und Paramythie. Daß er jedoch auch Gestalten zu malen versteht, beweist sein „Nal und Damajanti, eine Episode aus dem großen indischen Heldengedichte Mahabharata, die er deutsch-national umgeschaffen, und vorzüglich „Rostem und Suhrab," ein Gedicht eben so wunderbar als menschlich wahr, eines der vortrefflichsten Epen, die unsere Literatur überhaupt besitzt. Von seinen Dramen (Saul und David; — Herodes der Große; — Kaiser Heinrich IV.; — Christofero Colombo) läßt sich weniger Gutes sagen. Sie repräsentiren sämmtlich bedeutende Wendepunkte in der Kulturgeschichte der Menschheit, vermögen aber wegen ihrer reflektirenden Natur wenig oder gar nicht auf die Phantasie zu wirken; die darin vorgeführten Personen bewegen sich in schattenhafter Leblosigkeit.

Zum Anfang.

(„Bausteine zu einem Pantheon.")

Mache deinem Meister Ehre, o Geselle, baue recht!
Wie das Maß er hat genommen, nimm die Kelle, baue recht!
Nicht um deine Mitgesellen sorge, wie sie mögen bau'n;
Dafür laß den Meister sorgen, deine Stelle baue recht!
Frage nicht, was mühsam heute deine Hand gefügt, wie bald
Wohl im Sturm der Zeiten wieder es zerschelle, baue recht!
Laß nicht deinen Unmuth fragen, welch' Bewohners Ungeschmack
Künftig die von dir gebaute Wand entstelle, baue recht!
Gärtner, dem der Grund zum Mörtel und zur Kell' ein Spaten dient,
Rühr' dich, und den Bau der Erde treu bestelle, baue recht!
Bau' die Formen der Gewächse, gründe Pflanzen, und vertilg'
Unkraut, daß in Weg dem Kraut es sich nicht stelle, baue recht!
Ordne deine blüh'nden Staaten, freu' dich der Bevölkerung,
Beet' und Pfad', und auch die Leitung jedem Quelle baue recht!
Fischer, dem das Meer zum Acker, und zum Pflug ein Nachen dient,
Furche *tief* das Beet der Fluthen, deine Welle baue recht!
Fleug Welttheile zu verknüpfen, Schiff, und laß den Handel blüh'n!
Handel, deine Meß' und Bude, Waag' und Elle, baue recht!
Laß vom Recht und von der Liebe, König, dir den Thronsaal bau'n;
Bau' den Giebel frei und luftig, und die Schwelle baue recht!
Wenn die Eintracht Häuser bauet, die die Zwietracht niederreißt:
Eintracht, komm, nimm unsrer Zwietracht Trümmerfälle, baue recht!
Kleinlich ist der Staaten Fachwerk vor dem ew'gen Bau der Welt.
Komm Weltweisheit, Weltengeistes Baugeselle, baue recht!
Die Vergangenheit der Schöpfung bau' uns aus den Trümmern auf,
Und die Zukunft der Geschichte baue helle, baue recht!
Löse du die Sprachverwirrung, die den Bau in's Stocken bringt.
Daß Idee den Plan des Meisters her uns stelle, baue recht!
Sichre, stille, ungestörte Architektin, o Natur,
Baue fort nach unbewußtem Kunstmodelle, baue recht!
Bau' die stolzgewölbte Kuppel deines Saals, o Himmel, wo
Mit Musik sich ewig drehen Sphärenbälle, baue recht!
Sonnenbahnen und Milchstraßen, der Planeten Wohnungen,
Die vier Häuser für des Mondes Wechselschnelle, baue recht!
Baue die Korallenriffe und die stille Muschelbank,
Heil'ges Meer, und der kristallnen Grotten Helle baue recht!
O Baumeister an den Flüssen, Biber, daß der Menschenwitz
Von dir lerne, deine Bauten ohne Kelle baue recht!

Eure schwebenden Paläste baut, ihr Vögel, unter'm Ast!
  Künstlerbiene, die sechseck'ge Honigzelle baue recht!
Bau' die Gruft nach rechtem Maße für der Chrysalide Schlaf,
  Raup'! und deine dunklen Flügel, o Libelle, baue recht!
Bau' dich hoch, o Königskerze, brenn' in Blüthen still hinan!
  Lilie, deines Kronenleuchters Fußgestelle baue recht!
Auf Gerüst der Blätter schwebend, Blume, bau' dein Heiligthum,
  Duftverhüllter Liebespaare Brautkapelle baue recht!
Bauet selbst, ihr Balsamstauden, euch zum Opferduftgefäß!
  Dich dem Moschus zum Behältniß, o Gazelle, baue recht!
Unbewußte Dichterseele, Nachtigall, o baue dir
  Deine Kehle, daß sie lieblich Liebe gelle, baue recht!
Liebe, bau' dein Rohr der Flöten, daß es Sehnsucht athme; bau',
  Andacht, deine Orgel, daß sie Himmel schwelle, baue recht!
Frühlingsprediger! Amphion der Natur! daß Herz an Herz
  Der Gemeinde, Stein der Kirch' an Stein sich stelle, baue recht!
Bau' die musikal'sche Leiter der Gedanken himmelan,
  Freimund! deiner Liederwogen Tongefälle baue recht!

2.

Geist der Liebe, Weltenseele, Vaterohr, das keine
  Stimme überhöret der dich lobenden Gemeine!
Eine Reihe Dankgebetes, Lobgesangs ein Faden,
  Zieht sich hin vom Duft des Morgens zu des Abends Scheine.
Eine Reihe Lobgesanges, Dankgebets ein Faden,
  Zieht sich hin vom Duft des Abends zu des Morgens Scheine.
Eine Schnur, woran geordnet dir zum Preise hangen
  Aller Himmel Sterne, sammt den Blüthen aller Haine.
Eine Schnur, woran das Meer die Perlen seiner Andacht,
  Und der Erdgrund reihet seiner Inbrunst Edelsteine.
Gib, daß in das Lobgeweb', das neu die Schöpfung täglich
  Dir aus tausend Fäden wirkt, ich wirken dürf' auch meine!
Der du gabest, dich zu loben, eine Stimme jedem
  Leben, von der lichten Sonne bis zum dunklen Steine!
Gib, daß diese Seele auch durch der Gebetesflammen
  Schürung dir die innere Lebendigkeit bescheine!
Laß im Psalmenstrom der Schöpfung, in der Weltenmeere
  Großen Hymnenwogen mit hinschwimmen diese kleine!
O Natur, mit deinem Hauche läutere die Seele,
  Daß sie widerhalle rein dein Glockenspiel, das reine!
Gib, daß in den großen Einklang deiner Stimmen jedes
  Menschenherz harmonisch schmelze, ob es jauchz', ob weine!
Weltenohr! vor dem gesungen vom Beginn der Zeiten,
  Die Jahrhunderte herab, viel Dichter im Vereine,

Ihrer Saiten Widerspruch ist vor dir ausgeglichen;
Ihre hunderttausend Stimmen hörest du als eine.
Laß in deinem Abendwinde Rosen säuseln über
Eines jeden, der dir sang, nun schlummernde Gebeine!
Laß den freien Dichtermund hier deinem Lobe dienen,
Bis in Engelzungen dort sich freier mischet seine!

Jugendlieder.

(1807—1815.)

An die Sprache.

Reine Jungfrau, ewig schöne,
Geist'ge Mutter deiner Söhne,
Mächtige von Zauberbann,
Du, in der ich leb' und brenne,
Meine Brüder kenn' und nenne,
Und dich selber preisen kann!

Da ich aus dem Schlaf erwachte,
Noch nicht wußte, daß ich dachte,
Gabest du mich selber mir,
Ließest mich die Welt erbeuten,
Lehrtest mich die Räthsel deuten,
Und mich spielen selbst in dir.

Spenderin aus reichem Horne,
Schöpferin aus vollem Borne,
Wohnerin im Sternenzelt!
Alle Höh'n hast du erflügelt,
Alle Tiefen du entsiegelt,
Und durchwandelt alle Welt.

Durch der Eichenwälder Bogen
Bist du brausend hingezogen,
Bis der letzte Wipfel barst;
Durch der Fürstenschlösser Prangen
Bist du klingend hergegangen,
Und noch bist du, die du warst.

Stürme, rausche, lispl' und säusle!
Zimmre, glätte, hau' und meisle,
Schaffe fort mit Schöpfergeist!
Dir läßt gern der Stoff sich zwingen,
Und dir muß der Bau gelingen,
Den kein Zeitstrom niederreißt.

Mach' uns stark an Geisteshänden,
Daß wir sie zum Rechten wenden,
Einzugreifen in die Reih'n.
Viel' Gesellen sind gesetzet,
Keiner wird gering geschätzet,
Und wer kann, soll Meister seyn.

Die Göttin im Putzzimmer.

Welche chaotische
Haushälterei!
Welches erotische
Tausenderlei!

Alle die Nischchen,
Alle die Zellchen,
Alle die Tischchen,
All die Gestellchen!

Fächelchen, Schreinchen,
Alle voll Quästchen;
Perlchen und Steinchen,
All in den Kästchen!

Blinkende Ringelchen,
Schimmernde Kettchen,
Goldene Dingelchen!
Silberne Blättchen!

Nadel und Nädelchen,
Hacken und Häckchen,
Faden und Fädelchen,
Flecke und Fleckchen!

Allerlei Wickelchen,
Allerlei Schleifchen,
Allerlei Zwickelchen,
Allerlei Streifchen!

In der Verwirrung
Buntem Verstrick,
Vor der Verirrung
Banget der Blick.

Welche gewaltige
Zaubrin muß seyn,
Die das Zwiespaltige
Bringt zum Verein?

Dort aus der Thüre
Kommt sie gegangen. —
Seht nur die Schnüre!
Seht nur die Spangen!

Alle die Sächelchen,
Wie sie sich regen,
Ihr aus den Fächelchen
Hüpfen entgegen!

Alle die Dingerchen,
Bänderchen, Miederchen,
Ihr um die Fingerchen,
Ihr um die Gliederchen!

Plötzlich von unten
Steht sie bis oben
All mit dem bunten
Flitter umwoben.

Alles, wie fügt sich's
Still und einträchtiglich,
Legt sich's, begnügt sich's,
Wie sie's will mächtiglich.

Die Elemente
Hat sie verbunden,
Hat ins Getrennte
Ganzes empfunden.

Und aus dem lebenden
Inneren Hauch
Wird dem Umgebenden
Leben erst auch.

Schöpfrin, Entfalterin
Himmlischer Zier,
Stehst du, Gestalterin
Muse, vor mir?

Oder du Liebe,
Einigerin,
Ird'scher Getriebe
Reinigerin?

Denn nur ihr Beide
Ordnet zum Eins
Buntes Geschmeide
Menschlichen Seyns.

Denn nur ihr Beide
Wandelt das Nichts,
Chaos, zum Kleide
Himmlischen Lichts.

Weltkrieg.

Vier Elemente liegen
Wie Raufer in dem Haar
Einander und bekriegen
Sich wechselnd immerdar.

Es blitzt das rothe Feuer
Aus Wolkenwall mit Macht,
Und donnert ungeheuer,
Als wie zu rechter Schlacht.

Es schüttelt sich die Erde,
Die tief im Herzen brennt,
Und wirft mit Drohgeberde
Gestirn ans Firmament.

Das Meer daneben bäumet
Als ein unbändig Roß
Zum Kampfe sich, und schäumet
Auf Erd' und Himmel los.

Der Sturmwind schnaubt dazwischen,
Mit allgemeinem Braus
Luft, Erd' und Meer zu mischen
In eines Chaos Graus.

Der Mensch, das schwache Leben,
Steht mitten drein gebannt,
Und fühlt mit dumpfem Beben
Der rohen Kämpfer Hand.

Da wird's ihm wild zu Sinnen;
Am großen Weltgefecht
Auch Antheil zu gewinnen,
Erwürgt er sein Geschlecht.

Und bald so ungeheuer
Beginnt er, daß zum Schluß
Ihm Luft, Meer, Erd' und Feuer
Den Vorrang lassen muß.

Die Zwei und der Dritte.

Phantasie, das ungeheure Riesenweib,
Saß zu Berg,
Hatte stehen neben sich zum Zeitvertreib
Witz, den Zwerg.
Der Verstand
Seitwärts stand,
Ein proportionirter Mann,
Sah das tolle Spiel mit an.
[hob,
Phantasie sich halben Leib's zum Himmel
Einen Stern [Funken stob,
Faßte sie und schwang ihn, daß es
Nah und fern.
Fiel der Witz
Wie ein Blitz
Drüber her, und faßt den Schein
In die kleinen Taschen ein.

Phantasie zur Wolke, die vorüberflog,
Streckt die Hand, [Schultern zog
Sich die Wolke purpurn um die
Als Gewand.
Witz versteckt
Drunter steckt;
Wie sich nur ein Fältchen ruckt,
Witz heraus mit Lachen guckt.
[den Mund,
Phantasie mit Donnersturm thut auf
Witz verstummt; [Zwerg sich kund,
Schweigt die Riesin, thut sogleich der
Pfeift und summt.
Der Verstand
Hält nicht Stand,
Geht und spricht: Das mag ich nicht,
Denn das sieht wie ein Gedicht.

Geharnischte Sonette.

(1814.)

1.

Ihr Deutschen von dem Fluthenbett des Rheines,
Bis wo die Elbe sich ins Nordmeer gießet,
Die ihr vordem ein Volk, ein großes, hießet,
Was habt ihr denn, um noch zu heißen eines?

Was habt ihr denn noch großes Allgemeines?
Welch' Band, das euch als Volk zusammenschließet?
Seit ihr den Kaiserscepter brechen ließet,
Und euer Reich zerspalten, habt ihr keines.

Nur noch ein einz'ges Band ist euch geblieben,
Das ist die Sprache, die ihr sonst verachtet;
Jetzt müßt ihr sie als euer Einz'ges lieben.

Sie ist noch eu'r, ihr selber seid verpachtet;
Sie haltet fest, wenn Alles wird zerrieben,
Daß ihr doch klagen könnt, wie ihr verschmachtet.

2.

Gleichwie die Juden, die ins Joch gebeugten,
Ausziehend aus Aegypti Knechtschaftstande,
Nicht selbst anlangten im verheiß'nen Lande,
Sondern nur erst von ihnen die Erzeugten;

So lasse sich auch dies Geschlecht nicht deuchten,
Freiheit zu finden, weil es bricht die Bande;
Es muß verbrennen in dem Läutrungsbrande,
Das reine Licht wird erst den Enkeln leuchten.

O dürft' ich nur, wie du Mann Gottes, Mose,
Dort da du von Sinai's Wolkenspitze
Das Land, das du auch durftest nicht betreten,

Von ferne sahest, so im dunklen Schooße
Der Zukunft ich, hell von prophet'schem Blitze,
Seh'n deutscher Freiheit Land, und stumm anbeten.

3.

Der Mann ist wacker, der, sein Pfund benutzend
Zum Dienst des Vaterlands kehrt seine Kräfte:
Nun denn, mein Geist, geh auch an dein Geschäfte,
Den Arm mit den dir eignen Waffen putzend.

Wie kühne Krieger jetzt, mit Gluthblick trutzend,
In Reih'n sich stellend, heben ihre Schäfte:

So stell auch Krieger, zwar nur nachgeäffte,
Geharnischter Sonette ein Paar Dutzend.

Auf denn, die ihr aus meines Busens Ader
Aufquellt, wie Riesen aus des Stromes Bette,
Stellt euch in eure rauschenden Geschwader!

Schließt eure Glieder zu vereinter Kette,
Und ruft, mithadernd in den großen Hader,
Erst: Waffen! Waffen! und dann: Rette! Rette!

4.

Was schmied'st du Schmied? „Wir schmieden Ketten, Ketten!"
Ach, in die Ketten seid ihr selbst geschlagen.
Was pflügst du, Bau'r? „Das Feld soll Früchte tragen!"
Ja für den Feind die Saat, für dich die Kletten.

Was zielst du, Schütze? „Tod dem Hirsch, dem fetten."
Gleich Hirsch und Reh wird man euch selber jagen.
Was strickst du, Fischer? „Netz dem Fisch, dem zagen."
Aus eurem Todesnetz wer kann euch retten?

Was wiegest du, schlaflose Mutter? „Knaben."
Ja, daß sie wachsen und dem Vaterlande,
Im Dienst des Feindes, Wunden schlagen sollen.

Was schreibest, Dichter, du? „In Gluthbuchstaben
Einschreib' ich mein' und meines Volkes Schande,
Das seine Freiheit nicht darf denken wollen."

5.

Wenn nicht ein Zaubrer mit Medea's Künsten
Das matte Haupt euch schneidet ab vom Rumpfe,
Eh' es in Altersschwäche gar verschrumpfe,
Und neu es füllt mit jungen Lebensdünsten!

Wenn nicht ein Alchymist mit Feuersbrünsten
Ganz eu'r Geschlecht einschmelzt mit Stiel und Stumpfe,
So wächst euch nie aus eurem todten Sumpfe
Die Kraft; denn faul von euch sind selbst die grünsten.

O daß ein schlagender Gewitterfunken,
Vom Einfluß schwanger aller Kraftgestirne,
Euch träfe, die ihr kraftlos seid versunken;

Euch zuckte so durch euer schlaff Gehirne,
Daß ihr neulebend stündet, oder trunken
Ganz niedertaumeltet mit todter Stirne!

6.

Sprengt eure Pforten auf, ihr Kaukasusse,
Und speiet Waffen! Brecht durch eure Dämme,
Ihr Wolgaströme, macht aus Felsen Schwämme,
Braust über Deutschland hin in Siegsergusse! —

Was will auf deinen Feldern denn der Russe,
Deutschland? Dir beisteh'n! Hast du keine Stämme
Im eignen Wald mehr, dich zu stützen? Memme,
Daß du nicht steh'n kannst als auf fremdem Fuße.

Du, die du liegst am Boden ausgestrecket,
Du steh'st nicht auf in kräft'ger Selbstaufraffung,
Ein fremder Retter hat dich aufgeschrecket.

Wird er durch seines nord'schen Armes Straffung
Dein Siechthum kräft'gen, oder angestecket
Auch selbst von dir heimtragen die Erschlaffung?

7.

Es steigt ein Geist umhüllt von blankem Stahle,
Des Friedrichs Geist, der in der Jahre sieben
Einst that die Wunder, die er selbst beschrieben,
Er steigt empor aus seines Grabes Maale,

Und spricht: Es schwankt in dunkler Hand die Schale,
Die Reiche wägt, und meins ward schnell zerrieben.
Seit ich entschlief, war Niemand wach geblieben,
Und Roßbachs Ruhm ging unter in der Saale.

Wer weckt mich heut und will mir Rach' erstreiten?
Ich sehe Helden, daß mich's will gemahnen,
Als säh' ich meinen alten Ziethen reiten.

Auf, meine Preußen, unter ihre Fahnen!
In Wetternacht will ich voran euch schreiten,
Und ihr sollt größer seyn als eure Ahnen.

8.

Wir schlingen unsre Händ' in einen Knoten,
Zum Himmel heben wir die Blick' und schwören,
Ihr Alle, die ihr lebet, sollt es hören,
Und wenn ihr wollt, so hört auch ihr's, ihr Todten.

Wir schwören: Steh'n zu wollen den Geboten
Des Lands, deß Mark wir tragen in den Röhren;
Und diese Schwerter, die wir hier empören,
Nicht eh'r zu senken, als vom Feind zerschroten.

Wir schwören, daß kein Vater nach dem Sohne
Soll fragen, und nach seinem Weib kein Gatte,
Kein Krieger fragen soll nach seinem Lohne,

Noch heimgeh'n, eh' der Krieg, der nimmersatte,
Ihn selbst entläßt mit einer blut'gen Krone,
Daß man ihn heile, oder ihn bestatte!

9.

„Der ich gebot von Jericho den Mauern:
Stürzt ein! und sie gedachten nicht zu stehen;
Meint ihr, wenn meines Odems Stürme gehen,
Die Burgen eurer Feinde werden dauern?

„Der ich ließ über den erstaunten Schauern
Die Sonne Gideons nicht untergehen;
Kann ich nicht auch sie lassen auferstehen
Für euch aus eurer Nacht verzagtem Trauern?

„Der ich das Riesenhaupt der Philistäer
Traf in die Stirn, als meiner Rache Schleudern
Ich in die Hand gab einem Hirtenknaben: —

„Je höh'r ein Haupt, je meinen Blitzen näher!
Ich will aus meinen Wolken so sie schleudern,
Daß fällt, was soll, und ihr sollt Friede haben."

10.

Der du noch jüngst durch deines Ruhms Posaunen
Ausrufen ließest vor Europa's Ohre:
Gehört nun haben Asia's Felsenthore
Meines Geschützes Donner auch mit Staunen!

Nun, da du dein Geschütz mit abgehaunen
Gesträngen lässest steh'n in Eis und Moore,
Dein Donnerwerkzeug bricht gleich schwachem Rohre;
Statt Donners blitze nun mit Augenbraunen!

Du hast gedacht die Erde zu erschüttern,
Wie Zeus den Himmel, wenn er regt die Locken,
Ich aber will es sagen deutschen Müttern,

Daß sie, wenn sie sich setzen an den Rocken,
Es sagen, oder wenn sie Kinder füttern:
Der große Donnrer ist nun auch erschrocken!

11.

Hoch auf des Nordens schneebedeckten Wachten,
Im altergrauen Reich der Moskowitter,
Stand ein Phantom, der Ruhm, der seine Flitter
Dir hielt entgegen, die dich lüstern machten;

Daß du, gewohnt, nicht Widerstand zu achten,
Aufbietend deines Heeres Ungewitter,
Dorthin dich spornend, brachest durch die Gitter
Der Feinde, die für jetzt zu weichen dachten;

Aus Leichen bauend deine Siegesbrücke,
Von Stadt zu Stadt fort und von Strom zu Strome,
Nur vorwärts schauend immer, nie zurücke;

Umnebelt immer von dem Trugphantome;
Bis es schwand plötzlich, und des Schicksals Tücke
Hell vor dir stand im Brand von Moskows Dome.

12.

Wir haben lang mit stummem Schmacherröthen
Geblickt auf uns und unsres Landes Schande,
Zu dir aufhebend unsres Armes Bande:
„Wie lang Herr, willst du sie noch fester löthen?“

Jetzt willst du dich, o Retter in den Nöthen,
Erbarmen wieder über deinem Lande;
Die Rettung kommt, sie kommt im Städtebrande
Von dir, sie kommt in blut'gen Morgenröthen.

O Herr, vom Schweren kann nur Schweres lösen,
Und wir sind schwer gebückt in unsrem Staube;
O eile du die Kraft uns einzuflößen

Zum Auferstehn! Laß nicht dem Sturm zum Raube
Uns werden in der Rettung Sturmgetösen;
Panier sei Hoffnung, unser Schild dein Glaube!

13.

Der alte Fritz saß drunten in den Nächten,
Auf einem Thron aus Thatenglanz gewoben,
Und dachte, weil den Busen Seufzer hoben,
An sein einst freies Volk, das ward zu Knechten.

Da kam, so lange von des Schicksals Mächten
Im ird'schen Stand des Lebens aufgehoben,
Sein alter Bruder kam jetzt her von droben,
Den sah er und hub an: „Will Preußen fechten?“

Der aber sprach mit Siegesglanz im Blicke:
„„Ich komme dir als Bote, daß erschienen
Nun ist die Stunde, wo es bricht die Stricke.““

Da sprang der alte König auf mit Mienen,
Als ob er selbst zu neuem Kampf sich schicke,
Und sprach: „Jetzt will ich wieder seyn mit ihnen.“

14.

„Das Schwert, das Schwert, das ich in meinen Tagen
Geschwungen, ich vergaß, in wie viel Schlachten,
Das Schwert, ob dessen Klang nicht Feinde lachten,
Als sie bei Roßbach und bei Lissa lagen!

„Das Schwert! Wer nahm's von meinen Sarkophagen?
Weß sind die Hände, die so keck sich machten,
Daß sie von dort zu seiner Schmach es brachten
Dahin, wo Niemand ist, der es kann tragen?

„Ihr Söhne Preußens aus dem West und Oste!
Wie viel der Schwerter könnt ihr aus dem Frieden
Noch zieh'n, die nicht gefressen sind vom Roste?

„Und könnt ihr Schwerter eilig g'nug nicht schmieden,
So nehmt nur Hack' und Sens' und, was es koste,
Holt mir mein Schwert her von den Invaliden!“

15.

Welch wundersam verschlungenes Gewebe
Vielfältig sich durchkreuzender Gewalten
Läuft von des Harzes bis zu Böhmens Spalten,
Und Niemand noch kann sagen, was es gebe.

Germania, die du es siehest, bebe
Du nicht, noch sorge, wie sich's soll entfalten;
Ich, spricht der HErr, ich, dessen Händ' es halten,
Gut machen will ich es, so wahr ich lebe.

Nicht ein Gewirr ist's, angelegt im Wahne,
Ich sehe jeden einz'len Faden schlagen,
Ich höre gehen jede einz'le Spule.

Und alles geht nach einem großen Plane,
Daß, wenn das Werk ist fertig, ihr sollt sagen:
Das ward gewirkt auf Gottes Weberstuhle.

16.

Tritt auf, Gigant, mein Lied, und schlage Saiten,
Daß Deutschlands Busen jauchzend wiederklinge,
Denn es sind ausgeführet worden Dinge,
Dergleichen niemals sahen Ort noch Zeiten.

Europa's Weltleib hat aus allen Weiten
Geschwellt die Adern, daß ihr Blutstrom springe
In Deutschlands großes Herz, und es durchdringe
Mit neuem Leben aus des Todes Streiten.

Spiel' auf, o Herz, in hellen Melodieen,
Der Rettung dank', daß du bist neu geboren
Durch Tausend, Tausend, die ihr Blut dir liehen.

Ruf', daß du lebst, laut in des Himmels Ohren,
Und bleich vor deinem Antlitz müsse fliehen
Der Fürst des Tods, in Korsika geboren.

Zeitgedichte.

(1814—1817.)

Das ruft so laut.

O wie ruft die Trommel so laut!
Wie die Trommel ruft ins Feld,
Hab' ich rasch mich dargestellt,
Alles andre, hoch und tief,
Nicht gehört, was sonst mich rief,
Gar danach nicht umgeschaut:
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.

O wie ruft die Trommel so laut!
Aus der Thüre rief mit Ach
Vater mir und Mutter nach;
Vater, Mutter, schweiget still,
Weil ich euch nicht hören will,
Weil ich höre nur Einen Laut:
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.

O wie ruft die Trommel so laut!
An der Ecken, an dem Platz,
Wo ich sonsten bei ihr saß,
Steht die Braut und ruft im Gram:
„Ach, o weh, mein Bräutigam!"
Kann nicht hören, süße Braut:
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.

O wie ruft die Trommel so laut!
Mir zur Seiten in der Schlacht
Ruft mein Bruder: „Gute Nacht!"
Drüben der Kartätschenschuß
Ruft mit lautem Todesgruß;
Doch mein Ohr ist zugebaut:
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.

O wie ruft die Trommel so laut!
Nichts so laut ruft in der Welt,
Als die Trommel in dem Feld
Mit dem Ruf der Ehre ruft;
Ruft sie auch zu Tod und Gruft,
Hat mich nicht davor gegraut:
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.

Die Gräber zu Ottensen.

Erstes Grab.

Zu Ottensen auf der Wiese
Ist eine gemeinsame Gruft;
So traurig ist keine wie diese
Wohl unter des Himmels Luft.

Darinnen liegt begraben
Ein ganzes Volksgeschlecht, [Knaben,
Väter, Mütter, Brüder, Töchter, Kinder,
Zusammen Herr und Knecht.

Die rufen Weh zum Himmel
Aus ihrer stummen Gruft,
Und werden's rufen zum Himmel,
Wenn die Trommet' einst ruft.

„Wir haben gewohnt in Frieden
Zu Hamburg in der Stadt,
Bis uns daraus vertrieben
Ein fremder Wüthrich hat.

Er hat uns ausgestoßen
Im Winter zur Stadt hinaus,
Die Hungernden, Nackenden, Bloßen:
Wo finden wir Dach und Haus?

Wo finden wir Kost und Kleider,
Wir Zwanzigtausend an Zahl?
Die Andern schleppten sich weiter,
Wir blieben hier zumal.

Die Andern nahmen die Britten,
Und Andre die Dänen auf;
Wir brachten mit müden Schritten
Bis hieher unsern Lauf.

Wir konnten nicht weiter keuchen,
Erschöpft war unsre Kraft;
Frost, Hunger, Elend und Seuchen,
Sie haben uns hingerafft.

Ein ungeheuerer Knäuel,
Zwölfhundert oder mehr;
Es zieht sich über den Gräuel
Ein dünner Rasen her.

Der deckt nun unsre Blöße,
Ein Obdach er uns gab;
Man merkt des Jammers Größe
Nicht an dem kleinen Grab."

Zweites Grab.

Zu Ottensen an der Mauer
Der Kirch' ist noch ein Grab,
Darin des Lebens Trauer
Ein Held gelegt hat ab.

Geschrieben ist der Namen
Nicht auf den Leichenstein;
Doch er sammt seinem Samen
Wird nie vergessen seyn.

Von Braunschweig ist's der Alte,
Karl Wilhelm Ferdinand,
Der vor des Hirnes Spalte
Hier Ruh' im Grabe fand.

Der Lorbeerkranz entblättert,
Den auf dem Haupt er trug,
Die Stirn vom Schlag zerschmettert,
Der ihn bei Jena schlug;

Nicht, wo er war geboren,
Hat dürfen sterben er:
Von seines Braunschweigs Thoren
Kam irrend er hieher;

Umirrend mit den Scherben
Des Haupts von Land zu Land,
Das, eh' es konnte sterben,
Erst allen Schmerz empfand;

Das erst noch mußte denken
Der Zukunft lange Noth,
Eh' es sich durfte senken
Beschwichtigt in den Tod.

Jetzt hat sich's hier gesenket,
Doch hebt sich's, wie man glaubt,
Noch aus der Gruft und denket,
Das alte Feldherrnhaupt.

Da sieht es die Befreiung
Nun wohl auf deutscher Flur,
Doch auch von der Entweihung
Die unvertilgte Spur.

Da sieht es der Zwölfhundert
Grabstätte sich so nah,
Und ruft wohl aus verwundert:
„Ein Feldherr ward ich ja!

O Feldherrnamt wie grausend!
Um mich, den Feldherrn, her
Gelagert sind die Tausend,
Ein großes Schmerzenheer.

Euch hat auf andern Pfaden,
Und doch aus gleichem Grund,
Der Tod hieher geladen,
Ihr seid mit mir im Bund.

Daß ohne Todtenhemde
Ihr auf den Gräbern sitzt,
Das schmerzt mich, weil der Fremde
Noch geht in Purpur itzt.

Ist Keiner mehr am Leben,
Den Purpur auszuziehn
Dem Fremden, und zu geben
Euch nackten Todten ihn?

Mit seinen dunklen Schützen
Der Oels, mein wackrer Sohn,
Der könnte wohl euch nützen;
Doch fiel auch der nun schon.

Jetzt kann ich keinen nennen,
Da ihn der Tod geraubt;
Und schmerzlich fühl' ich brennen
Die Spalt' in meinem Haupt."

Drittes Grab.

Zu Ottensen, von Linden
Beschattet, auf dem Plan
Ist noch ein Grab zu finden:
Dem soll, wer trauert, nahn.

Dort in der Linden Schauer
Soll lesen er am Stein
Die Inschrift, daß die Trauer
Ihm mag gelindert seyn.

Mit seiner Gattin lieget
Und ihrem Sohne dort
Ein Sänger, der besieget
Den Tod hat durch ein Wort.

Es ist der fromme Sänger,
Der sang des Heilands Sieg,
Zu dem er, ein Empfänger
Der Palm', im Tod entstieg.

Es ist derselbe Sänger,
Der auch die Hermannsschlacht
Sang, eh' vom neuen Dränger
Geknickt ward Deutschlands Macht.

Ich hoffe, daß in Frieden
Er ruht' indeß in Gott,
Nicht sah bei uns hienieden
Des Feinds Gewalt und Spott;

Und so auch ruht' im Grabe
Sein unverstört Gebein,
Als ob geschirmt es habe
Ein Engel vor'm Entweihn.

Es sind der Jahre zehen
Voll Druck und Tyrannei,
Voll ungestümer Wehen
Gegangen dran vorbei.

Sie haben nicht die Linden
Gebrochen, die noch wehn,
Und nicht gemacht erblinden
Die Schrift, die noch zu sehn.

Wohl hat, als dumpfer Brodem
Der Knechtschaft uns umgab,
Ein leiser Freiheitsodem
Geweht von diesem Grab.

Wohl ist, als hier den Flügel
Die Freiheit wieder schwang,
O Klopstock, deinem Hügel
Enttönt ein Freudenklang.

Und wenn ein sinn'ger Waller
Umher die Gräber jetzt
Beschaut, tret' er nach aller
Beschaun an dies zuletzt.

Wenn dort ein trübes Stöhnen
Den Busen hat geschwellt,
So ist als zum Versöhnen
Dies Grab hieher gestellt.

Die Thränen der Vertriebnen,
Des Feldherrn dumpfe Gruft,
Verschwinden vor'm beschriebnen
Stein unterm Lindenduft,

Wo wie in goldnen Streifen
Das Wort des Sängers steht:
„Saat von Gott gesät,
Dem Tag der Garben zu reifen."

Allgemeines Grablied.

Saat von Gott gesät, zu reifen
Auf der Garben großen Tag!
Wie viel Sicheln sind zu schleifen
Für so reichen Erntertrag,
Als in allen deutschen Gauen
Hat der Tod gesät mit Grauen.

Saat sie All', und Alle Garben
Werden sie dereinstmal seyn,
Alle, die im Kampfe starben,
Ruh' in Frieden ihr Gebein,
All' die große Volksgemeinde,
Und mit Freunden selbst die Feinde!

Wenn des Lebens Stürme brausen,
Feinden sich die Menschen an,
Können nicht zusammen hausen,
Friedlich geh'n auf Einer Bahn;
Wenn des Odems Hauch entwichen
Ist der Hader ausgeglichen.

Die einander mußten morden,
Von des Lebens Drang verwirrt,
Ruh'n in stiller Eintracht Orden
In den Gräbern ungeirrt;
Einst vor Gottes Richterschranken
Werden sie sich auch nicht zanken.

Blumen, nicht die blutigrothen,
Werden nur der Gruft entblühn,
Sondern Lieb'= und Friedensboten
Weiß und Blau und stilles Grün;
Wenn dazwischen Lüfte stöhnen,
Wird's nicht wie ein Kriegslied tönen.

Deutschlands Heldenleib.

Zu welch' hohem Heldenleibe
Einer Riesin voller Mark,
Könntest du aus schwachem Weibe
Wachsen, Deutschland, groß und stark!

Da vom Moder der Verwesung,
Wo du lagest schwer und tief,
Gott zu plötzlicher Genesung
Dich des neuen Lebens rief!

Wenn nur auf dem Bau der Glieder
Gleich ein kriegerisches Haupt
Oben wollte wachsen wieder,
Das man dir im Schlaf geraubt!

Wenn nur Glieder nicht, die kleinen,
Statt ein Leib zu seyn vereint,
Selber Leiber wollten scheinen,
Oder gar dem Ganzen feind!

Zu welch' hohem Heldenleibe
Einer Riesin voller Mark
Könntest du aus schwachem Leibe
Wachsen, Deutschland, groß und stark!

Die drei Gesellen.

Es waren drei Gesellen,
Die stritten wider'n Feind,
Und thäten stets sich stellen
In jedem Kampf vereint.
Der Ein' ein Oesterreicher,
Der Andr' ein Preuße hieß,
Davon sein Land mit gleicher
Gewalt ein jeder pries.
Woher war denn der Dritte?
Nicht her von Oestreichs Flur,
Auch nicht von Preußens Sitte,
Von Deutschland war er nur.

Und als die drei einst wieder
Standen im Kampf vereint,
Da warf in ihre Glieder
Kartätschensaat der Feind.
Da fielen alle dreie
Auf einen Schlag zugleich;
Der Eine rief mit Schreie:
Hoch lebe Oesterreich!
Der andre, sich entfärbend,
Rief: Preußen lebe hoch!
Der dritte, ruhig sterbend,
Was rief der dritte doch?

Er rief: Deutschland soll leben!
Da hörten es die zwei,
Wie rechts und links daneben
Sie sanken nah dabei;
Da richteten im Sinken
Sich beide nach ihm hin
Zur Rechten und zur Linken,
Und lehnten sich an ihn.
Da rief der in der Mitten
Noch einmal: Deutschland hoch!
Und beide mit dem dritten
Riefen's, und lauter noch.

Da ging ein Todesengel
Im Kampfgewühl vorbei,
Mit einem Palmenstengel,
Und liegen sah die drei.
Er sah auf ihrem Munde
Die Spur des Wortes noch,
Wie sie im Todesbunde
Gerufen: Deutschland hoch!
Da schlug er seine Flügel
Um alle drei zugleich,
Und trug zum höchsten Hügel
Sie auf in Gottes Reich.

Erhebung.

Ich stand auf Bergen hoch
Und übersah die Erde,
Die so gedrückt vom Joch,
Geschlagen so vom Schwerde.

Ich sah den blut'gen Greul,
Der lag auf ihren Tiefen,
Und hörte das Geheul
Der Stimmen, welche riefen.

Ich sprach: „O wär' ich doch
All' dieser Noth entrücket!"
Da ward vom Berg auf hoch
Ich in die Luft gezücket.

Aufschwebt' ich durch die Luft,
Und hört' und sah noch immer.
Zuletzt verschwamm in Duft
Das Blut und das Gewimmer.

Und als ich niedersah
Aus allerhöchster Ferne,
Da sah ich schimmern da
Den schönsten aller Sterne.

Was dort im hellen Licht
Ist das für eine Sphäre?
Da ward mir der Bericht,
Daß es die Erde wäre.

Der Engel sprach zu mir:
Es ist dir hier verschwunden,
Was einzeln drunten dir
Den wirren Blick umwunden.

Du hast die Höh' erreicht,
Wo dir erscheint das Ganze,
Und deine Erde weicht
Hier keinem Stern an Glanze.

Die Erd', in ihrem Kern
Von Wunden so durchwühlet,
Sieh, wie vor'm Blick des Herrn
Sie sich genesen fühlet.

Der Ruf des Weh's verschwimmt;
Thu' auf dein Ohr und höre,
Wie hell ihr Loblied stimmt
In ihrer Schwestern Chöre!

Italienische Gedichte.

(1817—1818.)

Aus der Jugendzeit.

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit,
Klingt ein Lied mir immerdar;
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war!

Was die Schwalbe sang, was die Schwalbe sang,
Die den Herbst und Frühling bringt,
Ob das Dorf entlang, ob das Dorf entlang
Das jetzt noch klingt?

„Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer;
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War alles leer!"

O du Kindermund, o du Kindermund,
Unbewußter Weisheit froh,
Vogelsprachekund, vogelsprachekund,
Wie Salomo!

O du Heimatflur, o du Heimatflur,
Laß zu deinem heil'gen Raum
Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur
Entflieh'n im Traum!

Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
War die Welt mir voll so sehr;
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War alles leer.

Wohl die Schwalbe kehrt, wohl die Schwalbe kehrt,
Und der leere Kasten schwoll;
Ist das Herz geleert, ist das Herz geleert,
Wird's nie mehr voll.

Keine Schwalbe bringt, keine Schwalbe bringt
Dir zurück, wonach du weinst;
Doch die Schwalbe singt, doch die Schwalbe singt
Im Dorf wie einst:

„Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer;
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War alles leer.“

Die Kirche zu Puteoli.

Von Neapel ging ich nach Puteoli;
Mich schleppen ließ ich hergebrachter Massen
Durch alle Steine, die einst Römer hie
Der Pracht gehäuft, und nun dem Schutt gelassen.

Die Tempeltrümmer ließ ich hinter mir:
Ich stütz' euch nicht, ihr mögt nur ferner sinken!
Da sah ich rechts am Weg in stiller Zier
Mir eine kleine Gotteskirche winken.

Und eine Inschrift, die daran sich fand,
Hielt meinen Blick, es ging mein Fuß nicht weiter;
Hier als der Kirche Schutzherr war genannt
Sankt Raphael, der Reisenden Geleiter.

O, wie du einstmal des Tobiä Sohn
Hast heimgeleitet zu der Eltern Hause,
So wirst du mich auch heimgeleiten schon,
Den müden Wandrer, aus der Fremde Brause.

Ich trat hinein. Ein heil'ges Dunkel barg
Den innern Raum. Und als mein Blick nun forschte,
Da sah ich ausgestellet einen Sarg,
Drin eines Pilgers müder Leib vermorschte.

Sankt Raphael! Dieß ist der Reise Ziel;
Und Diesen hast du heim in Gott geleitet,
Nun führe Den auch, der durch's bunte Spiel
Des Lebens noch und seine Trümmer schreitet!

Nachklang.

Hier an deutscher Zitterpappel,
Die im leisen Westhauch schwankt,
Denk' ich, wie mich einst, o Napel,
Dort dein Zauber hielt umrankt.

Wo die Strahlen mich umflirrten,
Die dein Tag zur Erd' ergießt,
Wo die Blumen mich umwirrten,
Die dein Lenz zum Himmel sprießt.

Dort wo schreiend Farben tosen,
Die hier schweigend lächeln mir,
Mit Geruch betäuben Rosen,
Die bescheiden duften hier.

Napolis! von zweien Meeren
Stets betäubt dich Wogenbrand,
Eins in dir von Menschenheeren,
Draußen eins an deinem Strand.

Und die Wog' an deinem Strande
Brandet so gewaltsam nicht,
Wie die Menschenfluth am Lande,
Die sich im Toledo bricht.

Aber hier in diese Stille
Tönst du sanftgedämpft mir nach,
Wo beim Sommerlied der Grille
Murmelnd träumt der Wiesenbach;

Wo die Sonne mit Gelindheit
Ihren Glanz durch Zweige thaut,
Die dort Augen schlägt mit Blindheit,
Wann sie aus dem Löwen schaut.

Und wie die gedämpfte Sonne
Ohne Blendung mich erquickt,
Also hat mit leiser Wonne
Mich die Lieb' hier angeblickt.

Nicht an Mittelmeeres Borden
Hat der Lenz allein sein Fest;
Nachtigall im stillen Norden
Baut sich gern ihr Frühlingsnest.

Und die Strahlen all', die lauen,
Eingesogen am Vesuv,
Im Gesang hier auszuthauen,
Nachtigall! ist dein Beruf.

Kommet, ohn' euch zu ermüden,
Höret Alle, was sie singt!
Wandern braucht ihr nicht zum Süden,
Weil ihn ihr Gesang euch bringt.

Unter Pinien, unter Palmen,
Unter Myrten, wohnt die Lust;
Aber unterm Dach von Halmen
Wohnt die Lieb' in treuer Brust.

Nicht der Frühling kann dir's geben,
Geben mußt dem Frühling du
Seinen Glanz, sein Blüthenleben,
Seinen Frieden, seine Ruh.

Erinnerung.

Als ich einst das Heimweh hatte
In dem Land Italia,
Wissen mochte gar das matte
Herz nicht, was das Auge sah;

Nicht der hohen Roma Zinnen
In der Abendlichter Gluth,
Nicht den Glanz der Römerinnen
In des Corso's Maskenfluth.

Was von andern Gegenständen
Soll ich sagen? Liebchen, schau':
An den raphael'schen Wänden
Waren mir die Farben grau.

Da — ich weiß noch wohl die Stelle,
Und das Thor, durch das ich ging,
Wo mit einmal Frühlingshelle
Wie ein Zauber mich umfing.

Rechts am Wege war ein Garten,
Hinter ihm die Felsenwand,
Wo mir unbekannter Arten
Buschwerk durcheinander stand.

Und hier hatte so sein Feuer
Lenz entzündet neuerdings,
Daß vom Abglanz das Gemäuer
Sich veredelsteinte rings.

Pfirsichfarb' und Purpurröthen,
Goldnes Gelb und lichtes Grün,
Schienen kämpfend sich zu tödten,
Ringend wieder aufzusprühn.

Meine Augen wollt' ich schließen,
Wie's das dumpfe Herz gebot,
Daß darein nicht möchte fließen
Lebensgrün und Freudenroth.

Doch schon war ein Strahl geschossen,
Der das Aug' im Fluge traf,
Und, ins Herz hinabgeflossen,
Rüttelte den Todesschlaf.

Und es half kein Widerstreben,
Und der eigensücht'ge Gram
Mußte sich dem Licht ergeben,
Das in seine Nächte kam.

Lust mich fühlt' ich übermannen,
Sieger ward der Lenz an mir,
Und so hell ging ich von dannen,
Liebliche! wie heut von dir.

Liebesfrühling.

(1821.)

Ich hab' in mich gesogen
Den Frühling treu und lieb,
Daß er, der Welt entflogen,
Hier in der Brust mir blieb.

Hier sind die blauen Lüfte,
Hier sind die grünen Au'n,
Die Blumen hier, die Düfte,
Der blühende Rosenzaun.

Und hier am Busen lehnet
Mit süßem Liebesach
Die Liebste, die sich sehnet
Den Frühlingswonnen nach.

Sie lehnt sich an, zu lauschen
Und hört in stiller Lust
Die Frühlingsströme rauschen
In ihres Dichters Brust.

Da quellen auf die Lieder
Und strömen über sie
Den vollen Frühling nieder,
Den mir der Gott verlieh.

Und wie sie, davon trunken,
Umblicket rings im Raum,
Blüht auch von ihren Funken
Die Welt, ein Frühlingstraum.

2.

Die Liebe sprach: In der Geliebten Blicke
Mußt du den Himmel suchen, nicht die Erde,
Daß sich die beſſ're Kraft daran erquicke,
Und dir das Sternbild nicht zum Irrlicht werde.

Die Liebe sprach: In der Geliebten Auge
Mußt du das Licht dir suchen, nicht das Feuer,
Daß dir's zur Lamp' in dunkler Klause tauge,
Nicht dir verzehre deines Lebens Scheuer.

Die Liebe sprach: In der Geliebten Wonne
Mußt du die Flügel suchen, nicht die Fesseln,
Daß sie dich aufwärts tragen zu der Sonne,
Nicht niederziehn zu Rosen und zu Nesseln.

3.

Der Himmel hat eine Thräne geweint,
Die hat sich in's Meer zu verlieren gemeint.
Die Muschel kam und schloß sie ein:
Du sollst nun meine Perle seyn;
Du sollst nicht vor den Wogen zagen,
Ich will hindurch dich ruhig tragen.
O du mein Schmerz, du meine Lust,
Du Himmelsthrän' in meiner Brust!
Gib, Himmel, daß ich in reinem Gemüthe
Den reinsten deiner Tropfen hüte!

4.

Ich sehe, wie in einem Spiegel,
In der Geliebten Auge mich;
Gelöst vor mir ist jedes Siegel,
Das mir verbarg mein eignes Ich.

Durch deinen Blick ist mir durchsichtig
Mein Herz geworden und die Welt;
Was in ihr wirklich und was nichtig,
Ist vor mir ewig aufgehellt.

So wie durch meinen Busen gehet
Hier deines Herzens stiller Schlag,
So fühl' ich, was die Schöpfung drehet
Vom ersten bis zum jüngsten Tag.

Die Welten dreh'n sich all' um Liebe,
Lieb' ist ihr Leben, Lieb' ihr Tod;
Und in mir wogt ein Weltgetriebe
Von Liebeslust und Liebesnoth.

Der Schöpfung Seel' ist ew'ger Frieden,
Ihr Lebensgeist ein steter Krieg.
Und so ist Friede mir beschieden,
Sieg über Tod und Leben, Sieg!

Ich spreche still zur Lieb' im Herzen,
Wie Blume zu der Sonne Schein:
Du gib mir Lust, du gib mir Schmerzen!
Dein leb' ich und ich sterbe dein.

5.

Liebster, deine Worte stehlen
Aus dem Busen mir das Herz.
O wie kann ich dir verhehlen
Meine Wonne, meinen Schmerz!

Liebster, deine Töne ziehen
Aus mir selber mich empor.
Laß uns von der Erde fliehen
Zu der sel'gen Geister Chor!

Liebster, deine Saiten tragen
Durch die Himmel mich im Tanz.
Laß um dich den Arm mich schlagen,
Daß ich nicht versink' im Glanz!

Liebster, deine Lieder wanken
Mir ein Strahlenkranz um's Haupt.
O wie kann ich dir es danken,
Wie du mich so reich umlaubt!

6.

Götter! keine frostige
Ewigkeit!
Eine freudenmostige
Jugendzeit,
Eine nie sich trübende,
Liebeswonnen übende
Seligkeit!

Nicht mit Lorberblatte mir
Lohn', o Welt!
Bleib, o Myrtenschatte, mir
Still gesellt,
Bis mir auf's vergessene
Grab einst der zipressene
Schatte fällt.

7.

Ein weißes Blüthenglöckchen,
Unschuld'ger Neubegier,
Am lebensfrohen Stöckchen
Sah ich dich steh'n vor mir.

Und wieder um ein Weilchen
Verwandelt sah ich dich,
Ein schwermuthvolles Veilchen,
Voll Duft gesenkt in sich.

Und um ein Weilchen wieder
Da blüthest du so voll,
Daß unter'm knappen Mieder
Die Rosenfülle schwoll.

Und Nachtigallgekose
Und Ostwinds Schmeichelei,
Sie sagten, daß die Rose
In dir erstanden sei.

Wer ist die, der's gelungen,
Die wunderbare Macht,
Die die Verwandelungen
Des Frühlings still vollbracht?

Daß Veilchenschwermuthsbläue
Erst aus Schneeglöckchenmuth,
Und dann aus Veilchenscheue
Wuchs Rosenliebesgluth?

8.

Rose, Meer und Sonne
Sind ein Bild der Liebsten mein,
Die mit ihrer Wonne
Faßt mein ganzes Leben ein.

Aller Glanz, ergossen,
Aller Thau der Frühlingsflur,
Liegt vereint beschlossen
In dem Kelch der Rose nur.

Alle Farben ringen,
Alle Düft' im Lenzgefild,
Um hervorzubringen
Im Verein der Rose Bild.

Rose, Meer und Sonne
Sind ein Bild der Liebsten mein,
Die mit ihrer Wonne
Faßt mein ganzes Leben ein.

Alle Ströme haben
Ihren Lauf auf Erden bloß,
Um sich zu begraben
Sehnend in des Meeres Schooß.

Alle Quellen fließen
In den unerschöpften Grund,
Einen Kreis zu schließen
Um der Erde blüh'ndes Rund.

Rose, Meer und Sonne
Sind ein Bild der Liebsten mein,
Die mit ihrer Wonne
Faßt mein ganzes Leben ein.

Alle Stern' in Lüften
Sind ein Liebesblick der Nacht,
In des Morgens Düften
Sterbend, wann der Tag erwacht.

Alle Weltenflammen,
Der zerstreute Himmelsglanz,
Fließen hell zusammen
In der Sonne Strahlenkranz.

Rose, Meer und Sonne
Sind ein Bild der Liebsten mein,
Die mit ihrer Wonne
Faßt mein ganzes Leben ein.

9.

Geliebte! groß ist die Natur,
Doch ist das Höchste nicht in ihr;
Sie ist ein Kleid der Gottheit nur,
Der Gottheit Glieder sind nur wir.

Du siehst in ihr der Liebe Spur,
Die Liebe selbst ist nur in dir,
In dir der Treue Himmelschwur,
In ihr der Trieb und die Begier.

Sie ist ein trüber Spiegel nur
Für Gottes ew'ge Liebeszier;
Der rechte Spiegel rein und pur
Ist nur in deinen Augen hier.

Die Sterne dreh'n sich im Azur,
Und auf der Erde Pflanz' und Thier,
Sie dreh'n sich um die Liebe nur,
Und kommen selber nicht zu ihr.

Darum, als Gott herniederfuhr,
Ward er nicht Pflanze, Stern noch Thier,
Er ward ein Mensch auf ird'scher Flur,
Und sein durch Liebe wurden wir.

10.

Wie die Engel möcht' ich seyn
Ohne Körperschranke,
Deren Unterredung ein
Tönender Gedanke.

Oder wie die Blum' im Thal,
Wie der Stern in Lüften,
Dessen Liebesruf ein Strahl,
Deren Sprach' ein Düften.

Oder wie der Morgenwind,
Der um seine Rose
Aufgelöset ganz zerrinnt
In ein Liebgekose.

Aermer ist die Nachtigall,
Die nicht kann zerfließen,
Sondern nur der Sehnsucht Hall
Läßet sich ergießen.

Eine Nachtigall bin ich,
Aber stumm geboren;
Meine Feder spricht für mich,
Doch nicht zu den Ohren.

Leuchtendes Gedankenbild
Ist des Griffels Schreiben;
Doch wo du nicht lächelst mild,
Muß es tonlos bleiben.

Wie dein Blick das Blatt berührt,
Fängt es an zu singen,
Und den Preis, der ihr gebührt,
Hört die Lieb' erklingen.

Jeder Buchstab' ist zumal
Memnonsäule worden,
Die geküßt vom Morgenstrahl
Aufwacht in Akkorden.

11.

Ein Strom der Liebe ging
Aus meiner Liebsten Herzen,
Den ich in meins empfing
Herüber ohne Schmerzen;

Sie fühlte, wie ich tief
In ihrem Frieden ruhte;
Ich fühlte, wie sie schlief,
An meinem stillen Blute.

Der, wie er meine Brust
Durchfluthet und durchzogen,
Zurück in stiller Lust
Ergoß in Sie sein Wogen.

Wir sah'n uns an dazu,
Verwundert, wie auf Erden
Solch eine Himmelsruh'
Mag zweien Herzen werden.

12.

Liebste! Nein, nicht lustberauscht,
Sondern ruhig nüchtern,
Hat sich Herz um Herz getauscht,
Innig stark und schüchtern.

Keine wilde schwärmende
Sinnesübermeistrung,
Eine milde wärmende,
Haltende Begeistrung.

Wie mein Dichten von Natur,
Liebste, so mein Lieben;
Niemals trunken hab' ich nur
Auch ein Wort geschrieben.

13.

Ihr Engel, die ihr tretet,
Wie Morgenlüfte lind,
Heran, wo brünstig betet
Zu Gott ein Menschenkind:
Habt ihr zur Kirch' euch nieder,
Der ländlichen, geneigt,
Wo Opferrauch der Lieder
Aus hundert Herzen steigt?

Das heil'ge Fest der Pfingsten
Versammelt dort vorm Herrn
Die größten und geringsten
Aus Hütten nah und fern.
Ihr Engel, nehmt die Stimmen,
Und laßt den vollen Chor
Wie Blumendüfte schwimmen
Zu Gottes Thron empor.

Doch von den Stimmen eine,
Die meiner Liebsten ist,
Die nehme du alleine,
Der du ihr Engel bist,
Und leg' am Thron sie nieder.
Dort soll für mich sie flehn,
So wie hier Freimunds Lieder
Für sie zum Himmel gehn.

14.

Herr! der du alles wohlgemacht!
Ich will nichts, was nicht du willst schenken.
Du machst es nicht, wie wir's gedacht;
Du machst es besser, als wir's denken.

O ziehe nicht die Hand zurück,
Die du zum Heil mir ausgestrecket!
Du leitest mich zu meinem Glück;
Gib, daß dazu kein Weg mich schrecket.

Mich geb' ich hier in deine Hand,
Daß du mich meiner Liebsten gebest.
Du hast geschlungen dieses Band,
O daß du's immer fester webest!

Soll ich mit ihr auf Rosen gehn?
Den Dornenpfad? Ich geh' in Frieden.
Und sollen wir getrennt hier stehn,
Laß uns im Himmel ungeschieden!

Oktaven und Verwandtes.

Oktaven.

1.

Dem Schwane, der, sein eigner Leichensänger,
Die Seele läßt in seinem Lied entschweben,
Vergleicht der Dichter sich, wiewohl er länger
Scheint nach gesungnem Liede noch zu leben;
Doch ringet sich vom Leben, ihrem Dränger,
Die Seel' in jedem Liede los, nur eben
Daß böser Zauber gleich zurück sie zwinget,
Wo sie von neuem stets zu sterben ringet.

2.

Ich hätte Herzzerreißendes zu singen,
Wollt' ich enthüllen, was tief in mir lodert;
Ich müßte mich zu falschen Tönen zwingen,
Wollt' ich der Menge geben, was sie fodert.
Wie helle Blumen aus der Erde dringen,
Und dunkler Tod still unter ihnen modert:
So soll mein Sinn sich sanft in Schmuck verhüllen,
Und meine Trauer euch mit Lust erfüllen.

3.

Da ich des Lebens Lust und Leid erfuhr,
Mein Herz vermag zu zürnen und zu lieben,
Zu mir vernehmlich redet die Natur,
Mir jede Sprache lebt, die Menschen schrieben,
Und alles das ich nicht zu denken nur,
Auch auszusprechen fühle mich getrieben:
Wie sollt' ich nicht, zum Trotz den Splitterrichtern,
Mich selber zählen zu den wahren Dichtern?

4.

Mein Liebchen ist zum Himmel aufgestiegen,
Ich weiß es nicht, wie sie hinauf gekommen,
Ob sie gemocht auf Liebesflügeln fliegen,
Ob sie von Reiz zu Reiz emporgeklommen;
Der Himmel widerstand nicht ihren Siegen,
Mit Einem Blick hat sie ihn eingenommen
Und hat davon getragen die Trophäen,
Die alle Welt nun mag an ihr erspähen:

Die Sonne nahm sie in ihr Aug' gefangen,
Wo sie nun schöner als am Himmel wacht,
Die Morgenröthe steht auf ihren Wangen,
Der junge Tag auf ihrer Stirne lacht.
Und nicht die Nacht ist ihrem Raub entgangen,
In ihren Locken hing sie auf die Nacht:
Die Nacht, dort prangend einst im Sternenkranze,
Schmückt nun als Haar sich mit Juwelenglanze.

Abschied.

Ihr Berg' und o ihr Thäler, hoch und tief,
Die ihr mir lange war't ein fremdes Land,
In welchem nie mein Herz die Heimat fand,
Die stets der Sehnsucht aus der Ferne rief!
Da endlich nun die Sehnsucht hier entschlief,
Da mir die neue Heimat hier entstand,
Wo mich umketten wollte trautes Band:
Euch reichen muß ich nun den Scheidebrief.
Ihr Berg' und o ihr Thäler, habt Ade!
Was ich hier fand, wo find' ich's wieder je?
Lebt wohl! ich sag' euch Lebewohl mit Weh.

Du sanftumbüschter Garten, süßer Ort,
Du hast ein Jahr lang mit vergebnen Müh'n
Dem aufgenommnen Fremdling wollen blüh'n,
Und bliebst dem kranken Sinne stets verdorrt!
Und nun, da plötzlich durch ein Zauberwort
An allen Plätzen du mir wurdest grün,
Mir alle deine Rosen Funken sprüh'n:
Das Schicksal ruft, und ich muß von dir fort.
Wie nun zur Hand den Wanderstab ich nahm,
Ist er so dürr wie damals, da ich kam.
Leb' wohl! dir sag' ich Lebewohl mit Gram.

O stiller See, bewegt vom Ruderklang
Des Schwanes, der die feuchten Kreise zieht
Um seine Insel, wo in Schilf und Ried
Das Weib ihm sitzt und brütet! — o wie lang
Belauscht', o Schwan, ich deinen Lebensgang,
Und meine Thräne mehrte dein Gebiet.
Ich sah im See ein Schattenbild, es flieht,
Du schweigst, und hörest meinen Schwanensang.
O Wellen, die ihr meine Thränen seid,
Einst Spiegel meines Glücks, und nun mein Neid,
Lebt wohl! ich sag' euch Lebewohl mit Leid.

O Stadt mit allen Häusern Dach an Dach,
Die ihr als Gast mich aufgenommen habt,
Die ihr zuerst mir nur ein Obdach gabt
Und keine Freud' im einsamen Gemach;
Da nun aus euerem Gestein ein Bach
Des Lebens ist entsprungen, der mich labt,
Muß ich mich von euch wenden. O begrabt

In eurer Giebel Rauch mein letztes Ach!
Wie ich aus euch mich sehnte heimatwärts,
So wird nach euch sich sehnen nun mein Herz.
Lebt wohl! ihr seht mich von euch geh'n mit Schmerz.

O Berg und Thal, o Garten, See und Stadt,
Ein Himmel mir, so weit, als sich der Saum
Des Himmels dehnt, mir erst ein öder Raum,
Wo meine Seele nirgends wurde satt;
Nun sich das Alles mir verwandelt hat,
Und hier mir sproßt des Lebens grünster Baum,
Ist es zum Abschied mir als wie ein Traum,
Daß ich davon mitnehme nicht ein Blatt.
O Stadt, o See, o Garten, Berg und Thal!
Vergold' euch schön der Morgensonne Strahl!
Lebt wohl! und laßt mich scheiden ohne Qual!

Verwandlung.

Der Dichter sprach: In Alles tausendfach,
Was Die umgibt, die meine Seele liebt,
Möcht' ich mich wandeln können;
Daß außer mir und meiner süßen Gier
Ich nicht den Dingen, welche sie umringen,
An ihr müßt' Antheil gönnen;
Daß sie nichts säh' und hört' und in der Nähe
Nichts hätte, das nicht ich,
Nichts träte, rührte, noch mit Sinnen spürte,
Als mich, als mich, als mich!

Die Liebste spricht: Verwandlung braucht es nicht;
Dir sei verkündet, wie in mir sich zündet
Ein Licht von solchem Scheine,
Durch dessen Kraft und Zaubereigenschaft
Mir aus den Sinnen muß die Welt zerrinnen,
Und du nur bleibst alleine.
Was angehaucht in dieses Licht sich tauchet,
Verwandelt sich um mich,
Daß ich in allen Dingen mich umwallen
Nur fühle dich, dich, dich!

Sestine.

Wenn durch die Lüfte wirbelnd treibt der Schnee,
Und lauten Fußtritts durch die Flur der Frost
Einhergeht auf der Spiegelbahn von Eis;
Dann ist es schön, geschirmt vor'm Wintersturm,
Und unvertrieben von der holden Gluth
Des eignen Herds, zu sitzen still daheim.

O dürft' ich sitzen jetzt bei Der daheim,
Die nicht zu neiden braucht den reinen Schnee,
Die mit der sonn'gen Augen sanfter Gluth
Selbst Funken weiß zu locken aus dem Frost!
Beschwören sollte sie in mir den Sturm,
Und thauen sollte meines Busens Eis.

Erst muß am Blick des Frühlinges das Eis
Des Winters schmelzen, und nach Norden heim,
Verscheucht vom Lenzhauch, zieh'n der laute Sturm,
Eh' ich darf zieh'n dorthin, wo ich den Schnee
Der Hand will küssen, den, weil Winterfrost
Ihn nicht erschuf, nicht tödtet Sommergluth.

Die Sehnsucht brennt in mir wie Sommergluth,
Aufzehrend innerlich wie mürbes Eis
Mein Herz, in Mitten von des Winters Frost;
Und rastlos stäuben die Gedanken heim
Nach ihrem Ziel, sich kreuzend wie der Schnee,
Den flockend durch einander treibt der Sturm.

O daß mich fassend zu ihr trüg' ein Sturm,
Damit gestillet würde meine Gluth!
Und dürft' ich als ein Flöckchen auch den Schnee
Nur oder als ein Nädelchen von Eis
Das Dach berühren, wo Sie ist daheim:
Nicht fühlen wollt' ich da des Winters Frost.

Wer fühlet, wo der Frühling athmet, Frost?
Wen schrecket, wo die Liebe sonnet, Sturm?
Wer kennet Ungemach, wo Sie daheim?
Sie, die mir zuhaucht sanfte Lebensgluth
So fern her über manch Gefild von Eis
Und manch Gebirg, bedeckt von rauhem Schnee!

Mit Blüthenschnee schmückt sich der kahle Frost,
Das Eis wird Lichtkristall und Wohllaut Sturm,
Wo ich voll Gluth zu Dir mich denke heim.

Distichen.

Wiederhergestellter Haushalt.

1.

Der Gärtner zu seinem Sohne.

Rosen zieh' ich so viel', zum Verkauf ist keine zu bringen.
Eh' sie mir werden zu Geld, sind sie mir diebisch entwandt.

Der Sohn.

Ach! ich muß es gestehn, ich habe das Geld nicht erwogen;
Rosen hab' ich umsonst Liebchen gegeben zum Strauß.

2.

Die Spinnerin zu ihrer Tochter.

Immer dreh' ich die Spule, doch will sie nimmer sich füllen;
Welche Scheere des Neids trennt mir die Fäden entzwei?

Die Tochter.

Ach! die Scheere ist mein; ich habe die Fäden genommen,
Habe gebunden damit Rosen des Liebsten zum Kranz.

3.

Der Knabe zum Mädchen.

Wenn mir mein Vater die Blumen versagt, so find' ich doch Eine:
Sturmhut! schön ist die Blüth', aber die Wurzel ist Gift.

Das Mädchen.

Wenn mich Mütterchen trennet von dir, so schling' ich die Fäden
Heimlich zum Strang, und mir schling' ich den Strang um den Hals.

4.

Der Gärtner zur Spinnerin.

Weil mein Bube wie närrisch den Garten mir wirft durcheinander,
So begehr' ich für ihn euere Tochter zum Weib.

Die Spinnerin.

Daß nicht immer am Rade mein liebes Mädchen mir seufze,
Nehme der Jüngling mit Gott sie und ihr Rädchen dazu!

5.

Der Bräutigam.

Alle Götter der Liebe! Nun will ich nichts pflanzen als Rosen,
Und damit sie gedeih'n, wohnst du, die Sonne, bei mir.

Die Braut.

Laß, o Parze den Rocken! ich spinne mein Schicksal mir selber;
Liebe, dein goldenes Rad spinnt mir die Seide der Lust.

6.

Der Gärtner.

Weil der Rausch nun vorbei, und schon der Hunger sich meldet,
Seh' ich im Garten, will's Gott, bald nun Gemüse gepflanzt.

Großmutter.

Und im Rollen der Monde soll die nicht goldene Spindel
Rollen, daß Linnengeweb' finde der Enkel aufs Jahr.

An die Nacht.

Nacht, Allmutter des Lebens, ich preise dich, herrliche Göttin,
Königin! keine wie du kränzet mit Sternen ihr Haupt.
Deinen umfangenden Armen entreißen sich trotzige Sonnen,
Lieblos löschen sie aus deinen bescheidenen Glanz;
Doch wehmüthig empfängst du am Abende jegliche wieder,
Ihr hinsterbendes Haupt bergend im duftigen Schooß.
Ungleich haben getheilet die wechselnden Horen des Jahres
Zwischen dem Tag und dir; kränket es, Holde, dich nicht?
Daß mit beginnendem Lenze die Bahn um so viel dir sich enget,
Als sie erweitert ist ihm, der dir an Schöne nicht gleicht!
Oft dann hab' ich mit Schlummer die längernden Tage gekürzet,
Dich zu erwachen, o Nacht, die du mir brachtest ein Glück,
Liebliche Träume der Lieb' und liebliche Liebe dem Traum gleich,
Blumen von Eden, wie nicht pflanzt auf den Fluren der Tag.
Aber es hat nun am Himmel die herbstliche Wage gerichtet,
Und, o verkürzte, du nimmst weit nun Besitz von der Welt.
Säh' ich am Pole dich jetzt im Triumph, auf dem Wagen des Nordscheins,
Sonneverachtenden Glanz spiegeln im Schilde von Eis!
Aber zu mir auch reichet herab ein Schatten von deinem
Herrschaftstabe, womit Sterne du lenkest und Mond,
Deine getreuen Begleiter, die freundlichen Blüthen der Lüfte,
Deren sich tröstet mein Herz, welches der Frühling verließ.
Siehe, sie wollen den Frühling ins Herz, ins Zimmer mir wieder
Bringen, der Lampe dazu leih'n sie den zaubernden Strahl.
Geh' am verödeten Himmel hinab doch, o Sonne, du blickst matt,
Matt wie die Liebste geblickt, als sie nicht mehr mich geliebt.
Aber, o Sonn' in der irdischen Nacht, geh' leuchtend im Geist auf,
Untergegangener Lieb' einziger Trost, Poesie!

Bruchstücke.

1.

Was kann fühlen ein Mensch, das nicht der Menschheit gehörte?
Und was denken, das nicht Tausende vor ihm gedacht?
Aber wenn unbefangen er's ausspricht, wie er es fühlet:
Eigenthümlich und neu wird es erfreuen die Welt.

2.

Geist genug und Gefühl in hundert einzelnen Liedern
Streu' ich, wie Duft im Wind, oder wie Perlen im Gras.
Hätt' ich in Einem Gebild es vereinigen können, ich wär' ein
Ganzer Dichter, ich bin jetzt ein zersplitterter nur.

3.

Willst du der Lieblingsdichter der Zeit seyn, schreibe, daß Jeder
Zwischen Wachen und Traum lesen dich kann und versteh'n.
Muthe nicht auch Anstrengung auf eitele Reime dem Volk zu,
Dem Anstrengung genug kostet sein tägliches Brod.

4.

Einige ziehen hinaus, die Grenzen des Reichs zu erweitern;
Andere bleiben daheim, dreh'n sich behaglich im Kreis.
Jenen genüg' es am Ruhme, der Zukunft Saaten zu streuen;
Diese behaupten das Feld, Lieblingspoeten des Tags.

Verschiedenartiges.

Sprachforschung.

Neulich im Blüthengefilde des Frühlinges einen gebückten,
Schleichenden, suchenden Mann sah ich, und wunderte mich,
Wie er dem Boden der Flur heilkräftige Wurzeln entwühlend,
Achtend nicht auf den Duft, noch auf den farbigen Glanz,
Trockenes Ernstes in Schachteln den Schatz, den erbeuteten, einschob;
Und schon hatt' ich den Mund offen, zu sagen: o Thor!
Doch mich zupfte beim Ohre der Genius: Siehe, du selber,
Der du auf Blumen der Red' ehmals ein Schmetterling dich
Wiegetest, wühlst mühselig dich itzt, maulwürfischer Blindheit,
Hin durch's Wurzelgeflecht ältester Sprachen der Welt.
Und was bleibt der Gewinn? die Befriedigung eiteler Wißlust;
Wahrlich, der Menschheit Heil gräbst du, wie jener, nicht auf.

Zum Hariri.

Wer Philolog und Poet ist in Einer Person, wie ich Armer,
Kann nichts besseres thun als übersetzen wie ich.
Wie Poesie und Philologie einander zu fördern
Und zu ergänzen vermag, hat mein Hariri gezeigt.
Wenn du nicht zu philologisch, nicht überpoetisch es ansiehst,
Wird dich belehrend erfreu'n, Leser, das Zwittergebild.
Was philologisch gefehlt ist, vergibst du poetischer Freiheit,
Und die poetische Schuld schenkst du der Philologie.

Umgang.

Wähle zum Umgang dir den Verständigen, wähle den Guten,
Wähl' am liebsten dir den, der so verständig als gut.
Wär' der Beste auch nicht der Verständigste: laß du von seiner
Güte dir geben, und gib du ihm von deinem Verstand.
Sei der Verständige selbst auch der Beste nicht: meide sein Schlimmes,
Gib ihn darum nicht auf, lerne soviel du vermagst.
Stets nur den Thoren vermeide, den räudigen Hammel der Heerde,
Der anstecken nur kann, selber zu heilen nicht ist.

Herbstblumen.

Frühlingsblumen verblüh'n, und mit Gleichmuth kannst du es anseh'n,
Weil der verblühenden nach schöner die blühende dringt.
Doch uns spärliche Fünkchen des Spätjahrs hasche du sorglich,
Weil den verglimmenden nach schreitet der starrende Tod.

Sizilianen.

1.

Ich saß am Meer, und das Gewühl der Farben,
Das grüne Bunt um Berg und Wald und Flur,
Das Wechselspiel von Blüthen, Früchten, Garben,
War hinter mir geschwunden Spur um Spur.
Und wie dem Aug' die einzlen Farben starben
Im Grün der See und in der Luft Azur:
Empfand mein Herz, vergessend alter Narben,
Unendlichkeit der Lieb' und Sehnsucht nur.

2.

In Sturm und Wogen ging ein Schiff zu Scheiter,
Und als den letzten Rest die Fluth verschlang,
Ward still die See und ward der Himmel heiter,
Und Galatea, Wogen glättend, sang:
Die ihr noch lebt, ihr lebt! was wollt ihr weiter?
Und die im Meer ruh'n ohne Lebensdrang.
Baut neu das Schiff und nehmet zum Geleiter
Der Hoffnung Wind auf eurem neuen Gang!

3.

Auf luft'gem Vorgebirg saß die Sirene,
Und sang Vorüberschiffenden Verderben:
Die ihr vorbeirauscht auf des Lebens Szene,
Sein Süßes suchend auf der Fluth, der herben!
Nicht lohnt sich's, daß ein Mast die Fitt'ge dehne,
Nach anderm Gut als Liebesglück zu werben.
Kommt, kommt an's Land! am Land hier wohnet Jene,
Um deren Blick allein sich's lohnt zu sterben.

4.

In Meeres Mitten stehet ein Altar,
Gebaut auf Perlenmuscheln und Korallen,
Wohin man sieht an einem Tag im Jahr
Meerbräute mit Meerbräutigamen wallen.
Die Bräute tragen langes grünes Haar,
Und haben Augen leuchtend wie Kristallen.
Ein Priester steht und segnet Paar um Paar;
Wozu im Windzug Meeresorgeln hallen.

5.

Wenn ich zu Walde geh' mit meiner Schönen,
So gucken vor aus allen Büschen Faunen,
Die in die siebenröhr'ge Flöte stöhnen,
Daß sie Gefallen finden an der Braunen.
Und wenn wir geh'n zum Strand hinab, so dröhnen
Tritonen laut in ihre Meerposaunen,
Ein Zeichen gebend allen Wogensöhnen,
Des festen Lands Meerwunder anzustaunen.

6.

Wir fuhren hin am lenzgeschmückten Strand,
Und unser Schifflein wiegt' ein Zephirette.
Die Liebste bog sich lächelnd über Rand
Und schaute sich in Meeresspiegelglätte.
Da war's, als ob das Meer die Oberhand
Gewonnen über Land und Frühling hätte,
Da eine Rose, wie sich dort nicht fand,
Hier lächelnd schwebt' im grünen Fluthenbette.

7.

Der Lenz ist meiner Liebsten blum'ges Kleid;
Wie schwillt vor Lust es, reich sie zu umfließen!
Der Morgen ist ihr glänzendes Geschmeid;
Wie blitzt es, Strahlen um sie her zu gießen!
Des Baumes Knospen sind ein stilles Leid,
Das gern sich möcht' an ihrem Blick erschließen;
Und alle Blumen sind ein heller Neid,
Weil Rosen nur auf ihren Wangen sprießen.

8.

Die Nachtigall ruft mit Gekose: Rose!
Wo bist du? was dich meinem Gruß entziehst du?
Der Zephir seufzend haucht im Moose: Rose!
Wo bist du? was vor meinem Kuß entfliehst du?
Der Quell aus Büschen sprudelt: Lose Rose!
Wo bist du? was in fremde Spiegel siehst du?
Die Blumen alle rufen: Rose! Rose!
Wo bist du? unsre Kön'gin, wo verziehst du?

9.

Der Schlummer sinkt aus nachtgeschwärzten Lüften,
Und seinen Mohnsaft trinkt die Schöpfung nun.
Selbst Echo schlummernd schweigt in Bergesklüften,
Und am Gestad' leis' athmend schläft Neptun.
Es schläft das Schwert, entschnallt des Kriegers Hüften;
Die Pflugschar ruht und läßt den Pflüger ruhn
Wollt nun auch in der Welt voll Schlummerdüften,
Zwei Augen, die ihr mein seid, zu euch thun!

Ritornelle.

I.

1.

O Schönheit aus des Himmel höchstem Kreise!
Du bist ein Vogel aus dem Paradiese;
Wie findest du auf Erden Trank und Speise?

2.

Die Liebste ließ herab die Augenlieder,
Sie fürchtete, daß meiner Blick' ihr einer
Durch's Auge ginge bis in's Herz hernieder.

3.

Dich hat der Herr gesandt zu ird'schen Auen,
Mein blödes Auge lieblich zu gewöhnen,
Dereinst des Paradieses Glanz zu schauen.

4.

Zwei Engel ruh'n in deiner Brauen Laube,
Die wachsam niederschau'n zum Quell der Lippe,
Daß man den Paradiesestrank nicht raube.

II.

1.

Blüthe der Mandeln!
Du fliegst dem Lenz voraus, und streust im Winde
Dich auf die Pfade, wo sein Fuß soll wandeln.

2.

Bescheidnes Veilchen!
Du sagest: „Wann ich gehe, kommt die Rose."
Schön, daß sie kommt; doch weile noch ein Weilchen.

3.

Glänzende Lilie!
Die Blumen halten Gottesdienst im Garten;
Du bist der Priester unter der Familie.

4.

Lilienstengel!
Zu einem Strauße bist du nicht geschaffen,
Dich tragen nur in Händen Gottes Engel.

5.

Rose im Dorne!
Du denkest, daß der Dorn dich solle schützen;
Allein der Dorn dient der Begier zum Sporne.

6.

Blüh'nde Narzisse!
Dein Auge sieht mich an so unbefangen,
Als ob dein Herz von keinem Kummer wisse.

7.

Zweig der Pomeranze!
Wie fängst du's an, den Silberglanz der Blüthen
Zu einen mit der Früchte goldnem Glanze?

8.

Blüthe der Nachtviolen!
Am Tage läßt sie keinen Kuß sich stehlen,
Doch abends gibt sie einen mir verstohlen.

9.

O Myrtenkrone!
Dein Loos ist schön; du dienst der Lieb' im Leben,
Der Unschuld dienest du im Sarg zum Lohne.

10.

O Lorbeerzweige!
Ihr wachs't auf einem himmelnahen Gipfel,
Zu dem ich nun schon zwanzig Jahre steige.

Vierzeilen.

1.

Der Frühling ist ein Dichter:
Wohin er blicket, blühet Baum und Strauch;
Der Herbst ein Splitterrichter:
Die Blättlein welken, die berührt sein Hauch.

2.

Die Poesie ist freilich Zauberei;
Ob aber der Poet
Mehr Zauberer, mehr selb bezaubert sei?
Ist, was in Frage steht.

3.

Die Wahrheit ist im Wein;
Das heißt: In unsern Tagen
Muß einer betrunken seyn,
Um Lust zu haben, die Wahrheit zu sagen.

4.

O Wahrheit, deinen edlen Wein
Mußt du mit Wasser mischen,
Denn willst du ihn rein auftischen,
So nimmt er den Kopf den Gästen ein.

5.

Wie ihr möget die Karten mischen,
Ordnen und wägen, gebet Acht!
Leise tritt ein Ereigniß dazwischen,
Das eure Weisheit zu Schanden macht.

6.

Eh' es sich ründet in einen Kreis,
Ist kein Wissen vorhanden;
Solang nicht einer Alles weiß,
Ist die Welt nicht verstanden.

7.

Die Prosa bringt kein Werk hervor,
Wie groß es sei, es wird ein Bruchstück bleiben;
Die Poesie kann nicht vier Zeilen schreiben,
Sie sind ein ganzes dir im Ohr.

8.

Es ist die Wissenschaft der Tod der Poesie,
Die selbst einst war die Lebenslust der Erden.
Tod sucht ein höh'res Seyn; so sucht Philosophie
Zuletzt nur höh're Poesie zu werden.

9.

Es kann der Mann der Wissenschaft
Fürwahr kein Egoist nicht seyn;
Er fühlt, vollführet wird nur durch gesammte Kraft
Das Werk, und nicht durch ihn allein.

10.

Herz, laß dich's nicht berücken,
Daß nach Verdienst nicht wird gelohnt auf Erden.
Verdiente Kronen schmücken, unverdiente drücken,
Wie sich auch ihre Träger stolz geberden.

11.

Nicht das Schönste auf der Welt
Soll dir am meisten gefallen;
Sondern was dir wohlgefällt,
Sei dir das Schönste von allen.

12.

Setze den Geist nie in Ruhstand!
Forsch' in des Lebens ewig rollenden Sphären!
Jeder menschliche Zustand
Dient, irgend ein Gottgeheimniß aufzuklären.

13.

Das sind die Weisen,
Die durch Irrthum zur Wahrheit reisen;
Die bei dem Irrthum verharren,
Das sind die Narren.

14.

Wie kann fromm Derjenige seyn,
Der das Schöne nicht liebt?
Da Frömmigkeit ist die Lieb' allein
Zum Schönsten, was es giebt!

15.

Manch art'ges Büchlein läßt sich einmal lesen,
Zu dem der Leser nie dann wiederkehrt;
Doch was nicht zweimal lesenswerth gewesen,
Das war nicht einmal lesenswerth.

Bausteine zu einem Pantheon.

Die sterbende Blume.

Hoffe! du erlebst es noch,
Daß der Frühling wiederkehrt.
Hoffen alle Bäume doch,
Die des Herbstes Wind verheert,
Hoffen mit der stillen Kraft
Ihrer Knospen winterlang,
Bis sich wieder regt der Saft,
Und ein neues Grün entsprang.

„Ach, ich bin kein starker Baum,
Der ein Sommertausend lebt,
Nach verträumtem Wintertraum
Neue Lenzgedichte webt.
Ach, ich bin die Blume nur,
Die des Maies Kuß geweckt,
Und von der nicht bleibt die Spur,
Wie das weiße Grab sie deckt.“

Wenn du denn die Blume bist,
O bescheidenes Gemüth,
Tröste dich, beschieden ist
Samen Allem, was da blüht.
Laß den Sturm des Todes doch
Deinen Lebensstaub verstreun,
Aus dem Staube wirst du noch
Hundertmal dich selbst erneun.

„Ja, es werden nach mir blühn
Andre, die mir ähnlich sind;
Ewig ist das ganze Grün,
Nur das einzle welkt geschwind.
Aber sind sie, was ich war,
Bin ich selber es nicht mehr;
Jetzt nur bin ich ganz und gar,
Nicht zuvor und nicht nachher.

„Wenn einst sie der Sonne Blick
Wärmt, der jetzt noch mich durchflammt,
Lindert das nicht mein Geschick,
Das mich nun zur Nacht verdammt.
Sonne, ja du äugelst schon
Ihnen in die Fernen zu;
Warum noch mit frost'gem Hohn
Mir aus Wolken lächelst du?

„Weh mir, daß ich dir vertraut,
Als mich wach geküßt dein Strahl;
Daß ins Aug' ich dir geschaut,
Bis es mir das Leben stahl!
Dieses Lebens armen Rest
Deinem Mitleid zu entziehn,
Schließen will ich krankhaft fest
Mich in mich und dir entfliehn.

„Doch du schmelzest meines Grimms
Starres Eis in Thränen auf;
Nimm mein fliehend Leben, nimm's,
Ewige, zu dir hinauf!
Ja, du sonnest noch den Gram
Aus der Seele mir zuletzt;
Alles, was von dir mir kam,
Sterbend dank' ich dir es jetzt.

„Aller Lüfte Morgenzug,
Dem ich sommerlang gebebt,
Aller Schmetterlinge Flug,
Die um mich im Tanz geschwebt;
Augen, die mein Glanz erfrischt,
Herzen, die mein Duft erfreut;
Wie aus Duft und Glanz gemischt
Du mich schufst, dir dank' ichs heut.

„Eine Zierde deiner Welt,
Wenn auch eine kleine nur,
Ließest du mich blüh'n im Feld,
Wie die Stern' auf höh'rer Flur.
Einen Odem hauch' ich noch,
Und er soll kein Seufzer seyn;
Einen Blick zum Himmel hoch,
Und zur schönen Welt hinein.

„Ew'ges Flammenherz der Welt,
Laß verglimmen mich an dir!
Himmel, spann' dein blaues Zelt,
Mein vergrüntes sinket hier.
Heil, o Frühling, deinem Schein!
Morgenluft, Heil deinem Wehn!
Ohne Kummer schlaf' ich ein,
Ohne Hoffnung aufzustehn.“

Chidher.

Chidher, der ewig junge, sprach:
Ich fuhr an einer Stadt vorbei,
Ein Mann im Garten Früchte brach;
Ich fragte, seit wann die Stadt hier sei?
Er sprach und pflückte die Früchte fort:
Die Stadt steht ewig an diesem Ort,
Und wird so stehen ewig fort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich keine Spur der Stadt;
Ein einsamer Schäfer blies die Schalmei,
Die Heerde weidete Laub und Blatt;
Ich fragte: wie lang' ist die Stadt vorbei?
Er sprach, und blies auf dem Rohre fort:
Das eine wächst, wenn das andre dorrt;
Das ist mein ewiger Weideort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich ein Meer, das Wellen schlug,
Ein Schiffer warf die Netze frei,
Und als er ruhte vom schweren Zug,
Fragt' ich, seit wann das Meer hier sei?
Er sprach, und lachte meinem Wort:
So lang' als schäumen die Wellen dort,
Fischt man und fischt man in diesem Port.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich einen waldigen Raum,
Und einen Mann in der Siedelei,
Er fällte mit der Axt den Baum;
Ich fragte, wie alt der Wald hier sei?
Er sprach: Der Wald ist ein ewiger Hort;
Schon ewig wohn' ich an diesem Ort,
Und ewig wachsen die Bäum' hier fort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich eine Stadt, und laut
Erschallte der Markt vom Volksgeschrei.
Ich fragte: Seit wann ist die Stadt erbaut?
Wohin ist Wald und Meer und Schalmei?

Sie schrie'n und hörten nicht mein Wort:
So ging es ewig an diesem Ort,
Und wird so gehen ewig fort.
Und aber nach fünfhundert Jahren
Will ich desselbigen Weges fahren.

Parabeln.

1.

Es ging ein Mann im Syrerland,
Führt' ein Kamel am Halfterband.
Das Thier mit grimmigen Geberden
Urplötzlich anfing scheu zu werden,
Und that so ganz entsetzlich schnaufen,
Der Führer vor ihm mußt' entlaufen.
Er lief und einen Brunnen sah
Von ungefähr am Wege da.
Das Thier hört er im Rücken schnauben,
Das mußt' ihm die Besinnung rauben.
Er in den Schacht des Brunnens kroch,
Er stürzte nicht, er schwebte noch.
Gewachsen war ein Brombeerstrauch
Aus des geborstnen Brunnens Bauch;
Daran der Mann sich fest that klammern,
Und seinen Zustand drauf bejammern.
Er blickte in die Höh' und sah
Dort das Kamelhaupt furchtbar nah,
Das ihn wollt' oben fassen wieder.
Dann blickt er in den Brunnen nieder;
Da sah im Grund er einen Drachen
Aufgähnen mit entsperrtem Rachen,
Der drunten ihn verschlingen wollte,
Wenn er hinunter fallen sollte.
So schwebend in der Beiden Mitte
Da sah der Arme noch das Dritte.
Wo in die Mauerspalte ging
Des Sträuchleins Wurzel, dran er hing,
Da sah er still ein Mäusepaar;
Schwarz eine, weiß die andre war.
Er sah die schwarze mit der weißen
Abwechselnd an der Wurzel beißen.
Sie nagten, zausten, gruben, wühlten,
Die Erd' ab von der Wurzel spülten;
Und wie sie rieselnd niederrann,
Der Drach' im Grund aufblickte dann,
Zu seh'n, wie bald mit seiner Bürde
Der Strauch entwurzelt fallen würde.
Der Mann in Angst und Furcht und Noth
Umstellt, umlagert und umdroht,
Im Stand des jammerhaften Schwebens
Sah sich nach Rettung um vergebens.
Und da er also um sich blickte,
Sah er ein Zweiglein, welches nickte
Vom Brombeerstrauch mit reifen Beeren;
Da konnt' er doch der Lust nicht wehren.
Er sah nicht des Kameles Wuth,
Und nicht den Drachen in der Fluth,
Und nicht der Mäuse Tückespiel,
Als ihm die Beer' ins Auge fiel.
Er ließ das Thier von oben rauschen,
Und unter sich den Drachen lauschen,
Und neben sich die Mäuse nagen,
Griff nach den Beerlein mit Behagen,
Sie däuchten ihm zu essen gut,
Aß Beer auf Beerlein wohlgemuth,
Und durch die Süßigkeit im Essen
War alle seine Furcht vergessen.
Du fragst, wer ist der thöricht' Mann,
Der so die Furcht vergessen kann?
So wiß, o Freund, der Mann bist du;
Vernimm die Deutung auch dazu.
Es ist der Drach' im Brunnengrund
Des Todes aufgesperrter Schlund;
Und das Kamel, das oben droht,
Es ist des Lebens Angst und Noth.
Du bist's, der zwischen Tod und Leben
Am grünen Strauch der Welt mußt schweben.
Die Beiden, so die Wurzel nagen,
Dich sammt den Zweigen, die dich tragen,

Zu liefern in des Todes Macht,
Die Mäuse heißen Tag und Nacht.
Es nagt die schwarze wohl verborgen
Vom Abend heimlich bis zum Morgen,
Es nagt vom Morgen bis zum Abend
Die weiße, wurzeluntergrabend.
Und zwischen diesem Graus und Wust
Lockt dich die Beere Sinnenlust,
Daß du Kamel die Lebensnoth,
Daß du im Grund den Drachen Tod,
Daß du die Mäuse Tag und Nacht
Vergissest, und auf Nichts hast Acht,
Als daß du recht viel Beerlein haschest,
Aus Grabes Brunnenritzen naschest.

2.

Der Sultan läßt den Mewlana
Zum Thronsaal führen, ihn zu fragen:
„Du rühmst dich sondrer Weisheit ja,
So sollt du mir nun Antwort sagen.

„In vier verschiedne Sekten theilt
Sich alles Volk der Muselmanen;
So sage nun mir unverweilt,
Wer geht davon auf rechten Bahnen?

„Auf welchem der vier Pfade mag
Der Staub zum Thron des Herrn gelangen?
Ich zweifelte bis diesen Tag,
Nun laß Gewißheit mich empfangen."

Der Sultan sprach's und harrte stumm;
Der Mewlana, erst sah er schweigend
Im Thronsaal sich des Sultans um,
Dann sprach er, sich vor ihm verneigend:

„„Du, dessen Thron das Ebenbild
Des Throns der Himmel ist auf Erden,
Mich schirme deiner Gnade Schild;
So soll dir meine Antwort werden:

„„Du thronest hier in einem Saal,
Zu dem geöffnet sind vier Thüren;
Und deinen Thron sieht allzumal,
Wen du durch eine lässest führen.

„„Daß ich des Weges nicht geirrt,
Deß mußte mir dein Bote frommen;
Und nun weiß ich, vom Glanz verwirrt,
Nicht, welches Wegs ich bin gekommen.""

An den Sturmwind.

Mächtiger, der du die Wipfel dir beugst,
Brausend von Krone zu Krone entsteigst,
Wandle du stürmender, wandle nur fort,
Reiß' mir den stürmenden Busen mit fort.

Wie das Gewölke, das donnernd entfliegt,
Dir auf der brausenden Schwinge sich wiegt,
Führe den Geist aus dem irdischen Haus
In die Unendlichkeit stürmend hinaus.

Trage mich hin, wo die bebende Welt
Rings in Verwüstung und Trümmer zerschellt!
Ueber den Trümmern mit grausender Lust
Fühl' ich den Gott in der pochenden Brust.

Frühlingslied.

Der Frühling lacht von grünen Höhn,
Es steht vor ihm die Welt so schön,
Als seien eines Dichters Träume
Getreten sichtbar in die Räume.

Wann schöpferisch aus Morgenduft
Der Sonne Strahl die Wesen ruft,
Kehrt jedes Herz sich, jede Blume,
Empor zum lichten Heiligthume.

Wann Abendroth den Purpur webt,
Darin die Sonne sich begräbt,
Schließt sich befriedigt jede Blüthe,
Und Sehnsucht schlummert im Gemüthe.

Vom Morgen bis zur Nacht entlang
Ist all ein Kampf der Sonne Gang;
Ein Kampf, die Schöpfung zu gestalten,
Durch Licht zur Schönheit zu entfalten.

Die Sonn' ist Gottes ew'ger Held,
Mit goldner Wehr im blauen Feld,
Und zu dem lichten Heldenwerke
Erneut der Frühling ihr die Stärke.

Die Sonn' am Tag, der Mond bei Nacht,
Sie ringen all mit Wechselmacht,
Die Sonne, Rosen roth zu strahlen,
Und Lilien weiß der Mond zu malen.

Der Himmel ein sapphirnes Dach
Der Flur smaragdnem Brautgemach,
Wo sich im Spiegel von Kristallen
Schaut Rose Braut mit Wohlgefallen.

Die Morgenröthe wirkt ihr Kleid,
Der Morgenthau reicht ihr Geschmeid,
Der Morgenwind, ihr kecker Freier,
Küßt sie erröthend unterm Schleier.

Der Frühling gibt im Garten Tanz,
Und alle Blumen nah'n im Glanz,
Wo Mädchen vorzustellen haben
Die Rosen, und Jasmine Knaben.

Das Veilchen birgt in Duft sich still,
Weil aufgesucht es werden will;
Die Rose glühend zeigt sich offen,
Wie könnte sie Verbergung hoffen?

Des Paradieses Pforten sind
Nun aufgethan im Morgenwind,
Und auf die Erde strömt vom Osten
Der Duft, den sonst die Sel'gen kosten.

Die Lauben Edens werden leer,
Zur Erd' hernieder zog ihr Heer,
Wo nun die Engel schöner wohnen
In Rosenzelt und Liljenkronen.

Nun lebt, berührt vom Liebeshauch,
Das Leben neu, und Todtes auch;
Der starre Fels vor Sehnsucht bebet,
Bis auch ein Epheu ihn umwebet.

O Frühlingsodem, Liebeslust,
O Glück der felsentreuen Brust,
Die ein Geliebtes an sich drücket,
Das dankbar sie mit Kränzen schmücket!

In dieser Stille der Natur,
Wo Liebe spricht und Friede nur,
Sei fern den schweigenden Gedanken
Des Menschenlebens lautes Zanken.

Wie sie die Sinne sich verwirrt,
Und wie in Wüsten sich verirrt,
Wie sie die Freude sich verkümmert,
Und wie das Daseyn sich zertrümmert.

Und wie die Welt, so ist ihr Lohn.
Es reut mich jeder Liedeston,
Der aufs verworrene Getriebe
Der Zeit sich wandt', und nicht auf Liebe.

Die Liebe ist der Dichtung Stern,
Die Liebe ist des Lebens Kern;
Und wer die Lieb' hat ausgesungen,
Der hat die Ewigkeit errungen.

Weg Thorentand und Flitterpracht!
Im Himmel gilt nicht ird'sche Macht.
Erobrer, Helden, Weltvernichter,
Geht, sucht euch einen andern Dichter!

Du, Freimund, laß den eitlen Schwall,
Sing Lieb' alswie die Nachtigall,
O trachte still, in deinen Tönen
Dein eignes Daseyn zu versöhnen.

Freiheitslied.

Zittr', o Erde, dunkle Macht,
Bis zum Abgrund nieder;
Der Gedank' ist aufgewacht,
Schüttelt sein Gefieder,
Will geflügelt dir entfliehn,
Wenn du nicht wirst fesseln ihn;
Sprich, ob du's wirst können!

Wie des Kerkers Fuge kracht,
Wenn von einem Blitze
Dem, der drinnen liegt in Nacht,
Wird gezeigt die Ritze;
Wie das Haupt die Hoffnung hebt,
Und der Geist zur Freiheit strebt,
Und entfleugt den Mauern.

Wie im Arm der Buhlerinn
Einer liegt versunken,
Ihm durch den berauschten Sinn
Plötzlich zuckt ein Funken,
Daß er dort, wo Engel gehn,
Sieht die reine Liebe stehn,
Die ihm aufwärts winket!

Zittr', o Erde, dunkle Macht,
Bis zum Abgrund nieder;
Der Gedank' ist aufgewacht,
Schüttelt sein Gefieder,
Will geflügelt dir entfliehn,
Wenn du nicht willst fesseln ihn;
Sprich, ob du's wirst können!

Abendlied.

Ich stand auf Berges Halde,
Als Sonn' hinunter ging,
Und sah, wie überm Walde
Des Abends Goldnetz hing.

Des Himmels Wolken thauten
Der Erde Frieden zu,
Bei Abendglockenlauten
Ging die Natur zur Ruh.

Ich sprach: O Herz, empfinde
Der Schöpfung Stille nun,
Und schick' mit jedem Kinde
Der Flur dich auch, zu ruhn.

Die Blumen alle schließen
Die Augen allgemach,
Und alle Wellen fließen
Besänftiget im Bach.

Nun hat der müde Sylphe
Sich unter's Blatt gesetzt,
Und die Libell' am Schilfe
Entschlummert, thaubenetzt.

Es ward dem goldnen Käfer
Zur Wieg' ein Rosenblatt;
Die Heerde mit dem Schäfer
Sucht ihre Lagerstatt.

Die Lerche sucht aus Lüften
Ihr feuchtes Nest im Klee,
Und in des Waldes Schlüften
Ihr Lager Hirsch und Reh.

Wer sein ein Hüttchen nennet,
Ruht nun darin sich aus;
Und wen die Fremde trennet,
Den trägt ein Traum nach Haus.

Mich fasset ein Verlangen,
Daß ich zu dieser Frist
Hinauf nicht kann gelangen,
Wo meine Heimat ist.

Adventlied.

Dein König kommt in niedern Hüllen,
Ihn trägt der lastbarn Es'lin Füllen,
Empfang' ihn froh, Jerusalem!
Trag' ihm entgegen Friedenspalmen,
Bestreu' den Pfad mit grünen Halmen!
So ist's dem Herren angenehm.

O mächt'ger Herrscher ohne Heere,
Gewalt'ger Kämpfer ohne Speere,
O Friedensfürst von großer Macht!
Es wollen dir der Erde Herren
Den Weg zu deinem Throne sperren,
Doch du gewinnst ihn ohne Schlacht.

Dein Reich ist nicht von dieser Erden
Doch aller Erde Reiche werden
Dem, das du gründest, unterthan.
Bewaffnet mit des Glaubens Worten
Zieht deine Schaar nach den vier Orten
Der Welt hinaus und macht dir Bahn.

Und wo du kommest hergezogen,
Da ebnen sich des Meeres Wogen,
Es schweigt der Sturm, von dir bedroht.
Du kommst auf den empörten Triften
Des Lebens neuen Bund zu stiften,
Und schlägst in Fessel Sünd' und Tod.

O Herr von großer Huld und Treue,
O komme du auch jetzt auf's Neue
Zu uns, die wir sind schwer verstört;
Noth ist es, daß du selbst hienieden
Kommst zu erneuen deinen Frieden,
Dagegen sich die Welt empört.

O laß dein Licht auf Erden siegen,
Die Macht der Finsterniß erliegen,
Und lösch' der Zwietracht Glimmen aus;
Daß wir, die Völker und die Thronen,
Vereint als Brüder wieder wohnen
In deines großen Vaters Haus!

Wischnu auf der Schlange.

Schlummernd auf der Weltenschlange,
Fuhr der Gott im Wogendrange.
Für des Gottes sieben Hände
Sieben Häupter trug die Schlange;
Aufgeleget jedem Haupte
Eine Hand mit sanftem Zwange.
Schlang' in ihrem Stolze wollte,
Daß ein freies Haupt ihr prange.
Wird vor'm neuen Schlangenhaupte
Wohl dem Gott im Schlummer bange?
Eine Hand läßt er sich wachsen,
Die sich legt auf's Haupt der Schlange;
Und im Schlummer ruhig weiter
Fuhr der Gott im Wogenklange.
Freimund! sieh den Weltgeist herrschen
Ob des Weltleibs Ueberschwange.
Wachsen kann der Welt kein Haupt, das
Nicht die Gotteshand erlange;
Wachsen kann der Stoff nicht, ohne
Daß er Geistes Joch empfange.
Freimund! ohne Gott zu tragen,
Wächst kein Blatt an deinem Sange.

Terzinen.

Aus:

Edelstein und Perle.
(1817.)

Die Perle.

— — Ich fange an von meiner ersten Kindheit,
So weit hinauf mir die Gedanken dämmern
In meines Muscheldaseyns sel'ger Blindheit.

Umwimmelt rings von Meeres Wölf' und Lämmern,
Theils nur gewaffneten, sich zu vertheidigen,
Theils ausgerüsteten mit Kolben, Hämmern,

Mit Scheeren, Zacken und mit anderm Schneidigen,
Dazwischen manch' aus Vorsicht vielgeaugte,
Sammt vielen andern dünn zur Flucht geschmeidigen,

Schwamm ich in meiner Muschel hin und saugte
Still ein das Naß in ihrer festen Schale,
Die gegen Alles mich zu schirmen taugte.

Ganz abgeschlossen von des Lichtes Strahle,
Kannt' ich den Spuk nicht draußen vor dem Hause,
Der nur mich schreckt' in Träumen mannichmale,

Wie Kindlein zittern vor Gespenstergrause.
Bald schwamm ich sacht durch Schilf und Seegestaude,
Bald in des Meeres off'nem Fluthenbrause.

Wenn dann um mein geschaukeltes Gebäude
Die Wellen tosten, lauscht' ich in der Kammer
Und hatt' an ihrem Plätschern meine Freude.

Wenn's stille ward, hört' ich wohl einen Hammer,
Der draußen hämmert', oder was, das pickte
Und bohrte, oder merkt' auch eine Klammer,

Die fest mein Haus hielt oder an ihm zwickte;
Doch immer wußte davon los zu machen
Sich meine Muschel wieder, die geschickte,

Und ruhig schwamm ich fort im flotten Nachen.
Da, auf des ebnen Meeres Spiegelfläche
Hingleitend, träumt' ich wohl auch andre Sachen:

Tief unter mir die unversiegten Bäche
Der Schöpfung ahnend, obenher der Sonne
Einflüsse fühlend in gedämpfter Schwäche,

Womit sie drang durch meine dunkle Tonne,
Wenn sie einmal recht hell schien, daß ich's spürte,
Wie hinter'm dichten Schleier eine Nonne.

So, wie der Doppelanhauch mich berührte,
Vom Nassen drunten, droben von dem Hellen,
Und feuchte Lebensgluthen in mir schürte,

Fühlt' ich mein Herz in hoher Ahnung schwellen,
Und des Bewußtseyns erste Nachtentflammung
Begann mein eignes Ich mir vorzustellen.

Da dacht' ich meine himmlische Entstammung:
Ein Engel weint' um einer Schwachheit willen,
Und sinken mußt' ein Tropf' in die Verdammung.

Denn auch die Engel weinen wohl im Stillen;
Doch ihre Thränen sind der Welt zum Frommen,
Weil aus denselben solche Perlen quillen.

Die Thräne wär' im Ozean verschwommen,
Wenn nicht das Meer, den edlen Ursprung kennend,
Sie hätt' in eine Muschel aufgenommen,

Den Tropfen von den andern Tropfen trennend,
Die minder edlem Quell entquollen waren,
Die Muschel so zu dessen Pfleg' ernennend:

Du sollst in deinem stillen Schooß bewahren
Den edlen Keim und, bis er sich entfaltet,
Mit ihm behutsam durch die Wasser fahren.

Und wann die Perl' in dir sich hat gestaltet,
Und wann für sie erschienen ist die Stunde,
Hervorzutreten, sollst du seyn gespaltet.

Dann sei das Kind entnommen dem Vormunde,
Und frei verdienen mag sich die Entstammte
Des Himmels ihr Geschick im Erdenrunde.

Drauf hat die Muschel, die der Ruf entflammte,
Aufbietend ihre Kraft bis zum Erkranken,
Treu vorgestanden ihrem Ammenamte.

Der Muschel und dem Schicksal muß ich's danken,
Daß ich, zu meines Innern Reinerhaltung,
Ward eingeschlossen in so treue Schranken.

Der Muschel muß ich's danken, die vor Spaltung
Mein Herz beschirmend, äußern Drang abweisend,
Im Innern doch mir Raum gab zur Entfaltung.

O hätt' ich durch die offnen Fluthen kreisend
Mich schlagen müssen, nicht wär' ich geblieben
Das, was ich blieb, in meiner Muschel reisend.

Drum segn' ich sie, wo sie jetzt mag zerstieben,
In deren Hut durch die empörte Welle
Des Meers zum Hafen sicher ich getrieben.

Das Schicksal segn' ich, daß es mich die Zelle
Ließ finden, die mich so in sturmdurchtoster
Welt, ganz vom Sturm schied und nicht ganz von Helle.

Ich hätte drinnen können in getroster
Entsagung auf die ganze Welt verzichten,
Wär' ich entführt nicht worden meinem Kloster.
Wie es dazu kam, will ich jetzt berichten.

Erst muß ich sagen von der Welt Umgarnungen,
Der Lockung Glocken, die man rings mir läutete,
Die ich vermied, Dank sei's den leisen Warnungen

Des Geistes in mir, der mir aufwärts deutete
Nach meinem Ursprung, daß ich ohne Stocken
Hindurchschwamm, und die Lust mich nicht erbeutete.

Habt läuten ihr gehört Sirenenglocken?
Habt ihr Sirenenstimmen singen hören?
Habt ihr gesehen weh'n Sirenenlocken?

Ich habe sie gehört in ganzen Chören,
Gesehn in ganzen Schaaren, ganzen Horden,
Und bin hindurchgeschwommen ohne Stören.

Denn von dem Geiste war mir's kund geworden,
Daß die Sirenen wohnen an der Klippe,
Wohin sie Schiffer zieh'n, um sie zu morden.

Von oben Weib und unten Fischgerippe!
Das stellt' ich mir nur vor, und ohne Klopfen
Des Herzens blieb ich vor der süßen Lippe;

Ich brauchte nicht die Ohren zu verstopfen,
Die Töne mochten an der Muschel reiben,
Sie flossen von ihr ab wie Regentropfen.

Ich sollte, sangen sie, bei ihnen bleiben,
Sie wollten mit mir in Kristallgemächern,
Die sie bewohnten, schöne Spiele treiben.

Die eine von den schöneren und frechern
Versprach, an ihrem Busen mich zu halten;
Er war in Wahrheit keiner von den flächern.

Die andre wollte in ihr Haar mich falten;
Das Haar war wirklich, obgleich grün, doch reizend;
Die Muschel wollten sie zum Kamm gestalten.

So sich vor mir mit allen Reizen spreizend,
Versuchten eifernd sie an mir ihr bestes,
Wettbuhlerisch um mein Gefallen geizend.

Ein Triton auch versprach, am Tag des Festes
Der großen Wasserkönigin zu blasen
Auf meiner Muschel an dem Hauch des Westes,

Und dazu tanzen sollten seine Basen.
Die schönen Basen fingen an zu knixen,
Und Wasser schnob der Vetter aus den Nasen.

Mich haschen wollte eine von den fixen;
Doch fixer war die Muschel, zu entfliehn,
Und ließ im Stich den Triton und die Nixen.

Die schöne Kraft, die mir ein Gott verliehn,
Zu glänzen an des Himmels Licht, ich wollte
Sie nicht in's Dunkel nieder lassen ziehn.

Mir war bewußt schon, was ich werden sollte,
Obgleich, bis einst mein Ziel ich durft' ersteuern,
Noch manche Welle hin und wieder rollte.

Ich wollte nicht den schönen Ungeheuern
Heimfallen, welche keine Seele haben,
Ich hatte schon vernommen von den treuern,

Die ausgestattet sind mit höhern Gaben
Von innen, doch von außenher mit mindern:
Ein Menschenauge sollt' an mir sich laben.

So steuert' ich, und ließ durch nichts mich hindern,
Mit jedem Wind dem festen Land entgegen,
Um mich zum Schmuck zu bringen seinen Kindern.

Ich suchte wohl das Land auf vielen Wegen,
Ich sah auch oft das Land, doch nie am Lande
Mich abzusetzen, war's dem Glück gelegen.

Einst schlief ich unter dumpfem Wellenbrande
Nachts ein, und als ich morgens früh erwachte,
Saß ich mit meiner Muschel fest im Sande;

Am Lande war ich, ohne daß ich's dachte.
Als ich's gewahr ward, wollt' ich mich besinnen,
Was ich nun, weiter fortzukommen, machte?
Da kam ein Knab' und nahm mich rasch von hinnen.—

Der Edelstein.

Ich muß nur auch, um nicht zu kurz zu kommen,
Wie du zurückgehn bis zum Welturspringe
Wiewohl ich wirklich etwas bin beklommen,

Wie dir in deinem hohen Wellenschwunge
Ich's nachthun soll aus meiner dunklen Tiefe.
So sprach der Edelstein mit spitzer Zunge.

Das Meer, wie es von tausend Perlen triefe,
Das Meer kann sich nicht messen mit der Erde,
Ob auch den Himmel es zum Richter riefe.

Die Gluth zu löschen auf dem Feuerherde
Im Erdenhaus, hat stürmend sich verbündet
Der grimmen Wogengeister nasse Heerde;

Doch sturmfest ist das Erdenhaus gegründet,
Und durch Gebirgesschlöte, feuerspeiende,
Ist seiner Feueressen Kraft verkündet.

Das Meer, das ungestüm zum Himmel schreiende,
Kann nicht mit wildem Aufruhr übertäuben
Die Gluth der Erde, die sich selb befreiende.

Wie sich das Kalte mag dawider sträuben,
Es muß dem Warmen die Gestaltung lassen,
Und formlos selbst in Gischt und Schaum zerstäuben.

Einst mochte wohl das Meer die Erd' umfassen,
Damalen lag des Lebens heil'ge Flamme,
Ein Embryo, umwickelt von dem Nassen.

Nun ist das Kind entnommen seiner Amme,
Und wie sich mag des Meeres Wuth erbittern,
Ohnmächtig bricht sie sich am festen Damme.

Die äußern Ränder mögen wohl verwittern,
Doch steht das Steingebäu mit festem Kerne,
Und sicher sind die Pfosten vor'm Zersplittern.

Einst kommt die Zeit, doch ist sie wohl noch ferne,
Wo in sich wird die ganze Erde leuchten,
Zum Edelstein geworden oder Sterne;

Denn Stern und Edelstein will eins mir deuchten —
Dann wird das Meer ein Perlentropfe werden,
Den Edelstein hinschmelzend zu umfeuchten.

Indessen aber steht im Schooß der Erden
Die Wurzel fest des grünen Lebensbaumes,
In dessen Schatten weiden alle Heerden.

Es freuen sich des angemess'nen Raumes
Die Edlern, daran Gott sich groß erwiesen;
Das Meer trägt nur Gebilde wüsten Schaumes.

Die Ungeheuer sind in's Meer verwiesen,
Doch auf der Erde wandeln die Gestalten,
Die Gott erschuf in seinen Paradiesen,

Die Gott in seiner Arch' hat aufbehalten,

Und die er auch will aufbehalten künftig
Vor'm Untergang im Nassen und im Kalten.

Die Thiergeschlechter sind auf Erden zünftig,
Geordnet jegliches nach seinem Samen,
Weil Gott dazu den Menschen schuf vernünftig.

Drum sind die Meereskinder ohne Namen,
Weil, da der Mensch saß, Namen auszutheilen,
Sie aus der Fluth zu ihm hervor nicht kamen.

Und namlos bleiben mögen sie einstweilen,
Bis drunten doch in den kristallnen Grotten
Der Mensch sie mit der Sprache wird ereilen.

Da sollten sie doch nicht des Menschen spotten,
Sie sollten das vielmehr in Ernst betrauern,
Daß sie zu seh'n nur kriegen seine Flotten,

Nicht seines Aufenthaltes feste Mauern;
Denn das ist unser allergrößter Schatz:
Die Menschen sind bestimmt zu Erdbebauern.

Für dieses welch ein ärmlicher Ersatz
Sind jene Wassermenschen euch, unholde
Bewohner ohne Sitt' und stäten Platz!

Doch, gleich dem Meervolk, gibt es kleine Volde
Im Erdschacht auch, nur mit dem Unterschiede:
Sie spielen, statt mit Meereskies, mit Golde.

Von diesen hat, was Krieg bedarf und Friede,
Der Mensch gelernt und lernt noch manches heute;
Denn sie sind ausgemacht die ersten Schmiede.

Sie sind auch die gebornen Bergwerkleute,
Die still das Erz erst fördern in die Schachte,
Eh' draus zu Tag gefördert wird die Beute.

Wenn sich der Mensch das Erz recht nutzbar machte
Zu Acker und Gewerb, hätt' er nicht nöthig,
Daß er auf einer Muschel Schifffahrt achte.
Das zu beweisen, bin ich dir erbötig.

Doch um von meinem Ursprung dir zu sagen:
Ein Engel ward, wie hier von ihrem Ziele
Die Rede, so von seinem einst verschlagen.

Die Engel haben der Geschäfte viele;
Wornach sie ausgehn, kann man nicht durchdringen,
Und manchmal geh'n sie auch wohl aus zum Spiele.

Der aber mochte eine Botschaft bringen,
An Sterne einen göttlichen Beschluß;
Er trug am Rücken und am Fuße Schwingen.

Die an dem Rücken waren aus dem Guß
Von Sonnenlicht geschmolzen, und gewoben
Aus Mondesstrahlen waren die am Fuß.

Das beste war den Augen aufgehoben;
Denn drinnen war ein Lichtblick aus dem Quelle,
Der höher fließt als Mond und Sonnen oben.

Von seinem Pfad ab bracht' ihn seine Schnelle;
Er war gekommen tief hinab in's Dunkel,
Eh' er's gewahr ward vor der eignen Helle.

Wo nie hinunter Sonn- und Mondgefunkel
Gedrungen war, in eines Erdspalts Ritze
Verirrte sich der wandelnde Karfunkel.

Da mußt' er rühren mit der Flügelspitze,
Wo er hindurch sich wand, die Felsenwände,
Und vor sich schoß er seines Auges Blitze.

Er spähte, daß er einen Ausgang fände;
Vom Flügelschlag und von dem Blick getroffen,
Verwandelten sich rings die Gegenstände.

Der Engel, schwebend, fuhr hindurch, dem schroffen
Gestein rücklassend seines Wandels Spuren,
Und vor ihm war der Himmel wieder offen.

Worüber seines Rückens Flügel fuhren,
Da war der Abglanz nun zu sehn der Sonne,
Von Golde träufte das Gestein, vom puren.

Und wo die Flügel, die ihr Licht vom Bronne

Des Monds geschöpfet, im Vorbeigehn schweiften
Schimmerte Silber nun in stiller Wonne.

Doch wo des Engels Blicke selber streiften,
Da blieben Funken, blitzender und reiner,
Festhangen, die zu Edelsteinen reiften.
Von dieses Blickes Funken bin ich einer.

Mein Meerfräulein, mit dem ich mich darf messen!
So wenig, als du dort in Meeres Tiefe,
Hab' ich des Himmels je im Schacht vergessen.

Wie Gold und Silber dort zum Spiel mich riefe,
Ich hörte wenig nur darauf, ich achtete
Sie als Geschwister, aber nur als stiefe.

Und wie einst drunten, wo das Dunkel nachtete,
Muß ich hier oben sie am Licht noch immer
Betrachten, wie ich sie zuerst betrachtete.

Sie stammen auch von eines Engels Schimmer;
Ich aber bin dem Blicke selbst entschienen,
Sie sind nur seiner Fittige Geflimmer.

Drum mach' ich niemals mich gemein mit ihnen,
Doch duld' ich beide wohl an meiner Seiten,
Wenn sie sich brauchen lassen, mir zu dienen.

Sei das vom ersten Rang und das vom zweiten,
Bei mir sind beide von gar keinem Range,
Wenn sie erscheinen, um mich zu begleiten.

Ich war mit ihnen in den Schachten lange,
Wo Kobolde ihr Spiel mit ihnen trieben;
Mir selber war vor deren Spuk nicht bange.

Sie trugen freilich auch nach mir Belieben,
Sie hatten unter sich von mir ein Munkeln
Und suchten mich in allen Felsgeschieben.

Doch tappen ließ ich sie nach mir im Dunkeln,
Und wo mir einer war gekommen nahe,
Wandt' ich mein Licht und ließ es einwärts funkeln,

Daß mich mit offnen Augen keiner sahe;
Ich wollte nicht, daß einer von dem häßlichen
Zwergvolke mich, das Kind des Himmels, sahe.

Sie machten Anstalt wohl, mit ihren gräßlichen
Beschwörungsformeln mich hervor zu zwingen
Und mit Versprechungen, ganz unermeßlichen;

Doch ungerührt blieb ich von diesen Dingen.
Ich sollte leuchten an des Königs Throne,
Wenn ihn das Volk am Hoftag würd' umringen,

Ich sollte leuchten selbst an seiner Krone;
Und könnte höher ein Versprechen steigen,
Versprochen hätten sie mir's auch zum Lohne.

Doch ich, verschlossen, blieb bei meinem Schweigen.
Ich wollte, wenn auch jemals einem Könige,
Doch keinem Zwergenkönig seyn zu eigen.

Der Zwerghaushalt mißfiel mir, der eintönige,
Der nicht verbergen kann die nackte Blöße,
Wie er auch wohl mit Flittern sie beschönige.

Ich dacht' an meines Engels edle Größe
Und fühlte, daß mich nicht sein Blick erschaffen,
Damit die Spuknacht ewig mich umschlösse.

Ich wartete, daß von den Menschenaffen
Er mich zu Menschen brächte, die, voll Mängel,
Doch nach dem Bilde Gottes sind geschaffen.
Dort wollt' ich selb erscheinen als ein Engel.

Der Zwergenspuk war um mich her zerstoben;
Gebrochen fiel ein Lichtstrahl in die Tiefe,
Und Menschen stiegen kühn herab von oben.

Viel hätte nicht gefehlt, daß laut ich riefe,
Sie sollten kommen und heraus mich nehmen;
Da dacht' ich doch, ob ich Gefahr nicht liefe.

Und das war gut; sonst müßt' ich jetzt mich schämen.
Ich hätte nicht gedacht, daß meine Achtung
Für Menschen so die Menschen sollten lähmen.

Ich sah's in meiner nächtlichsten Umnachtung,
Wie nächtlicher, von dunkler Gier umnachtet,
Ihr Sinn nur in Erwägung und Betrachtung.

Ein Einz'ges zog; ich sah es, wie man schmachtet
Nach Gold; ich sah es, wie man stirbt nach Golde,
Wie man um Gold verkauft sich und verpachtet.

Nicht stehen wollt' ich in Derselben Solde,
Die selbst im Solde standen meines Vettern,
Und schloß tief in mich ein mein Licht, das holde.

Ich hörte rings sie lärmen nun und schmettern,
Hau'n, graben, scharren, wühlen, klopfen, pochen,
Und sah sie rennen, rutschen, kriechen, klettern.

Die Felsenkammern wurden eingebrochen,
Zertrümmert meines Mutterhauses Pfosten,
Verschleudert meiner Mutter Erde Knochen.

Sie wollten nichts im Schachte lassen rosten;
Wo sich ein Erz erwittern ließ in Adern,
Sie mußten durch, was es auch mochte kosten.

Sich sperren mochten die urew'gen Quadern,
Anstemmen sich in Zuckungen und Krämpfen,
Und die verborgnen Wasser mochten hadern,

Die Erze in Verzweiflung sich mit Dämpfen
Und gift'gem Qualme wehren, sich verstecken
In tauben Kies: der Muth war nicht zu dämpfen.

Sie ließen sich von keinem Feinde schrecken,
Dem flieh'nden folgten sie auf allen Gängen
Und zogen ihn hervor aus allen Ecken.

So ging es vor und um mich lange Längen;
Ich sah es an mit tiefverhaltnem Zorne,
Doch stets unangetastet blieb ich hängen.

Ich hing im Vorsprung einer Wand ganz vorne,
Sie hatten in die Wand auch eingeschlagen,
Doch sie befunden von ganz taubem Korne;

Daher sie sich mit ihr nicht wollten plagen.
Doch, daß sie nicht sei unnütz in der Grube,
Mußte sie dienen, das Gewölb zu tragen.

Der stärkste Pfeiler war's, der sich erhube,
Auf dessen Haupt die schwere Decke lastete
Der ganzen ungeheuern hohlen Stube,

Wo man bei goldnem Hausgeräthe fastete.
O hätte einmal einer unter allen
Gewittert, daß ein Gast, wie ich, hier rastete,

Gerissen hätt' er mich heraus mit Krallen,
Und wenn auf ihn und all' die andern hätte
Müssen das Dach drüber zusammenfallen.

So aber blieb ich ruhig an der Stätte.
Und als die Goldmin' anfing zu vermagern,
Da gingen, die gedarbt bei deren Fette,
Weiter zu suchen nach gehalt'gern Lagern.

Verfallen war der Schacht und unbefahren,
Und ich in tiefer Einsamkeit geblieben,
Wo ich nun keine Menschen sah seit Jahren.

Da fing ich sie von neuem an zu lieben.
Ich hatte jetzt die volle Mannesblüthe
Und liebte mit verständig reifen Trieben.

Das sah ich wohl, daß ich umsonst mich mühte,
Mit Lieb' hinauf zu langen, wenn hernieder
Nicht Gott mir schickt' ein liebendes Gemüthe.

Einst rauscht' es droben aus der Höhe wieder,
Als ob zu Schacht man führe, und ich zagte,
Hernieder kommen sah ich Menschenglieder,

Daß ich ein Weilchen nicht zu leuchten wagte.
Ich wollt' im Dunkeln, was es wär', erlauschen,
Da richtet' es im Schutt sich auf und klagte:

O weh mir Armen! Immer hätt' ich tauschen
Gern mögen mit dem Loos der Bergmannsleute,
Die in die goldnen Schachten niederrauschen,

Da mich so wenig das Gestein erfreute,
Mit welchem ich die Straßen mußte pflastern;
Gefallen bin ich in den Schacht nun heute.

Der Neid ist doch das schlimmste von den Lastern.
Wie gerne wär' ich nun zurück zu meinem
Geschäfte, ja zu einem noch verhaßtern.

Ich tauge freilich fast mehr zu gar keinem,
Da ich beim Pflastern ward vom feinen Staube
Auf einem Aug' halb blind und ganz auf einem.

Der Blindheit ward mein schwacher Fuß zum Raube,
Und klagen muß ich hier nun meinen Jammer,
Wo das Gestein ihn nicht vernimmt, das taube.

Nun wartet meine Frau in ihrer Kammer,
Und komm' ich nicht, wird sie das Geld bedauern,
Das ich noch jüngst wandt' auf den neuen Hammer.

Den Hammer muß ich allermeist betrauern;
Er wird so leicht nicht einen wieder finden,
Und käm' er noch zu tausend Straßenbauern,

Wie mich verlorenen Dreiviertelsblinden,
Der ihn stets in so ordentlichem Takte
Bewegte, wenn gleich nicht im zu geschwinden.

Was hilft es nun, daß ich mich plagt' und plackte,
Und immer wandelt' auf geraden Wegen,
Was auch mein Weib zuweilen seitwärts schnackte?

Gold graben hätt' ich mögen ihretwegen;
Doch schlich ich nie darum als Dieb zum Schachte;
Nun lieg' ich mitten drin, recht ungelegen.

In Gottes Namen, der's so mit mir machte,
Will ich denn hier mein letztes Schläflein halten.
Da schlief der blinde Mann ein und — erwachte.

Zu mußt' er sich die blöden Augen halten
Vor'm hellen Glanz, der ihm entgegen blendete:
Ich leuchtete mit leuchtenden Gewalten,

Indem ich freudig alle Kraft aufwendete,
Den blinden Mann zu zwingen, daß er sähe,
Und seines Unglücks Nacht mein Lichtstrahl endete.

Er kam auch und besah mich in der Nähe,
Versucht' es und konnt' ohne Müh' mich brechen
Aus dem Gestein, es war mit Fleiß nicht zähe.

Da hub das alte Männlein an zu sprechen:
Das heiß' ich mir doch wunderthät'ge Steine,
Die so den grauen Staar den Augen stechen!

So hätt' ich freilich auf den Straßen keine
Gefunden, wenn ich pflastert' hundert Jahr';
Wüßt' ich nur jetzt, wo 'naus bei seinem Scheine!

Er sprach's, und mit erstarktem Augenpaar
Umsah er sich, und bei dem Schein des klaren
Gesteins sah er des Himmels lichtes Klar.

Ich glaube, daß es jene Spalten waren,
Eröffnet wieder, oder nie geschlossen,
Durch die der Engel einst hindurch gefahren.

Er aber frug nicht lange, kurz entschlossen
Arbeitet' er zu Tag sich durchs Geschichte,
Mich selb mitnehmend, seines Glücks Genossen.
So förderte die Blindheit mich zum Lichte. — —

Ghaselen.

(1819.)

1.

Die neue Form, die ich zuerst in deinen Garten pflanze,
O Deutschland, wird nicht übel steh'n in deinem reichen Kranze.
Nach meinem Vorgang mag sich nun mit Glück versuchen Mancher
So gut im persischen Ghasel, wie sonst in wälscher Stanze.

2.

Komm, o Frühling meiner Seele, Welten wieder mache neu!
Licht am Himmel, Glanz auf Erden, hoch und nieder mache neu!

Setze mit dem Sonnenknaufe blau der Lüfte Turban auf,
Und der Fluren grünen Kaftan, holder Chidher, mache neu!

Mache Wiesen frisch von Kräutern, und von Sprossen Haine jung,
Rosen-Schnürbrust und der Lilje schlankes Mieder mache neu!

Schmelze mit dem Hauch des Winters Helm und Panzer, mit dem Blick
Brich den Frostspeer; unsern Frieden, Weltbefrieder, mache neu!

Ohne Ostwind ist die Luft todt, und der Rosen Othem stockt.
Aus dem Schlummer weck' den Ostwind, sein Gefieder mache neu!

Roll' in Donnern, geuß aus Wolken auf die Erde Moschusfluth,
Laß von Kopf zu Fuß uns baden, alle Glieder mache neu!

Pinie schlägt im Winde Pauken, Platanus mit Händen Takt.
Hauch der Liebe, deine Traumdüft' unterm Flieder mache neu!

Reben ringeln sich an Ulmen zur Verehrung Gottes auf,
Veilchen küssen Staub; Lenzandacht, o Gebieter, mache neu!

Hyazinthe kos't mit Tulpen, und von Rosen Nachtigall,
Turtel girret süße Weisen; Parsilieder mache neu!

Zünd' in Blüthen Opferfeuer, Weihrauchgluth in Düften an,
Und als Flöten alle Gräser, Rohr' und Rieder mache neu!

Laß die Blätter Zungen spitzen, Liebesfragen auf der Flur
Zu verhandeln, ihren Scharfsinn für und wider mache neu!

Hörst du? Frühluft, Frühroth, Frühlicht ruft: Steh' früh im Frühling auf,
Freund, mit Frühthau deines Geistes Augenlieder mache neu,

Daß du Lenzgeheimniß schauest! Blumenschmelz ist Alchymie:
Festgeschmeid' im bunten Feuer, rüst'ger Schmieder, mache neu!

3.

Die Rose ist das höchste Liebeszeichen,
Dem Herzensfreund will ich die Rose reichen.

Gedanken sterben im Gefühl der Liebe,
Wie Gartenblumen vor der Ros' erbleichen.

Die Rose trägt den stillen Dorn am Herzen,
Weil nie die Schmerzen von der Liebe weichen.

Ein einzig Bild der Schönheit ist die Rose;
Was gleichet ihr in Erd' und Himmels Reichen?

Der vollen Rose gleicht an Pracht die Sonne,
Und alle Blättlein siehst du Monden gleichen.

Der Sonne Lichtrad ist in ihr gerundet,
Und hundert Monde rollen dran als Speichen.

Die Sonne, die aus Monden wuchs, die Rose,
Dem Herzensfreund will ich die Rose reichen.

4.

Ich bin das Sonnenstäubchen, ich bin der Sonnenball,
Zum Stäubchen sag' ich: bleibe! und zu der Sonn': entwall!

Ich bin der Morgenschimmer, ich bin der Abendhauch;
Ich bin des Haines Säuseln, des Meeres Wogenschwall.

Ich bin der Mast, das Steuer, der Steuermann, das Schiff;
Ich bin, woran es scheitert, die Klippe von Korall.

Ich bin der Vogelsteller, der Vogel und das Netz;
Ich bin das Bild, der Spiegel, der Hall und Widerhall.

Ich bin der Baum des Lebens, und drauf der Papagei;
Das Schweigen, der Gedanke, die Zunge und der Schall.

Ich bin der Hauch der Flöte, ich bin des Menschen Geist,
Ich bin der Funk' im Steine, der Goldblick im Metall.

Ich bin der Rausch, die Rebe, die Kelter und der Most,
Der Zecher und der Schenke, der Becher von Kristall;

Die Kerz', und der die Kerze umkreis't, der Schmetterling;
Die Ros', und von der Rose berauscht, die Nachtigall.

Ich bin der Arzt, die Krankheit, das Gift und Gegengift,
Das Süße und das Bittre, der Honig und die Gall'.

Ich bin der Krieg, der Friede, die Wahlstatt und der Sieg,
Die Stadt und ihr Beschirmer, der Stürmer und der Wall.

Ich bin der Kalk, die Kelle, der Meister und der Riß,
Der Grundstein und der Giebel, der Bau und sein Verfall.

Ich bin der Hirsch, der Löwe, das Lamm und auch der Wolf,
Ich bin der Hirt, der alle beschließt in Einem Stall.

Ich bin der Wesen Kette, ich bin der Welten Ring,
Der Schöpfung Stufenleiter, das Steigen und der Fall.

Ich bin, was ist und nicht ist. Ich bin, o der du's weißt,
Dschelaleddin, o sag' es, ich bin die Seel' im All.

5.

Die Schöpfung ist zur Ruh' gegangen, o wach' in mir!
Es will der Schlaf auch mich befangen, o wach' in mir!

Du Auge, das am Himmel wachet mit Sternenblick,
Wenn mir die Augen zugegangen, o wach' in mir!

Du Licht, im Aether höher strahlend als Sonn' und Mond;
Wenn Sonn' und Mond ist ausgegangen, o wach' in mir!

Wenn sich der Sinne Thor geschlossen der Außenwelt,
So laß die Seel' in sich nicht bangen, o wach' in mir!

Laß nicht die Macht der Finsternisse, das Graun der Nacht,
Sieg übers innre Licht erlangen, o wach' in mir!

O laß im feuchten Hauch der Nächte, im Schattenduft,
Nicht sprossen sündiges Verlangen, o wach' in mir!

Laß aus dem Duft von Eden's Zweigen in meinen Traum
Die Frucht des Lebens niederhangen, o wach' in mir!

O zeige mir, mich zu erquicken, im Traum das Werk
Geendet, das ich angefangen, o wach' in mir!

In deinem Schooße will ich schlummern, bis neu mich weckt
Die Morgenröthe deiner Wangen, o wach' in mir!

6.

Nun senke dich vom Himmel nieder im Morgenlicht,
Und schleuß mir auf die Augenlieder im Morgenlicht!

Mein leiblich Aug' ist aufgeschlossen im Morgenglanz;
Schleuß auf die Seelenaugenlieder im Morgenlicht!

Du bist bei mir als Licht geblieben im Graun der Nacht;
Ich schwebt' auf deinem Duftgefieder im Morgenlicht.

Dein Traum, der nächtlich mich getragen ins Paradies,
Ließ mich zur Erde sanft hernieder im Morgenlicht.

Ich sehe dich auf Erden wandeln im Morgenglanz,
Du gehst die Schöpfung auf und nieder im Morgenlicht.

Die Lüfte, die den Fittig baden in deinem Thau,
Sie tragen Botschaft hin und wieder im Morgenlicht.

Die Schöpfung regt sich, dir zu dienen, im Morgenstrahl;
Nun regt euch frisch auch, meine Glieder, im Morgenlicht!

Die Kräfte, die das Herz gesogen im Schlummerduft,
Will es dir weihen treu und bieder im Morgenlicht.

Laß jeden Arm, der müd ausruhte, die Arbeit und
Die Lust zur Arbeit finden wieder im Morgenlicht!

Laß jeden seine Körner streuen auf deinem Feld,
Und streue du den Segen nieder im Morgenlicht!

Und so wie über'm stillen Fleiße des Sämanns schwebt
Die Lerch' auf hellem Lobgefieder im Morgenlicht:

So laß mit deinem Preise schweben hin ob der Welt,
Die dir arbeitet, Freimunds Lieder im Morgenlicht!

7.

Der Ehrenbecher.

Gib, o Schenke! die Gläser mäßigen Lumpen,
Und mir reiche den unermeßlichen Humpen.
Schenk'! erneue die Flammendochte des Lebens
Diesem niedergebrannten löschenden Stumpen.
Schenk'! ich will auf der Oberfläche nicht schwimmen,
Sondern mitten in einen Ozean plumpen.
Schenk'! ich segne des Erdleibs ewige Quellen,
Welche leer sich nicht schöpfen lassen noch pumpen.
Trink' Hafis! und ertränk' im Herzen die Sorg' um
Diese Welt, den gestaltlos gährenden Klumpen.

8.

Heim.

Gott geleite die armen traurigen Kranken heim!
Gott geleite die müden irren Gedanken heim!
Gott verleihe dir einen Stab der Geduld, mein Herz!
Müder Wanderer! um am Stabe zu wanken heim.
Gott verleihe dir einen gnädigen Hauch, mein Schiff!
Aus den Wogen des Unbestandes zu schwanken heim.
Alle Triebe, dem dunkeln Schooße der Erd' entblüht,
Aufwärts ringen sie, sich zum Lichte zu ranken heim.
Alle duftigen Blüthenstäubchen der Frühlingsluft,
Rastlos sprühen sie, bis zum Staube sie sanken heim.
Also sehnet Hafisens Seele sich himmelwärts,
Und sein Irdisches zu den irdischen Schranken heim.

9.
Herbstbild.

Was sagt der Herbst der Ros' in's Ohr,
Daß sie die Munterkeit verlor?
Er mahnt sie an die Nichtigkeit
Der Treue, die der Lenz ihr schwor.
Sie reißt entzwei den Schleier, den
Sie nahm, als er zur Braut sie kor;
Und wie sie bleich vom Throne sinkt,
Erseufzt der Nachtigallen Chor.
Wer brach entzwei das Lilienschwert?
So blank geschliffen war's zuvor.
Die Tulp' entfloh so eilig, daß
Den Turban sie am Weg verlor.
Beschämt senkt der Jasmin sein Haupt,
Weil ihm der Ost die Locken schor.
Es streut der Wind mit voller Hand
Von Bäumen Blättergold empor.
Das dürre Laub schwirrt durch die Luft,
Wie Fledermäus' aus Gräberthor.
Das Todtenlied der Schöpfung spielt
Der Herbstwind auf geknicktem Rohr.
Die finstre Tanne trägt den Schnee,
Wie weißen Bund um's Haupt ein Mohr.
Der Berg nahm weißen Hermelin,
Weil ihm die nackte Schulter fror.
O sieh des Jahrs Verwüstung an
Und hole frischen Wein hervor!
Die Sonne sandt' uns, eh' sie wich,
Den jungen Most in's Haus zuvor,
Daß er uns leucht' an ihrer Statt,
Wann ihre Kraft dämpft Wolkenflor.
Sieh, wie des Wintergreises Grimm
Des Frühlingskindes Hauch beschwor.
Er weckt im Bechertönen ein
Verzaubert Nachtigallenchor;
Und trunkne Blicke sich ergehn
Auf schöner Wangen Rosenflor.
Du trink' und seufz' im Winter nicht,
Denn auch im Frühling seufzt ein Thor.

10.
Die Rose im schönsten Glanze.

Der hat in ihrem schönsten Glanz die Rose nicht gesehen,
Wer nie die Perle des Gefühls ihr sah im Auge stehen.
O Liebe! wunderbare Macht, daß deine höchste Wonne
In Menschenbrust den Ausdruck muß borgen von Schmerz und Wehen.
Die Rose lächelte mich an, und von den süßen Strahlen
Ging mir im stillen Herzen auf ein Drang zu süßem Flehen.
Ich klagte wie die Nachtigall, bis meine Rose weinte;
Und wie ich's sah, verklagt' ich mich, daß es durch mich geschehen.
Die Rose trug, in Duft gehüllt, die Fülle des Gefühles,
Sich unbekannt; mein Seufzer kam, den Schleier wegzuwehen.
Und wie sie sah vor ihrem Blick den Abgrund ew'ger Liebe
Im eig'nen Herzen, bebte sie darinnen zu vergehen.
Sie sah nach einem Stab sich um, sich schwindelnd festzuhalten,
Sie warf sich an mein schwaches Herz, als könnt' ich bei ihr stehen.
O Rose! wenn du trunken bist, so bin ich selbst berauschet,
Und keine Rettung weiß ich, als zusammen untergehen.

11.

Hingegangen in den Wind.

Salomo! wo ist dein Thron hingegangen? in den Wind.
Lilie! wo ist deine Kron' hingegangen? in den Wind.
Predigest du in den Wind, Erdenweisheit! immer noch,
Seit der weise Salomon hingegangen in den Wind?
Brüstest du im Hauch des Glücks dich noch immer, Erdenmacht!
Seit der mächt'ge Salomon hingegangen in den Wind?
Auf des Lebens Frühlingsau'n drängen tausend Keime sich,
Fragen nicht, ob tausend schon hingegangen in den Wind.
Feucht' einmal mit Wein noch an, Schenke! diesen durst'gen Staub,
Eh' der nicht'ge Erdensohn hingegangen in den Wind.
Schenke! wie ein Traum der Nacht, wie ein Schatten auf der Flur,
Ist das Leben mir entflohn, hingegangen in den Wind.
Hoffnungen, wie Spreu verweht, Wünsche, Rosendüften gleich,
Liebesseufzer ohne Lohn hingegangen in den Wind.
Falscher Schmeichelhauch der Huld, und des Hohnes kränkender,
Lieb' und Haß ist, Huld und Hohn, hingegangen in den Wind.
Laß der Thränen letzten Rest mich verweinen dieses Aug's,
Bis die letzte Spur davon hingegangen in den Wind.
Licht der Jugend! Schönheitsbild! kaum erschienen bist du mir,
Glänzend wie die Lilienkron', hingegangen in den Wind.
Lebenszierde! Schmuck der Welt! Herrlich prangend, bist du uns,
Schön wie Salomonis Thron, hingegangen in den Wind.
Um dein Angedenken soll ewig spielen Freimunds Lied,
Bis davon der letzte Ton hingegangen in den Wind.

Oestliche Rosen.

(1819—1820.)

Gegen die Weltnoth.

Oftmal haben wir geschwärmet
Gegen Zwang und Kutte,
Oftmal uns umsonst gehärmet
Ueberm Erdenschutte.

Die die Welt verschüttet haben,
Mögen sie entschütten,
Und was sie zerrüttet haben,
Soll uns nicht zerrütten.

Sehet, wie ihr ungehudelt
Bleibet in der Schenke,
Und was draußen wird gepudelt,
Hofft, daß Gott es lenke.

Laßt Hafis, den Gottesstreiter,
Euch ein Frohes singen!
Was da machet Herzen heiter,
Hilft die Weltnoth zwingen.

Jeder Ton aus reiner Kehle,
Wehrend, daß im Sumpfe
Dieser Zeit nicht sinkt die Seele,
Führet zum Triumphe.

Verjüngung.

Alt war ich, und der Nacht
Klagt' ich's durch Trauerlieder;
Da hab' ich dein gedacht,
Und jung bin ich nun wieder.

Der Becher voll Rubin,
Das Herz voll Rosenfunken,
So glüh' ich, bis ich bin
In Asche still versunken.

Lob sei und Dank dem Herrn!
Um was ich je gebeten,
Es ist ein heller Stern
Mir noch an's Grab getreten.

Du junger Rosenstrauch,
Wie ist es dir gelungen?
Du hast mit Frühlingshauch
Dies Winterherz durchdrungen.

Noch einmal fließt Kristall
In meines Lieds Akkorden,
Weil ich die Nachtigall
In diesem Laub geworden.

Glückliche Rettung.

Die Liebe fiel in's Grübchen am Kinn
Und war unendlich erschrocken;
Sie langte mit entschlossenem Sinn
Nach einer der flatternden Locken,
Und zog sich mit Geschicke
Heraus am artigen Stricke,
Sonst läge sie, glaub' ich, noch darin.

Der Sultan.

Der Liebsten Aug' ist ein Sultan,
Läßt euch mit Groll oder Huld an,
Nach keinen andern Gesetzen
Als seinem hohen Ergetzen.

Der Liebsten Aug' ist ein Sultan,
Blickt heut' mich scheel ohne Schuld an,
Damit es morgen mich ohne
Verdienst mit Lächeln belohne.

Der Liebsten Aug' ist ein Sultan,
Ihr Herzen schafft euch Geduld an,
Ihr seid zu Sklaven verloren,
Es ist zum Herrscher geboren.

Der Talisman des Weines.

Wer trinkt, soll reines Herzens seyn,
Mit Wein ist nicht zu scherzen.
Der reine rothe Edelstein
Veredelt zwar die Herzen;
Doch die Veredlung geht verloren,
Wo nicht ist Edles eingeboren:
Ihr Edlen, trinkt den edlen Wein!

Es ist das zarte Fe'enkind
Vor dumpfer Rohheit schüchtern,
Und Keinem ist es hold gesinnt,
Wer tobt, noch wer ist nüchtern.
Geheimnisse ihm abzulauschen,
Muß man sich mit Verstand berauschen,
Und nicht sich zechen taub und blind.

Die Liebe ist als Talisman
Dem Weine unentbehrlich,
Und ohne Schönheit obenan
Ist ein Gelag' gefährlich;
Drum trinkt nur ohne Fahr ein Dichter,
Weil er ruft schöne Augenlichter
Bei jedem Glas zu Zeugen an.

Freude ohne Scheu.

Frische Rosen blüh'n am Hag;
Wer sich noch mag freuen,
Soll vor dem, der das nicht mag,
Sich der That nicht scheuen.

In der Schenke dieser Welt,
Wem einmal zu Scheiter
Ging sein Becher, der erhält
Keinen andern weiter.

Wenn der Urlaub, den du hast,
Hier ist abgelaufen,
Wirst vom himmlischen Palast
Keinen längern kaufen.

Leben ist kein Kinderspiel,
Niemand hat Erbarmen;
Nicht der Reichste hat so viel,
Daß er abgeb' Armen.

Darum brich dir selber ab
Keine frohe Stunde;
Gib, so viele Gott dir gab,
Glas und holdem Munde.

Freunde! seht, die Rose flammt;
Bringet Wein, zu löschen.
Wein ist Menschen angestammt,
Wie das Wasser Fröschen.

Frühprediger Ostwind.

Der Ost sprach einen Morgen lang
Von alten Weltgeschichten,
Es hört' ihm zu ein Chor gedrang
Von Zedern und von Fichten.
Er sprach, wie Salomonis Zwang

Ihn vormals hielt in Pflichten,
Daß manchen Liebesbotengang
Er ihm gemußt verrichten.
Und drauf, als jene Fessel sprang,
Da hab' er doch mit nichten

Dem einmal angewohnten Hang
Seitdem gekonnt verzichten.
Er wandre seit die Flur entlang,
Um Liebesnoth zu schlichten,
Die Grüße, die er in Empfang
Genommen, zu entrichten,
Der Nachtigallen Frühgesang
Den Rosen zu berichten,
Um dann der Sänger Liebesdrang
Mit Rosenduft zu schwichten.
Die Welt vom Auf- zum Niedergang
Durchzieh'nd in allen Richten,
Hab' ich Erfahrung von Belang
Gesammelt, o ihr Fichten!
Wie oft sah ich im Wonnedrang
Des Frühlings aus der dichten
Verschleierung sich Rosenwang'
Am Blick der Sonne lichten;
Wie oft der Blüthen Ueberschwang
Von kalten Bösewichten,
Herbstwinden, durch der Flur Umfang
Gestreut in ganzen Schichten.
Stets eilt die Zeit, was ihr entsprang,
Gleich wieder zu vernichten:
Das ist der ew'ge Wiederklang
Der alten Weltgeschichten.
Ihr! säumet nicht, euch froh, solang
Ihr grünt, emporzurichten,
Und zanket nicht um Gold und Rang,
Ihr Zedern und ihr Fichten!

Koburg.

(1821—1826.)

Der hohle Zahn.

Ein halbgehöhlter Zahn
Hat jüngst mir wehgethan.
Schmerz mich durchzuckte tief,
Da träumt' ich, als ich schlief:
Ich selber sei, o Pein,
Ein kranker Zahn allein.
Da ward ich aus dem Zahn
Im Traume zum Vulkan,
Der, halb erst ausgebrannt,
In grimmen Schmerzen stand,
Auswirbelnd nach Gebrauch
Gluthströme, Glanz und Rauch,
Tief gährend innerlich.
Im Traume fragt' ich mich:
Wann endet dieses denn?
Mir Antwort gab ich: wenn
Des Lebens Flammenherd
Zu Asch' ist aufgezehrt.

Perücke und Brille.

Zwei Stutzer, alt' und neue Zeit,
Geriethen mit einander in Streit;
Der eine stieß sich an seines Nachbarn Perücke,
Und der an des andern modischer Nasenbrücke.

Herr Neuzeit rümpft die Brill' auf der Nase,
Und Herr von Altzeit schüttelt die Perücke;
Sie thun, als ob der Menschheit Glücke
Beruh' auf falschem Haar und Augenglase.

Perücke behauptet der neuen Brille Gefährlichkeit,
Und Brille behauptet der alten Perücke Beschwerlichkeit;
Perücke beruft sich auf eigene alte Verehrlichkeit,
Und Brille auf ihre nunmehrige Weltunentbehrlichkeit.

An die Dichter.

O erniedrigt euch nicht selbst, Poeten,
Daß ihr euch zu Liebesflöten dämpft!
Gott hat euch gemacht zu Schlachttrometen;
Blas't der Schlacht vor, die für's Licht sich kämpft!

Geister sind auf Gassen los und Straßen,
Geister schwärmend in poet'schem Dunst.
Keine Kunst ist, Geister los zu lassen;
Kunstgerecht sie binden ist die Kunst.

Die Stein' harmonisch hat bewegt Amphion,
Nicht deren Sinn verwirret, die da bauten,
Besänftigt hat die Meerdelphin' Arion,
Nicht stürmisch aufgeregt mit seinen Lauten.

Nur das ist Himmelskunst, die mich versöhnt,
Die mir die Welt, mich vor mir selbst verschönt.
Was trübt, verwirrt, zerreißt, wie stark es tönt,
Ist Lügenkunst, die bösem Zauber fröhnt.

Der Dichter sei ein Bildner, kein Traumbilderer,
Kein Sinnverwirrer, Phantasieverwilderer,
Ein Zähmer des Affekts, Gefühles Milderer,
Selbst in sich klar, und aller Klarheit Schilderer.

Künd' ihnen — sprach der Herr zu Mohammeden —
Was ich dir aufgetragen;
Und wenn sie nicht annehmen deine Reden,
So laß dich's dann nicht nagen.

Bethlehem und Golgatha.

Er ist in Bethlehem geboren,
Der uns das Leben hat gebracht,
Und Golgatha hat er erkoren,
Durch's Kreuz zu brechen Todes Macht.
Ich fuhr vom abendlichen Strande
Hinaus, hindurch die Morgenlande;
Und Größeres ich nirgend sah
Als Bethlehem und Golgatha.

Wie sind die sieben Wunderwerke
Der alten Welt dahin gerafft,
Wie ist der Trotz der ird'schen Stärke
Erlegen vor der Himmelskraft!
Ich sah sie, wo ich mochte wallen,
In ihre Trümmer hingefallen,
Und stehn in stiller Gloria
Nur Bethlehem und Golgatha.

Weg, ihr ägypt'schen Pyramiden!
In denen nur die Finsterniß
Des Grabes, nicht des Todes Frieden,
Zu bauen sich der Mensch befliß.
Ihr Sphinx' in kolossalen Größen,
Ihr konntet nicht der Erde lösen
Des Lebens Räthsel, wie's geschah
Durch Bethlehem und Golgatha.

Erdparadies am Roknabade,
Flur aller Rosen von Schiras!
Und am gewürzten Meergestade
Du Palmengarten India's!
Ich seh' auf euren lichten Fluren
Noch gehn den Tod mit dunklen Spuren.
Blickt auf! Euch kommt das Leben da
Von Bethlehem und Golgatha.

Du Kaaba, schwarzer Stein der Wüste,
An den der Fuß der halben Welt
Sich jetzt noch stößt, steh nur, und brüste
Dich, matt von deinem Mond erhellt!
Der Mond wird vor der Sonn' erbleichen,
Und dich zerschmettern wird das Zeichen
Des Helden, dem Viktoria
Ruft Bethlehem und Golgatha.

O der du in der Hirten Krippe
Ein Kind geboren wolltest seyn,
Und, leidend Pein am Kreuzgerippe,
Von uns genommen hast die Pein!
Die Krippe dünkt dem Stolze niedrig,
Es ist das Kreuz dem Hochmuth widrig;
Du aber bist der Demuth nah
In Bethlehem und Golgatha.

Die Kön'ge kamen anzubeten
Den Hirtenstern, das Opferlamm,
Und Völker haben angetreten
Die Pilgerfahrt zum Kreuzesstamm.
Es ging in Kampfes Ungewitter
Die Welt, doch nicht das Kreuz, in Splitter,
Als Ost und West sich kämpfen sah
Um Bethlehem und Golgatha.

O laßt uns nicht mit Lanzenknechten,
Laßt mit dem Geist uns zieh'n in's Feld,
Laßt uns das heil'ge Land erfechten,
Wie Christus sich erfocht die Welt!
Lichtstrahlen laßt nach allen Seiten
Hinaus, als wie Apostel schreiten,
Bis alle Welt ihr Licht empfah'
Aus Bethlehem und Golgatha.

Mit Pilgerstab' und Muschelhute
Nach Osten zog ich weit hinaus;
Die Botschaft bring' ich euch, die gute,
Von meiner Pilgerfahrt nach Haus:
O zieht nicht aus mit Hut und Stabe
Nach Gottes Wieg' und Gottes Grabe!
Kehrt ein in euch, und findet da
Sein Bethlehem und Golgatha.

O Herz, was hilft es, daß du knieest
An seiner Wieg' im fremden Land?
Was hilft es, daß du staunend siehest
Das Grab, aus dem er längst erstand?
Daß er in dir geboren werde,
Und daß du sterbest dieser Erde,
Und lebest ihm, nur dieses ja
Ist Bethlehem und Golgatha.

Erinnerungen
aus den Kinderjahren eines Dorfamtmannsohns.
(1829.)

Der Winter auf dem Lande.

Den Winter hör' ich schelten,
Es spricht ein Städter nur:
Im Sommer lass' ich's gelten
Zu wohnen auf der Flur;
Doch in des Winters Schauern
Zieh' ich mir vor die Mauern,
Zu frostig ist mir die Natur.

Natur, in deiner Fülle
Hat er dich nicht geschaut,
Ihm hat die äußre Hülle
Gefallen an der Braut;
Doch, wie du mögest ändern
Mit Farben und Gewändern,
Du bleibst mir immer lieb und traut.

Ich habe dein Erwachen
Belauscht im Schneegewand,
Wo als dein erstes Lachen
Die Anemon' ich fand;
Dann las ich manches Weilchen
Als deine Grüße Veilchen,
Und Primeln Winke deiner Hand.

Ich hab' an deinem Kranze
Die Blätter wachsen sehn,
Ihn dann in vollem Glanze
Auf deinem Haupte stehn,
Da du betratst die Bühne
Im Festschmuck, und das grüne
Gewand dir hob der Mailust Wehn.

Wie aus dem Morgenschleier
Du hast geschüttelt Duft,
Und bei des Abends Feier
Geathmet frische Luft,
Ich bin dir nachgeschritten
Auf allen blum'gen Tritten
Durch Wies' und Feld und Wald und Kluft.

Mein Auge füllten Zähren
Beim Anblick deiner Pracht,
Als ob's die Perlen wären,
Die dir der Thau gebracht;
Und jeder Regenbogen,
Der deinen Saum umzogen,
Hat farbig mir in's Herz gelacht.

Wach, wenn die Morgenröthe
Dir guten Morgen bot,
Froh harrend, bis dir böte
Gutnacht das Abendroth;
Wie dich die Sonne krönte,
Wie dich der Mond verschönte,
Warst du mein Früh- und Abendbrot.

Mit deiner Lerchen Schwirren
Zum Himmel schwang ich mich,
Mit deiner Tauben Girren
Durch Büsche schlang ich mich;
Mit deinen Nachtigallen,
Mit deinen Sängern allen,
In dich hinein versang ich mich.

Aus Bächen und aus Quellen
Hast du mir zugerauscht,
Aus lichten Waldesstellen
Hast du mir zugelauscht;
In Wiederhalles Tönen
Und in des Sturmes Dröhnen
Hast du Gespräch mit mir getauscht.

Es hat kein Zwang der Schulen
Mein Herz vor dir verbaut,
Ich hatte Zeit zu buhlen
Um meine süße Braut.
Der Menschenwelt gefernet,
Hab' ich nur dich gelernet,
Dir nachgesprochen jeden Laut.

Ich habe dich gehalten,
O Herzenskönigin,
In wechselnden Gestalten,
Erst frohe Schäferin,
Geschmückt mit allen Farben,
Und dann auf goldne Garben
Gelehnet, müde Schnitterin!

Und als du mir die Rose
Nicht bieten konntest mehr,
Da botest du im Schooße
Die Früchte segenschwer,
Und lächeltest so sinnig,
Mich rührt' es tief und innig,
Wie du dein Füllhorn gossest leer.

Wenn nun die Blumen fliehen,
Die du so zart gepflegt,
Die Vögel von dir ziehen,
Die du im Nest gehegt:
Sollt' ich dich auch verlassen?
O nein, ich will dich fassen
An's Herz, so lang dein Herz noch schlagt!

Und wenn du nun zum Grabe
Dich geben mußt hinab,
Sieh, welche reiche Habe
Mir deine Liebe gab!
Die will ich nicht vergraben,
Mit deinen eignen Gaben
Will ich dir schmücken schön dein Grab.

Du hast mit solchen Strahlen
Durchleuchtet mein Gemüth,
Daß auf des Herbstes kahlen
Gefilden Frühling sprüht;
Du hast mein Herz durchsungen
Mit sommerlichen Zungen,
Daß ein Gesang der Winter blüht.

Die Farben sind enthoben
Nun all der ird'schen Flur,
Am Himmel blühn sie droben
Verklärter, schöner nur;
Durch Wolken-Silberstreifen
Gehn Gold- und Purpurschleifen,
Und Perlenstränge durch Azur.

Dort, wo die Sonne sinket,
Das ist kein Abendroth,
Wie mit Karmin geschminket
Der Sommerabend bot;
Das ist ein Meer von Gluthen,
Von Wunden, welche bluten, —
Ein ew'ges Leben blüht im Tod.

Ja, ob mit Tod durchschauert
Das Erdenmark der Ost,
Die Liebe blüht und dauert
Ein farb'ger Augentrost;
Ob Frühlingsgluth zerstiebe,
Am Himmel glüht die Liebe,
Sich spiegelnd hell im Erdenfrost.

Des Baumes Aeste ragen
Kahl aufwärts in den Raum,
Wo sie statt Blätter tragen
Der Sterne goldnen Traum;
Es ist, als ob sich neige
Der Mond am höchsten Zweige;
O schöngeschmückter Weihnachtsbaum!

Nicht, wann der Erde Glieder
Umhüllet Blumenpracht,
Und Nachtigallenlieder
Die Lieb' hat angefacht:
Die Engel, die sich neigen
Der höchsten Liebe, steigen
Hernieder in der Winternacht.

Pfarrer und Kaplan.

Der Weg nach Großenbarrdorf
War öd' und etwas fern;
Nach dem kathol'schen Pfarrdorf
Ging ich doch immer gern.
Der Pfarrer dort, Herr Neurer,
War uns ein Freund, ein theurer,
Wir Ketzer waren lieb dem alten Herrn.

Gar finster war sein Zimmer,
Doch seine Seele licht;
Die Köchin zeigt' uns immer
Ein unhold Angesicht;
Es kam doch mehr vom Fehle
Des Auges, als der Seele,
Sie schielte nur, schel sah sie darum nicht.

Sie hatt' uns doch am Ende
Nichts Uebles zugedacht,
Und immer recht behende
Den Tisch zurecht gemacht;
Wo dann der Wirth sich schürzte,
Mit Geist und Laune würzte
Den Kohl, den sie den Gästen fad gebracht.

Doch wann zu Haupt gestiegen
Des edlen Weines Dunst,
Begann der Greis zu fliegen
Mit jugendlicher Brunst;
Da sprach er frei und mächtig,
Wenn auch nicht stets bedächtig,
Statt vom Brevier, vom Heiligthum der Kunst.

Warf er den ersten Funken
Vielleicht mir in's Gemüth?
Vom Wein, den er getrunken,
Hat mich ein Hauch durchglüht;
Ich sah von Sterneschleier
Umwoben eine Leier
Von oben, untenher von Ros' umblüht.

War mir nur aufgegangen
Im Geist des Bildes Schau?
Sah an der Wand ich's hangen? —
Ich weiß es nicht genau —
Wo wirklich die gemalte,
Die Mutter Gottes strahlte,
Mit Lächeln nannt' er sie die schöne Frau.

Schon war die Morgenröthe
Am deutschen Helikon
Gegangen auf in Göthe,
Und ob den Wolken schon
Als höchster Lerchentriller
War aufgeschwungen Schiller;
Ich aber sah und hörte nichts davon.

Es drang vom Buchverleiher
Manchmal in meinen Busch
Wie ein verflog'ner Reiher
Ein Ebert oder Dusch,
Die Bildsäul' und das Bildniß
Stand nicht in meiner Wildniß,
Und ich begnügte mich mit Kreid' und Tusch.

Ich kos't im Kosegarten,
Schon matt von Matthisson,
Und schwor zu Gleim's Standarten,
Dem Frühling Kleist's entflohn;
Hing fest am Hagedorne,
Und nagt' am Haberkorne
Von Isaak Maus, und ward nicht satt davon.

Da wies der Greis zur Beute
Mich hin auf andres Erz.
Es waren seine Leute
Katull, Tibull, Properz.
Er weiß, daß in der Schule
Um röm'sche Mus' ich buhle,
Da macht' er sich zum Nachtisch einen Scherz.

Das Lied war aufgeschlagen,
Leicht Roma's schönste Braut,
Obgleich nur übertragen
Aus Sappho's weichem Laut:
„Den Göttern scheint zu gleichen,
Ja Götter dem zu weichen,
Der dich, genüber sitzend, hört und schaut!“

Ich dolmetscht' ohne Stocken,
Daß er es göttlich hieß;
Dann kam ein dunkler Brocken,
An den ich mich nicht stieß;
Doch schnell mit Lächeln schlug er
Geheimnißvoll unkluger,
Das Buch zu, daß mich's voll Gedanken ließ.

Gespräches neue Wendung
War darauf wohlgethan;
Nachtrat mit seiner Spendung
Dem Pfarrer der Kaplan,

Ein jung besonnen kalter,
Der, wo sein feur'ger Alter
Zu lebhaft stürmte, nur ihn leis' hielt an.
Nicht eitle Zeitvertreibung,
Belehrung ernst und tief,
Sucht' er, wann die Beschreibung
Von Reisen er durchlief,
Und zu des Bilds Belebung
Ausländische Umgebung
Hervor in hundert Blumenscherben rief.
Es schien ihm nichts zu fehlen,
Wann, so wie am Altar
Er stand, um zu vermählen
Des Dorfes Paar und Paar,
Er Blumen auch vermählte,
Die er zu Bräuten wählte
Und Kindern, so daß er nicht ehlos war.
Von fremder Länder Sitten
Wann er erzählt' einmal,
Da war es mir, als schritten
Gestalten durch mein Thal,
Und über'm Berge schauten
Gewölke, welche grauten,
Dahinterschlief' vom Orient mein Strahl.
Sei Frieden euren Aschen!
Längst Beide gingt ihr ein,
Der Ernste mit dem Raschen,
Der Eine warm von Wein,
Der Andre bei den Sprossen,
Vor Menschen abgeschlossen,
Ward, wie es schien, nach außen endlich Stein
Dort aber ging ich trunken
Zurück vom Dorf, am Hag,
Wo trümmerhaft gesunken
Der Marter=Bildstock lag.
Mein Alter, wenn sie's thuen
Ihm kund, spricht: Laßt ihn ruhen,
Gestanden hat er ja so manchen Tag!
Sie werden's ihm verdenken,
Und einen Klagbericht
Wird selbst sein Küster lenken
An's geistliche Gericht;
Das gibt ihm eine Nase,
Warum er aus dem Grase
Den alten Glauben wollt' erheben nicht?
Noch einen andern Weiser
Hab' ich am Weg erblickt,
Frisch eingeimpfte Reiser,
Frisch wieder abgeknickt.
Wenn der Kaplan geht impfen
Die Wildlinge, so schimpfen [schickt.
Die Bauern, daß sich nicht das Kuppeln
Er wollte sie veredeln,
Das räumen sie nicht ein;
An ihren alten Wedeln
Soll nichts geneuert seyn.
Ja lieber impfen möcht' er
Selbst ihre Frau'n und Töchter,
Das würden sie herkömmlich ihm verzeih'n.

Neue Lieder.

(1832—1838.)

Die hohle Weide.

Der Morgenthau verstreut im Thale
Sein blitzendes Geschmeide,
Da richtet sich im ersten Strahle
Empor am Bach die Weide.

Im Nachtthau ließ sie niederhangen
Ihr grünendes Gefieder,
Und hebt mit Hoffnung und Verlangen
Es nun im Frühroth wieder.

Die Weide hat seit alten Tagen
So manchem Sturm getrutzet,
Ist immer wieder ausgeschlagen,
So oft man sie gestutzet.

Es hat sich in getrennte Glieder
Ihr hohler Stamm zerklüftet,
Und jedes Stämmchen hat sich wieder
Mit eigner Bork' umrüftet.

Sie weichen auseinander immer,
Und wer sie sieht, der schwöret,
Es haben diese Stämme nimmer
Zu Einem Stamm gehöret.

Doch wie die Lüfte drüber rauschen,
So neigen mit Geflister
Die Zweig' einander zu, und tauschen
Noch Grüße wie Geschwister;

Und wölben über'm hohlen Kerne
Wohl gegen Sturmes Wüthen
Ein Obdach, unter welchem gerne
Des Liedes Tauben brüten.

Soll ich, o Weide, dich beklagen,
Daß du den Kern vermissest,
Da jeden Frühling auszuschlagen
Du dennoch nie vergissest?

Du gleichest meinem Vaterlande,
Dem tief in sich gespaltnen,
Von einem tiefern Lebensbande
Zusammen doch gehaltnen.

Herbsthauch.

Herz, nun so alt und noch immer nicht klug,
Hoffst du von Tagen zu Tagen,
Was dir der blühende Frühling nicht trug,
Werde der Herbst dir noch tragen?

Läßt doch der spielende Wind nicht vom Strauch,
Immer zu schmeicheln, zu kosen;
Rosen entfaltet am Morgen sein Hauch,
Abends verstreut er die Rosen.

Läßt doch der spielende Wind nicht vom Strauch,
Bis er ihn völlig gelichtet.
Alles, o Herz, ist ein Wind und ein Hauch,
Was wir geliebt und gedichtet.

Die Klanggeister.

Heute kamen die Klanggeister
Meiner persischen Sangmeister,
Die mich hatten geflohn lange,
Wie vor'm ernsteren Ton bange,
Oder nur mich besucht hatten,
Aehnlich streifenden Fluchtschatten.
Ueber sommernden Fruchtmatten.

Aber heute nun Stand haltend
Mich umschwebten sie handfaltend,
Mir zu dienen mit Kunstchören,
Wenn ich wollte mit Gunst hören;
Und ich mußte den Plan loben,
Wie zu singen sie anhoben,
Und im Tanze die Bahn stoben.

Erstlich nun aus dem Chorreigen
Sah ich einen hervorsteigen,
Einen, stolz wie auf Kriegsbühnen,
Hochherschreitenden siegskühnen;
Und im rasselnden Schildklange,
Der mir und dem Gefild bange
Macht', entscholl es dem Wildfange:

Wie auf Feindeshaupt im Kampf die Klinge klang,
Schlangen gleich um Nacken sich die Schlinge schlang!
Wie der Stahl am Panzer donnernd schlug den Schlag,
Daß ein Blitz hervor aus jedem Ringe rang!
Als ob ein Geweb er wöbe, stob der Staub,
Und das Blut, als ob ein Springquell springe, sprang.
Und der Recke reckte sich und schlief den Schlaf,
Ueber den des Geiers Gier die Schwinge schwang.
Und bezwungen liegt, von hartem Zwang gezwängt,
Der sich rühmte, daß ihn nimmer zwinge Zwang.

Als nun der mit dem Klingklange
War vom kriegrischen Singsange
Abgetreten, da blieb aber
Hinter ihm auch ein Liebhaber
Nicht zurück, der mit schmerzreichen
Tönen, spielenden, scherzgleichen,
So mir machte das Herz weichen:

Baum der Lieb', um den ich mich als Winde wand,
Als der Lenz ums Haupt die Blumenbinde band!

Meinem Garn entgangenes behendes Hind,
   Das wie Lenzluft strich durchs blumenlinde Land!
Am Gestade, wo des Lebens Welle wallt,
   Fand ich dich die Perl' und dein Gesinde Sand.
Wie verrauschte schnell der Rausch, wie flüchtig flog
   Der Genuß, o wie dein Gruß geschwinde schwand!
Abgeblättert hat den Baum der herbe Herbst,
   Und dein Nam' allein blieb an der Rinde Rand.
Nur in diesem Liebespfand empfind' ich noch,
   Welches Glück ich, das ich nie mehr finde, fand.

Als auch dieser im Zickzacke
Sich getrollt mit dem Schnickschnacke,
Kam noch, halb wie ein Einsiedler,
Einer, halb wie ein Weinfiedler,
Hob den Edelgesteinbecher,
Als Aufmunterungseinsprecher,
Mir, dem lässigen Weinzecher:

Geben Wolken den Weinreben
Thau, so geben die Reben Wein;
Leben kann nur der Wein geben;
Laß für's Leben dir geben Wein!
   Bekränze dich mit Rebenlaub,
   Denn der Tod sinnt auf Lebenraub!

Herbst, nicht raube die Weintraube,
Eh' ich raube der Traube Wein!
Mich umlaube die Weinlaube,
Der Prophet mir erlaube Wein!
   Daß ich ins Blut der Trauben tunk',
   Ist besser als Edens Taubentrunk.
   Bekränze dich mit Rebenlaub,
   Denn der Tod sinnt auf Lebenraub!

Alles andre sind Scheinwonnen,
Nur in Tonnen ist Wonnenschein;
Alles andre sind Scheinsonnen,
Wie im Bronnen der Sonnenschein.
   Gib nicht dein Herz dem Wonnentand,
   Lehne dich fest an die Tonnenwand!
   Daß ich ins Blut der Trauben tunk',
   Ist besser als Edens Taubentrunk.
   Bekränze dich mit Rebenlaub,
   Denn der Tod sinnt auf Lebenraub!

Großes aus Kleinem.

Du sagest mir: O nicht zersplittre
In Lieder dich! web' ein Gedicht!
Ich aber sage dir: Verbittre
Mir die unschuld'ge Freude nicht!
Sieh hin, wie auf der Aue
Der Sonne Licht sich bricht
In jedem Tropfen Thaue!

Wenn ich mich kann in Tropfen spiegeln,
Was soll ich Teiche legen an?
Und Meere stürmisch aufzuwiegeln,
Scheint vollends mir nicht wohlgethan.
Mir gnügt's am leisen Klange,
Den ich gewann zum Bann
Jedwedem Herzensdrange.

Ein Teppich scheinet mir mein Leben,
Und immer sticket meine Hand;
An welcher Stell' ich auch mag weben,
Am obern oder untern Rand;
Zuletzt, wo so viel Kleinstes
Sich still verband, entstand
Ein Großes, Allgemeinstes.

Anerkennung.

Keinem Meister ahmt' ich nach,
Ob es auch der größte wäre;
Seinen Lauf hat jeder Bach,
Jeder Strom hat seine Sphäre;
Aber einen muß ich nennen,
Ihn als Leitstern anerkennen!

Göthe! Wie auf eigner Bahn
Ich durchs Meer mich umgetrieben,
Immer ist als Tramontan'
Er im Auge mir geblieben;
Und wenn er soll untergehn,
Wird er mir im Herzen stehn.

Daß nicht alt' und junge Neider
(Himmel, dies Gezücht veredle!)
Mich verschrei'n als Hungerleider,
Der um einen Brocken wedle,
Lob' ich einen todten Mann,
Der mir keinen geben kann.

Stand ich je in seinem Schutz?
Hat er mich gelobt, genannt?
Mich gehoben, anerkannt?
Lob' ich ihn aus Eigennutz?
Dennoch ja! ich weiß und sehe,
Daß ich mit ihm fall' und stehe.

Wird je der Beruf des Schönen
Buße predigen, statt schildern,
Und zerreißen, statt versöhnen,
Und verwildern statt zu mildern,
Statt zu singen, dumpf zu winseln,
Statt zu malen, grell zu pinseln;

Siegt das Abenteuerliche
Ueber das Gebührliche,
Und das Ungeheuerliche
Ueber das Natürliche:
Dann wird Goethe nicht mehr seyn,
Und wir andern gehn mit drein.

Herbstgefallen.

Mir gefällt der Herbst, der klare,
Weil er ist die Zeit im Jahre
Die im Lebenskreise bist,
Alter, du, und ich gewahre,
Daß an dir mein Jahr nun ist.

Mir gefällt der Herbst, der klare,
Weil er feierlich die Bahre
Der erblichnen Freuden schmückt,
Und ich an mir selbst erfahre,
Daß die Wehmuth mich beglückt.

Mir gefällt der Herbst, der klare,
Weil er spät vom frühen Jahre
Bringt den milden Wiederglanz;
Wie ich flecht', in greise Haare
Einen Jugendliederkranz.

Mir gefällt der Herbst, der klare,
Weil er bringt zu Markt als Waare
Frucht, die flücht'ge Blüthe war;
Wie ich meinem Winter spare,
Was mein Sommer heiß gebar.

Mir gefällt der Herbst, der klare,
Der das beste Korn vom Jahre
Ausstreut für die künft'ge Zeit;
Wie ich Keim' in mir bewahre,
Reifend zur Unsterblichkeit.

„Alles Dichten ein Kranken."

Ich hab' es Andern nachgesagt,
Daß alles Dichten sei ein Kranken:
Als wie der Wurm die Rose nagt,
Zernagen den Genuß Gedanken.

Und doch gelang ein Lied mir nie,
Wo nicht ein höh'res Sonnenleben
Mir aufging in der Seele; wie
Ist dieser Widerspruch zu heben?

Der Krankheit innerstes Gefühl,
Und ewiger Gesundheit Ahnung,
In heiße Wunden Balsam kühl,
Ist Stimmung des Gesangs und Mahnung.

Herbstgefühl.

Wie ein herbstdurchschütterter Strauch
Ist das zagende Vaterland;
Wie in Blättern sich regt ein Hauch,
Löſ't er einem das Lebensband.

Vögel fühlen den Winter vor;
Wie die wandern im Nebelduft,
Senken die sich in Schilf und Rohr,
Die zum Schlafen in Fels und Kluft.

Wie das sterbende Blatt sich schmückt,
Küßt es weinend der Sonnenstrahl;
Frühlingstäuschung, die mich beglückt,
Ach du lächelst zum letztenmal.

Glücklich sind die schlafen, und die
Sind beglückter, die wandern aus.
Die da wachen und bleiben hie,
Klagen in Frost und Wintergraus.

Ausdruck der Empfindung.

Manches hab' ich wohl empfunden,
Als es lebend vor mir stand,
Doch den rechten Sinn gefunden
Erst, als ich die Worte fand.

Darum auch ist Weltverklärung,
Poesie, dein Zauberstrahl,
Weil ich ohne dein' Erklärung
Nicht mich selbst verständ' einmal.

Bekehrung.

Ich war schon ziemlich ein Christ,
Und wär' es noch mehr geworden;
Doch mir verleidet ist
Auf einmal der ganze Orden.

Ihr machtet es mir zu toll
Mit eurem christlichen Leide;
Mein Herz ist noch freudenvoll,
Darum bin ich ein Heide.

Bricht einst mein Lebensmuth,
Dann könnt ihr vielleicht mich erwerben;
Denn eure Lehr' ist gut
Zu nichts auf der Welt als zum Sterben.

Hülfeleistung.

Eilet nur, unangefleht,
Wo ihr könnt, zu nützen;
Wo das Haus in Flammen steht,
Kommt von selbst mit Sprützen;
Und wem seine Krück' entgeht,
Säumt nicht, ihn zu stützen!

Singt nur, ohne daß man spricht:
Singet, Nachtigallen!
Singet, mag es oder nicht
Dieser Welt gefallen;
Singt nur, denn an Lust gebricht
Es der Welt vor allen!

Das Leben ein Gesang.

Daß mein Leben ein Gesang,
Sag' ich's nur! geworden;
Jeder Sturm und jeder Drang
Dient ihm zu Akkorden.

Was mir nicht gesungen ist,
Ist mir nicht gelebet;
Was noch nicht bezwungen ist,
Sei noch angestrebet!

Von der Welt, die mich umringt,
Wüßt' ich unbezwingbar
Wen'ges nur; die Seele klingt,
Und die Welt ist singbar.

Mailieder.

(1838.)

An die kleinen Lieder.

O schlagt nicht nieder
So scheu die Augen, tretet vor,
Ihr kleinen Lieder,
Singt mit in kleiner Vöglein Chor!

Die kleinste Blume
Hat alles, was die größte hat,
Zum Heiligthume
Geweiht der Liebe, Kelch und Blatt.

Zwischen Erd' und Himmel.

Der Himmel ist so blau, so grün die Erde,
So reizende Geberde
Seh' ich die beiden tragen,
Daß ich nicht weiß in diesen schönen Tagen,
Wo Gott erneut sein schöpferisches Werde,
Ob nieder oder auf ich soll die Augen schlagen.

O Erde grün, in deinem duft'gen Staube
Werd' ich ein Staub bald liegen,
Und blühn mit deinem Laube;
O Himmel blau, bald wird wie jene Taube
Mein Geist in deinem Sonnenscheine fliegen:
Inzwischen darf mein Glaube
Sich zwischen Erd' und Himmel freudig wiegen.

Liederkehlen.

Alle Liederkehlen,
Alle Liederseelen
Sind in meinem Mund
Und im Herzensgrund,
Daß mir's keine Stund'
An Gesang kann fehlen.

Mit der Lerch' am Morgen
Steig' ich ohne Sorgen,
Mit der Wachtel Schlag
Lausch' ich am Mittag
Brütend, wo ich mag,
Im Getraid verborgen

Abends mit der Taube
Girr' ich unter'm Laube
Bei des Thaues Fall;
Mit der Nachtigall
Girrt mein süß'ster Schall
Nachts empor vom Staube.

Drossel, Fink' und Meischen,
Amsel, Stieglitz, Zeischen,
Grasmück' und der Gauch,
Alle singen auch
Mit in meinem Strauch,
Jedes auf seinem Reischen.

Wie mit eignem Schalle
Durcheinander alle
Ihre Melodein
Flöten, piepen, schrei'n,
Sprecht, ob nur allein
Mir der Lärm gefalle?

An die Musen.

Nicht aufregende
Wild bewegende
Leidenschaft;
Ruhig glättende,
Friedlich bettende
Liebeskraft;

Sturmbemeisternde
Gottbegeisternde
Himmelsruh'
Haucht, ihr Günstigen,
Euerm brünstigen
Priester zu!

Auch am Niedlichen
Habt ihr Friedlichen
Freude gern;
Nur das Häßliche
Und das Gräßliche
Bleibt euch fern.

Zwar das spitzige
Eitel witzige
Liebt ihr nicht,
Doch das spielende
Leise zielende
Sinngedicht.

Frühlingslied.

In diesen himmlisch schönen Tagen
Laßt aus dem Sinn die Welt uns schlagen,
Vergessen, daß auf ihr wir sind.
Der Ewigkeit entblüh'n die Blumen,
Der Dufthauch kommt aus Heiligthumen,
Vom Paradiese weht der Wind.

Die Sonne strahlt vom Himmel nieder
Und lockt die Welt zum Himmel wieder,
Aus Gottes Wolken fällt der Thau.
O laßt wie Blumen euch durchfeuchten
Das Herz, um Blumen gleich zu leuchten,
Und sonnt euch wie die Blumenau!

Am Bach.

Ich saß am Bach, und sah
Die Well' hinunter gleiten,
Und dacht' an fern und nah,
An alt' und neue Zeiten.

So manche Thräne quoll,
O Bach, an deinen Borden;
Du bist davon nicht voll,
Und trübe nicht geworden.

Manch Kränzlein, das ich wand
An dir, verlor den Schimmer,
Doch windet meine Hand
Ein neues Kränzlein immer.

Die Blume stirbt am Rand,
Ich denk' an liebe Todte;
Und wie sie neu erstand,
Kommt mir ein Liebesbote.

Wo kommest du in's Meer?
Wo kommst du aus der Quelle?
Wo komm' ich hin und her?
O Bächlein, mein Geselle!

Nun klärt dich Himmelslicht
Und schwellt dich Frühlingswonne;
Hell zeigst du mein Gesicht,
Und heller das der Sonne.

Nun nickt das Frühlingsreis
Dir zu mit Wohlgefallen;
Jüngst war dein Wintereis
Ein Spiegel von Kristallen.

O Welt, wie bist du schön,
Von Frühlingshauch belebet,
Wenn über deinen Höh'n
Des Himmels Ahnung schwebet!

Naturkunst.

Von deinen ew'gen Formen,
Den reinen Schönheitsnormen
Laß lernen mich, Natur!
Du bauest fest und sicher
In unveränderlicher
Gestalt die gleichen immer nur.

Gewächs' in deinem Garten
Sind lauter Dichtungsarten,
Ein reicher Ueberschwang,
Die nie sich störend mischen,
Doch sind nicht zwei, dazwischen
Nicht wär' ein schöner Uebergang.

Vertrauen.

Das Heilige, womit sich lange
Mein Herz getröstet, wollen sie
Gebrauchen, mir zu machen bange;
Gelingen mög' es ihnen nie!

Zerrissen wie sie sind und waren,
So säh'n sie Jeden gern zerfetzt.
Ei laß sie auseinander fahren,
Und bleib du selber unzerfetzt!

Mit Zittern laß die Knecht' und Zagen
Sich krümmen vor des Herren Thron,
Und wag's, die Augen aufzuschlagen
Zu deines Vaters Aug', o Sohn!

Maienmilde.

Alles stimmt der Mai zur Milde,
Luft und Wasser, Licht und Schall.
Weichlich duftet's im Gefilde,
Schmelzend lockt die Nachtigall.

Selbst der strenge Bußeprediger
Aendert seinen Ton im Mai,
Läßt uns fühlen, daß ein gnädiger
Gott ob uns im Himmel sei.

Das Reich der Poesie.

Zwietracht ist und Kampf hienieden,
In der Poesie sei Frieden;
Darauf gründe sich ihr Reich,
Worin alle Menschen gleich,
Nicht wodurch sie sind verschieden.

Der Dienst der Poesie.

Laß dich Poesie begleiten
Auf des Lebens rauhem Weg!
Ueber alle Schwierigkeiten
Hebet sie dich leicht hinweg.

Allem läßt sich abgewinnen
Eine Seite, wo es glänzt;
Und was kein Verstand aussinnen
Kann, hat Phantasie ergänzt.

Die Rose.

Die volle Rose glüht so rein in sich beschlossen;
In Duft ist ihr Gemüth, in Licht ihr Geist ergossen.

Wer sich in sie vertieft, der sieht vollendet ganz
Die Schöpfung, und es trieft die Welt von Gottes Glanz.

Das Abendlied vom Thurme.

Vom Thurme bläst ein Abendlied
In Abendlerchenchöre.
Was sagt es? daß ein Mensch verschied;
Daß nichts die Ruh' ihm störe!

Sei er geschieden sanft und rein,
Wie dort die Sonne scheidet,
Und ruh' in Frieden wie der Hain
In Abendroth gekleidet!

Heimgang.

Ist's doch gar zu schön
Zwischen Thal und Höh'n!
Wenn nicht Stunden flöh'n!

Selbst der Sommertag
Zögert lang und mag
Heut nicht aus dem Hag.

Und die Sonne zeigt,
Wie sie niedersteigt,
Sich zu steh'n geneigt.

Aber sie muß gehn;
Herz, was kann bestehn?
Geh' im Abendwehn!

Weisheit des Brahmanen.

1.

Ein Bruchstück immer ist des einzlen Mannes Wissen,
Das er als Ganzes darzustellen ist beflissen;

Zu loben, wenn er es von innen will ergänzen,
Zu tadeln, wenn mit Schein der Ganzheit überglänzen.

In diesem Fall ist doch, wer lehren will und soll,
Eh' alle Fächer noch des Wissens er weiß voll.

Er darf dem Lernenden nicht zeigen seine Lücken,
Mit mehr und minder Kunst muß er denn schlagen Brücken,

Daß alles scheine nur zusammen fein zu hangen,
Vom einen Ende der Welt zum andern zu gelangen.

Der arme Mann muß sich mit fremden Federn schmücken,
Weil er kein Lehrgedicht darf geben in Bruchstücken.

2.

Was nicht von Gott hebt an, und sich zu Gott hinwendet,
Ist um und an mißthan, mißangefahn, mißendet.

Den Schein, etwas zu seyn, mag's haben eine Frist;
Bald wird es offenbar, daß nichts es war und ist.

3.

Wenn dein Gemüth ist frisch vom Thau der Nacht befeuchtet,
Und deine Seele klar vom Morgenglanz durchleuchtet;

So schwinge mit Vertraun in Andacht dich empor,
Und trage dein Gebet dem Herrn der Schöpfung vor!

Ein Vaterauge schaut, es hört ein Vaterohr;
Ihm trage dein Gebet mit aller Schöpfung vor!

Zum Himmel aufwärts blickt und ruft der Wesen Chor;
Nun trage dein Gebet mit Blick und Worten vor!

Den Wünschen aufgethan ist der Erhörung Thor;
O trage dein Gebet in frommen Wünschen vor!

4.

Der Vater mit dem Sohn ist über Feld gegangen;
Sie können nachtverirrt die Heimat nicht erlangen.

Nach jedem Felsen blickt der Sohn, nach jedem Baum,
Wegweiser ihm zu seyn im weglos dunklen Raum.

Der Vater aber blickt indessen nach den Sternen,
Als ob der Erde Weg er woll' am Himmel lernen.

Die Felsen blieben stumm, die Bäume sagten nichts,
Die Sterne deuteten mit einem Streifen Lichts.

Zur Heimat deuten sie; wohl dem, der traut den Sternen!
Den Weg der Erde kann man nur am Himmel lernen.

5.

Es strömt ein Quell aus Gott und strömt in Gott zurück,
Der Einstrom hohe Lust, der Ausstrom höchstes Glück.

Er strömet in dich ein durch's offne Thor der Sinnen,
Und strömet aus dadurch, und nimmt dich mit von hinnen.

Durch's Auge strömt er ein als Licht, daß er verkläre
Dein Inn'res, und entströmt verklärt als Freudenzähre.

Den Geist zu wecken, strömt er ein als Ton durch's Ohr,
Und strömt aus deinem Mund als Dankgebet hervor.

Einströmt er dem Geruch als Lenzduft, Sehnsuchtshauch,
Und strömt im Athem aus als Seufzeropferrauch.

Er strömt durch den Geschmack in's Mark und in's Gehirne,
Und als Gedanke tritt er leuchtend aus der Stirne.

Er strömt als irdischer Empfindungen Gewühle
In's Herz und aus der Brust als himmlische Gefühle.

Du fühlest: Was du bist, ist er in dir, nicht du;
Und strömst in dem Gefühl dich deinem Urquell zu.

6.

Ring' an, den Himmel mit der Erde auszugleichen!
Wer das errungen hat, der trägt das Siegeszeichen.

'S ist keine Kunst, die Welt roh unter'n Fuß zu treten;
So zarte Blumen blühn auf diesen Gartenbeeten.

Es ist auch keine Kunst, den Himmel für die Schwachen
Einladend, und dem Trotz die Hölle heiß zu machen.

Den Himmel zieh herab, die Erd' empor mit Brunst!
Nur dies, der Rede werth, ist Erdenhimmelskunst.

7.

Nichts bessers kann der Mensch hienieden thun, als treten
Aus sich und aus der Welt und auf zum Himmel beten.

Es sollen ein Gebet die Worte nicht allein,
Es sollen ein Gebet auch die Gedanken seyn.

Es sollen ein Gebet die Werke werden auch,
Damit das Leben rein aufgeh' in einen Hauch.

8.

Verein' mit Selbstvertraun Mißtraun in deine Kraft;
Durch stetes Ringen wird der Schüler meisterhaft.

Daß du's noch nicht vollbracht, daß du es kannst vollbringen,
Daß du's vollbringen mußt, das macht es dich erringen.

Auflösen mußt du erst, doch Alles ist das nicht,
Den Glanz der Außenwelt in innerliches Licht.

Entfalten mußt du dann, und dieses ist der Kranz,
Das innerliche Licht in äußerlichen Glanz.

Du mußt die fremde Welt in deinen Busen fassen,
Um als die eigne dann sie schöner zu entlassen.

Das sagt dir der Poet, auch wenn du keiner bist,
Weil doch die Poesie ein Bild des Lebens ist.

Die Dichtkunst mögest du als Kunst des Lebens brauchen,
Um recht dich in die Welt, die Welt in dich zu tauchen.

Auf! wenn dein Bau dir selbst und Andern schön soll däuchten,
So mische recht den Stoff des Trocknen und des Feuchten.

So mischet Blüthenstaub die Bien' und Honigseim,
Und baut die Zelle, wie der Dichter seinen Reim.

Sieh, was das Trockne sei, und was das Feuchte, schau'!
Das Wissen ist der Staub, und das Gemüth der Thau.

9.

Wenn du den Muth verlierst, verlierest du die Kraft
Zu wirken, und dein Werk verkümmert krüppelhaft.

Wenn der gesunkne Muth auf einmal wieder steigt,
Zu wilden Ranken ist alsbald der Trieb geneigt.

Drum bitte täglich Gott, daß er dich, streng, wie gütig,
Nie muthlos lasse seyn, noch werden übermüthig.

10.

Sieh, mit den Füßen steht der Reis im Wasserbade,
Daß auf dem Haupte nicht der Sonnenbrand ihm schade.

Wenn du Besinnung kühl mit Gluthgefühl vereinst,
Auch reife Segensfrucht trägst du vielleicht dereinst.

11.

Gewöhne Schönes dich zu sinnen und zu denken,
Und lerne jeden Sinn auf's Schöne hinzulenken,

Und strebe jeden Sinn ins Schöne einzusenken,
Und Schönes möge hold dir jede Stunde schenken,

In Schönes hüllen dich, dein Herz mit Schönem tränken,
Und mit dem Anblick nie dich des Unschönen kränken.

Wer mit entschloßnem Blick das Schöne liebt und sucht,
Vor dessen Auge nimmt das Häßliche die Flucht.

Der Götter höchste Gunst ist aber dem bewahrt,
Der im Unschönen selbst das Schöne nur gewahrt;

Sei's auch, Unschönes nur, das seyn will, zu vernichten,
Und Schönes an der Statt, das seyn sollt', aufzurichten.

Ein zartes Auge wird beleidigt vom Unschönen,
Als wie ein feines Ohr verletzt von falschen Tönen.

Feinzarter Sinn ist gut, nicht gut der zärtlich schwache;
Du härte deinen so, daß es nicht stumpf ihn mache.

12.

Was gut ist und was schlecht, ist schwer nicht zu entscheiden;
Doch unentschieden schwankt viel andres zwischen beiden.

Das Gute zieht mich an, das Schlechte widerwärtig
Stößt schnell mich ab, und leicht bin ich mit beiden fertig.

Das Zweifelhafte nur macht langes Kopfzerbrechen,
Bis man zu Stande kommt, ein Urtheil ihm zu sprechen,

Daß ich nach meinem Recht am Ende so entscheide:
Was weder gut noch schlecht, ist schlechter mir als beide.

13.

Du hängst an Wurzeln, die du von Natur gewannst,
Von denen du dich los nicht reißen sollst noch kannst.

Die Wurzeln, deine Volks- und deine Glaubensart,
Sind jede stark für sich, und doppelt stark gepaart.

Aus ihnen Nahrung hast du unbewußt gesogen;
Sie halten dich, wo du dich ihnen glaubst entzogen.

Dich halten sollen sie, doch nicht, daß du nicht strebest,
Und über sie hinaus ins Menschliche dich hebest.

Des Menschen Kron' ist, daß sich Menschheit offenbart
In ihm, trotz seiner Volks-, trotz seiner Glaubensart.

Daß an der Menschheit dich, nicht sie an dir du messest,
Nicht ihre Formenfüll' in deine Model pressest;

Nicht Fremdes deutest um, verfälschend seinen Sinn,
Weil eigensüchtig du den eignen suchst darinn;

Nicht dich in deiner Art verstockest und versteifest,
Lebendig nur als Glied im Ganzen dich begreifest;

Nicht wähnend, daß um dich als Mittelpunkt sich drehn
Der Welt Entwicklungen, die immer weiter gehn.

14.

In Hellas wuchs die Kunst, vom Sinn des Volks gefordert,
Die wachsen soll bei uns, vom Herrscherwort beordert.

15.

Die leichtste Kunst für dich ist, Fürst, geliebt zu werden;
Nur liebreich brauchst du dich, nur menschlich zu geberden.

Viel schwerer fällt es euch, daß ihr verhaßt euch macht;
Und doch in dieser Kunst habt ihr's so weit gebracht.

16.

Bedachtet ihr einmal, was die Unsterblichkeit,
Nach der ihr trachtet, ist, ihr Könige der Zeit!

Denkmale stiftet ihr, Bildwerke, Riesenmauern;
Die Nachwelt staunt sie an, und dankt nicht den Erbauern.

Und wenn man fraget nach dem Namen, wird man sagen:
Hoch kam zu Ehren Stein und Erz in dessen Tagen.

War auch so wohlbefugt des Landes Lust und Glück,
Wie Stein und Erz, so ganz aus einem Guß und Stück?

Er hat die Ewigkeit gesucht in Stein und Erzen,
Und nach dem Denkmal nicht gefragt in Menschenherzen.

So sei auf ewig denn der Namen eingeschrieben
In Stein und Erz, anstatt in Herzen, welche lieben.

17.

Der Pflanzenkund'ge, der die Pflanzen will erklären,
Weiß doch nicht, wie ein Dorn kann Rosengluth gebären.

Das weiß ein Dichter nur, der stille sein Gemüth,
Belauschet, wenn aus ihm ein neues Lied erblüht.

18.

Hauch Gottes, Poesie, o komm mich anzuhauchen,
In deinen Rosenduft die kalte Welt zu tauchen.

Was du anlächelst, lacht; was du anblickest, glänzt;
Die Eng' erweitert sich, und Weites wird begränzt.

Durch dich ist ewig, was im Augenblick geschwunden,
Was ich gelebt, gedacht, genossen und empfunden.

19.

Wo der Gedanke fehlt, die unverwandte Richtung
Auf hoch gestecktes Ziel, da ist ein Tand die Dichtung.

Das Phantasieenspiel der Kindermärchenlieder
Ist mit der Kindheit hin, und Niemand bringt sie wieder.

Statt Ammenkinderfrau sey nun Erzieherinn
Die Muse dem Geschlecht zu höherm Lebenssinn.

Hinfort genügt nicht mehr anmuthig Klingendes,
Nur Himmelbringendes, Geschickbezwingendes.

20.

Die Leier immer hängt gestimmt in meiner Klause,
Und wartet, welch ein Sturm durch ihre Saiten brause.

Bald ist's des Himmels Sturm, der die Akkorde greift,
Und bald des Dichters Geist, der sie im Fluge streift.

Wenn du, o Sturm der Nacht, aufspielest, hör' ich zu;
Und bist du müd', und ich will spielen, höre du!

Geheimnisse der Nacht hast du mir vorgesungen,
Nun hör' ein Lied aus Menschenbusensdämmerungen.

21.

Den Schmelz der Wiesen tränkt das Wasserrad nicht nur,
Es ist auch, fern gesehn, ein reger Schmuck der Flur.

Doch wenn du näher kommst, hörst du es traurig stöhnen:
So schwer ist Nützliches vereinigen dem Schönen.

22.

Die Seele, die herab ist in den Leib gestiegen,
Hat halb, dem Vogel gleich im Bau'r, verlernt das Fliegen;

Nahm Schwere an und gab dem Leib des Schwunges Kraft,
Daß sie halb leibhaft ward, der Leib halb seelenhaft.

Sie hat ein dunkles Haus mit ihrem Licht erhellt,
Deßwegen aber selbst in's Dunkle sich gestellt.

Sie hat dem todten Leib sein Leben eingegeben,
Aufgebend selbst um Tod ein Theil von ihrem Leben.

Die Liebe war's, die sie zu ihm herniederzog,
Mit ihm in Staub zu gehn, die ohn' ihn droben flog.

Sowie dem Glauben auch herab sich hat gelassen
Die Gottheit menschlich, daß sie Menschenherzen fassen.

Und wie ein Weiser aus der Weisheit hellen Sphären
Herabsteigt, um die Nacht der Blödheit aufzuklären:

Er will sich eines Theils der Weisheit gern begeben,
Um die Unwissenheit zum Wissen zu erheben.

In jeder Lebenssphär', in jedem Wirkungskreise,
Läßt sich der höh're Geist herab auf solche Weise.

Mit Demuth, Dienstbarkeit, Lieb' und Aufopferung,
Sucht er das Niedre stets, und gibt ihm höhern Schwung.

Mit Tugend, Kraft und That, mit Anmuth, Scherz und Witz,
Wie Sonnenschein und Thau, wie Regensturm und Blitz:

So mannichfaltig steigt der Himmel stets zur Erde,
Damit das Irdische des Himmels theilhaft werde;

Damit das Leben so sich mit dem Tod versöhne,
Und aus dem Staub erblüh' die Lust der Welt, das Schöne.

23.

Sieh diesen Mann! wie steht ihm felsenfest sein Glauben!
Der Zweifel kann daran ihm nicht ein Jota rauben.

Und was er glaubt, erhebt er auch zur Wissenschaft;
Wie braucht er so geschickt dazu des Geistes Kraft!

Nicht daß sein Glauben selbst bedürfte der Vernunft;
Doch schlagen will er so auch der Ungläub'gen Zunft.

Was aber glaubt er denn, und was beweist er sich?
Was ganz ist abgeschmackt und völlig lächerlich.

So weit ist Glauben und Menschenverstand geschieden,
So schwer ist Aberwitz von Weisheit selbst vermieden.

Wo aber beide blind den Liebesbund beschworen,
Da ist ein Spottgebild der Wahrheit ausgeboren.

Wer keck nur vorwärts schließt und eins an's andre hängt,
Hat eine Kette bald, die alle Welt umfängt.

Nur daß er eins vergaß, und eines nicht besaß,
Wodurch im Gleichgewicht die Welt sich hält, das Maß.

Das Maß hielt Gottes Geist, als er erschuf die Welt,
Dadurch erhält er sie, daß er ihr Maß erhält.

Wo dieses Aeußre nicht das Innre hält in Schranken,
Versteigen sich ins Blau die schwindelnden Gedanken.

Das Maß für's Aeußere gilt auch für das Abstrakte:
Das Krumme ist nicht grad, nicht wahr das Abgeschmackte.

Dies Richtmaß halte fest! Der Glaube wird zum Thoren,
Zum Narr'n die Wissenschaft, wo sie das Maß verloren.

24.

Drei Stufen sind es, die der Mensch empor muß streben,
Um sich vom dunklen Ich zum Lichten zu erheben.

Zuerst tritt aus dir selbst ins Leben rings um dich,
Und freue dich daran, wie Alles freuet sich.

Dann gib den Kummer auf, daß Alles rings verfällt,
Und freu' dich, daß sich jung die Welt im Ganzen hält.

Dann laß dies Ganze selbst zurück ins Ew'ge schwinden,
Dort erst wirst du dich ganz im großen Ich empfinden.

25.

O wende dich an das, mein liebendes Gedicht,
Im Menschen, was vereint, an das, was trennet, nicht!

An das nicht, was nur trennt, und ew'ge Trennung stiftet,
Der beiden Welten Heil mit heil'gem Gift vergiftet;

Was als das einz'ge Heil für hier des Staates Norm
Aufstellen und für dort will eines Glaubens Form;

Daß vor dem heiligen unheil'gen Kriege Frieden
Und Glück zu finden sei nicht droben, noch hienieden.

Von dieses Fiebers Frost, von dieses Fiebers Gluth,
Erstarrt der Menschheit Herz, versiegt ihr Lebensblut.

In diesen Todesfrost blas' einen warmen Hauch,
Und einen klärenden in diesen dumpfen Rauch.

Das reine Menschliche im Menschen wend' hervor,
Der ew'gen Sonne zu den Liebesfrühlingsflor!

Daß sich die Menschheit einst fühl' Eins, wie einst sie war,
Und wie sie noch sich fühlt in jedem jungen Paar.

Dies liebende Gefühl, auf's Leben ausgedehnt
Und auf die Welt erstreckt, ist was der Geist ersehnt.

Hinweg, was zwängt und engt! herbei, was Bande sprengt,
Und nur mit Liebeshand Geist und Natur umfängt!

26.

Der Mensch kann, was er will, wenn er will, was er kann;
Ist wohl ein guter Spruch, doch gnügt er nicht dem Mann.

Der Mensch kann, was er will, wenn er will, was er soll;
Zu diesem ist das Maß der Mannestugend voll.

Das ist der Zauberbann, womit du alles stillst:
Wolle nur, was du sollst, so kannst du, was du willst.

27.

Des Menschen ganzes Glück besteht in zweierlei,
Daß ihm gewiß und ungewiß die Zukunft sei.

Das ist ihm ungewiß, wo er wird seyn und wie,
Gewiß, daß er wird seyn, derselbe dort und hie.

Die Ungewißheit macht ihn froh der Gegenwart,
Und die Gewißheit gibt ihm Kraft zur Weiterfahrt.

Wer möchte leben, wär' ihm nicht sein Tod verborgen?
Und wer könnt' heute seyn, wenn er nichts wäre morgen?

28.

In Wahrheit lobenswerth war einmal nur das Leben,
Als schöne Menschheit war des Menschen höchstes Streben.

An Seel' und Leib gesund sind durchaus nur die Griechen,
Dagegen unsre Welt ein großes Haus der Siechen.

29.

In einem Irrthum seh' ich euch befangen Alle,
Als ob nichts fest mehr steh' und Alles ruhlos walle.

Wohl unaufhaltsam geht voran das Weltgeschick,
Und etwas Neues bringt auch jeder Augenblick;

Doch was der eine bringt, das nimmt der andre wieder,
Wie eine Blas' im Strom aufsteigt und sinket nieder.

Ihr Blasen auf dem Strom des Tages, blähet euch!
Bläht euch und blas't nur auf die Backen mit Gekeuch!

Blas't, Blasen, bis ihr platzt, und macht einander Platz!
Denn noch von Blasen liegt im Strom ein ganzer Schatz.

Doch eine Muschel ruht, gefüllt mit Weh und Lust,
Und bildet wie ein Herz die Perl' in ihrer Brust;

In welchem das Gefühl von Erd' und Himmel schlägt,
In welchem Ewiges ist endlich-schön geprägt.

Dies Herz, wann es schon längst hat aufgehört zu schlagen,
Gibt einst, ihr gebt es nicht, ein Zeugniß diesen Tagen.

Ihr aber, lernt einmal, ihr Leute der Bewegung,
Daß ewig niemals ist des Augenblicks Aufregung.

30.

Wenn ihr vielleicht vermißt in diesem Buch die Einheit,
Statt großes Ganzen seht der Einzelheiten Kleinheit;

Doch eine Einheit ist, und doppelte, darinn:
Die Einheit in der Form, die Einheit auch im Sinn.

Auf wieviel Stoff nun angewandt die Einheit sei,
Das lenkt der Zufall, und ist wirklich einerlei.

31.

Ich denke, daß auch dich zu Zeiten noch verwirret,
Was in der Jugend mich so mannichfach geirret;

Wenn den Aussprüchen ich der Weisen aller Zeiten
Ging gläubig nach und mich von ihnen gern ließ leiten;

Da stellt' ich jeden mir als einen Leitstern vor,
Und jede Perle nahm ich freudig in mein Ohr.

Wenn meine Sprüche nun, die goldnen, ich verglich,
Mit Staunen nahm ich wahr: sie widersprachen sich.

Und weil ich konnte nun nicht alle mehr zusammen
Annehmen, hatt' ich Lust, sie alle zu verdammen.

Denn welchen hätt' ich Recht dem andern vorzuziehn,
Da mir an seinem Platz jeder der Rechte schien?

Bis mir die Einsicht kam, daß alle Weisheit bringt
Bedingte Wahrheit nur, nicht Wahrheit unbedingt;

Daß alles, was ist wahr in eigener Verbindung,
Und wie hervor es ging aus eigener Empfindung,

Falsch wird, sobald man der Verbindung es entzieht,
Und mit veränderter Empfindung es besieht.

Seitdem ließ ich gestellt, und so magst du's auch lassen,
Jedes an seinem Ort, und sah ein jedes passen,

Dankbar den Weisen all' für ihre Weisheitsspendung,
Und vorbehaltend mir die eigne Nutzanwendung.

Ich räume gleiches Recht dir ein auf dieses Buch;
So widerspricht sich nicht der Sprüche Widerspruch.

Johann Ludwig Uhland,

geboren am 26. April 1787 zu Tübingen, Sohn des rühmlich genannten Theologen Ludwig Joseph Uhland, studirte auf der Universität seiner Vaterstadt von 1802 — 1808 Philosophie und Jurisprudenz; wurde 1810 Doktor beider Rechte und besuchte sofort Paris zum Studium altfranzösischer Dichtungen und Manuscripte des Mittelalters auf dortiger Bibliothek; advozirte seit Frühjahr 1811 zuerst in Tübingen, dann 1812 in Stuttgart, zugleich im würtembergischen Justizministerium arbeitend; gab 1814 bei Cotta seine gesammelten Gedichte heraus, die zum Theile schon seit 1806 in Seckendorf's Musenalmanach, in Kerner's Dichterwald, im Taschenbuch für Damen, in Arnim's Einsiedlerzeitung, in Fouqué's Musen &c., manche pseudonym unter dem Namen Volcker, veröffentlicht waren; ward 1816 in die zweite Kammer der Stände gewählt; erhielt 1829 die Professur der deutschen Sprache und Literatur zu Tübingen; legte 1833 dieses Amt nieder, als ihm die Regierung den Urlaub zum Eintritt in die Abgeordnetenkammer verweigerte; trat im April 1848, im Auftrage des würtembergischen Ministeriums, in das Collegium der dem Bundestag zu Frankfurt beigegebenen siebenzehn Vertrauensmänner; nahm hierauf Sitz in der Paulskirche als Mitglied der deutschen Reichsversammlung, zur Fraktion der Linken gehörend, und folgte im Juni 1849 dem sogenannten Rumpfparlamente nach Stuttgart. Im Juli 1850 in seiner Eigenschaft als ständisches Mitglied in den durch die Verfassung 1819 geschaffenen Staatsgerichtshof berufen, in Folge Minister-Anklagebeschlusses der Landesversammlung gegen den Departementschef des Auswärtigen, von Wächter-Spittler, gab er, nebst Paul Pfizer u. a. im September 1850 sein Votum gegen diesen ab und trat im Oktober aus mit der Erklärung, „daß es unfruchtbar und nachtheilig, die politischen Kämpfe im Prozeßwege jetzt einzuleiten.“ Er lebt zur Zeit wieder als Privatmann in seiner Vaterstadt.

Mit dem Abblühen der Romantiker in einer großen, für Freiheit und Vaterland begeisterten Zeit in die Literatur eintretend, sehen wir in Uhland das romantische Element durch dessen mehr ausschließlich vaterländische Richtung und vermöge der ihm innewohnenden Kraft der Ueberschauung neuerer Zeit verjüngt, die Romantik mit der Freiheitsliebe durch das Element wahrer Volksthümlichkeit zur Einheit eines vollen, kräftigen Lebens verbunden, in seinen Balladen und Romanzen die Herrlichkeit der Vorzeit im ideal allgemeinen Sinne gefeiert. „Aus dem Mittelalter — schreibt der Aesthetiker Vischer in seinen Kritischen Gängen — nahm er, zum Unterschied von der romantischen Schule, nicht das phantastisch Mystische, die brennende Farbengluth der Sinnlichkeit und die Ironie auf, sondern holte sich nur das markig Feste, menschlich Wahre und Biedere heraus. Seine Muse beschränkte sich nicht auf die nordische Nebelwelt, sondern schwang sich, wenn sie auch ihre Gegenstände aus dem Mittelalter zu nehmen immer liebte, durch den Geist ihrer Auffassung und Darstellung in hellere Zonen, wo vom klaren Himmel edle, rein menschliche Gestalten in gediegener Rundung und in schar-

fen Umrissen sich abhoben." Er nähert sich weit mehr Goethe als Schiller in der Balladen- und Romanzendichtung, die er durch das Studium des deutschen Volksgesanges und unserer älteren Dichter, wie auch der Poesie des Nordens, befruchtete und nährte. Man darf ihn wohl den reinsten und kräftigsten Nachhall des von Goethe angeschlagenen Tons nennen, des alten ächten Balladentons, den jener Meister wie durch Zauber den Tiefen der alten Volkspoesie abgewonnen, indem er die Kunst in das einfachste Gewand, in die frischeste Unmittelbarkeit der Natur zu kleiden wußte; aus Uhland's edler, liebenswürdiger Individualität sehen wir den Strom jener Volkspoesie in aller Frische und Lauterkeit sich ergießen. Wie Rückert unser größter Lyriker nach Goethe, so ist nach ihm Uhland unser größter Balladendichter (in der Romanze steht Schiller unerreicht da); aber auch als Lyriker ist er besonders merkwürdig dadurch, daß in ihm zuerst die innere Freiheit, das eigentliche politische Element zu Worte kam, als der erste Lyriker der Opposition in Deutschland. Als Dramendichter [in Ernst von Schwaben und Ludwig der Baier] fügte Uhland — bei allen mit unbilliger Strenge getadelten Schwächen — dem Vorbilde Schiller's noch den Vorzug eines rein vaterländischen Standpunktes hinzu. Als Literarhistoriker hat er sich noch besondere Verdienste erworben durch die unübertreffliche Schilderung des altdeutschen Dichters Walther von der Vogelweide, durch seine Abhandlung über nordfranzösische Poesie in Fouqué's „Musen," und ganz besonders als Mitbegründer der Sagenforschung durch die Untersuchung über den Mythus von Thôr, nach nordischen Quellen. Seine letzte verdienstvolle Arbeit ist die Sammlung: Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder, mit Abhandlungen und Anmerkungen.

Vorwort.

(Zur ersten Auflage seiner Gedichte, 1815.)

Lieder sind wir, unser Vater
Schickt uns in die offne Welt,
Auf dem kritischen Theater
Hat er uns zur Schau gestellt.
Nennt es denn kein frech Erkühnen,
Leiht uns ein geneigtes Ohr,
Wenn wir gern vor Euch Versammelten
Ein empfehlend Vorwort stammelten!
Sprach doch auf den griech'schen Bühnen
Einst sogar der Frösche Chor.

Anfangs sind wir fast zu kläglich,
Strömen endlos Thränen aus,
Leben dünkt uns zu alltäglich,
Sterben muß uns Mann und Maus.
Doch man will von Jugend sagen,
Die von Leben überschwillt;
Auch die Rebe weint, die blühende,
Draus der Wein, der purpurglühende,
In des reifen Herbstes Tagen,
Kraft und Freude gebend, quillt.

Und, bei Seite mit dem Prahlen!
Andre stehn genug zur Schau,
Denen heiße Mittagsstrahlen
Abgeleckt den Wehmuthsthau.
Wie bei alten Ritterfesten
Mit dem Tode zog Hanswurst,
Also folgen scherzhaft spitzige
Und, will's Gott, erträglich witzige.
Aechtes Leid spaßt oft zum besten,
Kennt nicht eiteln Thränendurst.

Lieder sind wir nur, Romanzen,
Alles nur von leichtem Schlag,
Wie man's singen oder tanzen,
Pfeifen oder klimpern mag.
Doch vielleicht, wer stillem Deuten
Nachzugehen sich bemüht,
Ahnt in einzelen Gestaltungen
Größeren Gedichts Entfaltungen
Und als Einheit im Zerstreuten
Unsres Dichters ganz Gemüth.

Bleibt Euch dennoch Manches kleinlich,
Nehmt's für Zeichen jener Zeit,
Die so drückend und so peinlich
Alles Leben eingeschneit!
Fehlt das äußre freie Wesen,
Leicht erkrankt auch das Gedicht;
Aber nun die hingemoderte
Freiheit Deutschlands frisch aufloderte,
Wird zugleich das Lied genesen,
Kräftig steigen an das Licht.

Seien denn auch wir Verkünder
Einer jüngern Brüderschaar,
Deren Bau und Wuchs gesünder,
Höher sei, als unsrer war!
Dies ist, was wir nicht geloben,
Nein! vom Himmel nur erflehn.
Und Ihr selbst ja seid Vernünftige,
Die im Jetzt erschau'n das Künftige,
Die an junger Saat erproben,
Wie die Frucht einst wird bestehn.

Lieder.

Die Kapelle.

Droben stehet die Kapelle,
Schauet still ins Thal hinab,
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille sind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Thal.
Hirtenknabe! Hirtenknabe!
Dir auch singt man dort einmal.

Schäfers Sonntagslied.

Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch Eine Morgenglocke nur;
Nun Stille nah und fern.

Anbetend knie' ich hier.
O süßes Graun! geheimes Wehn!
Als knieten Viele ungesehn
Und beteten mit mir.

Der Himmel, nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn!

Des Knaben Berglied.

Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
Seh' auf die Schlösser all' herab.
Die Sonne strahlt am ersten hier,
Am längsten weilet sie bei mir.
Ich bin der Knab' vom Berge!

Hier ist des Stromes Mutterhaus,
Ich trink' ihn frisch vom Stein heraus,
Er braust vom Fels in wildem Lauf,
Ich fang' ihn mit den Armen auf.
Ich bin der Knab' vom Berge!

Der Berg, der ist mein Eigenthum,
Da ziehn die Stürme rings herum,
Und heulen sie von Nord und Süd,
So überschallt sie doch mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

Sind Blitz und Donner unter mir,
So steh' ich hoch im Blauen hier;
Ich kenne sie und rufe zu:
Laßt meines Vaters Haus in Ruh!
Ich bin der Knab' vom Berge!

Und wann die Sturmglock' einst erschallt,
Manch Feuer auf den Bergen wallt,
Dann steig' ich nieder, tret' in's Glied,
Und schwing' mein Schwert und sing' mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

Der Schmied.

Ich hör' meinen Schatz,
Den Hammer er schwinget,
Das rauschet, das klinget,
Das dringt in die Weite,
Wie Glockengeläute,
Durch Gassen und Platz.

Am schwarzen Kamin,
Da sitzet mein Lieber,
Doch geh' ich vorüber,
Die Bälge dann sausen,
Die Flammen aufbrausen
Und lodern um ihn.

Frühlingsglaube.

Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich Alles, Alles wenden.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Thal:
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich Alles, Alles wenden.

Freie Kunst.

Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt.

Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Liederkunst gebannt;
Ausgestreuet ist der Samen
Ueber alles deutsche Land.

Deines vollen Herzens Triebe,
Gib sie keck im Klange frei!
Säuselnd wandle deine Liebe,
Donnernd uns dein Zorn vorbei!

Singst du nicht dein ganzes Leben,
Sing' doch in der Jugend Drang!
Nur im Blüthenmond erheben
Nachtigallen ihren Sang.

Kann man's nicht in Bücher binden,
Was die Stunden dir verleihn:
Gib ein fliegend Blatt den Winden,
Muntre Jugend hascht es ein.

Fahret wohl, geheime Kunden,
Nekromantik, Alchymie!
Formel hält uns nicht gebunden,
Unsre Kunst heißt Poesie.

Heilig achten wir die Geister,
Aber Namen sind uns Dunst;
Würdig ehren wir die Meister,
Aber frei ist uns die Kunst.

Nicht in kalten Marmorsteinen,
Nicht in Tempeln dumpf und todt:
In den frischen Eichenhainen
Webt und rauscht der deutsche Gott.

Maienthau.

Auf den Wald und auf die Wiese,
Mit dem ersten Morgengrau,
Träuft ein Quell vom Paradiese,
Leiser, frischer Maienthau;
Was den Mai zum Heiligthume
Jeder süßen Wonne schafft,
Schmelz der Blätter, Glanz der Blume,
Würz' und Duft ist seine Kraft.

Wenn den Thau die Muschel trinket,
Wird in ihr ein Perlenstrauß;
Wenn er in den Eichstamm sinket,
Werden Honigbienen draus;
Wenn der Vogel auf dem Reise
Kaum damit den Schnabel netzt,
Lernet er die helle Weise,
Die den ernsten Wald ergetzt.

Mit dem Thau der Maienglocken
Wascht die Jungfrau ihr Gesicht,
Badet sie die goldnen Locken,
Und sie glänzt vom Himmelslicht;
Selbst ein Auge, roth geweinet,
Labt sich mit den Tropfen gern,
Bis ihm freundlich niederscheinet,
Thaugetränkt, der Morgenstern.

Sink denn auch auf mich hernieder,
Balsam du für jeden Schmerz!
Netz' auch mir die Augenlieder,
Tränke mir mein dürstend Herz!
Gib mir Jugend, Sangeswonne,
Himmlischer Gebilde Schau,
Stärke mir den Blick zur Sonne,
Leiser, frischer Maienthau!

Der Mohn.

Wie dort, gewiegt von Weste,
Des Mohnes Blüthe glänzt!
Die Blume, die am besten
Des Traumgotts Schläfe kränzt;
Bald purpurhell, als spiele
Der Abendröthe Schein,
Bald weiß und bleich, als fiele
Des Mondes Schimmer ein.

Zur Warnung hört' ich sagen,
Daß, der im Mohne schlief,
Hinunter ward getragen
In Träume, schwer und tief;
Dem Wachen selbst geblieben
Sei irren Wahnes Spur,
Die Nahen und die Lieben
Halt' er für Schemen nur.

In meiner Tage Morgen,
Da lag auch ich einmal,
Von Blumen ganz verborgen,
In einem schönen Thal.
Sie dufteten so milde!
Da ward, ich fühlt' es kaum,
Das Leben mir zum Bilde,
Das Wirkliche zum Traum.

Seitdem ist mir beständig,
Als wär' es so nur recht,
Mein Bild der Welt lebendig,
Mein Traum nur wahr und ächt;
Die Schatten, die ich sehe,
Sie sind, wie Sterne, klar.
O Mohn der Dichtung! wehe
Ums Haupt mir immerdar!

Wein und Brod.

Solche Düfte sind mein Leben,
Die verscheuchen all mein Leid:
Blühen auf dem Berg die Reben,
Blüht im Thale das Getreid.

Donnern werden bald die Tennen,
Bald die Mühlen rauschend gehn,
Und wenn die sich müde rennen,
Werden sich die Keltern drehn.

Gute Wirthin vieler Zecher!
So gefällt mir's, flink und frisch;
Kommst du mit dem Wein im Becher,
Liegt das Brod schon auf dem Tisch.

Wanderlieder.

1. Lebewohl.

Lebe wohl, lebe wohl, mein Lieb!
Muß noch heute scheiden.
Einen Kuß, einen Kuß mir gieb!
Muß dich ewig meiden.

Eine Blüth', eine Blüth' mir brich
Von dem Baum im Garten!
Keine Frucht, keine Frucht für mich!
Darf sie nicht erwarten.

---

2. Scheiden und Meiden.

So soll ich nun dich meiden,
Du meines Lebens Lust!
Du küssest mich zum Scheiden,
Ich drücke dich an die Brust.

Ach Liebchen! heißt das meiden,
Wenn man sich herzt und küßt?
Ach Liebchen! heißt das scheiden,
Wenn man sich fest umschließt?

---

3. In der Ferne.

Will ruhen unter den Bäumen hier,
Die Vöglein hör' ich so gerne.
Wie singet ihr so zum Herzen mir!
Von unsrer Liebe was wisset ihr
In dieser weiten Ferne?

Will ruhen hier an des Baches Rand,
Wo duftige Blümlein sprießen.
Wer hat euch, Blümlein, hieher gesandt?
Seid ihr ein herzliches Liebespfand
Aus der Fern' von meiner Süßen?

---

4. Morgenlied.

Noch ahnt man kaum der Sonne Licht,
Noch sind die Morgenglocken nicht
Im finstern Thal erklungen.

Wie still des Waldes weiter Raum!
Die Vöglein zwitschern nur im Traum,
Kein Sang hat sich erschwungen.

Ich hab' mich längst in's Feld gemacht,
Und habe schon dies Lied erdacht,
Und hab' es laut gesungen.

---

5. Nachtreise.

Ich reit' in's finstre Land hinein,
Nicht Mond noch Sterne geben Schein,
Die kalten Winde tosen.
Oft hab' ich diesen Weg gemacht,
Wann goldner Sonnenschein gelacht,
Bei lauer Lüfte Kosen.

Ich reit' am finstern Garten hin,
Die dürren Bäume sausen drin,
Die welken Blätter fallen.
Hier pflegt' ich in der Rosenzeit,
Wann Alles sich der Liebe weiht,
Mit meinem Lieb' zu wallen.

Erloschen ist der Sonne Strahl,
Verwelkt die Rosen allzumal,
Mein Lieb' zu Grab getragen.
Ich reit' in's finstre Land hinein,
Im Wintersturm, ohn' allen Schein,
Den Mantel umgeschlagen.

---

6. Winterreise.

Bei diesem kalten Wehen
Sind alle Straßen leer,
Die Wasser stille stehen,
Ich aber schweif' umher.

Die Sonne scheint so trübe,
Muß früh hinuntergehn,
Erloschen ist die Liebe,
Die Lust kann nicht bestehn.

Nun geht der Wald zu Ende,
Im Dorfe mach' ich Halt,
Da wärm' ich mir die Hände,
Bleibt auch das Herze kalt.

---

7. Abreise.

So hab' ich nun die Stadt verlassen,
Wo ich gelebet lange Zeit;
Ich ziehe rüstig meiner Straßen,
Es gibt mir Niemand das Geleit.

Man hat mir nicht den Rock zerrissen,
Es wär' auch Schade für das Kleid!
Noch in die Wange mich gebissen
Vor übergroßem Herzeleid.

Auch Keinem hat's den Schlaf vertrieben,
Daß ich am Morgen weiter geh';
Sie konnten's halten nach Belieben,
Von Einer aber thut mir's weh.

---

8. Einkehr.

Bei einem Wirthe, wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste;
Ein goldner Apfel war sein Schild
An einem langen Aste.

Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit süßer Kost und frischem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Es kamen in sein grünes Haus
Viel leichtbeschwingte Gäste;
Sie sprangen frei und hielten Schmaus
Und sangen auf das Beste.

Ich fand ein Bett zu süßer Ruh
Auf weichen, grünen Matten;
Der Wirth, er deckte selbst mich zu
Mit seinem kühlen Schatten.

Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit,
Da schüttelt' er den Wipfel.
Gesegnet sei er alle Zeit,
Von der Wurzel bis zum Gipfel!

---

9. Heimkehr.

O brich nicht, Steg, du zitterst sehr!
O stürz' nicht, Fels, du dräuest schwer!
Welt, geh' nicht unter! Himmel, fall' nicht ein,
Eh' ich mag bei der Liebsten seyn!

Trinklied.

Wir sind nicht mehr am ersten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauschet und was brauset.

So denken wir an den wilden Wald,
Darin die Stürme sausen,
Wir hören, wie das Jagdhorn schallt,
Die Ross' und Hunde brausen,
Und wie der Hirsch durchs Wasser setzt,
Die Fluthen rauschen und wallen,
Und wie der Jäger ruft und hetzt,
Die Schüsse schmetternd fallen.

Wir sind nicht mehr am ersten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauschet und was brauset.

So denken wir an das wilde Meer,
Und hören die Wogen brausen,
Die Donner rollen drüberher,
Die Wirbelwinde sausen.
Ha! wie das Schifflein schwankt und dröhnt,
Wie Mast und Stange splittern,
Und wie der Nothschuß dumpf ertönt,
Die Schiffer fluchen und zittern!

Wir sind nicht mehr am ersten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauschet und was brauset.

So denken wir an die wilde Schlacht,
Da fechten die deutschen Männer,
Das Schwert erklirrt, die Lanze kracht,
Es schnauben die muth'gen Renner.
Mit Trommelwirbel, Trommetenschall,
So zieht das Heer zum Sturme;
Hin stürzet von Kanonenknall
Die Mauer sammt dem Thurme.

Wir sind nicht mehr am ersten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauschet und was brauset.

So denken wir an den jüngsten Tag,
Und hören Posaunen schallen,
Die Gräber springen von Donnerschlag,
Die Sterne vom Himmel fallen.
Es braust die offne Höllenkluft
Mit wildem Flammenmeere,
Und oben in der goldnen Luft,
Da jauchzen die sel'gen Chöre.

Wir sind nicht mehr am ersten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauschet und was brauset.

Und nach dem Wald und der wilden Jagd,
Nach Sturm und Wellenschlage,
Und nach der deutschen Männer Schlacht,
Und nach dem jüngsten Tage:
So denken wir an uns selber noch,
An unser stürmisch Singen,
An unser Jubeln und Lebehoch,
An unsrer Becher Klingen.

Wir sind nicht mehr am ersten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauschet und was brauset.

Lied eines deutschen Sängers.

Ich sang in vor'gen Tagen
Der Lieder mancherlei,
Von alten, frommen Sagen,
Von Minne, Wein und Mai.
Nun ist es ausgesungen,
Es dünkt mir alles Tand;
Der Heerschild ist erklungen,
Der Ruf: für's Vaterland!

Man sagt wohl von den Katten:
Sie legten Erzring' an,
Bis sie gelöst sich hatten
Mit einem erschlagnen Mann.
Ich schlag' den Geist in Bande
Und werf' an den Mund ein Schloß,
Bis ich dem Vaterlande
Gedient als Schwertgenoß.

Und bin ich nicht geboren
Zu hohem Heldenthum,
Ist mir das Lied erkoren
Zu Lust und schlichtem Ruhm,
Doch möcht' ich Eins erringen
In diesem heil'gen Krieg:
Das edle Recht, zu singen
Des deutschen Volkes Sieg.

Die Siegesbotschaft.

Es war so trübe, dumpf und schwer,
Die schlimme Sage schlich umher,
Sie krächzte, wie zur Dämmerzeit
Ein schwarzer Unglücksvogel schreit.

Des Bösen Freunde trotzen schon,
Sie lachen hämisch, sprechen Hohn,
Die Guten stehen ernst und still
Und harren, was da werden will.

Die schlimme Sage schlich im Land
Mit schnöder Schattenbilder Tand,
Sie zeigte Zwietracht und Verrath,
Vernichtung aller edeln Saat.

Da schwingt sich's über'm Rhein empor
Und bricht den düstern Wolkenflor:
Ist's stolzer Adler Sonnenflug?
Ist's tönereicher Schwäne Zug?

Es rauscht und singt im goldnen Licht:
Der Herr verläßt die Seinen nicht,
Er macht so Heil'ges nicht zum Spott.
Viktoria! mit uns ist Gott!

An das Vaterland.

Dir möcht' ich diese Lieder weihen,
Geliebtes deutsches Vaterland!
Denn dir, dem neuerstandnen, freien,
Ist all mein Sinnen zugewandt.

Doch Heldenblut ist dir geflossen,
Dir sank der Jugend schönste Zier:
Nach solchen Opfern, heilig großen,
Was gälten diese Lieder dir?

Die deutsche Sprachgesellschaft.

1817.

Gelehrte deutsche Männer,
Der deutschen Rede Kenner,
Sie reichen sich die Hand,
Die Sprache zu ergründen,
Zu regeln und zu künden,
In emsigem Verband.

Indeß nun diese walten,
Bestimmen und gestalten
Der Sprache Form und Zier:
So schaffe du inwendig,
Thatkräftig und lebendig,
Gesammtes Volk, an ihr!

Ja! gib ihr du die Reinheit,
Die Klarheit und die Feinheit,
Die aus dem Herzen stammt!
Gib ihr den Schwung, die Stärke,
Die Gluth, an der man merke,
Daß sie vom Geiste stammt!

An deiner Sprache rüge
Du schärfer nichts, denn Lüge,
Die Wahrheit sei ihr Hort!
Verpflanz' auf deine Jugend
Die deutsche Treu' und Tugend
Zugleich mit deutschem Wort!

Zu buhlerischem Girren
Laß du ihn niemals kirren,
Der ernsten Sprache Klang!
Sie sei dir Wort der Treue,
Sei Stimme zarter Scheue,
Sei ächter Minne Sang!

Sie diene nie am Hofe
Als Gauklerin, als Zofe,
Das Lispeln taugt ihr nicht;
Sie töne stolz, sie weihe
Sich dahin, wo der Freie
Für Recht, für Freiheit spricht!

Wenn so der Sprache Mehrung,
Verbesserung und Klärung
Bei dir von statten geht:
So wird man sagen müssen,
Daß, wo sich Deutsche grüßen,
Der Athem Gottes weht.

Vaterländische Gedichte.

Würtemberg.

Was kann dir aber fehlen?
Mein theures Vaterland?
Man hört ja weit erzählen
Von deinem Segensstand.

Man sagt, du seist ein Garten,
Du seist ein Paradies;
Was kannst du mehr erwarten,
Wenn man dich selig pries?

Ein Wort, das sich vererbte,
Sprach jener Ehrenmann:
Wenn man dich gern verderbte,
Daß man es doch nicht kann.

Und ist denn nicht ergossen
Dein Fruchtfeld wie ein Meer?
Kommt nicht der Most geflossen
Von tausend Hügeln her?

Und wimmeln dir nicht Fische
In jedem Strom und Teich?
Ist nicht dein Waldgebüsche
An Wild nur allzu reich?

Treibt nicht die Wollenheerde
Auf deiner weiten Alb?
Und nährest du nicht Pferde
Und Rinder allenthalb?

Hört man nicht fernhin preisen
Des Schwarzwalds stämmig Holz?
Hast du nicht Salz und Eisen
Und selbst ein Körnlein Golds?

Und sind nicht deine Frauen
So häuslich, fromm und treu?
Erblüht in deinen Gauen
Nicht Weinsberg ewig neu?

Und sind nicht deine Männer
Arbeitsam, redlich, schlicht?
Der Friedenswerke Kenner,
Und tapfer, wenn man ficht?

Du Land des Korns und Weines,
Du segenreich Geschlecht,
Was fehlt dir? — All und Eines:
Das alte, gute Recht.

Gespräch.

„Und immer nur vom alten Recht?
Wie du so störrig bist!"
Ich bin des alten treuer Knecht,
Weil es ein gutes ist.

„Das Bessre, nicht das Gute nur,
Zu rühmen, sei dir Pflicht!"
Vom Guten hab' ich sichre Spur,
Vom Bessren, leider! nicht.

„Wenn ich dir's aber weisen kann,
So merk' und trau' auf mich!"
Ich schwör' auf keinen einzeln Mann,
Denn Einer bin auch ich.

„Ist weiser Rath dir kein Gewinn,
Wo zündest du dein Licht?"
Ich halt' es mit dem schlichten Sinn,
Der aus dem Volke spricht.

„Ich sehe, daß du wenig weißt
Von Schwung und Schöpferkraft."
Ich lobe mir den stillen Geist,
Der mälig wirkt und schafft.

„Der ächte Geist schwingt sich empor
Und rafft die Zeit sich nach."
Was nicht von innen keimt hervor,
Ist in der Wurzel schwach.

„Du hast das Ganze nicht erfaßt,
Der Menschheit großen Schmerz."
Du meinst es löblich, doch du hast
Für unser Volk kein Herz.

An die Volksvertreter.

Schaffet fort am guten Werke
Mit Besonnenheit und Stärke!
Laßt euch nicht das Lob bethören,
Laßt euch nicht den Tadel stören!

Tadeln euch die Ueberweisen,
Die um eigne Sonnen kreisen:
Haltet fester nur am Aechten,
Alt-erprobten, einfach Rechten!

Höhnen euch die herzlos Kalten,
Die Erglühn für Thorheit halten:
Brennet heißer nur und treuer
Von des edlen Eifers Feuer!

Schmäh'n euch Jene, die zum Guten
Lautern Antrieb nie vermuthen:
Zeigt in desto schönrer Klarheit
Reinen Sinn für Recht und Wahrheit!

Was ihr Treues uns erwiesen,
Sei von uns mit Dank gepriesen!
Was ihr ferner werdet bauen,
Sei erwartet mit Vertrauen!

Am 18. Oktober 1816.

Wenn heut ein Geist herniederstiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein solcher, der im heil'gen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld,
Der sänge wohl auf deutscher Erde
Ein scharfes Lied, mit Schwertesstreich,
Nicht so, wie ich es singen werde,
Nein! himmelskräftig, donnergleich:

„Man sprach einmal von Festgeläute,
Man sprach von einem Feuermeer,
Doch was das große Fest bedeute,
Weiß es denn jetzt noch irgend wer?
Wohl müssen Geister niedersteigen,
Von heil'gem Eifer aufgeregt,
Und ihre Wundenmale zeigen,
Daß ihr darein die Finger legt.

„Ihr Fürsten! seid zuerst befraget:
Vergaßt ihr jenen Tag der Schlacht,
An dem ihr auf den Knieen laget
Und huldigtet der höhern Macht?
Wenn eure Schmach die Völker lös'ten,
Wenn ihre Treue sie erprobt:
So ist's an euch, nicht zu vertrösten,
Zu **leisten** jetzt, was ihr gelobt.

„Ihr Völker! die ihr **viel** gelitten,
Vergaßt auch ihr den schwülen Tag?
Das Herrlichste, was ihr erstritten,
Wie kommt's, daß es nicht frommen mag?
Zermalmt habt ihr die fremden Horden,
Doch innen hat sich nichts gehellt,
Und Freie seid ihr nicht geworden,
Wenn ihr das Recht nicht festgestellt.

„Ihr Weisen! muß man euch berichten,
Die ihr doch Alles wissen wollt,
Wie die Einfältigen und Schlichten
Für klares Recht ihr Blut gezollt?
Meint ihr, daß in den heißen Gluthen
Die Zeit, ein Phönix, sich erneut,
Nur um die Eier auszubruten,
Die ihr geschäftig unterstreut?

„Ihr Fürstenräth' und Hofmarschälle,
Mit trübem Stern auf kalter Brust,
Die ihr vom Kampf um Leipzigs Wälle
Wohl gar bis heute nichts gewußt,
Vernehmt! an diesem heut'gen Tage
Hielt Gott der Herr ein groß Gericht.
— Ihr aber hört nicht, was ich sage,
Ihr glaubt an Geisterstimmen nicht.

„Was ich gesollt, hab' ich gesungen,
Und wieder schwing' ich mich empor,
Was meinem Blick sich aufgedrungen,
Verkünd' ich dort dem sel'gen Chor:
Nicht rühmen kann ich, nicht verdammen,
Untröstlich ist's noch allerwärts,
Doch sah ich manches Auge flammen
Und klopfen hört' ich manches Herz."

Wanderung.
1833.

Ich nahm den Stab, zu wandern,
Durch Deutschland ging die Fahrt,
Man pries mir ja vor Andern
Der Deutschen Sinn und Art.
Dem Lande blieb ich ferne,
Wo die Orangen glühn;
Erst kennt' ich jenes gerne,
Wo die Kartoffeln blühn.

Ich kam zum Fürstenhofe,
Wo man die Künste kränzt,
Wo Prunksaal und Alkove
Von Götterbildern glänzt.
Ein Baum, der nicht im groben
Volksboden sich genährt,
Nein einer, der nach oben
Sogar die Wurzeln kehrt!

Ich ging zur Hohenschule,
Da schöpft' ich reines Licht,
Wo vom Prophetenstuhle
Die wahre Freiheit spricht;
Wo uns der Meister täglich
Den innern Sinn befreit,
Indeß ihm selbst erträglich
Der ird'sche Leib gedeiht.

Ich schritt zum Sängerwalde,
Da sucht' ich Lebenshauch;
Da saß ein edler Skalde
Und pflückt' am Lorbeerstrauch;
Nicht hatt' er Zeit, zu achten
Auf eines Volkes Schmerz,
Er konnte nur betrachten
Sein groß, zerrissen Herz.

Ich ging zur Tempelhalle,
Da hört' ich christlich Recht:
Hier innen Brüder Alle,
Da draußen Herr und Knecht!
Der Festesrede Giebel
War: duck dich, schweig dabei!
Als ob die ganze Bibel
Ein Buch der Kön'ge sei.

Ich kam zum Bürgerhause,
Gern denk' ich dran zurück,
Fern vom Parteigebrause
Blüht Tugend hier und Glück.
Lebt häuslich fort, wie heute!
Bald wird vom Belt zum Rhein
Ein Haus voll guter Leute,
Ja! ein Gutleuthaus seyn.

Ich ging zum Hospitale,
Da fand ich Alles nett,
Viel Grütz' und Kraut zum Mahle
Und reinlich Krankenbett;
Auch sorgt ein schön Erbarmen
Für manch verwahrlost Kind.
Wer denkt des Volks von Armen,
Die altverwahrlost sind?

Ich saß im Ständesaale,
Da schlief ich ein und träumt',
Ich sei noch im Spitale,
Den ich doch längst geräumt.
Ein Mann, der dort im Fieber,
Im kalten Fieber lag,
Er rief: nur nichts, mein Lieber,
Nur nichts vom Bundestag!

Ich mischte mich zum Volke,
Das nach dem Festplatz zog,
Wo durch die Staubeswolke
Manch dürrer Renner flog;
Da lernt' ich, daß die Eile
Den Reiter überstürzt,
Und daß man gut die Weile
Mit Wurst und Bier sich kürzt.

Ein Adler, flügelstrebend,
War Reichspanier hievor,
Ich sah ihn noch, wie lebend,
Zu Nürnberg an dem Thor.
Jetzt fliegt man nicht zum Zwecke,
Der Wahlspruch ist: Gott geb's!
Das Wappen ist die Schnecke,
Schildhalter ist der Krebs.

Als ich mir Das entnommen,
Kehrt' ich den Stab nach Haus;
Wann einst das Heil gekommen,
Dann reis' ich wieder aus.

Wohl werd' ich's nicht erleben,
Doch an der Sehnsucht Hand
Als Schatten noch durchschweben
Mein freies Vaterland.

Balladen und Romanzen.

Der Wirthin Töchterlein.

Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirthin, da kehrten sie ein.

„Frau Wirthin! hat sie gut Bier und Wein?
Wo hat sie ihr schönes Töchterlein?"

„„Mein Bier und Wein ist frisch und klar,
Mein Töchterlein liegt auf der Todtenbahr.""

Und als sie traten zur Kammer hinein,
Da lag sie in einem schwarzen Schrein.

Der erste, der schlug den Schleier zurück
Und schaute sie an mit traurigem Blick:

„Ach! lebtest du noch, du schöne Maid!
Ich würde dich lieben von dieser Zeit."

Der zweite deckte den Schleier zu,
Und kehrte sich ab und weinte dazu:

„Ach! daß du liegst auf der Todtenbahr!
Ich hab' dich geliebet so manches Jahr."

Der dritte hub ihn wieder sogleich,
Und küßte sie an den Mund so bleich:

„Dich liebt' ich immer, dich lieb' ich noch heut,
Und werde dich lieben in Ewigkeit."

Die Mähderin.

„Guten Morgen, Marie! so frühe schon rüstig und rege?
Dich, treuste der Mägde, dich machet die Liebe nicht träge.
Ja! mähst du die Wiese mir ab von jetzt in drei Tagen,
Nicht dürft' ich den Sohn dir, den einzigen, länger versagen."

Der Pächter, der stattlich begüterte, hat es gesprochen,
Marie, wie fühlt sie den liebenden Busen sich pochen!
Ein neues, ein kräftiges Leben durchdringt ihr die Glieder,
Wie schwingt sie die Sense, wie streckt sie die Mahden danieder

Der Mittag glühet, die Mähder des Feldes ermatten,
Sie suchen zur Labe den Quell und zum Schlummer den Schatten.
Noch schaffen im heißen Gefilde die summenden Bienen,
Marie, sie ruht nicht, sie schafft in die Wette mit ihnen.

Die Sonne versinkt, es ertönet das Abendgeläute,
Wohl rufen die Nachbarn: „Marie, genug ist's für heute!"
Wohl ziehen die Mähder, der Hirt und die Heerde von hinnen,
Marie, sie dengelt die Sense zu neuem Beginnen.

Schon sinket der Thau, schon erglänzen der Mond und die Sterne,
Es duften die Mahden, die Nachtigall schlägt aus der Ferne,
Marie verlangt nicht zu rasten, verlangt nicht zu lauschen,
Stets läßt sie die Sense, die kräftig geschwungene, rauschen.

So fürder von Abend zu Morgen, von Morgen zu Abend,
Mit Liebe sich nährend, mit seliger Hoffnung sich labend;
Zum drittenmal hebt sich die Sonne, da ist es geschehen,
Dort seht ihr Marien, die wonniglich weinende, stehen.

„Guten Morgen, Marie! was seh' ich! o fleißige Hände!
Gemäht ist die Wiese! das lohn' ich mit reichlicher Spende;
Allein mit der Heirath — du nahmest im Ernste mein Scherzen,
Leichtgläubig, man sieht es, und thöricht sind liebende Herzen."

Er spricht es und gehet des Wegs, doch der armen Marie
Erstarret das Herz, ihr brechen die bebenden Kniee.
Die Sprache verloren, Gefühl und Besinnung geschwunden,
So wird sie, die Mähderin, dort in den Mahden gefunden.

So lebt sie noch Jahre, so stummer, erstorbener Weise,
Und Honig, ein Tropfen, das ist ihr die einzige Speise.
O haltet ein Grab ihr bereit auf der blühendsten Wiese!
So liebende Mähderin gab es doch nimmer, wie diese.

Der gute Kamerad.

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern findst du nit.
Die Trommel schlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite,
In gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen,
Gilt's mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggerissen,
Er liegt mir vor den Füßen,
Als wär's ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad'.
Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib du im ew'gen Leben,
Mein guter Kamerad!

Der Rosenkranz.

In des Maies holden Tagen,
In der Aue Blumenglanz,
Edle Knappen fechten, jagen
Um den werthen Rosenkranz;
Wollen nicht mit leichtem Finger
Blumen pflücken auf dem Plan,
Wollen sie, als wackre Ringer,
Aus der Jungfrau Hand empfahn.

In der Laube sitzt die Stille,
Die mit Staunen Jeder sieht,
Die in solcher Jugendfülle
Heut zum Erstenmale blüht.
Volle Rosenzweig' umwanken,
Als ein Schattenhut, ihr Haupt;
Reben mit den Blüthenranken
Halten ihren Leib umlaubt.

Sieh! im Eisenkleid ein Reiter
Zieht auf krankem Roß daher,
Senkt die Lanz', als müder Streiter,
Neigt das Haupt, wie schlummerschwer.
Dürre Wangen, graue Locken;
Seiner Hand entfiel der Zaum.
Plötzlich fährt er auf, erschrocken,
Wie erwacht aus bangem Traum.

„Seid gegrüßt auf diesen Auen,
Schönste Jungfrau, edle Herrn!
Dürfet nicht ob mir ergrauen,
Eure Spiele schau' ich gern.
Gerne möcht' ich für mein Leben
Mit euch brechen einen Speer,
Aber meine Arme beben,
Meine Kniee wanken sehr.

Kenne solche Zeitvertreibe,
Bin bei Lanz' und Schwert ergraut,
Panzer liegt mir noch am Leibe,
Wie dem Drachen seine Haut.
Auf dem Lande Kampf und Wunden,
Auf dem Meere Wog' und Sturm;
Ruhe hab' ich nie gefunden,
Als ein Jahr im finstern Thurm.

Weh! verlorne Tag' und Nächte!
Minne hat mich nie beglückt;
Nie hat dich, du rauhe Rechte!
Weiche Frauenhand gedrückt.
Denn noch war dem Erdenthale
Jene Blumenjungfrau fern,
Die mir heut zum Erstenmale
Aufgeht, als ein neuer Stern.

Wehe! könnt' ich mich verjüngen!
Lernen wollt' ich Saitenkunst,
Minnelieder wollt' ich singen,
Werbend um der Süßen Gunst.
In des Maies holden Tagen,
In der Aue Blumenglanz,
Wollt' ich freudig fechten, jagen
Um den werthen Rosenkranz.

Weh! zu früh bin ich geboren!
Erst beginnt die goldne Zeit.
Zorn und Neid hat sich verloren,
Frühling ewig ist erneut.
Sie, in ihrer Rosenlaube,
Wird des Reiches Herrin seyn;
Ich muß hin zu Nacht und Staube,
Auf mich fällt der Leichenstein!"

Als der Alte dies gesprochen,
Er die bleichen Lippen schloß.
Seine Augen sind gebrochen,
Sinken will er von dem Roß.
Doch die edlen Knappen eilen,
Legen ihn ins Grüne hin;
Ach! kein Balsam kann ihn heilen,
Keine Stimme wecket ihn.

Und die Jungfrau niedersteiget
Aus der Blumenlaube Glanz,
Traurig sich zum Greise neiget,
Setzt ihm auf den Rosenkranz:
„Sei des Maienfestes König!
Keiner hat, was du, gethan;
Ob es gleich dir frommet wenig,
Blumenkranz dem todten Mann.“

Sängerliebe.

1. Durand.

Nach dem hohen Schloß von Balbi
Zieht Durand mit seinem Spiele;
Voll die Brust von süßen Liedern,
Naht er schon dem frohen Ziele.

Dort ja wird ein holdes Fräulein,
Wann die Saiten lieblich rauschen,
Auge senkend, zart erglühend,
Innig athmend, niederlauschen.

In des Hofes Lindenschatten
Hat er schon sein Spiel begonnen,
Singt er schon mit klarer Stimme,
Was er Süßestes ersonnen.

Von dem Söller, von den Fenstern
Sieht er Blumen freundlich nicken,
Doch die Herrin seiner Lieder
Kann sein Auge nicht erblicken.

Und es geht ein Mann vorüber,
Der sich traurig zu ihm wendet:
„Störe nicht die Ruh' der Todten!
Fräulein Blanka hat vollendet.“

Doch Durand, der junge Sänger,
Hat darauf kein Wort gesprochen,
Ach! sein Aug' ist schon erloschen,
Ach! sein Herz ist schon gebrochen.

Drüben in der Burgkapelle,
Wo unzähl'ge Kerzen glänzen,
Wo das todte Fräulein ruht,
Hold geschmückt mit Blumenkränzen:

Dort ergreifet alles Volk
Schreck und Staunen, freudig Beben,
Denn von ihrem Todtenlager
Sieht man Blanka sich erheben.

Aus des Scheintods tiefem Schlummer
Ist sie blühend auferstanden,
Tritt im Sterbekleid hervor
Wie in bräutlichen Gewanden.

Noch, wie ihr geschah, nicht wissend,
Wie von Träumen noch umschlungen,
Fragt sie zärtlich, sehnsuchtsvoll:
„Hat nicht hier Durand gesungen?“

Ja! gesungen hat Durand,
Aber nie mehr wird er singen,
Auferweckt hat er die Todte,
Ihn wird Niemand wiederbringen.

Schon im Lande der Verklärten
Wacht' er auf, und mit Verlangen
Sucht er seine süße Freundin,
Die er wähnt vorangegangen;

Aller Himmel lichte Räume
Sieht er herrlich sich verbreiten:
Blanka! Blanka! ruft er sehnlich
Durch die öden Seligkeiten.

---

2. Der Kastellan von Couci.

Wie der Kastellan von Couci
Schnell die Hand zum Herzen drückte,
Als die Dame von Fayel
Er zum erstenmal erblickte!

Seit demselben Augenblicke
Drang durch alle seine Lieder,
Unter allen Weisen, stets
Jener erste Herzschlag wieder.

Aber wenig mocht' ihm frommen
All die süße Liederklage,
Nimmer darf er Dieses hoffen,
Daß sein Herz an ihrem schlage.

Wenn sie auch mit zartem Sinn
Eines schönen Lieds sich freute,
Streng und stille ging sie immer
An des stolzen Gatten Seite.

Da beschließt der Kastellan
Seine Brust in Stahl zu hüllen,
Und mit drauf geheft'tem Kreuz
Seines Herzens Schlag zu stillen.

Als er schon im heil'gen Land
Manchen heißen Tag gestritten,
Fährt ein Pfeil durch Kreuz und Panzer,
Trifft ihm noch das Herze mitten.

„Hörst du mich, getreuer Knappe?
Wann dies Herz nun ausgeschlagen,
Zu der Dame von Fayel
Sollt du es hinübertragen!“

In geweihter, kühler Erde
Wird der edle Leib begraben;
Nur das Herz, das müde Herz
Soll noch keine Ruhe haben.

Schon in einer goldnen Urne
Liegt es, wohl einbalsamiret,
Und zu Schiffe steigt der Diener,
Der es sorgsam mit sich führet.

Stürme brausen, Wogen schlagen,
Blitze zucken, Maste splittern,
Aengstlich klopfen alle Herzen,
Eines nur ist ohne Zittern.

Golden strahlt die Sonne wieder,
Frankreichs Küste glänzet drüben,
Freudig schlagen alle Herzen,
Eines nur ist still geblieben.

Schon im Walde von Fayel
Schreitet rasch der Urne Träger,
Plötzlich schallt ein lustig Horn
Sammt dem Rufe wilder Jäger.

Aus den Büschen rauscht ein Hirsch,
Dem ein Pfeil im Herzen stecket,
Bäumt sich auf und stürzt und liegt
Vor dem Knappen hingestrecket.

Sieh! der Ritter von Fayel,
Der das Wild ins Herz geschossen,
Sprengt heran mit Jagdgefolg,
Und der Knapp' ist rings umschlossen.

Nach dem blanken Goldgefäß
Tasten gleich des Ritters Knechte,
Doch der Knappe tritt zurück,
Spricht mit vorgehaltner Rechte:

„Dies ist eines Sängers Herz,
Herz von einem frommen Streiter,
Herz des Kastellans von Couci,
Laßt dies Herz im Frieden weiter!

Scheidend hat er mir geboten:
Wann dies Herz nun ausgeschlagen,
Zu der Dame von Fayel
Soll ich es hinübertragen.“

„„Jene Dame kenn' ich wohl!““
Spricht der ritterliche Jäger
Und entreißt die goldne Urne
Hastig dem erschrocknen Träger;

Nimmt sie unter seinen Mantel,
Reitet fort in finstrem Grolle,
Hält so eng das todte Herz
An das heiße, rachevolle.

Als er auf sein Schloß gekommen,
Müssen sich die Köche schürzen,
Müssen gleich den Hirsch bereiten
Und ein seltnes Herze würzen.

Dann, mit Blumen reich bestecket,
Bringt man es auf goldner Schale,
Als der Ritter von Fayel
Mit der Dame sitzt am Mahle.

Zierlich reicht er es der Schönen,
Sprechend mit verliebtem Scherze:
„Was ich immer mag erjagen,
Euch gehört davon das Herze.“

Wie die Dame kaum genossen,
Hat sie also weinen müssen,
Daß sie zu vergehen schien
In den heißen Thränengüssen.

Doch der Ritter von Fayel
Spricht zu ihr mit wildem Lachen:
„Sagt man doch von Taubenherzen,
Daß sie melancholisch machen:

Wie viel mehr, geliebte Dame,
Das, womit ich Euch bewirthe,
Herz des Kastellans von Couci,
Der so zärtlich Lieder girrte.“

Als der Ritter dies gesprochen,
Dieses und noch andres Schlimme,
Da erhebt die Dame sich,
Spricht mit feierlicher Stimme:

„„Großes Unrecht thatet Ihr,
Euer war ich ohne Wanken,
Aber solch ein Herz genießen,
Wendet leichtlich die Gedanken.

Manches tritt mir vor die Seele,
Was vorlängst die Lieder sangen,
Der mir lebend fremd geblieben,
Hält als Todter mich befangen.

Ja! ich bin dem Tod geweihet,
Jedes Mahl ist mir verwehret,
Nicht geziemt mir andre Speise,
Seit mich dieses Herz genähret.

Aber Euch wünsch' ich zum Letzten
Milden Spruch des ew'gen Richters.““ —
Dieses alles ist geschehen
Mit dem Herzen eines Dichters.

---

3. Dante.

War's ein Thor der Stadt Florenz,
Oder war's ein Thor der Himmel,
Draus am klarsten Frühlingsmorgen
Zog so festliches Gewimmel?

Kinder, hold wie Engelschaaren,
Reich geschmückt mit Blumenkränzen,
Zogen in das Rosenthal
Zu den frohen Festestänzen.

Unter einem Lorbeerbaume
Stand, damals neunjährig, Dante,
Der im lieblichsten der Mädchen
Seinen Engel gleich erkannte.

Rauschten nicht des Lorbeers Zweige
Von der Frühlingsluft erschüttert?
Klang nicht Dante's junge Seele,
Von der Liebe Hauch durchzittert?

Ja! ihm ist zu jener Stunde
Des Gesanges Quell entsprungen;
In Sonetten, in Kanzonen
Ist die Lieb' ihm früh erklungen.

Als, zur Jungfrau hold erwachsen,
Jene wieder ihm begegnet,
Steht auch seine Dichtung schon
Wie ein Baum, der Blüthen regnet.

Aus dem Thore von Florenz
Zogen dichte Schaaren wieder,
Aber langsam, trauervoll,
Bei dem Klange dumpfer Lieder.

Unter jenem schwarzen Tuch,
Mit dem weißen Kreuz geschmücket,
Trägt man Beatricen hin,
Die der Tod so früh gepflücket.

Dante saß in seiner Kammer,
Einsam still, im Abendlichte,
Hörte fern die Glocken tönen
Und verhüllte sein Gesichte.

In der Wälder tiefste Schatten
Stieg der edle Sänger nieder,
Gleich den fernen Todtenglocken
Tönten fortan seine Lieder.

Aber in der wildsten Oede,
Wo er ging mit bangem Stöhnen,
Kam zu ihm ein Abgesandter
Von der hingeschiednen Schönen;

Der ihn führt' an treuer Hand
Durch der Hölle tiefste Schluchten,
Wo sein ird'scher Schmerz verstummte
Bei dem Anblick der Verfluchten.

Bald zum sel'gen Licht empor
Trat er auf den dunklen Wegen,
Aus des Paradieses Pforte
Kam die Freundin ihm entgegen.

Hoch und höher schwebten Beide
Durch des Himmels Glanz und Wonnen,
Sie, aufblickend, ungeblendet,
Zu der Sonne aller Sonnen;

Er, die Augen hingewendet
Nach der Freundin Angesichte,
Das verklärt ihn schauen ließ
Abglanz von dem ew'gen Lichte.

Einem göttlichen Gedicht
Hat er Alles einverleibet,
Mit so ew'gen Feuerzügen,
Wie der Blitz in Felsen schreibet.

Ja! mit Fug wird dieser Sänger
Als der Göttliche verehret,
Dante, welchem ird'sche Liebe
Sich zu himmlischer verkläret.

Bertran de Born.

Droben auf dem schroffen Steine
Raucht in Trümmern Autafort,
Und der Burgherr steht gefesselt
Vor des Königs Zelte dort:
„Kamst du, der mit Schwert und Liedern
Aufruhr trug von Ort zu Ort,
Der die Kinder aufgewiegelt
Gegen ihres Vaters Wort?

Steht vor mir, der sich gerühmet
In vermeßner Prahlerei:
Daß ihm nie mehr als die Hälfte
Seines Geistes nöthig sei?
Nun der halbe dich nicht rettet,
Ruf' den ganzen doch herbei,
Daß er neu dein Schloß dir baue,
Deine Ketten brech' entzwei!"

„„Wie du sagst, mein Herr und König!
Steht vor dir Bertran de Born,
Der mit einem Lied entflammte
Perigord und Ventadorn,
Der dem mächtigen Gebieter
Stets im Auge war ein Dorn,
Dem zu Liebe Königskinder
Trugen ihres Vaters Zorn.

Deine Tochter saß im Saale,
Festlich, eines Herzogs Braut,
Und da sang vor ihr mein Bote,
Dem ein Lied ich anvertraut;
Sang, was einst ihr Stolz gewesen,
Ihres Dichters Sehnsuchtlaut,
Bis ihr leuchtend Brautgeschmeide
Ganz von Thränen war bethaut.

Aus des Oelbaums Schlummerschatten
Fuhr dein bester Sohn empor,
Als mit zorn'gen Schlachtgesängen
Ich bestürmen ließ sein Ohr.
Schnell war ihm das Roß gegürtet
Und ich trug das Banner vor,
Jenem Todespfeil entgegen,
Der ihn traf vor Montforts Thor.

Blutend lag er mir im Arme;
Nicht der scharfe, kalte Stahl —
Daß er sterb' in deinem Fluche,
Das war seines Sterbens Qual.
Strecken wollt' er dir die Rechte
Ueber Meer, Gebirg und Thal,
Als er deine nicht erreichet,
Drückt' er meine noch einmal.

Da, wie Autafort dort oben,
Ward gebrochen meine Kraft;
Nicht die ganze, nicht die halbe
Blieb mir, Saite nicht, noch Schaft.
Leicht hast du den Arm gebunden,
Seit der Geist mir liegt in Haft;
Nur zu einem Trauerliede
Hat er sich noch aufgerafft." "

Und der König senkt die Stirne:
„Meinen Sohn hast du verführt,
Hast der Tochter Herz verzaubert,
Hast auch meines nun gerührt.
Nimm die Hand, du Freund des Todten!
Die, verzeihend, ihm gebührt.
Weg die Fesseln! Deines Geistes
Hab' ich einen Hauch verspürt."

Der Waller.

Auf Galliziens Felsenstrande
Ragt ein heil'ger Gnadenort,
Wo die reine Gottesmutter
Spendet ihres Segens Hort.
Dem Verirrten in der Wildniß
Glänzt ein goldner Leitstern dort,
Dem Verstürmten auf dem Meere
Oeffnet sich ein stiller Port.

Rührt sich dort die Abendglocke,
Hallt es weit die Gegend nach;
In den Städten, in den Klöstern
Werden alle Glocken wach.

Und es schweigt die Meereswoge,
Die noch kaum sich tobend brach,
Und der Schiffer kniet am Ruder,
Bis er leis sein Ave sprach.

An dem Tage, da man feiert
Der Geprief'nen Himmelfahrt,
Wo der Sohn, den sie geboren,
Sich als Gott ihr offenbart,
Da, in ihrem Heiligthume,
Wirkt sie Wunder mancher Art;
Wo sie sonst im Bild nur wohnet,
Fühlt man ihre Gegenwart.

Bunte Kreuzesfahnen ziehen
Durch die Felder ihre Bahn,
Mit bemalten Wimpeln grüßet
Jedes Schiff und jeder Kahn.
Auf dem Felsenpfade klimmen
Waller, festlich angethan:
Eine volle Himmelsleiter,
Steigt der schroffe Berg hinan.

Doch den heitern Pilgern folgen
Andre, baarfuß und bestaubt,
Angethan mit härnen Hemden,
Asche tragend auf dem Haupt;
Solche sind's, die der Gemeinschaft
Frommer Christen sind beraubt,
Denen nur am Thor der Kirche
Hinzuknieen ist erlaubt.

Und nach Allen keuchet Einer,
Dessen Auge trostlos irrt,
Den die Haare wild umflattern,
Dem ein langer Bart sich wirrt;
Einen Reif von rost'gem Eisen
Trägt er um den Leib geschirrt,
Ketten auch um Arm und Beine,
Daß ihm jeder Tritt erklirrt.

Weil erschlagen er den Bruder
Einst in seines Zornes Hast,
Ließ er aus dem Schwerte schmieden
Jenen Ring, der ihn umfaßt.
Fern vom Herde, fern vom Hofe,
Wandert er und will nicht Rast,
Bis ein himmlisch Gnadenwunder
Sprenget seine Kettenlast.

Trüg' er Sohlen auch von Eisen,
Wie er wallet ohne Schuh,
Lange hätt' er sie zertreten,
Und noch ward ihm nirgend Ruh.
Nimmer findet er den Heil'gen,
Der an ihm ein Wunder thu';
Alle Gnadenbilder sucht er,
Keines winkt ihm Frieden zu.

Als nun der den Fels erstiegen
Und sich an der Pforte neigt,
Tönet schon das Abendläuten,
Dem die Menge betend schweigt.
Nicht betritt sein Fuß die Hallen,
Drin der Jungfrau Bild sich zeigt,
Farbenhell im Strahl der Sonne,
Die zum Meere niedersteigt.

Welche Gluth ist ausgegossen
Ueber Wolken, Meer und Flur!
Blieb der goldne Himmel offen,
Als empor die Heil'ge fuhr?
Blüht noch auf den Rosenwolken
Ihres Fußes lichte Spur?
Schaut die Reine selbst hernieder
Aus dem glänzenden Azur?

Alle Pilger gehn getröstet,
Nur der Eine rührt sich nicht,
Liegt noch immer an der Schwelle
Mit dem bleichen Angesicht.
Fest noch schlingt um Leib und Glieder
Sich der Fesseln schwer Gewicht;
Aber frei ist schon die Seele,
Schwebet in dem Meer von Licht.

Die Bidassoabrücke.

Auf der Bidassoabrücke
Steht ein Heil'ger, altergrau,
Segnet rechts die span'schen Berge,
Segnet links den fränk'schen Gau;
Wohl bedarf's an dieser Stelle
Milden Trostes himmelher,
Wo so Mancher von der Heimat
Scheidet ohne Wiederkehr.

Auf der Bidassoabrücke
Spielt ein zauberhaft Gesicht:
Wo der Eine Schatten siehet,
Sieht der Andre goldnes Licht;
Wo dem Einen Rosen lachen,
Sieht der Andre dürren Sand;
Jedem ist das Elend finster,
Jedem glänzt sein Vaterland.

Friedlich rauscht die Bidassoa
Zu der Heerde Glockenklang,
Aber im Gebirge dröhnet
Knall auf Knall den Tag entlang;
Und am Abend steiget nieder
Eine Schaar zum Flußgestad,
Unstet, mit zerriss'ner Fahne,
Blut beträufelt ihren Pfad.

Auf der Bidassoabrücke
Lehnen sie die Büchsen bei,
Binden sich die frischen Wunden,
Zählen, wer noch übrig sei?
Lange harren sie Vermißter,
Doch ihr Häuflein wächset nicht,
Einmal wirbelt noch die Trommel,
Und ein alter Kriegsmann spricht:

„Rollt die Fahne denn zusammen,
Die der Freiheit Banner war!
Nicht zum Erstenmale wandelt
Diesen Grenzweg ihre Schaar;
Nicht zum Erstenmale sucht sie
Eine Freistatt in der Fern',
Doch sie zieht nicht arm an Ehre,
Zieht nicht ohne günst'gen Stern.

Der von vor'gen Freiheitskämpfen
Mehr, als Einer, Narben führt,
Heute, da wir alle bluten,
Mina! bliebst du unberührt;
Ganz und heil ist uns der Retter,
Noch verbürgt ist Spaniens Glück;
Schreiten wir getrost hinüber!
Einst noch kehren wir zurück."

Mina rafft sich auf vom Steine,
Müde saß er dort und still,
Blickt noch einmal nach den Bergen,
Wo die Sonne sinken will:
Seine Hand, zur Brust gehalten,
Hemmt nicht mehr des Blutes Lauf,
Auf der Bidassoabrücke
Brachen alte Wunden auf.

Harald.

Vor seinem Heergefolge ritt
Der kühne Held Harald.
Sie zogen in des Mondes Schein
Durch einen wilden Wald.

Sie tragen manch' erkämpfte Fahn',
Die hoch im Winde wallt,
Sie singen manches Siegeslied,
Das durch die Berge hallt.

Was rauschet, lauschet im Gebüsch?
Was wiegt sich auf dem Baum?
Was senket aus den Wolken sich
Und taucht aus Stromes Schaum?

Was wirft mit Blumen um und um?
Was singt so wonniglich?
Was tanzet durch der Krieger Reih'n?
Schwingt auf die Rosse sich?

Was kos't so sanft und küßt so süß?
Und hält so lind umfaßt?
Und nimmt das Schwert, und zieht vom Roß
Und läßt nicht Ruh noch Rast?

Es ist der Elfen leichte Schaar;
Hier hilft kein Widerstand.
Schon sind die Krieger all' dahin,
Sind all' im Fe'enland.

Nur er, der Beste, blieb zurück,
Der kühne Held Harald;
Er ist vom Wirbel bis zur Sohl'
In harten Stahl geschnallt.

All seine Krieger sind entrückt,
Da liegen Schwert und Schild,
Die Rosse, ledig ihrer Herrn,
Sie gehn im Walde wild.

In großer Trauer ritt von dann
Der stolze Held Harald,
Er ritt allein im Mondenschein
Wohl durch den weiten Wald.

Vom Felsen rauscht es frisch und klar,
Er springt vom Rosse schnell,
Er schnallt vom Haupte sich den Helm
Und trinkt vom kühlen Quell.

Doch wie er kaum den Durst gestillt,
Versagt ihm Arm und Bein;
Er muß sich setzen auf den Fels,
Er nickt und schlummert ein.

Er schlummert auf demselben Stein
Schon manche hundert Jahr',
Das Haupt gesenket auf die Brust,
Mit grauem Bart und Haar.

Wann Blitze zucken, Donner rollt,
Wann Sturm erbraust im Wald,
Dann greift er träumend nach dem Schwert,
Der alte Held Harald.

Die Bildsäule des Bacchus.

Kallisthenes, ein Jüngling zu Athen,
Kam einst, nach einer durchgeschwärmten Nacht,
Den welken Epheukranz um's wilde Haar,
Hintaumelnd in der Dämmerung nach Haus,
Er selber, wie die Dämmrung, wüst und bleich.
Als nun der Diener nach dem Schlafgemach
Ihm leuchtet durch den hohen Säulengang,
Da tritt mit Eins im vollen Fackelschein
Des Bacchus göttlich Marmorbild hervor,
Von schöpferischer Meisterhand geformt.
In Jugendfülle hebt sich die Gestalt,
Aus reichem, lang hinwallenden Gelock
Erglänzt das feingewölbte Schulternpaar,
Und unterm Schatten üppigen Geflechts
Vor Rebenlaub und schwellender Traubenfrucht
Erscheint das runde, blühende Gesicht.
Erschrocken fährt Kallisthenes zurück
Vor der Erscheinung Herrlichkeit und Glanz,
Ihm ist, als hätte mit dem Thyrsusstab
Der Gott die Stirne strafend ihm berührt,

Als spräche zürnend der belebte Mund:
„Was spukst du hier, du wankendes Gespenst?
Ereb'scher Schatten, kraftlos, sinnbetäubt!
Du hast den heil'gen Epheu mir entweiht,
Und nennest frevelnd meinen Priester dich;
Hinweg von mir! ich kenne deiner nicht.
Ich bin die Fülle schaffender Natur,
Die sich besonders in dem edlen Blut
Der Rebe reich und göttlich offenbart.
Will euer wüstes Treiben einen Gott,
So sucht ihn nicht auf sonnigem Weingebirg,
Nein! sucht ihn drunten in des Hades Nacht!"
Der Gott verstummt, der Fackel Licht erlischt,
Der Jüngling schleicht beschämt in sein Gemach,
Er nimmt vom Haupt den welken Epheukranz,
Und still in des Gemüthes Innerstem
Beschwöret er ein heiliges Gelübd.

Der Graf von Greiers.

Der junge Graf von Greiers, er steht vor seinem Haus,
Er sieht am schönen Morgen weit ins Gebirg hinaus,
Er sieht die Felsenhörner verklärt im goldnen Strahl
Und dämmernd mitten inne das grünste Alpenthal.

„O Alpe, grüne Alpe! wie zieht's nach dir mich hin!
Beglückt, die dich befahren, Berghirt' und Sennerin!
Oft sah ich sonst hinüber, empfand nicht Leid noch Lust,
Doch heute dringt ein Sehnen mir in die tiefste Brust."

Und nah und näher klingen Schalmeien an sein Ohr,
Die Hirtinnen und Hirten, sie ziehn zur Burg empor.
Und auf des Schlosses Rasen hebt an der Ringeltanz,
Die weißen Aermel schimmern, bunt flattern Band und Kranz.

Der Sennerinnen jüngste, schlank, wie ein Maienreis,
Erfaßt die Hand des Grafen, da muß er in den Kreis.
Es schlinget ihn der Reigen in seine Wirbel ein:
„Hei! junger Graf von Greiers, gefangen mußt du seyn!"

Sie raffen ihn von hinnen mit Sprung und Reigenlied,
Sie tanzen durch die Dörfer, wo Glied sich reiht an Glied,
Sie tanzen über Matten, sie tanzen durch den Wald,
Bis fernhin auf den Alpen der helle Klang verhallt.

Schon steigt der zweite Morgen, der dritte schon wird klar:
Wo bleibt der Graf von Greiers? ist er verschollen gar?
Und wieder sinkt zum Abend der schwülen Sonne Lauf,
Da donnert's im Gebirge, da ziehn die Wetter auf.

Geborsten ist die Wolke, der Bach zum Strom geschwellt,
Und als mit jähem Strahle der Blitz die Nacht erhellt,
Da zeigt sich in den Strudeln ein Mann, der wogt und ringt,
Bis er den Ast ergriffen und sich an's Ufer schwingt.

„Da bin ich! weggerissen aus eurer Berge Schooß,
Im Tanzen und im Schwingen ergriff mich Sturmgetos;
Ihr Alle seid geborgen in Hütt' und Felsenspalt,
Nur mich hat fortgeschwemmet des Wolkenbruchs Gewalt.

Leb' wohl, du grüne Alpe, mit deiner frohen Schaar!
Lebt wohl, drei sel'ge Tage, da ich ein Hirte war!
O! nicht bin ich geboren zu solchem Paradies,
Aus dem mit Blitzesflamme des Himmels Zorn mich wies.

Du frische Alpenrose, rühr' nimmer meine Hand!
Ich fühl's, die kalte Woge, sie löscht nicht diesen Brand.
Du zauberischer Reigen, lock' nimmer mich hinaus!
Nimm mich in deine Mauern, du ödes Grafenhaus!"

Taillefer.

Normannenherzog Wilhelm sprach einmal:
„Wer singt in meinem Hof und in meinem Saal?
Wer singet vom Morgen bis in die späte Nacht
So lieblich, daß mir das Herz im Leibe lacht?"

„„Das ist der Taillefer, der so gerne singt,
Im Hofe, wann er das Rad am Brunnen schwingt,
Im Saale, wann er das Feuer schüret und facht,
Wann er abends sich legt und wann er morgens erwacht.""

Der Herzog sprach: „Ich hab' einen guten Knecht,
Den Taillefer, der dienet mir fromm und recht,
Er treibt mein Rad und schüret mein Feuer gut,
Und singet so hell, das höhet mir den Muth."

Da sprach der Taillefer: „„Und wär' ich frei,
Viel besser wollt' ich dienen und singen dabei.
Wie wollt' ich dienen dem Herzog hoch zu Pferd!
Wie wollt' ich singen und klingen mit Schild und mit Schwert!““

Nicht lange, so ritt der Taillefer in's Gefild,
Auf einem hohen Pferde, mit Schwert und mit Schild.
Des Herzogs Schwester schaute vom Thurm in's Feld,
Sie sprach: „Dort reitet, bei Gott! ein stattlicher Held.“

Und als er ritt vorüber an Fräuleins Thurm,
Da sang er bald wie ein Lüftlein, bald wie ein Sturm.
Die sprach: „Der singet, das ist eine herrliche Lust!
Es zittert der Thurm und es zittert mein Herz in der Brust.“

Der Herzog Wilhelm fuhr wohl über das Meer,
Er fuhr nach Engeland mit gewaltigem Heer.
Er sprang vom Schiffe, da fiel er auf die Hand:
„Hei!“ — rief er — „ich fass' und ergreife dich, Engeland!“

Als nun das Normannenheer zum Sturme schritt,
Der edle Taillefer vor den Herzog ritt:
„„Manch Jährlein hab' ich gesungen und Feuer geschürt,
Manch Jährlein gesungen und Schwert und Lanze geführt.

Und hab' ich Euch gedient und gesungen zu Dank,
Zuerst als ein Knecht und dann als ein Ritter frank:
So laßt mich das entgelten am heutigen Tag,
Vergönnet mir auf die Feinde den ersten Schlag!““

Der Taillefer ritt vor allem Normannenheer,
Auf einem hohen Pferde, mit Schwert und mit Speer,
Er sang so herrlich, das klang über Hastingsfeld,
Von Roland sang er und manchem frommen Held.

Und als das Rolandslied wie ein Sturm erscholl,
Da wallete manch Panier, manch Herze schwoll,
Da brannten Ritter und Mannen von hohem Muth,
Der Taillefer sang und schürte das Feuer gut.

Dann sprengt' er hinein und führte den ersten Stoß,
Davon ein englischer Ritter zur Erde schoß,
Dann schwang er das Schwert und führte den ersten Schlag,
Davon ein englischer Ritter am Boden lag.

Normannen sahen's, die harrten nicht allzu lang,
Sie brachen herein mit Geschrei und mit Schilderklang.

Hei! sausende Pfeile, klirrender Schwerterschlag!
Bis Harald fiel und sein trotziges Heer erlag.

Herr Wilhelm steckte sein Banner auf's blutige Feld,
Inmitten der Todten spannt' er sein Gezelt,
Da saß er am Mahle, den goldnen Pokal in der Hand,
Auf dem Haupte die Königskrone von Engeland.

„Mein tapfrer Taillefer! komm, trink mir Bescheid!
Du hast mir viel gesungen in Lieb' und in Leid,
Doch heut im Hastingsfelde dein Sang und dein Klang,
Der tönt mir in den Ohren mein Leben lang.“

Das Glück von Edenhall.

Von Edenhall der junge Lord
Läßt schmettern Festtrommetenschall,
Er hebt sich an des Tisches Bord
Und ruft in trunkner Gäste Schwall:
„Nun her mit dem Glücke von Edenhall!“

Der Schenk vernimmt ungern den Spruch,
Des Hauses ältester Vasall,
Nimmt zögernd aus dem seidnen Tuch
Das hohe Trinkglas von Kristall,
Sie nennen's: Das Glück von Edenhall.

Darauf der Lord: „Dem Glas zum Preis
Schenk' Rothen ein aus Portugall!“
Mit Händezittern gießt der Greis,
Und purpurn Licht wird überall,
Es strahlt aus dem Glücke von Edenhall.

Da spricht der Lord und schwingt's dabei:
„Dies Glas von leuchtendem Kristall
Gab meinem Ahn am Quell die Fei,
Drein schrieb sie: kommt dies Glas zu Fall,
Fahr wohl dann, o Glück von Edenhall!

Ein Kelchglas ward zum Loos mit Fug
Dem freud'gen Stamm von Edenhall;
Wir schlürfen gern in vollem Zug,
Wir läuten gern mit lautem Schall;
Stoßt an mit dem Glücke von Edenhall!“

Erst klingt es milde, tief und voll,
Gleich dem Gesang der Nachtigall,
Dann wie des Waldstroms laut Geroll,
Zuletzt erdröhnt wie Donnerhall
Das herrliche Glück von Edenhall.

„Zum Horte nimmt ein kühn Geschlecht
Sich den zerbrechlichen Kristall;
Es dauert länger schon als recht,
Stoßt an! mit diesem kräft'gen Prall
Versuch' ich das Glück von Edenhall."

Und als das Trinkglas gellend springt,
Springt das Gewölb mit jähem Knall,
Und aus dem Riß die Flamme dringt;
Die Gäste sind zerstoben all
Mit dem brechenden Glück von Edenhall.

Einstürmt der Feind, mit Brand und Mord,
Der in der Nacht erstieg den Wall,
Vom Schwerte fiel der junge Lord,
Hält in der Hand noch den Kristall,
Das zersprungene Glück von Edenhall.

Am Morgen irrt der Schenk allein,
Der Greis, in der zerstörten Hall';
Er sucht des Herrn verbrannt Gebein,
Er sucht im grausen Trümmerfall
Die Scherben des Glücks von Edenhall.

„Die Steinwand" — spricht er — „springt zu Stück',
Die hohe Säule muß zu Fall,
Glas ist der Erde Stolz und Glück,
In Splitter fällt der Erdenball
Einst gleich dem Glücke von Edenhall."

Tell's Tod.

Grün wird die Alpe werden,
Stürzt die Lawin' einmal;
Zu Berge ziehn die Heerden,
Fuhr erst der Schnee zu Thal.
Euch stellt, ihr Alpensöhne,
Mit jedem neuen Jahr
Des Eises Bruch vom Föhne
Den Kampf der Freiheit dar.

Da braust der wilde Schächen
Hervor aus seiner Schlucht,
Und Fels und Tanne brechen
Von seiner jähen Flucht.
Er hat den Steg begraben,
Der ob der Stäube hing,
Hat weggespült den Knaben
Der auf dem Stege ging.

Und eben schritt ein Andrer
Zur Brücke, da sie brach;
Nicht stutzt der greise Wandrer,
Wirft sich dem Knaben nach,
Faßt ihn mit Adlerschnelle,
Trägt ihn zum sichern Ort;
Das Kind entspringt der Welle,
Den Alten reißt sie fort.

Doch als nun ausgestoßen
Die Fluth den todten Leib,
Da stehn um ihn, ergossen
In Jammer, Mann und Weib;
Als kracht' in seinem Grunde
Des Rothstocks Felsgestell,
Erschallt's aus einem Munde:
Der Tell ist todt, der Tell!

Wär' ich ein Sohn der Berge,
Ein Hirt am ew'gen Schnee,
Wär' ich ein kecker Ferge
Auf Uri's grünem See,
Und trät' in meinem Harme
Zum Tell, wo er verschied,
Des Todten Haupt im Arme,
Spräch' ich mein Klagelied:

„Da liegst du, eine Leiche,
Der Aller Leben war;
Dir trieft noch um das bleiche
Gesicht das greise Haar.
Hier steht, den du gerettet,
Ein Kind, wie Milch und Blut,
Das Land, das du entkettet,
Steht rings in Alpengluth.

Die Kraft derselben Liebe,
Die du dem Knaben trugst,
Ward einst in dir zum Triebe,
Daß du den Zwingherrn schlugst.
Nie schlummernd, nie erschrocken,
War Retten stets dein Brauch,
Wie in den braunen Locken,
So in den grauen auch.

Wärst du noch jung gewesen,
Als du den Knaben fingst,
Und wärst du dann genesen,
Wie du nun untergingst,
Wir hätten draus geschlossen
Auf künft'ger Thaten Ruhm;
Doch schön ist nach dem großen
Das schlichte Heldenthum.

Dir hat dein Ohr geklungen
Vom Lob, das man dir bot,
Doch ist zu ihm gedrungen
Ein schwacher Ruf der Noth.
Der ist ein Held der Freien,
Der, wann der Sieg ihn kränzt,
Noch glüht, sich dem zu weihen,
Was frommet und nicht glänzt.

Gesund bist du gekommen
Vom Werk des Zorns zurück,
Im hülfereichen, frommen,
Verließ dich erst dein Glück.
Der Himmel hat dein Leben
Nicht für ein Volk begehrt:
Für dieses Kind gegeben,
War ihm dein Opfer werth.

Wo du den Vogt getroffen
Mit deinem sichern Strahl,
Dort steht ein Bethaus offen,
Dem Strafgericht ein Maal;
Doch hier, wo du gestorben,
Dem Kind ein Heil zu seyn,
Hast du dir nur erworben
Ein schmucklos Kreuz von Stein.

Weithin wird lobgesungen,
Wie du dein Land befreit,
Von großer Dichter Zungen
Vernimmt's noch späte Zeit;
Doch steigt am Schächen nieder
Ein Hirt im Abendroth,
Dann hallt im Felsthal wieder
Das Lied von deinem Tod."

Joseph Freiherr von Eichendorff

ist am 10. März 1788 auf dem väterlichen Gute Lubowitz bei Ratibor in Oberschlesien geboren; studirte, vorgebildet auf dem katholischen Gymnasium zu Breslau, von 1805 bis 1808 Jurisprudenz in Halle und Heidelberg; trat im letzten Jahre unter dem Namen Florens mit Liederproben in der von Fr. Ast herausgegebenen „Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst“, später in Kerner's „Dichterwald“ u. s. w. auf; begab sich nach vollendeten Studien nach Paris, lebte dann einige Jahre in Wien; machte 1813—15 im Lützow'schen Jägerkorps die Feldzüge gegen Frankreich mit und rückte zum Offizier auf; eröffnete 1816 bei der königl. Regierung in Breslau seine juristische Laufbahn als Referendar; wurde 1821 zum Regierungsrath in Danzig ernannt, 1824 in gleicher Eigenschaft nach Königsberg und 1830 nach Berlin versetzt; 1841 zum Geheimen Regierungsrath und Hülfsarbeiter im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten für katholisches Kirchen- und Schulwesen befördert; trat 1845 in Ruhestand, und lebt zur Zeit in Wien.

Eichendorff, dessen Jugend in die Blüthe der romantischen Schule fiel, ist neben Uhland einer derjenigen Dichter, in welchen sich der romantische Geist der neueren deutschen Poesie am reinsten und anziehendsten, mit den wenigst störenden Zuthaten, als da sind Alterthümelei, falscher Mystizismus 2c., ausgeprägt hat. Er ist eine durchaus lyrische Natur, eine Nachtigall, wie ihn G. Pfizer nennt, die manchen Mai mit ihrem süßen, herzergreifenden Gesange unermüdet und nie ermüdend, bewillkommt und verschönt hat. Naturbegeisterung und hingebende Liebe zur Poesie, die schätzbarsten Elemente der Romantik, sind ihm vorzüglich eigen; er weiß seinen melodiösen Liedern ein so malerisch-eigenthümliches Gepräge, voll zauberischen Reizes, zu verleihen, seine Naturschwärmerei ist eine zumeist so gesunde und liebenswürdige, daß der Leser gerne mit ihm die Wirklichkeit vergißt und fast unwillkürlich in das holde Gebiet des Wunderbaren und Märchenhaften sich verliert. Manche derselben gemahnen in ihrer Tiefe und Einfachheit wie ächte Volkslieder, z. B. das zerbrochene Ringlein, das in ganz Deutschland gesungen wird. „Seine Poesie — schreibt der obengenannte Beurtheiler in den Blättern für literarische Unterhaltung 1843 — wirkt wie Musik. Ohne Zweifel genügt sie dadurch einer Hauptanforderung, welche man an lyrische Poesie macht; aber sie geht darin zu weit; das eigentliche Element der Poesie, das Wort, die Sprache, wird zu sehr vom musikalischen Ton, vom Gesang verschlungen; der Fortschritt des Gedankens, die Bewegung und Gliederung des Lebens, der Reiz des Geschehens und der That, die Plastik des Ausdrucks leiden mehr oder weniger unter dem Vorwalten des musikalischen Elements. Der Dichter gibt uns beinahe durchaus nur seine Stimmung; diese ist nichts weniger als einförmig und er ist in der That unerschöpflich in neuen Wendungen und Gestaltungen, um seine Stimmung poetisch auszusprechen; die Natur und die Menschenwelt bieten ihm ihren

Reichthum dar, in welchem er mit verschwenderischen Händen wühlt; aber vielleicht ist es gerade eine gewisse Oekonomie und Sparsamkeit, was ihm fehlt; er häuft zu viele Anschauungen und Bilder in allzurascher Aufeinanderfolge, so daß dem Gemüth wohl ein allgemeiner Eindruck bleibt, aber keine klare Erinnerung, etwa wie von einem schönen Naturschauspiel und Landschaftgenuß, wovon ein süßer Eindruck bleibt, der sich nicht in Worten wiedergeben läßt. Nicht wenig indessen müssen diese tiefempfundenen Lieder gewinnen, wenn man sie einzeln in der ihnen gemäßen Stimmung genießt ꝛc. Wenn gleich jedoch beinahe sämmtliche Gedichte Eichendorffs sich auf Stimmungen zurückführen, als Verkörperungen von Stimmungen sich betrachten lassen, so darf man keineswegs glauben, daß nur Ein Ton durch dieselben hindurchgehe. Eine Gesinnung, Ein Gemüth lebt und spricht in denselben, ja! und dies ist ein großer Vorzug; dies gibt ihnen das Gepräge der innern Wahrheit; aber der Dichter bewegt sich nicht in einem beschränkten Kreise von Empfindungen; sein offenes Herz, seine bewegliche Phantasie, seine tüchtige und mannhafte Weltanschauung dehnen seinen Gesichtskreis weit aus, und sein Gefühl faßt eine große Skala von Tönen, von der lächelnden Wehmuth bis zur verzückten Wonne und bis zum phantastischen, muthwilligen Humor; von der harmlos tändelnden Lust bis zur ernsten Andacht und zum männlichen Zorne; vom Wohlbehagen, das sich an der Sonne wärmt und unter Blumen spielt, bis zur Bangigkeit und zum Schauder der gespenstischen kalten Nacht. Dieser Mannichfaltigkeit von Stimmungen entspricht auch eine nicht geringe Abwechslung in der Form" ꝛc. Neben seinen Gedichten mögen seine höchst anmuthigen Novellen: „Aus dem Leben eines Taugenichts" und „das Marmorbild" genügen, um seine ganze Eigenthümlichkeit in ihren Hauptelementen kennen zu lernen. In „Ahnung und Gegenwart" und „Dichter und ihre Gesellen" waltet eine überschwängliche phantastische Romantik, welcher nicht, wie bei Cervantes, ein besonnener künstlerischer Verstand mäßigend zur Seite geht, sondern die sich ungebunden ins Grenzenlose verirrt und verliert.

Wanderlieder.

1.

Der frohe Wandersmann.

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt;
Dem will er seine Wunder weisen
In Feld und Wald und Strom und Feld.

Die Trägen, die zu Hause liegen,
Erquicket nicht das Morgenroth,
Sie wissen nur von Kinderwiegen,
Von Sorgen, Last und Noth um Brot.

Die Bächlein von den Bergen springen,
Die Lerchen schwirren hoch vor Lust,
Was sollt' ich nicht mit ihnen singen
Aus voller Kehl' und frischer Brust?

Den lieben Gott lass' ich nur walten;
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd' und Himmel will erhalten,
Hat auch mein Sach' aufs Best' bestellt!

Der wandernde Musikant.

1.

Ich reise übers grüne Land,
Der Winter ist vergangen,
Hab' um den Hals ein gülden Band,
Daran die Laute hangen.

Der Morgen thut ein'n rothen Schein,
Den recht mein Herze spüret,
Da greif' ich in die Saiten ein,
Der liebe Gott mich führet.

So silbern geht der Ströme Lauf,
Fernüber schallt Geläute,
Die Seele ruft in sich: Glück auf!
Rings grüßen frohe Leute.

Mein Herz ist recht von Diamant,
Ein Blum' von Edelsteinen,
Die funkelt lustig über's Land
In tausend schönen Scheinen.

Vom Schlosse in die weite Welt
Schaut eine Jungfrau 'runter,
Der Liebste sie im Arme hält,
Die sehn nach mir herunter.

Wie bist du schön! Hinaus, im Wald
Gehn Wasser auf und unter,
Im grünen Wald sing', daß es schallt,
Mein Herz, bleib' frei und munter!

Die Sonne uns im Dunklen läßt,
Im Meere sich zu spülen,
Da ruh' ich aus vom Tagesfest
Fromm in der rothen Kühle.

Hoch führet durch die stille Nacht
Der Mond die goldnen Schafe,
Den Kreis der Erden Gott bewacht,
Wo ich tief unten schlafe.

Wie liegt all' falsche Pracht so weit!
Schlaf wohl auf stiller Erde,
Gott schütz' dein Herz in Ewigkeit,
Daß es nie traurig werde!

2.

Durch Feld und Buchenhallen,
Bald singend, bald fröhlich still,
Recht lustig sei vor allem,
Wer's Reisen wählen will!

Wenn's kaum im Osten glühte,
Die Welt noch still und weit:
Da weht recht durch's Gemüthe
Die schöne Blüthenzeit!

Die Lerch' als Morgenbote
Sich in die Lüfte schwingt,
Eine frische Reisenote
Durch Wald und Herz erklingt.

O Lust, vom Berg zu schauen
Weit über Wald und Strom,
Hoch über sich den blauen
Tiefklaren Himmelsdom!

Vom Berge Vöglein fliegen
Und Wolken so geschwind,
Gedanken überfliegen
Die Vögel und den Wind.

Die Wolken ziehn hernieder,
Das Vöglein senkt sich gleich,
Gedanken gehn und Lieder
Fort bis ins Himmelreich.

Seemann's Abschied.

Ade, mein Schatz, du mocht'st mich nicht,
Ich war dir zu geringe.
Einst wandelst du bei Mondenlicht
Und hörst ein süßes Klingen,
Ein Meerweib singt, die Nacht ist lau,
Die stillen Wolken wandern,
Da denk' an mich, 's ist meine Frau,
Nun such' dir einen Andern!

Ade, ihr Landsknecht', Musketier'!
Wir ziehn auf wildem Rosse,
Das bäumt und überschlägt sich schier
Vor manchem Felsenschlosse,
Der Wassermann bei Blitzesschein
Taucht auf in dunklen Nächten,
Der Haifisch schnappt, die Möwen schrein —
Das ist ein lust'ges Fechten!

Streckt nur auf eurer Bärenhaut
Daheim die faulen Glieder,
Gott Vater aus dem Fenster schaut,
Schickt seine Sündfluth wieder,
Feldwebel, Reiter, Musketier,
Sie müssen all' ersaufen,
Derweil mit frischem Winde wir
Im Paradies einlaufen.

Die Spielleute.

Frühmorgens durch die Klüfte
Wir blasen Viktoria!
Eine Lerche fährt in die Lüfte:
„Die Spielleut' sind schon da!"
Da dehnt ein Thurm und reckt sich
Verschlafen im Morgengrau,
Wie aus dem Traume streckt sich
Der Strom durch die stille Au,
Und ihre Aeuglein balde
Thun auf die Bächlein all'
Im Wald, im grünen Walde,
Das ist ein lust'ger Schall!

Das ist ein lust'ges Reisen,
Der Eichbaum kühl und frisch
Mit Schatten, wo wir speisen,
Deckt uns den grünen Tisch.
Zum Frühstück musiziren
Die muntern Vögelein,
Der Wald, wenn sie pausiren,
Stimmt wunderbar mit ein,
Die Wipfel thut er neigen,
Als gesegnet' er uns das Mahl,
Und zeigt uns zwischen den Zweigen
Tief unten das weite Thal.

Tief unten da ist ein Garten,
Da wohnt eine schöne Frau,
Wir können nicht lange warten,
Durchs Gitterthor wir schaun;
Wo die weißen Statuen stehen,
Da ist's so still und kühl,
Die Wasserkünste gehen,
Der Flieder duftet schwül.
Wir ziehn vorbei und singen
In der stillen Morgenzeit,
Sie hört's im Traume klingen,
Wir aber sind schon weit.

Sehnsucht.

Es schienen so golden die Sterne,
Am Fenster ich einsam stand
Und hörte aus weiter Ferne
Ein Posthorn im stillen Land.
Das Herz mir im Leib entbrennte,
Da hab' ich mir heimlich gedacht:
Ach, wer da mitreisen könnte
In der prächtigen Sommernacht!

Zwei junge Gesellen gingen
Vorüber am Bergeshang,
Ich hörte im Wandern sie singen
Die stille Gegend entlang:
Von schwindelnden Felsenschlüften,
Wo die Wälder rauschen so sacht,
Von Quellen, die von den Klüften
Sich stürzen in die Waldesnacht.

Sie sangen von Marmorbildern,
Von Gärten, die über'm Gestein
In dämmernden Lauben verwildern,
Palästen im Mondenschein.
Wo die Mädchen am Fenster lauschen,
Wann der Lauten Klang erwacht
Und die Brunnen verschlafen rauschen
In der prächtigen Sommernacht. —

Abschied.

O Thäler weit, o Höhen,
O schöner, grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt!
Da draußen, stets betrogen,
Saus't die geschäft'ge Welt,
Schlag' noch einmal die Bogen
Um mich, du grünes Zelt!

Wenn es beginnt zu tagen,
Die Erde dampft und blinkt,
Die Vögel lustig schlagen,
Daß dir dein Herz erklingt:
Da mag vergehn, verwehen
Das trübe Erdenleid,
Da sollst du auferstehen
In junger Herrlichkeit!

Da steht im Wald geschrieben
Ein stilles, ernstes Wort
Vom rechten Thun und Lieben,
Und was des Menschen Hort.
Ich habe treu gelesen
Die Worte, schlicht und wahr,
Und durch mein ganzes Wesen
Ward's unaussprechlich klar.

Bald werd' ich dich verlassen,
Fremd in der Fremde gehn,
Auf buntbewegten Gassen
Des Lebens Schauspiel sehn;
Und mitten in dem Leben
Wird deines Ernst's Gewalt
Mich Einsamen erheben,
So wird mein Herz nicht alt.

Die Nacht.

Wie schön, hier zu verträumen
Die Nacht im stillen Wald,
Wenn in den dunklen Bäumen
Das alte Märchen hallt;

Die Berg' im Mondesschimmer
Wie in Gedanken stehn,
Und durch verworrne Trümmer
Die Quellen klagend gehn.

Denn müd' ging auf den Matten
Die Schönheit nun zur Ruh,
Es deckt mit kühlen Schatten
Die Nacht das Liebchen zu.

Das ist das irre Klagen
In stiller Waldespracht,
Die Nachtigallen schlagen
Von ihr die ganze Nacht.

Die Stern' gehn auf und nieder —
Wann kommst du, Morgenwind,
Und hebst die Schatten wieder
Von dem verträumten Kind?

Schon rührt sich's in den Bäumen,
Die Lerche weckt sie bald —
So will ich treu verträumen
Die Nacht im stillen Wald.

Täuschung.

Ich ruhte aus vom Wandern,
Der Mond ging eben auf,
Da sah ich fern im Lande
Der alten Tiber Lauf.

Im Walde lagen Trümmer,
Paläste auf stillen Höh'n
Und Gärten im Mondesschimmer —
O Wälschland, wie bist du so schön!

Und als die Nacht vergangen,
Die Erde blitzte so weit,
Einen Hirten sah ich hangen
Am Fels in der Einsamkeit.

Den fragt' ich ganz geblendet:
Komm' ich nach Rom noch heut?
Er dehnt' sich halbgewendet:
Ihr seid nicht recht gescheut!

Eine Winzerin lacht' herüber,
Man sah sie vor Weinlaub kaum,
Mir aber ging's Herze über —
Es war ja Alles nur Traum.

Lustige Musikanten.

Der Wald, der Wald! daß Gott ihn grün erhalt',
Gibt gut Quartier und nimmt doch Nichts dafür.

Zum grünen Wald wir Herberg' halten,
Denn Hoffart ist nicht unser Ziel,
Im Wirthshaus, wo wir nicht bezahlten,
Es war der Ehre gar zu viel.
Der Wirth, er wollt' uns gar nicht lassen,
Sie ließen Kann' und Kartenspiel,
Die ganze Stadt war in den Gassen,
Und von den Bänken mit Gebraus
Stürzt' die Schule heraus,
Wuchs der Haufe von Haus zu Haus,
Schwenkt' die Mützen und jubelt' und wogt',
Der Hatschier, die Stadtwacht, der Bettelvogt,
Wie wenn ein Prinz zieht auf die Freit',
Gab Alles, Alles uns fürstlich Geleit.
Wir aber schlugen den Markt hinab
Uns durch die Leut' mit dem Wanderstab,
Und hoch mit dem Tambourin, daß es schallt', —
Zum Wald, zum Wald, zum schönen grünen Wald!

Und da nun Alle schlafen gingen,
Der Wald steckt' seine Irrlicht' an,
Die Frösche tapfer Ständchen bringen,
Die Fledermaus schwirrt leis voran,
Und in dem Fluß auf feuchtem Steine
Gähnt laut der alte Wassermann,
Strählt sich den Bart im Mondenscheine
Und fragt ein Irrlicht, wer wir sind?
Das aber duckt sich geschwind;
Denn über ihn weg im Wind
Durch die Wipfel der wilde Jäger geht,

Und auf dem alten Thurm sich dreht
Und kräht der Wetterhahn uns nach:
Ob wir nicht einkehr'n unter sein Dach?
O Gockel, verfallen ist ja dein Haus,
Es sieht die Eule zum Fenster heraus,
Und aus allen Thoren rauschet der Wald.

Der Wald, der Wald, der schöne grüne Wald.

Und wenn wir müd' einst, sehn wir blinken
Eine goldne Stadt still über'm Land,
Am Thor Sankt Peter schon thut winken:
„Nur hier herein, Herr Musikant!“
Die Engel von den Zinnen fragen,
Und wie sie uns erst recht erkannt,
Sie gleich die silbernen Pauken schlagen,
Sankt Peter selbst die Becken schwenkt,
Und voll Geigen hängt
Der Himmel, Cäcilia an zu streichen fängt,
Dazwischen hoch vivat! daß es prasselt und pufft,
Werfen die Andern vom Wall in die Luft
Sternschnuppen, Kometen,
Gar prächt'ge Raketen
Versengen Sankt Peter den Bart, daß er lacht,
Und wir ziehen heim, schöner Wald, gute Nacht!

Wandernder Dichter.

Ich weiß nicht, was das sagen will!
Kaum tret' ich von der Schwelle still,
Gleich schwingt sich eine Lerche auf
Und jubilirt durch's Blau vorauf.

Das Gras ringsum, die Blumen gar
Stehn mit Juwelen und Perl'n im Haar,
Die schlanken Pappeln, Busch und Saat
Verneigen sich im größten Staat.

Als Bot' voraus das Bächlein eilt,
Und wo der Wind die Wipfel theilt,
Die Au' verstohlen nach mir schaut,
Als wär' sie meine liebe Braut.

Ja, komm' ich müd' in's Nachtquartier,
Die Nachtigall noch vor der Thür
Mir Ständchen bringt, Glühwürmchen bald
Illuminiren rings den Wald.

Umsonst! das ist nun einmal so,
Kein Dichter reist incognito,
Der lust'ge Frühling merkt es gleich,
Wer König ist in seinem Reich.

Wanderlied der Prager Studenten.

Nach Süden nun sich lenken
Die Vöglein allzumal,
Viel' Wandrer lustig schwenken
Die Hüt' im Morgenstrahl.
Das sind die Herrn Studenten,
Zum Thor hinaus es geht.
Auf ihren Instrumenten
Sie blasen zum Valet:
Ade in Läng' und Breite
O Prag, wir ziehn in die Weite:
Et habeat bonam pacem,
Qui sedet post fornacem!

Nachts wir durch's Städtlein schweifen,
Die Fenster schimmern weit,
Am Fenster drehn und schleifen
Viel schön geputzte Leut'.
Wir blasen vor den Thüren
Und haben Durst genung,
Das kommt vom Musiziren;
Herr Wirth, einen frischen Trunk!
Und siehe, über ein Kleines
Mit einer Kanne Weines
Venit ex sua domo —
Beatus ille homo!

Nun weht schon durch die Wälder
Der kalte Boreas,
Wir streichen durch die Felder,
Von Schnee und Regen naß,
Der Mantel fliegt im Winde,
Zerrissen sind die Schuh,
Da blasen wir geschwinde
Und singen noch dazu:
Beatus ille homo,
Qui sedet in sua domo
Et sedet post fornacem,
Et habet bonam pacem!

Rückkehr.

Wer steht hier draußen? — Macht auf geschwind!
Schon funkelt das Feld wie geschliffen,
Es ist der lustige Morgenwind,
Der kommt durch den Wald gepfiffen.

Ein Wandervöglein, die Wolken und ich,
Wir reisten um die Wette,
Und jedes dacht': nun spute dich,
Wir treffen sie noch im Bette!

Da sind wir nun, jetzt Alle heraus,
Die drin noch Küsse tauschen!
Wir brechen sonst mit der Thür in's Haus:
Klang, Duft und Waldesrauschen.

Ich komme aus Italien fern
Und will euch alles berichten,
Vom Berg Vesuv und Roma's Stern
Die alten Wundergeschichten.

Da singt eine Fei auf blauem Meer,
Die Myrten trunken lauschen —
Mir aber gefällt doch nichts so sehr,
Als das deutsche Waldes rauschen!

Sängerleben.

Intermezzo.

Wohl vor lauter Sinnen, Singen
Kommen wir nicht recht zum Leben;
Wieder ohne rechtes Leben
Muß zu Ende gehn das Singen;
Ging zu Ende dann das Singen:
Mögen wir auch nicht länger leben.

Die zwei Gesellen.

Es zogen zwei rüst'ge Gesellen
Zum ersten Mal von Haus,
So jubelnd recht in die hellen
Klingenden, singenden Wellen
Des vollen Frühlings hinaus.

Die strebten nach hohen Dingen,
Die wollten, trotz Lust und Schmerz,
Was Rechts in der Welt vollbringen,
Und wem sie vorüber gingen,
Dem lachten Sinnen und Herz. —

Der Erste, der fand ein Liebchen,
Die Schwieger kauft' Hof und Haus;
Der wiegte gar bald ein Bübchen
Und sah aus heimlichem Stübchen
Behaglich in's Feld hinaus.

Dem Zweiten sangen und logen
Die tausend Stimmen im Grund,
Verlockend' Sirenen, und zogen
Ihn in der buhlenden Wogen
Farbig klingenden Schlund.

Und wie er auftaucht' vom Schlunde,
Da war er müde und alt,
Sein Schifflein, das lag im Grunde,
So still war's rings in die Runde,
Und über die Wasser weht's kalt.

Es singen und klingen die Wellen
Des Frühlings wohl über mir;
Und seh' ich so kecke Gesellen,
Die Thränen im Auge mir schwellen —
Ach Gott, führ' uns liebreich zu dir!

Entgegnung.

„Sei antik doch, sei teutonisch,
Lern', skandire unverdrossen,
Freundchen, aber nur ironisch!
Und vor Allem laß die Possen,
Die man sonst genannt: romantisch!“ —
Also hört man ringsher schallen;
Aber mich bedünkt: pedantisch
Sei das Schlimmste doch von allen.

Wem der Herr den Kranz gewunden,
Wird nach alle Dem nicht fragen,
Sondern muß, wie er's befunden,
Auf die eigne Weise sagen,
Stets auf's Neu' mit freud'gem Schrecken,
Ist sie auch die alte blieben,
Sich die schöne Welt entdecken,
Ewig jung ist, was wir lieben!

Oft durch des Theaters Ritzen
Bricht's mit wunderbarem Lichte,
Wenn der Herr in feur'gen Blitzen
Dichtend schreibt die Weltgeschichte,
Und das ist der Klang der Wehmuth,
Der durch alle Dichter-Geister
Schauernd geht, wenn sie in Demuth
Ueber sich erkannt den Meister.

Der Isegrimm.

Aktenstöße nachts verschlingen,
Schwatzen nach der Welt Gebrauch,
Und das große Tretrad schwingen,
Wie ein Ochs, das kann ich auch.

Aber glauben, daß der Plunder
Eben nicht der Plunder wär',
Sondern ein hochwichtig Wunder,
Das gelang mir nimmermehr.

Aber Andre überwitzen,
Daß ich mit dem Federkiel
Könnt' den morschen Weltbau stützen,
Schien mir immer Narrenspiel.

Und so, weil ich in dem Drehen
Dasteh' oft wie ein Pasquill,
Läßt die Welt mich eben stehen —
Mag sie's halten, wie sie will!

Trinken und Singen.

Viel Essen macht viel breiter
Und hilft zum Himmel nicht,
Es kracht die Himmelsleiter,
Kommt so ein schwerer Wicht.
Das Trinken ist gescheiter,
Das schmeckt schon nach Idee,
Da braucht man keine Leiter,
Das geht gleich in die Höh'.

Chor.

Da braucht man keine Leiter,
Das geht gleich in die Höh'.

Viel Reden ist manierlich:
„Wohlauf?“ — Ein wenig flau. —
„Das Wetter ist spazierlich.“ —
Was macht die liebe Frau? —
„Ich danke“ — und so weiter,
Und breiter als ein See —
Das Singen ist gescheiter,
Das geht gleich in die Höh'.

Chor.

Das Singen ist gescheiter,
Das geht gleich in die Höh'.

Die Fisch' und Musikanten,
Die trinken beide frisch,
Die Wein, die andern Wasser —
Drum hat der dumme Fisch
Statt Flügel Flederwische,
Und liegt elend im See —
Doch wir sind keine Fische,
Das geht gleich in die Höh'.

Chor.

Doch wir sind keine Fische,
Das geht gleich in die Höh'.

Ja, Trinken frisch und Singen,
Das bricht durch alles Weh,
Das sind zwei gute Schwingen,
Gemeine Welt, ade!
Du Erd' mit deinem Plunder,
Ihr Fische sammt der See,
'S geht Alles, Alles unter,
Wir aber in die Höh'.

Chor.

'S geht Alles, Alles unter,
Wir aber in die Höh'.

Die Wegelagerer.

Es ist ein Land, wo die Philister thronen,
Die Krämer fahren und das Grün verstauben,
Die Liebe selber altklug feilscht mit Hauben —
Herr Gott, wie lang willst du die Brut verschonen!

Es ist ein Wald, der rauscht mit grünen Kronen,
Wo frei die Adler horsten, und die Tauben
Unschuldig girren in den kühlen Lauben,
Die noch kein Fuß betrat — dort will ich wohnen!

Dort will ich nächtlich auf die Krämer lauern
Und kühn zerhau'n der armen Schönheit Bande,
Die sie als niedre Magd zu Markte führen.

Hoch soll sie steh'n auf grünen Felsenmauern,
Daß mahnend über alle stillen Lande
Die Lüfte nachts ihr Zauberlied verführen.

An die Dichter.

Wo treues Wollen, redlich Streben
Und rechten Sinn der Rechte spürt,
Das muß die Seele ihm erheben,
Das hat mich jedesmal gerührt.

Das Reich des Glaubens ist geendet,
Zerstört die alte Herrlichkeit,
Die Schönheit weinend abgewendet,
So gnadenlos ist unsre Zeit.

O Einfalt gut in frommen Herzen,
Du züchtig schöne Gottesbraut!
Dich schlugen sie mit frechen Scherzen,
Weil dir vor ihrer Klugheit graut.

Wo find'st du nun ein Haus, vertrieben,
Wo man dir deine Wunder läßt,
Das treue Thun, das schöne Lieben,
Des Lebens fromm vergnüglich Fest?

Wo findest du den alten Garten,
Dein Spielzeug, wunderbares Kind,
Der Sterne heil'ge Redensarten,
Das Morgenroth, den frischen Wind?

Wie hat die Sonne schön geschienen!
Nun ist so alt und schwach die Zeit;
Wie stehst so jung du unter ihnen,
Wie wird mein Herz mir stark und weit!

Der Dichter kann nicht mit verarmen;
Wenn Alles um ihn her zerfällt,
Hebt ihn ein göttliches Erbarmen —
Der Dichter ist das Herz der Welt.

Den blöden Willen aller Wesen
Im Irdischen des Herren Spur,
Soll er durch Liebeskraft erlösen,
Der schöne Liebling der Natur.

Drum hat ihm Gott das Wort gegeben,
Das kühn das Dunkelste benennt,
Den frommen Ernst im reichen Leben,
Die Freudigkeit, die Keiner kennt.

Da soll er singen frei auf Erden,
Zu Lust und Noth auf Gott vertraun.
Daß Aller Herzen freier werden,
Erathmend in die Klänge schaun.

Der Ehre sei er recht zum Horte,
Der Schande leucht' er ins Gesicht!
Viel Wunderkraft ist in dem Worte,
Das hell aus reinen Herzen bricht.

Vor Eitelkeit soll er vor Allen
Streng hüten sein unschuld'ges Herz,
Im Falschen nimmer sich gefallen,
Um eitel Witz und blanken Scherz.

O laßt unedle Mühe fahren,
O klingelt, gleißt und schielet nicht
Mit Licht und Gnad', so ihr erfahren,
Zur Sünde macht ihr das Gedicht!

Den lieben Gott laß in dir walten,
Aus frischer Brust nur treulich sing'!
Was wahr in dir, wird sich gestalten,
Das andre ist erbärmlich Ding. —

Den Morgen seh ich ferne scheinen,
Die Ströme ziehn im grünen Grund,
Mir ist so wohl! — die's ehrlich meinen,
Die grüß' ich All' aus Herzensgrund!

Zeitlieder.

Klage. 1809.

O könnt' ich mich niederlegen
Weit in den tiefsten Wald,
Zu Häupten den guten Degen,
Der noch von den Vätern alt,

Und dürft' von allem nichts spüren
In dieser dummen Zeit,
Was sie da unten handthieren,
Von Gott verlassen, zerstreut;

Von fürstlichen Thaten und Werken,
Von alter Ehre und Pracht,
Und was die Seele mag stärken,
Verträumend die lange Nacht.

Denn eine Zeit wird kommen,
Da macht der Herr ein End',
Da wird den Falschen genommen
Ihr unächtes Regiment.

Denn wie die Erze vom Hammer,
So wird das lockre Geschlecht
Gehaun seyn von Noth und Jammer
Zu festem Eisen recht.

Da wird Aurora tagen
Hoch über den Wald hinauf,
Da gibts was zu singen und schlagen,
Da wacht, ihr Getreuen, auf.

Gebet. 1810.

Was soll ich, auf Gott nur bauend,
Schlechter seyn als all' die Andern,
Die, so wohlbehaglich schauend,
Froh dem eignen Nichts vertrauend,
Die gemeine Straße wandern?

Warum gabst du mir die Güte,
Die Gedanken himmelwärts,
Und ein ritterlich Gemüthe,
Das die Treue heilig hüte
In der Zeit treulosem Scherz?

Was hast du mich blank gerüstet,
Wenn mein Volk mich nicht begehrt,
Keinem mehr nach Freiheit lüstet,
Daß mein Herz, betrübt, verwüstet,
Nur dem Grabe zugekehrt? —

Laß die Ketten mich zerschlagen,
Frei zum schönen Gottesstreit
Deine hellen Waffen tragen,
Fröhlich beten, herrlich wagen,
Gib zur Kraft die Freudigkeit!

An meinen Bruder. 1815.

Was Großes sich begeben,
Der Kön'ge Herrlichkeit,
Du sahst's mit freud'gem Beben,
Dir war's vergönnt zu leben
In dieser Wunderzeit.

Und über diese Wogen
Kam hoch ein himmlisch Bild
Durch's stille Blau gezogen,
Traf mit dem Zauberbogen
Dein Herz so fest und mild.

O wunderbares Grauen,
Zur selben Stund' den Herrn
Im Wetterleuchten schauen,
Und über den stummen Gauen
Schuldloser Liebe Stern!

Und hat nun ausgerungen
Mein Deutschland siegeswund:
Was damals Lieb' gesungen,
Was Schwerter dir geklungen,
Klingt fort im Herzensgrund.

Laß bilden die Gewalten!
Was davon himmlisch war,
Kann nimmermehr veralten,
Wird in der Brust gestalten
Sich manches stille Jahr.

Die Fesseln müssen springen,
Ja endlich macht sich's frei,
Und Großes wird gelingen,
Durch Thaten oder Singen,
Vor Gott ist's einerlei.

Auf der Feldwacht.

Mein Gewehr im Arme steh' ich
Hier verloren auf der Wacht,
Still nach jener Gegend seh' ich,
Hab' so oft dahin gedacht!

Fernher Abendglocken klingen
Durch die schöne Einsamkeit;
So, wenn wir zusammen gingen,
Hört' ich's oft in alter Zeit.

Wolken da wie Thürme prangen,
Als säh' ich im Duft mein Wien,
Und die Donau hell ergangen
Zwischen Burgen durch das Grün.

Doch wie fern sind Strom und Thürme!
Wer da wohnt, denkt mein noch kaum,
Herbstlich rauschen schon die Stürme,
Und ich stehe wie im Traum.

An die Lützow'schen Jäger.

Wunderliche Spießgesellen,
Denkt ihr noch an mich,
Wie wir an der Elbe Wellen
Lagen brüderlich?

Wie wir in des Spreewalds Hallen,
Schauer in der Brust,
Hell die Hörner ließen schallen
So zu Schreck wie Lust?

Mancher mußte da hinunter
Unter den Rasen grün,
Und der Krieg und Frühling munter
Gingen über ihn.

Wo wir ruhen, wo wir wohnen:
Jener Waldeshort
Rauscht mit seinen grünen Kronen
Durch mein Leben fort.

Frühling und Liebe.

Der Schalk.

Läuten kaum die Maienglocken
Leise durch den lauen Wind,
Hebt ein Knabe froh erschrocken
Aus dem Grase sich geschwind,
Schüttelt in den Blüthenflocken
Seine feinen blonden Locken,
Schelmisch sinnend wie ein Kind.

Und nun wehen Lerchenlieder
Und es schlägt die Nachtigall,
Rauschend von den Bergen nieder
Kommt der kühle Wasserfall,
Rings im Walde bunt Gefieder: —
Frühling, Frühling ist es wieder
Und ein Jauchzen überall.

Und den Knaben hört man schwirren,
Goldne Fäden zart und lind
Durch die Lüfte künstlich wirren —
Und ein süßer Krieg beginnt:
Suchen, Fliehen, schmachtend Irren,
Bis sich alle hold verwirren. —
O beglücktes Labyrinth!

Abendlandschaft.

Der Hirt bläst seine Weise,
Von fern ein Schuß noch fällt,
Die Wälder rauschen leise
Und Ströme tief im Feld.

Nur hinter jenem Hügel
Noch spielt der Abendschein —
O hätt' ich, hätt' ich Flügel,
Zu fliegen da hinein!

Elfe.

Bleib bei uns! wir haben den Tanzplan im Thal
Bedeckt mit Mondesglanze,
Johanniswürmchen erleuchten den Saal,
Die Heimchen spielen zum Tanze.

Die Freude, das schöne leichtgläubige Kind,
Es wiegt sich in Abendwinden:
Wo Silber auf Zweigen und Büschen rinnt,
Da wirst du die Schönste finden!

Der Glückliche.

Ich hab' ein Liebchen lieb recht von Herzen,
Hellfrische Augen hat's wie zwei Kerzen,
Und wo sie spielend streifen das Feld,
Ach wie so lustig glänzet die Welt!

Wie in der Waldnacht zwischen den Schlüften
Plötzlich die Thäler sonnig sich klüften,
Funkeln die Ströme, rauscht himmelwärts
Blühende Wildniß — so ist mein Herz!

Wie vom Gebirge ins Meer zu schauen,
Wie wenn der Seefalk, hangend im Blauen,
Zuruft der dämmernden Erd', wo sie blieb? —
So unermeßlich ist rechte Lieb'!

Der letzte Gruß.

Ich kam vom Walde hernieder,
Da stand noch das alte Haus,
Mein Liebchen sie schaute wieder
Wie sonst zum Fenster hinaus.

Sie hat einen Andern genommen,
Ich war draußen in Schlacht und Sieg,
Nun ist alles anders gekommen,
Ich wollt', 's wär wieder erst Krieg.

Am Wege dort spielte ihr Kindlein,
Das glich ihr recht auf ein Haar,
Ich küßt's auf sein rothes Mündlein:
„Gott segne dich immerdar!"

Sie aber schaute erschrocken
Noch lange Zeit nach mir hin,
Und schüttelte sinnend die Locken
Und wußte nicht, wer ich bin. —

Da droben hoch stand ich am Baume,
Da rauschen die Wälder so sacht,
Mein Waldhorn das klang wie im Traume
Hinüber die ganze Nacht.

Und als die Vögelein sangen
Frühmorgens, sie weinte so sehr,
Ich aber war weit schon gegangen,
Nun sieht sie mich nimmermehr.

Todtenopfer.

Auf meines Kindes Tod.

1.

Das Kindlein spielt' draußen im Frühlingsschein
Und freut' sich und hatte so viel zu sehen,
Wie die Felder schimmern und die Ströme gehen —
Da sah der Abend durch die Bäume herein,
Der all die schönen Bilder verwirrt.
Und wie es nun ringsum so stille wird,
Beginnt aus den Thälern ein heimlich Singen,
Als wollt's mit Wehmuth die Welt umschlingen,
Die Farben vergehn und die Erde wird blaß.
Voll Staunen fragt's Kindlein: Ach, was ist das?
Und legt sich träumend ins säuselnde Gras;
Da rühren die Blumen ihm kühle ans Herz
Und lächelnd fühlt es so süßen Schmerz,
Und die Erde, die Mutter so schön und bleich,
Küßt das Kindlein und läßts nicht los,
Zieht es herzinnig in ihren Schooß
Und bettet es drunten gar warm und weich
Still unter Blumen und Moos. —

„Und was weint ihr, Vater und Mutter, um mich?
In einem viel schöneren Garten bin ich,
Der ist so groß und weit und wunderbar,
Viel Blumen stehn dort von Golde klar
Und schöne Kindlein mit Flügeln schwingen
Auf und nieder sich drauf und singen. —
Die kenn' ich gar wohl aus der Frühlingszeit,
Wie sie zogen über Berge und Thäler weit
Und mancher mich da aus dem Himmelsblau rief,
Wenn ich drunten im Garten schlief. —

Und mitten zwischen den Blumen und Scheinen
Steht die schönste von allen Frauen,
Ein glänzend Kindlein an ihrer Brust. —
Ich kann nicht sprechen und auch nicht weinen,
Nur singen immer und wieder dann schauen
Still vor großer, seliger Lust."

2.

Als ich nun zum ersten Male
Wieder durch den Garten ging,
Busch und Bächlein in dem Thale
Lustig an zu plaudern fing.

Blumen halbverstohlen blickten
Neckend aus dem Gras heraus,
Bunte Schmetterlinge schickten
Sie sogleich auf Kundschaft aus.

Auch der Kukuk in den Zweigen
Fand sich bald zum Spielen ein,
Endlich brach der Baum das Schweigen:
„Warum kommst du heut allein?"

Da ich aber schwieg, da rührt' er
Wunderbar sein dunkles Haupt,
Und ein Flüstern konnt' ich spüren
Zwischen Vöglein, Blüth' und Laub.

Thränen in dem Grase hingen,
Durch die abendstille Rund'
Klagend nun die Quellen gingen,
Und ich weint' aus Herzensgrund.

3.

Was ist mir denn so wehe?
Es liegt ja wie im Traum
Der Grund schon, wo ich stehe,
Die Wälder säuseln kaum.

Noch von der dunklen Höhe.
Es komme wie es will,
Was ist mir denn so wehe —
Wie bald wird alles still!

4.

Das ists, was mich ganz verstöret:
Daß die Nacht nicht Ruhe hält,
Wenn zu athmen aufgehöret
Lange schon die müde Welt.

Daß die Glocken, die da schlagen,
Und im Wald der leise Wind
Jede Nacht von neuem klagen
Um mein liebes, süßes Kind.

Daß mein Herz nicht konnte brechen
Bei dem letzten Todeskuß,
Daß ich wie im Wahnsinn sprechen
Nun in irren Liedern muß.

5.

Freuden wollt' ich dir bereiten,
Zwischen Kämpfen, Lust und Schmerz
Wollt' ich treulich dich geleiten
Durch das Leben himmelwärts.

Doch du hast's allein gefunden,
Wo kein Vater führen kann,
Durch die ernste dunkle Stunde
Gingst du schuldlos mir voran.

Wie das Säuseln leiser Schwingen,
Draußen über Thal und Kluft,
Ging zur selben Stund ein Singen
Ferne durch die stille Luft.

Und so fröhlich glänzt der Morgen,
'S war als ob das Singen sprach:
Jetzo lasset alle Sorgen,
Liebt ihr mich, so folgt mir nach!

6.

Ich führt' dich oft spazieren
In Winter-Einsamkeit,
Kein Laut ließ sich da spüren,
Du schöne, stille Zeit!

Lenz ist nun, Lerchen singen
Im Blauen über mir,
Ich weine still — sie bringen
Mir einen Gruß von dir.

7.

Die Welt treibt fort ihr Wesen,
Die Leute kommen und gehn,
Als wärst du nie gewesen,
Als wäre nichts geschehn.

Wie sehn' ich mich aufs Neue
Hinaus in Wald und Flur!
Ob ich mich gräm', mich freue,
Du bleibst mir treu, Natur.

Da klagt vor tiefem Sehnen
Schluchzend die Nachtigall,
Es schimmern rings von Thränen
Die Blumen überall.

Und über alle Gipfel
Und Blüthenthäler zieht
Durch stillen Waldes Wipfel
Ein heimlich Klagelied.

Da spür' ichs recht im Herzen,
Daß du's, Herr, draußen bist —
Du weißts, wie mir von Schmerzen
Mein Herz zerrissen ist!

8.

Von fern die Uhren schlagen,
Es ist schon tiefe Nacht,
Die Lampe brennt so düster,
Dein Bettlein ist gemacht.

Die Winde nur noch gehen
Wehklagend um das Haus,
Wir sitzen einsam drinne
Und lauschen oft hinaus.

Es ist, als müßtest leise
Du klopfen an die Thür,
Du hätt'st dich nur verirret,
Und kämst nun müd zurück.

Wir armen, armen Thoren!
Wir irren ja im Graus
Des Dunkels noch verloren —
Du fandest längst nach Haus.

9.

Dort ist so tiefer Schatten,
Du schläfst in guter Ruh,
Es deckt mit grünen Matten
Der liebe Gott dich zu.

Die alten Weiden neigen
Sich auf dein Bett herein,
Die Vöglein in den Zweigen
Sie singen treu dich ein.

Und wie in goldnen Träumen
Geht linder Frühlingswind
Rings in den stillen Bäumen —
Schlaf wohl, mein süßes Kind!

10.

Mein liebes Kind, Ade!
Ich konnt' Ade nicht sagen,
Als sie dich fortgetragen,
Vor tiefem, tiefem Weh.

Jetzt auf lichtgrünem Plan
Stehst du im Myrtenkranze,
Und lächelst aus dem Glanze
Mich still voll Mitleid an.

Und Jahre nahn und gehn,
Wie bald bin ich verstoben —
O bitt' für mich da droben,
Daß wir uns wiedersehn!

Die Nachtigallen.

Möcht' wissen, was sie schlagen
So schön bei der Nacht,
'S ist in der Welt ja doch Niemand,
Der mit ihnen wacht.

Und die Wolken, die reisen,
Und das Land ist so blaß,
Und die Nacht wandert leise
Durch den Wald über's Gras.

Nacht, Wolken, wohin sie gehen,
Ich weiß es recht gut,
Liegt ein Grund hinter den Höhen,
Wo meine Liebste jetzt ruht.

Zieht der Einsiedel sein Glöcklein,
Sie höret es nicht,
Es fallen ihr die Löcklein
Ueber's ganze Gesicht.

Und daß sie Niemand erschrecket,
Der liebe Gott hat sie hier
Ganz mit Mondschein bedecket,
Da träumt sie von mir.

In der Fremde.

Aus der Heimat hinter den Blitzen roth
Da kommen die Wolken her,
Aber Vater und Mutter sind lange todt,
Es kennt mich dort Keiner mehr.

Wie bald, wie bald kommt die stille Zeit,
Da ruhe ich auch, und über mir
Rauschet die schöne Waldeinsamkeit,
Und Keiner mehr kennt mich auch hier!

Geistliche Gedichte.

Morgengebet.

O wunderbares, tiefes Schweigen,
Wie einsam ists noch auf der Welt!
Die Wälder nur sich leise neigen,
Als ging der Herr durchs stille Feld.

Ich fühl' mich recht wie neu geschaffen,
Wo ist die Sorge nun und Noth?
Was mich noch gestern wollt' erschlaffen,
Ich schäm' mich deß im Morgenroth.

Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger frohbereit,
Betreten nur wie eine Brücke
Zu dir, Herr, über'n Strom der Zeit.

Und buhlt mein Lied, auf Weltgunst lauernd,
Um schnöden Sold der Eitelkeit:
Zerschlag mein Saitenspiel, und schauernd
Schweig' ich vor dir in Ewigkeit.

Der Wächter.

Nächtlich macht der Herr die Rund',
Sucht die Seinen unverdrossen,
Aber überall verschlossen
Trifft er Thür und Herzensgrund,
Und er wendet sich voll Trauer:
Niemand ist, der mit mir wacht. —
Nur der Wald vernimmt's mit Schauer,
Rauschet fromm die ganze Nacht.

Waldwärts durch die Einsamkeit
Hört' ich über Thal und Klüften
Glocken in den stillen Lüften,
Wie aus fernem Morgen weit —
An die Thore will ich schlagen,
An Palast und Hütten: Auf!
Flammend schon die Gipfel ragen,
Wachet auf, wacht auf, wacht auf!

Sonntag.

Die Nacht war kaum verblühet,
Nur eine Lerche sang
Die stille Luft entlang.
Wen grüßt sie schon so frühe?

Und draußen in dem Garten
Die Bäume übers Haus
Sahn weit ins Land hinaus,
Als ob sie wen erwarten.

In festlichen Gewanden
Wie eine Kinderschaar,
Thauperlen in dem Haar,
Die Blumen alle standen.

Ich dacht': ihr kleinen Bräute,
Was schmückt ihr euch so sehr? —
Da blickt' die eine her:
„Still, still, 's ist Sonntag heute.

„Schon klingen Morgenglocken,
Der liebe Gott nun bald
Geht durch den stillen Wald." —
Da kniet' ich froh erschrocken.

Mondnacht.

Es war, als hätt' der Himmel
Die Erde still geküßt,
Daß sie im Blüthenschimmer
Von ihm nun träumen müßt'.

Die Luft ging durch die Felder,
Die Aehren wogten sacht,
Es rauschten leis die Wälder,
So sternklar war die Nacht.

Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus,
Flog durch die stillen Lande,
Als flöge sie nach Haus.

Das Gebet.

Wen hat nicht einmal Angst befallen,
Wenn Trübniß ihn gefangen hält,
Als müßt' er ewig rastlos wallen
Nach einer wunderbaren Welt?
All' Freunde sind lang fortgezogen,
Der Frühling weint in einem fort,
Eine Brücke ist der Regenbogen
Zum friedlich sichern Heimatsport.

Hinauszuschlagen in die Töne,
Lockt dich Natur mit wilder Lust,
Zieht Minne, holde Frauenschöne
Zum Abgrund süß die sel'ge Brust;
Den Tod siehst du verhüllet gehen
Durch Lieb' und Leben himmelwärts,
Ein einzig Wunder nur bleibt stehen
Einsam über dem öden Schmerz. —

Du seltner Pilger, laß dich warnen!
Aus ird'scher Lust und Zauberei,
Die freud- und leidvoll dich umgarnen,
Strecke zu Gott die Arme frei!
Nichts mehr mußt du hienieden haben,
Himmlisch betrübt, verlassen arm,
Ein treues Kind, dem Vater klagen
Die ird'sche Lust, den ird'schen Harm.

Es breitet diese einz'ge Stunde
Sich über's ganze Leben still,
Legt blühend sich um deine Wunde,
Die niemals wieder heilen will.
Treu bleibt der Himmel stets dem Treuen,
Zur Erd' das Ird'sche niedergeht,
Zum Himmel über Zaubereien
Geht ewig siegreich das Gebet.

Nachtlied.

Vergangen ist der lichte Tag,
Von ferne kommt der Glocken Schlag;
So reis't die Zeit die ganze Nacht,
Nimmt Manchen mit, der's nicht gedacht.

Wo ist nun hin die bunte Lust,
Des Freundes Trost und treue Brust,
Des Weibes süßer Augenschein?
Will keiner mit mir munter seyn?

Da's nun so stille auf der Welt,
Ziehn Wolken einsam über's Feld,
Und Feld und Baum besprechen sich, —
O Menschenkind! was schauert dich?

Wie weit die falsche Welt auch sei,
Bleibt mir doch Einer nur getreu,
Der mit mir weint, der mit mir wacht,
Wenn ich nur recht an ihn gedacht.

Frisch auf denn, liebe Nachtigall,
Du Wasserfall mit hellem Schall!
Gott loben wollen wir vereint,
Bis daß der lichte Morgen scheint.

Stimmen der Nacht.

Weit tiefe, bleiche, stille Felder —
O, wie mich das freut,
Ueber alle, alle Thäler, Wälder
Die prächtige Einsamkeit!

Aus der Stadt nur schlagen die Glocken
Ueber die Wipfel herein,
Ein Reh hebt den Kopf erschrocken
Und schlummert gleich wieder ein.

Der Wald aber rühret die Wipfel
Im Schlaf von der Felsenwand,
Denn der Herr geht über die Gipfel
Und segnet das stille Land.

Romanzen.

Der stille Grund.

Der Mondenschein verwirret
Die Thäler weit und breit,
Die Bächlein wie verirret
Gehn durch die Einsamkeit.

Da drüben sah ich stehen
Den Wald auf steiler Höh,
Die finstern Tannen sehen
In einen tiefen See.

Ein Kahn wohl sah ich ragen,
Doch Niemand, der es lenkt,
Das Ruder war zerschlagen,
Das Schifflein halb versenkt.

Eine Nixe auf dem Steine
Flocht dort ihr goldnes Haar,
Sie meint', sie wär' alleine,
Und sang so wunderbar.

Sie sang und sang, in den Bäumen
Und Quellen rauscht' es sacht,
Und flüsterte wie in Träumen
Die mondbeglänzte Nacht.

Ich aber stand erschrocken,
Denn über Wald und Kluft
Klangen die Morgenglocken
Schon ferne durch die Luft.

Und hätt' ich nicht vernommen
Den Klang zu guter Stund,
Wär' nimmermehr gekommen
Aus diesem stillen Grund.

Waldgespräch.

Es ist schon spät, es wird schon kalt,
Was reitst du einsam durch den Wald?
Der Wald ist lang, du bist allein,
Du schöne Braut! Ich führ' dich heim!

„Groß ist der Männer Trug und List,
Vor Schmerz mein Herz gebrochen ist,
Wohl irrt das Waldhorn her und hin,
O flieh! du weißt nicht, wer ich bin."

So reich geschmückt ist Roß und Weib,
So wunderschön der junge Leib,
Jetzt kenn' ich dich — Gott steh mir bei!
Du bist die Hexe Lorelei.

„Du kennst mich wohl, — von hohem Stein
Schaut still mein Schloß tief in den Rhein.
Es ist schon spät, es wird schon kalt,
Kommst nimmermehr aus diesem Wald!"

Das zerbrochene Ringlein.

In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad,
Mein' Liebste ist verschwunden,
Die dort gewohnet hat.

Sie hat mir Treu' versprochen,
Gab mir ein'n Ring dabei,
Sie hat die Treu' gebrochen,
Mein Ringlein sprang entzwei.

Ich möcht' als Spielmann reisen
Weit in die Welt hinaus,
Und singen meine Weisen,
Und gehn von Haus zu Haus.

Ich möcht' als Reiter fliegen
Wohl in die blut'ge Schlacht,
Um stille Feuer liegen
Im Feld bei dunkler Nacht.

Hör' ich das Mühlrad gehen:
Ich weiß nicht, was ich will —
Ich möcht' am liebsten sterben,
Da wär's auf einmal still!

Zauberblick.

Die Burg, die liegt zerfallen
In schöner Einsamkeit,
Dort saß ich vor den Hallen
Bei stiller Mittagszeit.

Es ruhten in der Kühle
Die Rehe auf dem Wall,
Und tief in blauer Schwüle
Die sonn'gen Thäler all.

Tief unten hört' ich Glocken
In weiter Ferne gehn,
Ich aber mußt' erschrocken
Zum alten Erker sehn.

Denn in dem Fensterbogen
Ein' schöne Fraue stand,
Als hütete sie droben
Die Wälder und das Land.

Ihr Haar, wie'n goldner Mantel,
War tief herab gerollt;
Auf einmal sie sich wandte,
Als ob sie sprechen wollt'.

Und als ich schauernd lauschte —
Da war ich aufgewacht,
Und unter mir schon rauschte
So wunderbar die Nacht.

Träumt' ich im Mondenschimmer?
Ich weiß nicht, was mir graut,
Doch das vergess' ich nimmer,
Wie sie mich angeschaut!

Sonst.

Es glänzt der Tulpenflor, durchschnitten von Alleen,
Wo zwischen Taxus still die weißen Statuen stehen,
Mit goldnen Kugeln spielt die Wasserkunst im Becken,
Im Laube lauert Sphinx, anmuthig zu erschrecken.

Die schöne Chloe heut spazieret in dem Garten,
Zur Seit' ein Kavalier, ihr höflich aufzuwarten,
Und hinter ihnen leis Kupido kommt gezogen,
Bald duckend sich im Grün, bald zielend mit dem Bogen.

Es neigt der Kavalier sich in galantem Kosen,
Mit ihrem Fächer schlägt sie manchmal nach dem Losen,
Es rauscht der taftne Rock, es blitzen seine Schnallen,
Dazwischen hört man oft ein art'ges Lachen schallen.

Jetzt aber hebt vom Schloß, da sich's im West will röthen,
Die Spieluhr schmachtend an, ein Menuett zu flöten,
Die Laube ist so still, er wirft sein Tuch zur Erde
Und stürzet auf ein Knie mit zärtlicher Geberde.

„Wie wird mir, ach, ach, ach, es fängt schon an zu dunkeln“ —
„„So angenehmer nur seh' ich zwei Sterne funkeln““ —
„Verwegner Kavalier!“ „„Ha, Chloe, darf ich hoffen?““ —
Da schießt Kupido los und hat sie gut getroffen.

Der Schatzgräber.

Wenn alle Wälder schliefen,
Er an zu graben hub,
Rastlos in Berges Tiefen
Nach einem Schatz er grub.

Die Engel Gottes sangen
Derweil in stiller Nacht,
Wie rothe Augen drangen
Metalle aus dem Schacht.

„Und wirst doch mein!“ und grimmer
Wühlt er und wühlt hinab,
Da stürzen Steine und Trümmer
Ueber dem Narren herab.

Hohnlachen wild erschallte
Aus der verfall'nen Kluft,
Der Engelgesang verhallte
Wehmüthig in der Luft.

Leopold Schefer,

mit vollständigem Namen: Gottlieb Leopold Immanuel, der Sohn eines Arztes, geboren am 30. Juli 1784 zu Muskau in der Niederlausitz, besuchte das Gymnasium in Bautzen; förderte, beim Tode seiner Mutter nach Hause gerufen, seine wissenschaftliche Ausbildung durch ernstes Privatstudium; kam frühzeitig durch sein reiches musikalisches und poetisches Talent mit dem Grafen, jetzigen Fürsten von Pückler-Muskau, der 1811 seine „Gedichte mit Kompositionen" herausgab und eine Zeit lang für den Verfasser galt, in mehrfache Berührung; wurde 1813 Generalbevollmächtigter des Fürsten; bereiste, von seinem Gönner unterstützt, die meisten Länder Europa's; verweilte lange Zeit in Italien und auf den griechischen Inseln, wo er den verschiedensten Studien sich hingab und den Grund seiner literarischen Eigenthümlichkeit legte; kehrte 1820 in seine Vaterstadt zurück und lebt seitdem, beglückt durch ein schönes häusliches Verhältniß, sowie durch den reichen Schatz seiner gesammelten tiefen Menschenkenntniß, seiner Anschauungen und Erfahrungen aus der Natur- und Gemüthswelt, den Musen.

Der eigenthümlichste Charakter dieses wahren Dichters, von dem aus er auch in seinen, hinsichtlich des Humors an Jean Paul erinnernden „Novellen" (5 Bände, 1825 — 29; 4 Bde., 1831 — 35) und „kleinen Romanen" (5 Bde., 1837 — 39) das Trefflichste leistete, ist ein tiefes, beschauliches Gemüth, die still sinnende Kontemplation eines reichen, durch innere und äußere Erfahrungen vielfach gereiften und gebildeten Herzens. Wenn er in seiner Natur- und Kunstbegeisterung sich Goethe nähert, so bekundet seine wesentlich komparative und gnomische Dichtungsweise ihre Wahlverwandtschaft mit Rückert vom Standpunkte einer allgemein humanen Weltbetrachtung. Im „Laienbrevier" und dem erst 1846 erschienenen, nach Form und Inhalt eng damit verbundenen „Weltpriester" wurde einerseits der reiche Inhalt von Lebensweisheit als der Geistes- und Liebesklang bezeichnet, welche die Welt, die Natur, wie sie im Geiste ist, warm zum unbefangenen, rein empfindenden Herzen und zu der tiefen, sinnenden Vernunft reden; andererseits traf diese Lehrdichtungen der nicht unbegründete Tadel, daß sie in der Naturseligkeit schwelgend, einen „pantheisirenden Christianismus der Liebe" predigen. Th. Mundt (in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, Jahrgang 1834) rühmt vom Laienbrevier besonders, daß darin der Lehrton der Lebensweisheit mit der Poesie zu einer Einheit verschmolzen, oder vielmehr aus der didaktischen Poesielosigkeit eine wahre Poesie der Lebensweisheit geschaffen worden sei. „Im Laienbrevier" — schreibt er — „hat der Dichter die Summe seiner Lebenserfahrungen zusammengestellt, aber er zeigt sie uns nur als bereits gewonnene Resultate, in ihrer Harmonie und Ausgeglichenheit mit sich selbst, ohne in die Konflikte, die Anlässe und die Bewegungen hineinblicken zu lassen, durch welche sie in ihm und aus seinem Widerstand gegen die Verhältnisse hervorgegangen. Daher ist die Ausdrucksweise als Spruch, als Gnome vorherrschend, und diese gnomische Art

der Dichtung, diese spruchweise Mittheilung seiner oft so herrlichen Gedanken scheint dem Naturell Schefers ganz besonders zuzusagen. Indem aber der Dichter nur die gewonnenen und beruhigten Ergebnisse seiner innern Lebenskämpfe, nichts aber mehr von und aus diesen Kämpfen selbst darstellt, so hängt damit auch der Mangel an beweglicher Dialektik des Gedankens von selbst zusammen. Es werden nur lauter positive Sätze ausgesprochen, eine prästabilirte Harmonie schwebt über der ganzen Lebensansicht des Dichters, die Tugend herrscht in Frieden über der verklärten Erde, ein frommer Purismus und Sauberkeitsgeist hat sich hell und leuchtend über Formen und Gestalten des Lebens gebreitet, und alle Negativen des Daseyns werden als überwunden zurückgestellt oder unberührt gelassen, wenn man auch nicht immer einsieht, wie sie überwunden werden konnten. Wenn diese ununterbrochene Kette positiver Sätze den Leser doch am Ende ermüdet, so ist dieß nicht Schuld Leopold Schefers, sondern diese muß, wie billig, der Menschlichkeit des Lesers selbst, die nicht lauter Positivitäten zu ertragen vermag, zugeschoben werden. Unter Schefer's reinem poetischen Himmel nimmt sich ein Tugendidealismus herrlich genug aus, obwohl er unter dem Dunstkreise des wirklichen Lebens als unmächtig sich erweist ꝛc..

Die ganze Weltansicht dieses Dichters ist auf einen poetischen Optimismus gebaut, der ihm alle Erscheinungen mit einem ewigen Sonnenglanz überkleidet, die Kontraste mildert und die Gegensätze von vorn herein verschmilzt. Dieser Optimismus führt zu einer solchen Heiligsprechung der Erde, wie sie in dem Laienbrevier gewissermassen zum Moralprinzip, zum Sittengesetz erhoben worden ist. Die kindliche Gläubigkeit des Dichters, der das Tiefste zu erschauen vergönnt ist, hat in ihrem abgegränzten Stillleben das ihr gemäße Glück gefunden, nichts ist unbedeutend und beziehungslos für sie; an das Kleinste, das in ihrem Kreise sich ereignet weiß sie das Höchste zu knüpfen, und an jedem Rosenstrauch am Wege verrichtet sie ihre Andacht, mit jedem Vogel steht sie in Sympathie. Aus diesem gegenseitigen Natur- und Gemüthsleben quellen die eigenthümlichsten Betrachtungen des Verfassers des Laienbreviers hervor, und hierin bewährt er auch in diesem Buche seine innige Wahlverwandtschaft mit Jean Paul, mit dem er die Sympathieen in der Anschauung, wenn auch nicht alle Mittel der Darstellung gleich mächtig theilt."

Aus:

Laienbrevier.

1.

Nur wer die ganze Stimme der Natur
Heraushört, dem wird sie zur Harmonie.
Hier nah vor meinen Füßen weint ein Kind —
Und rings im Grünen singen hundert Vögel;
Dort morschet eine altbejahrte Eiche —
Und drunter nicken junge Blüthenbäume
Sich freundlich zu; dort schallen Grabgesänge
Vom Schlafgemach der Todten — und vom Walde
Her seh' ich eine lust'ge Hochzeit schweben;
Nun seh' ich selbst durch den halboffnen Sarg
Den Todten liegen — sieh, und durch den Spalt
Zwei kleine blüh'nde Kinder still sich wundern,
Und oben ziehn die Wolken, unbekümmert
Um all das unten, ihren ew'gen Weg.
Wie mischen die Gefühle sich im Herzen
Zu schönem Ebenmaß und Götterruhe!
Der Geist des schönen All's ist mir geworden,
Von Freud' und Schmerz gleich fern, steh' ich bereit,
Was auch das Leben bringt, recht zu empfangen.

2.

Was auch ein Mensch zu seyn dir mit sich bringt,
Wird dir zuletzt gefallen: wenn du nur
Ein Mensch willst seyn! Dein Glück ist immer möglich,
Wenn du's zu finden weißt. Drum merke dir:
Sei ganz ein Mensch, nicht mehr, doch auch nicht minder.
Dann lebst du immer froh, so lang du lebst,
Dann stirbst du still auch in der Jugend hin —
Denn auch die Blüthen fallen, lehrt Natur;
Dann stirbst du gern auch spät im Alter erst,
Denn auch zu altern ist uns auferlegt;
Und weißt, daß du einst ganz vergessen bist,
Denn Niemand denkt der Todten in den Tagen,
Die nach uns sind — auch dies ist Menschenloos.
Doch wenn dich's rührt, der armen Menschen Loos,
So weine! Denn auch Thränen, herbe wohl,
Und ungestillte Klagen sind für Menschen.
Was auch ein Mensch zu seyn dir mit sich bringt,
Wird dir zuletzt gefallen, wenn du nur
Ein Mensch willst seyn. Und darum: sei ein Mensch!

3.

Was ganz gewöhnlich ist, was alle Tage
An allen Orten still sofort geschieht,
Das kann nicht viel seyn, wär' es auch der Tod.
Drum hege nicht von ihm zu große Hoffnung,
Er ist ein ganz gemein Natürliches.
Doch was natürlich ist, ist auch nie wenig!
Es ist ein Heiliges und Göttliches;
Drum hoffe nicht zu wenig von dem Tode,
Dem die Natur ihr Schönstes ruhig opfert,
Vielleicht auch freudig, wie Natur sich freuet
Und leidet: still. So freu' auch du dich still.

4.

Am heil'gen Himmel siehest du so hehr,
So golden ruhig die Gestirne ziehn
So immerfort; so jede heitre Nacht —
Und dennoch wird im Mond auch Tag und Nacht!
Auch auf den Sternen wird es Herbst und Frühling,
Und Tod und Leben wechseln auch da droben
Auf ihren stillen schönen Silberscheiben;
Und du, o Seele, schauest es so ruhig,
So selig an, so selig, wie sie's zeigen!
Hienieden auf der Erde nur durchbebt
Dich Tod und Leben, Lenz und Herbst zu schauen?
Ihr Tag entzückt, die Nacht durchschauert dich?
O schwinge deines Geistes Flügel, schwebe
Auf jener nächsten Sonne Silberscheibe,
Von dort aus sieh' die Erde, und verkläre
Zum Stern sie, und was du hier Alles kennest:
Die alten Heldenmale, Berg' und Städte,
Die lieben Menschen all' und jedes Kind!
Dann sieh' auch dich als einen Weltdurchwandrer,
Der jetzo auf der Erde eingekehrt,
In ihren Thälern bei den Nachtigallen,
In Tag und Nacht, in Herbst und Frühling wohnt,
Und süßer Friede wird dann auf dich kommen,
Wie wenn du zu dem Abendsterne schaust.

5.

So oft du eine That zu thun gedenkst,
Schau' erst zu jenem blauen Himmel auf,
Und sprich: „Das will ich thun! O schau' es du,

Und segn' es du, der still da droben herrschet!"
Und kannst du das nicht sagen, thu' es nicht
Aus schnödem Trotz, aus eitler Menschenmacht,
Weil schweigend er dich Alles lässet thun.
Denn wisse, was du auch gethan, du thust
Es auf Zeitlebens in Erinnerung;
Die gute That klingt hell den Himmel an
Wie eine Glocke, ja er wird zum Spiegel,
In dem du aufschauend selig dich erblickst;
Du wähnst dann droben in dem blauen Himmel
Zu wohnen! Oder ahn'st: es wohn' in dir,
Herabgesenkt, des Himmels stiller Geist!

6.

Du hörst von einem Gott, du sprichst von ihm,
Die ganze Welt ist voll von ihm — und Niemand
Weiß nur, woher der Name Gottes stammt!
Die große schöne Welt lehrt dich ihn nicht,
Nicht ihre Ordnung, Dauer, noch Verwandlung;
Und dennoch ahnest du, daß jener Name
Kein leerer Hall, nein, inhaltschwerer Ausdruck
Vom Urgrund der unzähl'gen Wesen sei.
Ja, du hast recht geahnet, frommes Herz;
Im Herzen kündet sich die Gottheit an,
So still, so leis, so heimlich, wie ein Geist.
Sie führt dich sanft zu schöner Sittlichkeit,
Sie thut das Auge deiner Seele auf,
Und prägt allmälig Handlungen sich ein,
Sie wird in dir Gedanke, wird der Inhalt
Des Guten, Wahren und des Schönen allen,
Was heimlich wie ein Saatkorn in dir selbst
Nun aufgegangen, und was außer dir
Davon in dieser großen Welt erscheint,
Was rings das menschliche Geschlecht bewegt!
Und hast du lang das Gute ausgeübt,
Dann hast du selbst in dir den Gott erfahren,
Erfahren jenes heilige Gesetz,
Das dieses große All beherrscht, wie dich,
Das fort im menschlichen Geschlechte webet,
Wie auch die sterblichen Gebilde wechseln.
Du trägst des Vaters Bild, das in dir leuchtet,
Dann über die Gestirne hoch hinauf!
Dann über alle Zeiten weit voraus!
Du trägst in alle Zeiten es zurück,

Und knüpfst die schöne Welt und dich an ihn;
Du leitest Alles von ihm her, und führest
Auch Alles wiederum zu ihm zurück.
Er war es, der sich selbst in dir gefunden.
Und nur der Mensch, der Gutes nie geübt,
Nie Wahres sehnte, Schönes nie geschaut,
Nur der wär' ohne Gott, und Gott ohn' ihn.

7.

Lebe rein, mein Kind, dies schöne Leben,
Rein von allem Fehl und bösem Wissen,
Wie die Lilie lebt in stiller Unschuld,
Wie die Taube in des Haines Wipfeln;
Daß du, wenn der Vater niederblicket,
Seist sein liebstes Augenmerk auf Erden,
Wie des Wandrers Auge unwillkürlich
An den schönen Abendstern sich heftet;
Daß du, wenn die Sonne dich einst löset,
Eine reine Perl' ihr mögest zeigen,
Daß dein Denken sei wie Duft der Rose,
Daß dein Lieben sei wie Licht der Sonne,
Wie des Hirten Nachtgesang dein Leben,
Wie ein Ton aus seiner sanften Flöte.

8.

Geh fleißig um mit deinen Kindern! habe
Sie Tag und Nacht um dich, und liebe sie,
Und laß dich lieben einzig=schöne Jahre;
Denn nur den engen Traum der Kindheit sind
Sie dein, nicht länger! Mit der Jugend schon
Durchschleicht sie Vieles bald — was du nicht bist,
Und lockt sie Mancherlei — was du nicht hast,
Erfahren sie von einer alten Welt,
Die ihren Geist erfüllt; die Zukunft schwebt
Nun ihnen vor. So geht die Gegenwart
Verloren. Mit dem Wandertäschchen dann
Voll Nöthigkeiten zieht der Knabe fort.
Du siehst ihm weinend nach, bis er verschwindet,
Und nimmer wird er wieder dein! Er kehrt
Zurück, er liebt, er wählt der Jungfrau'n eine,
Er lebt! Sie leben, Andre leben auf
Aus ihm — du hast nun einen Mann an ihm,
Hast einen Menschen — aber mehr kein Kind!

Die Tochter bringt vermählt dir ihre Kinder
Aus Freude gern noch manchmal in dein Haus!
Du hast die Mutter — aber mehr kein Kind. —
Geh fleißig um mit deinen Kindern! habe
Sie Tag und Nacht um dich, und liebe sie,
Und laß dich lieben einzig-schöne Jahre!

9.

Ein Kind ist göttlicher Natur. Dem Urseyn
Entstiegen, bringt es in der Seele Kenntniß
Des Göttlichen und Wiederkennen mit.
Das Höchste, Herrlichste begreift's am leicht'sten,
Sich eng und bang und klein zu fühlen, findet
Gelegenheit und Zeit es auf der Erde!
Frühzeitig ehr' es! Halt' es wie den Engel!
Zertritt es Eine seiner schönen Blumen —
Bestraf' es, wie man Kinder straft, um Mord;
Hat es den Rosenstock verdursten lassen,
Die arme Mutter vieler armen Kinder, —
Verweigre ihm den Becher klaren Wassers;
Hat es der jungen Vögel Nest gestört —
Laß es auf harter Erde hungrig schlafen,
Von Mutter, Vater und Geschwistern fern.
Und hat dein Kind so früh, so göttlich-ernst
Für fälschlich leicht-Verziehenes gebüßt,
Dann tritt dereinst es aus dem Jugendhain
Mit heiligem Gefühl der schönen Welt,
Und ungefallen wohnt's im Paradiese
Auf Erden; und die schweren Fehle alle,
Die Menschen um das Glück des Menschen bringen,
Die hast du ihm erspart, als Keim gebrochen.
Denn wer den Tropfen Thau am Grase schont,
Wird Thränen nicht aus Menschenaugen pressen,
Die Phantasie beschützt ein rein Gemüth.
O halte die ganz früh so leichte Zucht,
Am zarten gläub'gen Kinde auch die sichre,
Ja nicht für Spiel! Die zarte, schöne Welt
Schön anschau'n, zart empfinden ist das Glück —
Und Glück im Herzen schützt vor allem Unglück.

10.

Beneidest du den Tropfen Thau dem Veilchen?
Beneidest du dem Tropfen Thau die Sonne,

Die bunt darin sich spiegelt? und der Biene
Das purpursammtne süße Distelhaupt,
Das sie mit Kunst und Fleiß und Müh beschwebt? —
Das thust du nicht! — Wohlan, so thu' das Gleiche
Dem Menschen: gönn' ihm Alles! Nichts beneid' ihm;
Denn für ihn ist das Distelhaupt — die Erde!
Die er mit Kunst und Fleiß und Müh' beschwebt;
Sein Geist ist wie der Tropfen Thau, worin
Die Welt sich bunt so wenig Tage malt;
Und theurer, als den Tropfen Thau das Veilchen
Bezahlt, bezahlt er jede frohe Stunde
Mit ihrem stündlichen Verlust, mit tausend Thränen,
Die er um Andere geweint — die Andre
Bald um ihn weinen! Denn dem armen Menschen
Wird auch der Guten Güte, und ihr Daseyn
Sogar, zu stillem edlem Schmerz voraus!

11.

Die Schönheit ist ein Kind der freien Seele
Und kräftiger Gesundheit. Freie Völker,
Die Edles dachten, Großes, einfach lebten,
Sie waren schön in Massen. Willst du Schönheit,
So gib dem Volke Freiheit, edlen Sinn,
Beschäftigung, die Großes wirkt. Die Menschheit,
— Schon auf dem Weg zur Freiheit, weil sie reiner
Und edler denkt, und wahrer schaut und lebt —
Ist auf dem Weg ins Reich der Schönheit, das
Auf Erden einst erblüht; denn Leibesschönheit
Ist nur der Abdruck innrer Seelenschönheit,
Wie edle Frucht aus edlem Stamme wächst.
O welche Güter wird die Menschheit einst
Zugleich erwerben und zugleich genießen!

12

Nicht unerforschlich ist der Frau'n Gemüth,
Klar gab sich's kund im langen Lauf der Vorzeit;
Nur unglücksel'ger sind sie als die Männer,
Die ihr Geheimstes, gleich der Erd', emporblühn,
Der Frauen Herz blüht innen wie die Feige,
Drum: wen ihr Weltgefühl begehre, wie stark,
Wie reich des Himmels Mitgift ihr geworden,
Wie edel, züchtig, standhaft Jede sei —
Das ist das Räthsel! ihr oft selber dunkel;

Denn wo sie liebt, ist sie nur Liebe. Sie ist,
Sie hat nichts andres — ja sich selbst nicht mehr;
Sie ist wie ihr Geliebter — gut und schlecht,
Sie ist so wie das menschliche Geschlecht,
— Das sie voll Trost auf seiner Bahn begleitet —
Ist wie der Mann, nur stets ein wenig besser.
Denn wer die Frauen kennt, der kennt den Mann,
Nur wer die Liebe kennt, der kennt die Frauen,
Die Zeit, die Vorwelt, Frühling, Erd' und Himmel.

13.

Mit Ehrfurcht grüße jedes Menschenhaupt,
Das in der Sonne dir entgegen wandelt,
Ja jedes Haupt, das aus der heil'gen Urwelt
Hervorgegangen, alt wie diese Erde,
Jung, wie die Blumen, an der Erde still
Mit Blumen spielt. Denn weißt du, wer es ist? —
Es ist ein Wunder, wie die Blume — nur
Ein größeres und lieblichers. Und willst du,
So grüße auch die Rose! willst du auch,
So küsse sie: „im Namen Gottes!" Gehe
Nicht stumm und dumpf am Steine selbst vorüber,
Denn wisse, schau' und fühle, glaube wahrhaft:
„Sie sind!" Du träumst ein Sandkorn nicht hinweg,
Es ruht und glänzt im Sonnenreich vor dir;
Sie sind in einem Himmelreich mit dir,
Sie sind Genossen deines Lebens, sind
Wie du in diesen festen Zauberhallen,
Daraus sie nichts verbannt, noch je vernichtet,
Darin sie bleiben, wie sie sich auch wandeln.
Was da ist, ist ein unausstaunbar Wunder
Und willst du nun, entblöße auch dein Haupt
Still vor dem Greise, den sie sanft im Sarge
Vorüber tragen! Willst du eine Thräne
Ihm weinen, oder dir, vielleicht der Erde —
Vergiß nur nicht der Seligkeit dabei,
Des Wunders, das sie dir ins Auge trieb!

14.

Wär' keine Sonn' am Himmel, wie viel fehlte!
Und dennoch wollt' ich leben, wenn man könnte;
Doch ohne Menschenantlitz wär' die Erde
Ganz einsam tödtlichfinster. Heil'ges Antlitz

Des Menschen! schöner Lotus auf der Tiefe
Des Himmelsmeers am Strand der Erde blühend,
Weltspiegel, Geistermaske, Götterbildniß!
Du, du erleuchtest Tag und Firmament
Erst klar! Dich, dich erblickend ist kein Mensch
In Wüsten mehr allein; der ganze Himmel
Ist — wie die Welt zum Menschen — also nah
Und schön zum Kinde worden.... Gott steht vor uns
Anschauend hold in jedem Kinderantlitz.
Nichts wäre Seele, nichts selbst wäre Liebe
Und Wort und Weisheit ohne dich, du Schlüssel
Zur Welt... wenn aus dem ringsbehaarten Haupt
Des Menschen selber Engelstön' erklängen!
O Schönheit, dein, dein ist der höchste Preis,
Und jedes Antlitz, das ein kindlich-reines,
Ein frommes Herz bedeckt — wie klares Wasser
Das Sonnenbild — ist schön. Das Menschenantlitz
Entdeckt die Wonn' erst, die im Innersten,
Geheimsten der Natur sich zuckend regt
Und überquillt — in Lächeln! Auf dem Antlitz
Erscheinet erst der tiefe große Schmerz,
Der die Natur im Heiligsten durchbebt;
Und wenn ein Kind geboren, wenn es lebet...
Wenn rings der tausendblum'ge Frühling neu
Und jung geworden, ach, dann lebt erst Kind
Und Frühling auf des Menschen Antlitz göttlich,
Lebt auf, wie nirgend sonst. Als Sonnenuhr
Des Lebens zeigt es alle leichten Schatten:
Es zeigt die Jugend — die an Sternen nicht,
In Rosen nicht so reizend glaubhaft blüht;
Es zeigt das Alter — das kein morscher Baum,
Kein falber Herbst so rührend wahr bezeugt,
Als mit dem wieder blaß gewordnen Antlitz,
Dem Silberhaar, dem müden Aug' des Menschen,
Und selbst der Tod, der heilige, der ernste,
Erscheint in seiner wundervollen Würde
Nur auf dem Menschenantlitz! Und noch Eins:
Du siehst, wie durch den leicht gewebten Schleier,
Durch dieses Antlitz selbst die Seligkeit
Der Todten, der dahin Gegangenen,
Wo aller Wesen stiller Urquell ist.
— Drum jedes Menschenantlitz sei dir heilig;
Es zu verehren wirst du nie bereuen,
Sei König nun, Feldmarschall oder Arzt.

15.

An Alles leget die Natur die leise
Doch unabwehrbar starke Hand; sie legt sie
An eines Kindes liebliches Gebild,
Wie an die Rosenknospe, und sie schafft
Sie beide voll und reif zu Mann und Rose,
So daß du Kind und Knospe nicht mehr kennst!
Sie legt sie an die Nacht und an die Sonne,
Und pflückt sie wie ein Tausendschön vom Himmel;
Sie legt sie an den Frühling, an den Herbst,
An jedes Jahr, an Alles, was den Menschen
Von Kindheit an umgab und mit ihm ward,
Sie legt sie an den Greis, sein Silberhaar,
Sie legt sie an die Todten noch im Erdschooß,
Und macht ihr moderndes Gebein zu Staub —
Mehr kann man nicht erfahren von dem Aergsten!
An Eines aber legt Natur die Hand nicht:
Sie legt sie nicht an unsres Herzens Neigung!
Sie legt sie nicht an unsres Geistes Güter:
An Freiheit, Liebe, Wahrheit und sein Schönes,
An diese legt sie nur der freche Mensch
Dem Menschen, daß er ihm die Welt verderbe.
Und lös't Natur uns Helles auf in Heller's
Und schafft sie für ein Schönes uns noch Schöner's —
Wir können unsre Neigung treu bewahren
Selbst für die Puppe, die aus unsrer Kindheit
Uns ansieht, wie mit über uns Erwachs'ne
Erstaunten großen Augen! Wie viel mehr
Bleibt uns die Liebe! Liebe für die Freiheit,
Das Wahre, Schöne, was wir je erblickt. —
Mehr kann man nicht verlangen von dem Besten!
Das ist die große Lehre für den Menschen.

16.

So viel, wie — „Jemand" von den Frauen hält,
So frevelnd oder rein er's meint mit Liebe,
So viel auch hält er von der Ehre, oder —
So wenig, und so ist auch er geehrt!
Wer sich nicht achtet, ehrt die Frauen nicht,
Wer nicht die Frauen ehrt, kennt er die Liebe?
Wer nicht die Liebe kennt, kennt er die Ehre?
Wer nicht die Ehre kennt, was hat er noch?

17.

Wenn du's so weit bringst, daß du Feinde hast,
Dann lob' ich dich, weil Alle noch nicht gut sind.
Wenn du es auch verschweigst, doch schäme dich
Nicht, daß du Feinde hast — wer Feinde nicht
Ertragen kann, ist keines Freundes werth.
Dir müssen Feind seyn: die die Knechtschaft wollen!
Dir müssen Feind seyn: die die Wahrheit fürchten!
Dir müssen Feind seyn: die das Recht verdrehen!
Dir müssen Feind seyn: die von Ehre weichen!
Dir müssen Feind seyn: die nicht Freunde haben,
Nur Mitgenossen ihrer irren Frevel;
Dir müssen Feind seyn: die nicht Feinde haben,
Weil — um für sich Verzeihung zu gewinnen,
Die Welt zu leicht verzeiht. Dir müssen Feind seyn:
Für welche du nicht Freund bist. Stark ertrage
Der Schlechten Feindschaft! Sie ist schwach und nichtig.
Und stehst du da als reiner warmer Strahl
Des Himmelsfeuers, dann erwärmest du
Die Guten, und sie schließen sich an dich.
Du aber sei der Feinde wahrster Freund
Und lasse nicht von ihnen ab mit Worten,
Und Blicken, Beispiel, selbst mit langem Schweigen,
Zurückgezogenheit, dir schwerem Tadel!
Der Gute ist des höchsten Lobes werth,
Der Thoren zu gewinnen weiß zum Guten.
Und sieh — es bitten für die Unglücksel'gen
Ihr Vater ... ihre Mutter aus der Gruft!
Es bitten ihre Lieben — ihre Kinder!
Es bittet dich ihr eigner scheuer Blick!
Es bittet dich ein Gott in deiner Brust:
„Laß nicht nicht von deinen Brüdern ab, mein Kind!"

18.

Nun ist ein großer Wundersaal geöffnet —
Der Frühlingssaal! So groß, daß See und Inseln,
Die Zauberfluren Hindostans, die Gärten
Alkinous', das Vorgebirg der Circe,
Die Hügel Troja's, und dein Vaterland,
Wie kleine Kindergärtchen drinnen liegen! —
So alt, daß Abel ihn erkennen würde; —
So neu, daß ihn der Silbergreis bestaunet,
Der achtzig Mal durch seine Pracht gewandelt; —
So warm, daß Bathseba noch einmal gern

Umweht von seinen Düften badete; —
So reich, daß Salomo nur schauen möchte
Den Weinstock Augen ... und die Feigen Blätter
Gewinnen! So licht ist der Saal, daß droben
Die Lerche selbst die graue Lerche sieht,
Die unter ihrem wolkenhohen Liede
In grüner Saat, in stillem Neste brütet; —
So bald verschlossen, daß die Hyazinthe
Hervorzubrechen eilt und abzublühen;
Daß jede Welle unaufhaltsam fließt,
Als habe sie nicht auf ein Wörtchen Zeit! —
So schön, daß auch Homer mit blinden Augen
Noch einmal weinen würde! — Und so lieb! ...
Die Todten, Priamus und Helena
Und Karl der Große und Napoleon ...
Sie möchten im Gefängniß ihrer Gruft
Ein kleines, kleines Fensterchen nur haben,
Um einen Blick hinaus zu thun zum Himmel ...
Nur groß genug, das Ohr daran zu legen,
Ein Viertelstündchen lang das Bienensurren
Und das Geruf der Vögel all zu hören,
Zu weinen, und nach langem Schlaf gestärkt
Sich wieder hin zu langem Schlaf zu legen,
Dem schweren Schlaf der Todten! Doch du lebst
Das süße Leben der Lebendigen,
In dieser Werkstatt zarter Wunderwerke,
In der kein Hammerschlag erklang, kein Pinsel,
Kein Farbentopf mit Grün und Blau und Purpur
Wo übrig steht — kein Meister sichtbar schuf —
Und doch ist Alles fertig! Wundersam!
Nur Wolken fliegen weg — die Wasser trugen!
Nur Wasser rauschen fort — die Wiesen netzten!
Nur Lüfte löschen aus — die Wolken brachten!
Und lächelnd, still, als ob sie nichts gethan,
Steht hell die Sonn' am Himmel — doch noch sichtbar
Den Menschen! — Aber der, der Alles thut,
Der Meister ist nicht einmal sichtbar, lächelt
Selbst nicht einmal! — Der Frühling ist sein Lächeln!

19.

Gleichgültiger, du willst dich um dein Eignes
Nur kümmern? Um dein Haus und Weib und Kinder?
Der Mensch hat kaum ein Eigenthum, woran
Nicht fremde Hand unsichtbar liegt. Du selbst

Gehörst der Welt zu eigen; in dem Hause
Wohnst du — im Lande, auf der Erde frei,
Und wer das Land hat, hat auch deine Kinder,
Und wer die Menschen hat, der hat auch dich.
Drum: kümmre dich um Vaterland und Menschen.
Nimm Theil mit Mund und Hand in deiner Nähe,
Nimm Theil mit Herz und Sinn am fernen Guten,
Was Edle rings bereiten, selbst für dich.
Laß Nichts verderben, sonst verdirbst du mit;
Laß Keinen Sklave seyn, sonst bist du's mit;
Laß Keinen schlecht seyn, sonst verdirbt er dich;
Und denken Alle so wie du, dann kann
Der Schlechte Keinen plagen, noch auch dich.
Und kann die Menschheit frei das Rechte thun,
Geht jede Göttergab' auch dir zu gut
Und deinen Enkeln allen; denn auf immer
Wird das erworben, was der Geist erwirbt.

20.

Was rührt am tiefsten eines Menschen Herz,
Und eines Liebenden? — Das sind die stillen
Beweise, nicht die laut gesprochnen Worte,
Von eines treuen schönen Herzens Liebe;
Der Mund der Todten auch, er schweigt — und spricht
Mit lauter Stimme! ihr Auge ist geschlossen —
Und sieht uns an! mild lächelt ihr Gesicht —
Und wir, wir weinen über dieses Lächeln,
Das eine Todte uns zum Zeugniß läßt:
Wie gern für uns gelebt sie hätte; — doch
Wie gern sie nun gestorben sei, um uns
Zu sagen: „Bis zum Tode liebt' ich dich!"
Drum ehrt die heilige beredte Stille
Der Sonne und der Erd' und jedes Herzens!
Denn alles Schönste, alles Edelste
Ist still, und wirkt unausgesprochen erst
Mit Himmelskraft das Unaussprechliche!

21.

Die Nacht ist himmlisch und ein göttlich Wunder!
Die schönste aber ist, — die man verschläft.

*

So fast gering denn achtet die Natur
Ihr Allergrößtes, Allerheiligstes,
Daß sie dem Menschen gütig selbst davor

Die Augen zudrückt, um sein süßes Leben,
Sein Glück, nur seinen Traum hervorzubringen,
Und endlich drückt sie ihm ein sanftes Mal,
Ein letztes Mal die Augen vor sich zu,
Mit ihrem höchsten Opfer — und verleiht
Ihm einen süßern Schlaf, den schönen Tod.

*

Die Nacht ist himmlisch und ein göttlich Wunder!
Die schönste aber ist, — die man verschläft.

22.

O Morgenröthe! schöne heil'ge Gluth,
Urstille goldne Fluth des Weltenmeeres,
Die Thal und Berg und Himmel überströmt,
In jede Hütte dringt, sie hell mit Purpur
Umlodert, jeden kleinen Raum der Wohnung
Mit Glanz bis oben an die Decke füllt,
Die leis Erwachenden und jedes Kind
In seiner Wiege lieblich überschwemmt,
Daß sie so zauberisch, so schön geschmückt
In zartem, zartem Himmels-Rosenschleier
Sich göttlich wieder auf den Göttertag
Erscheinen; daß die schwere Axt, das Grabscheit,
Das stumme Werkzeug und des Tags Geräth,
Womit die Menschen sich das Leben fristen,
Nun himmlisch, leicht und freudig ihnen däuchten,
Wenn sie so hold als ihres Lebens Freunde,
Von einem und demselben Himmelsschein
Begossen, wie auf gestern frisch erquickt,
Bescheiden willig in dem Winkel stehn!
O Morgenröthe! unaussprechlich Kommen
Des Unaussprechlichen: des neuen Tages;
Du bist kein Meteor, das einmal aufblitzt,
Am Himmel hinfährt und vergeht in Donner!
Erscheinung bist du nicht! Du bist unsterblich,
Wie Sonn' und Mond und andre Göttliche!
Obschon an jedem Morgen sterbend, bist du
An jedem Morgen wieder schöner da,
Und schmückst den Himmel wieder anders schön,
Und anders himmlisch — machst das Meer dem Schiffer
Und dem Delphin zu vollem Purpurschwall;
Du machst der Möwe ihre Flügel golden,
Dem Nautilus die kleinen Segel golden,
Der Lerche Flügel in der Luft zu Flammen,

Daß sich die junge Lerche nicht getraut,
In solchen Wolkenbrand hinauf zu schwingen!
Im schönen großen reichen Saal der Erde,
Voll alt' und neuer Wunder aus dem All,
Bleibst du die freundlichste der Kostbarkeiten,
So für und für, so lange Wandrer kommen,
So lang der Himmel und die Erde bleibt!
Zu feuerspei'nden Bergen reist der Mensch,
Zum Donner und zum Staub des Wasserfalls,
Und wohl belohnt dünkt ihm die kleine Reise.
Die Reise aber in das Morgenroth,
Die Reise auf die Warte dieser Erde,
Wo du aus Feuer Funken thauen siehst,
Wo dein Gebild zum funkelnden Rubin wird,
Wo weiße Rosen funkelnder Rubin sind,
Worin der Blüthenschnee zu Golde wird,
Zu Gold die Thürme und der Menschen Werke,
Worin die Seele dir zur Hoffnung wird,
Die Hoffnung zum herzinnigsten Entzücken —
Die schöne Wallfahrt, schöne Morgenröthe,
Belohnst du selbst dem fernen Geist des All's,
Der, um dich wenig Morgen anzuschauen,
Sich gern als Kind geboren werden lässet,
Als Greis begraben; ruht er immer wieder
In deinem Purpur doch, in deinem Golde!
Ach Morgenröthe — über Kindergräbern
Und lieben Todten — alten heil'gen Maalen,
Da bist du erst die Herzerschütternde!
Die Unbegreifliche, ach mir auch, mir.

23.

Ein großes Wort tönt durch die Himmelshallen
Und Tag' und Werke, Sonne, Mond und Erde,
Sie sprechen aus das lebensfrohe Wort:
„Das Schaffen hat nur Werth, nicht das Geschaffne;
Was wird, das lebt! Gewordenes ist todt."
So glaubt der Mensch: Das All ist nicht geschaffen,
Sonst wär' es todt. Es lebt und wirkt und währt;
So ist denn keine Schöpfung; ein Erschaffen,
Ein unaufhörlich Schöpfen ohn' Erschöpfen
Nur ist: es gibt nur eine große Werkstatt,
Drin alle Hämmer leben, alle Zangen,
Die Blasebälge, Feuer, Wasser, Amboss',
Und mit dem einen großen Meister leben

Die kleinen Künstler; aber ihre Werke
Vollenden sie, und fertig sind sie todt,
Sie werden Staub — und mit der Welt vergessen.
Der große Meister aber endet nie,
Und Alles, was er macht, wird nimmer fertig.
Schon Millionen Jahre schafft er — und
Noch keine Blume hat er fertig! nicht
Das Veilchen, nicht die Rose, nicht den Klee,
Die Palme, nicht den kleinen Gundermann!
Den Mond, das Gras, nicht das Johanniswürmchen!
In jedem Jahre schafft er eifrig dran.
So schafft er eifrig auch am Menschen fort;
Und da er götterhaft zu seinen Werken
Geworden, sie mit seinem Geist beseelt,
Sich in die Heil'gen heilig sich verwandelt,
Um Alles selbst zu seyn und selbst zu kennen,
So helfen alle Werke hold ihm schaffen,
Ein jedes Veilchen hilft am Veilchen schaffen,
Ein jeder Oelbaum hilft am Oelbaum schaffen,
Die Nelken helfen an der Nelke schaffen,
Die Menschen helfen an dem Menschen schaffen,
Jedwedes hilft an seinem eignen Werden,
Die Muschel und die Bäume — und das Meer!
Denn auch die Werkstatt hilft die Werkstatt selbst
Erschaffen, neu ihm machen, blank erhalten,
Als wär' sie erst heut Morgen aufgethan.
So hilft das Eine treu das Andre schaffen!
Das Meer die Wolken, und der Wind den Regen,
Der Regen Gras, das Gras die Lämmer — und
So wird er selbst nicht fertig, selbst die Werkstatt
Wird nimmer fertig, nicht die schöne Aster,
Die Abendröthe nicht, und nicht der Herbst,
Die Traube! nicht der Mensch und seine Freude,
Und in dem ew'gen Werden wird er ewig,
Und ruhig und verständig spricht er selbst:
„Das Schaffen hat nur Werth, nicht das Geschaffne;
Was wird, das lebt; Gewordenes ist todt." —
Das große Wort tönt durch des Himmels Hallen.

24.

„Nun sterben alle Blumen! Alles geht
Mit stiller Eil' dahin zurück, woher
Es jüngst gekommen, und viel schärfer, banger
— Als erst der Frühling mit den Blüthenzweigen —

Zeigt jetzt der Herbst mit seinen tausend öden,
Verdorrten Blumenstengeln nach dem Himmel:
Dem Aether, aller Dinge Born und Gruft;
Und dieses Schweigen bricht mir fast das Herz,
Des blauen Grabes übermenschlich Schweigen,
Und dieser dürren Blumenhäupter Schweigen,
Die duldend sterben, wie sie duldend lebten.
O wahrlich! wir sind besser als die Blumen,
Doch glücklicher sind Blumen als die Menschen;
Ja selbst das Laub, das uns zu Füßen raschelt,
Nicht sich erschreckt, nein, nur der Menschen Herz."

So lieblich ist das Bild schon der Geduld,
Daß du die Blumen preisest — die nur dulden.
Nicht „Dulden" ist Geduld! Mit reinem Herzen,
Mit Himmelsseele Erdgeschicke tragen,
Sich selber fühlend, über ihnen lebend,
Wie über Wolken klar die Sonne scheint —
Das ist Geduld! Mit schuldbewußtem Herzen
Geduldig scheinen, ist nur Strafe tragen.
Das Unverstandne froh und leicht, wie Schlangen
Statt Fische, tragen — das ist Unverstand.
Geduld ist nur der besten Menschen Schmuck,
Mondregenbogenschön, so schön und selten.

25.

Was unverwandelt rein zum Himmel eingeht,
Wie Morgenthau aus tausend Blumenhäuptern,
Wie Licht des Tages in die Abendsonne,
Gleich rein aus trübem wie aus heitrem Tage:
Das ist die Liebe! Schmerz und Furcht und Reue,
Sie bleiben hier als Niederschlag des Lebens,
Als Erdenantheil. Selbst die großen Genien
Des Menschen auf der Erde: Glaub' und Hoffnung,
Sie müssen vor den Himmelspforten bleiben —
Sie sind da nichts mehr, wo an ihre Stelle
Erfüllung tritt und Anschaun. Nur die Liebe
Bleibt dort sich gleich, weil sie vom Himmel war!
Und gleich wie drinnen, ist sie draußen ganz
Die Himmlische; wie Geistern, also Menschen
Und was auf Erden und im Himmel lebt,
Ist sie der Eine Geist im großen All,
Und Eine Seligkeit gewährt sie Allen!

Aus:

Der Weltpriester.

Die Pflicht der Hörigkeit.

„Verfänglich ists, dem Fürsten Wahrheit sagen;
Zweimal ists schädlich und einmal vergeblich.
Erst schädlich du erzürnst ihn; und der Zorn
Der Könige vergället ihren Tag
Und wird wohl einer Stadt voll Menschen schädlich.
Dann schädlich: du erholst dir Straf' und Leid.
Dann noch vergeblich: denn du änderst Keinen;
Nach jedem Streit gehn selbst die Bessern fort
Bestärkter nur in ihrem eignen Wesen.
Bekehrte, Bessre, werden nur geboren,
Das ist die Hoffnung und der Trost der Weisen.
Und darum scheint es überflüssig erst,
Daß du, und alles Volk im ganzen Lande
[Das edler von Geburt schon denkt und lebt]
Auch sagt und redlich offenkundig macht,
Was ihre Seele weiß, ihr Herz empfangen.
In ihren Kindern kommt das sichtbar, lebend,
Mit Kopf und Händ' und Füßen auf die Welt,
Was dies Geschlecht im stillen Geiste trug,
Und wird unwiderstehlich dann sich leben;
Wie alle Kinder ihre Spiele ordnen,
So wird der Aeltern auferstandner Geist
Als neue Menschen Neues seyn und schaffen." —

So sprichst du klug und wahr; jedoch auch feig!
Sollst du es keinem sagen, was da künftig
Erscheinen wird, was einst der Mensch wird leben,
Daß ihm ein Herrscher treu das vorbereite,
Doch ahne? Denn den Guten ehrt der Freimuth,
Und seine Seele auszuschütten, labt,
Und ist des Mannes Ehr' und Mannespflicht.
Und würde er mit seinem Sarg bezahlt
Und Wahrheitreden mit des Todes Schweigen,
So bringen selbst Chinesen ihren Sarg
Schon mit sich vor des Herrschenden Palast,
Wenn sie ein Unwillkommenes zwar Ihm,
Doch ihrem Vaterland ein Bessres wissen,
Als Jener weiß und zugestehen will.
Doch Pflicht zu hören, ist der Herrscher Pflicht,

Die einzige, die unerläßlich ist,
Die gnügende, die Gott von jedem fordert
Und rächt, wenn er sie Einem je versagt.
Hat nun der Eine sich in Sarg geredet,
Das treue Haupt stumm in dem Schooße liegend . . .
Da kommt ein Andrer schon mit seinem Sarge
Und sagt ihm ernst zum Heil dasselbe Wort.
Und hat auch Er sich in den Sarg geredet,
Das treue Haupt stumm in dem Schooße liegend . . . .
Da kommt der Dritte froh mit seinem Sarge,
Der Vierte, Fünfte, Zehnte, Zwanzigste . . . .
Bis endlich denn das Wort nicht nur gehört,
Wie Pflicht ist, nein, auch fromm erhört, wie Recht ist. —
Sprich: Ist nun nicht das Heil des starren Wirthes
Ja selbst . . . . ist nicht das Heil des vielen Volkes
[Das Er, an Gottes großem goldnem Tische
Der Erde, mit den Gaben zu bewirthen hat]
Zehn Särge werth, zehn edle Herzen drin,
Die fühlten: „Mensch! du lebst doch nur für Menschen!“
Die wußten: Wortsaat ist der Werke Saat.
Und wer ein freies edeles Gefühl
In uns erregt, der zeuget Gott und Freiheit
Dem göttlichen Geschlecht, das Menschheit heißt
Und dessen Wirthe nur die Fürsten sind,
Die Ersten und die Ordner ihrer Feste;
Denn nicht ein Zuchthaus noch ein Irrenhaus
Soll ihm das frohe Haus des Gottes seyn —
Des heitern Geistes seines schönen Alls,
Das nichts von Sündern weiß und Missethätern,
Als wer das heitre Leben sich verstört.
Denn Wissen, Wahrheit, schöne Sittlichkeit,
Sie glüht ihm nur zu heiter-schönem Leben!
Und nicht, um eine Hölle einst zu füllen,
Die nirgend wär' in seinen reinen Hallen!

Wer hat noch die Sonne zurückgestellt?

Das lehrt die Welt: Die Obrigkeiten haben
Auch wieder ihre höchste Obrigkeit,
Die schweigende, die, wie die Sonne lächelnd,
Das gar nicht aufgehn läßt und still verkommen,
Was da gesät ward gegen Menschenzukunft,
Was übel in das neue Weltjahr paßte —
Die schützend still ein Samenkorn emporhebt,
Das ein Geringer, doch ein Guter säte.

In Einen Irrthum nur verfallt nicht, Menschen:
Was gegen die Vergangenheit geschieht
Und gegen das Vergehende, Gelebte,
Was also todt mit seinen Todten ist,
Das haltet für ein kleineres Vergehen,
Ja haltet es für gar keins gegen das,
Was gegen dieses göttlichen Geschlechtes
Erhabne, große, himmlischklare Zukunft
Geschehen möchte, und doch nicht geschehn wird!
Denn diese armen Kinder dieses armen
Geschlechtes sind die wahren Herrn der Zukunft
Und jeden Tags darin, und jeden Wissens;
Die nach uns leben werden, sind die Herrn
Der Todten, jeglicher Vergangenheit;
Und keinem Erdgebornen ist erlaubt,
Ein Testament zu machen, das dem Willen,
Der Weisheit, und der Freiheit des Gedankens
Der Künftigen in alle Ewigkeit
Starr widerspräch', ja Eine Hand nur bände!
Ehrt, die ihr lebt: die Künftig-Lebenden!
Verderbt, ersäuft, verwüstet nicht den Boden,
Darauf das wachsen wird, was Keiner sah;
So wie um uns jetzt auf der Erde blüht,
Was nie ein altes Auge je gesehen.
Nein, übergebt die Erde wohlgebaut,
Und dieses Kind, das menschliche Geschlecht,
Zu höh'rer Schule reif — nicht als Kretin!

Kinderfreude.

Den Kindern mache ihre Jugend schön!
Versäume auch die kleinste Freude nicht!
Du machst sie jetzo wie zu kleinen Göttern,
Du gründest ihnen auf des Lebens Zeit
Ein froh Gemüth, ein immer heitres Herz.
Die Freuden ihrer Jugend dauern nicht,
Sie wissen einst nichts mehr von diesem Tag —
Von jenem; von den reifen Nüssen nichts,
Die sie vom Baume klopften; von der Stange;
Sie wissen nichts vom Lächeln ihrer Mutter,
Wenn sie die traubenvollen Körbe brachten —
Doch alle Freude schlug in ihrem Sinn,
Sie hoffen immer Holdes von der Welt!
Die einst so schön war, kann auch trübe seyn.
Und froher Muth erträgt auch einst das Herbe

Mit erster Kraft, zu Dankbarkeit sogar
Bei erstem hellem Sonnenblick bereit.
Doch schwerverlebte saure Kinderzeit
Macht ernste, finstere Gesichter, macht
Ein düstres Auge. Dein bedrücktes Kind,
Das einstens an der Puppe Mangel litt,
Dem selbst der Ball im neuen Frühling fehlte ...
Das arme großgewachsne Kind, es lächelt
Kaum wieder sein Kind an, das zu ihm lächelt!
Die Kinderfreude trägt die höchsten Zinsen;
Der Mensch bedarf sie einst, getrost zu leben,
Der Geist des Alls bedarf sie, um sich himmlisch
In seinem schönen Himmel auch zu fühlen.

Der alte Bettelmann.

Ringsum, von Aufgang bis zu Niedergang
Durchrieselt die Natur ein tiefer Schauder,
Ein heil'ger Abscheu, ein geheimes Grollen,
Das aus Gewittern schwer, wie müde murrt,
Das aus des Sternes Strahlensprühen schreckt,
Als ob sie alle rängen, abzufallen;
Das aus den hohlen Meereswogen heult,
Im Sturmwind überdrußvoll wüthend saust,
Aus tiefem Abgrund ächzt im Schooß der Erde ...
Wie lang, zu lang in ihre schwarzen Höhlen
Lebendig eingemauert und begraben.
Der Bergmann hört es nicht — er gräbt nach Gold.
Der Fischer hört es nicht vom Meer — er fischt.
Die Knaben hören's nicht am Seegestade —
Sie spielen „Kirchenbau'n“ aus feuchtem Meersand;
Die Mädchen „Klosterbau'n“ aus bunten Muscheln.
Der Liebende hört nicht den Nachtgeist stöhnen —
Er harrt auf seine Liebste; ihn erweckt
Das fallende Gestirn nur aus den Träumen;
Die Mutter hört das Wolkenmurren nicht —
Sie wiegt ihr Kind ein, drüber hingebeugt,
Es wieder einmal küssend, einmal schlummernd.
Der alte Bettelmann nur sieht betroffen
In seinem magern Schatten, seinem Stabe,
Den müden Geist, der ihm aus Spott und Hohn
Das weiße Haar ins blasse Antlitz weht,
Ihm seinen alten Hut frech in den Strom
Hinwirft, als werd' er morgen sein nicht brauchen.
Er sieht sich seine alten Hände an,
Die ihm die Sonne jetzt recht weiß erleuchtet.

Er sieht das alte Weib betroffen an,
Das sich vor Elend in den Strom gestürzt;
Mit abgebrannten Haaren sieht er sie
Herausgezogen auf dem Ufer liegen —
Der Geist der Buben hat ihr gestern Abend
Sie angezündet, ihr zu Spott und Hohn
Des Alters. — Da erschrickt der alte Mann,
Schleicht heim, und nach drei Tagen ist er todt;
Und in der Nacht verbrennt das Haus mit ihm,
Von einem müden Wetterstrahl entzündet,
Und spart ihm einen Sarg und ein Begräbniß.
Die schwarzen Brocken sahen müde aus,
Wie sie der alte Todtengräber sorgsam
In einem Topfe in geweihte Erde
Begrub, und ihm den Kreuzer darein schenkte,
Den er ihm schuldig war vom letzten Samstag.

Die heilige Innung.

Der Dichter ist der schönste Lebenslehrer.
Des ew'gen Geistes Flamme ist das Wort,
Das klare Wort ist selber erst der Geist,
Der Sinn des Alls, sein innerstes Verständniß.
Wohl lehren Hypopheten und Propheten
Was gut ist, recht ist, ohne je den Menschen
Die gute That, die gute Seele geben
Zu können; Wecker, Mahner sind sie würdig.
So elend, unglückselig und verdorben
Der Mensch auch wäre ohne das ihm Gute,
So fehlt der guten Seele doch das Beste,
Der schönste Theil zu göttlich klarem Leben,
Zu lieblich schauendem und fühlendem.
Der Dichter macht das Leben klar und wahr,
Ja ewig, auch in einem kurzen Liede;
Er macht den Menschen erst das Leben schön
Und lieb. Ein wohlbeschloßnes Lied ist länger
Als tausend offne Jahre, als die Welt.
Er bringt den Himmel in dem heil'gen Becher,
Er bringt die Freude in dem Götterwort,
Er bringt den Frieden in der goldnen Zither.
Nicht eitle Kinderworte sagt der Dichter
Mit seinen Tönen, Farben und Gebilden —
Er trägt das Herz der Welt in seinem Busen;
Was einen Menschen, was die ganze Menschheit
Bewegt, betrübt, erschüttert und beseligt,
Das fühlt er ganz, das schöpft er ganz und tief

Im Lebensborn als voller ganzer Mensch.
Mit glüh'nder Seele von der Welt voll Schönheit
Als armes Kind gefangen, steht er schon
Bewundernd überdrängt, und merkt stummsinnend
Auf jedes Gräschen, jeden Blumenschatten,
Als sollt' Er, Er, der heil'ge Diener Gottes
Ihm und den Seligen Alles treu berichten,
Kein Wörtchen dürfe fehlen! Und so merkt er,
Als himmlischer Belauscher seiner Welt,
Von Kinderspiel an alle tausend Wunder:
Die Jugendlust; den Greis im Silberhaar;
Im Sarg die Mutter; Braut und Hochzeitfest;
Merkt, was die Wittwe zu dem Kinde klagt,
Und Leichenzug und Scheiden, Tod und Gruft;
Ja, noch die Blumen prüft er auf den Gräbern,
Den Mond, der sie bescheint in stiller Nacht.
Ihm ruhen alle Todten wie im Herzen,
Ihm steigen alle Frühlingsblumen schmerzlich
Wie aus dem eignen Leben auf. Ihm singt
Die Lerche nur aus seiner Brust das Lied.
Des Armen Thräne quillt aus seinen Wimpern,
Der Regenbogen springt aus seinem Haupte,
Die Sterne sprühn als Funken ihm vom Auge,
Die Sonne geht ihm aus der Seele auf;
Die schöne Jungfrau blüht aus seinem Blute,
Darin sie ihm als sein Geheimniß lag;
Die schönen Liebenden, sie lieben alle
Mit seiner Liebe! denn an ihn, an ihn
Als Göttersohn ist Wort und Welt erschollen!
Als frommes Kind schon nahm er jedes Wort
S i ch an, als sei es ihm allein gesagt!
Die ganze Menschheit ist sein Einer Lehrer,
Und seiner Seele Himmelswerth empfindend
Fühlt er sich würdig als der Gottgesandte,
Der Deuter und der Schmücker dieses Alls,
Der Schönheitbringer zu des Lebens Wahrheit;
Und alle Menschen macht er freudig theilhaft
Von seiner Klarheit, seiner Schätzefülle,
Und ist belohnt, wenn alle ganz ihm gleich sind
An Schau'n und Fühlen dieses schönen Lebens
Und, ohne seine Leiden, rein wie Kinder.
Sein großes Lied ist dir die höchste Wahrheit,
Und einst vollendet er den ganzen Menschen
Von Kind bis Greis als göttlichen Gesang!

Adelbert von Chamisso,

geboren den 27. Januar 1781 auf dem während der Revolution zerstörten und der Erde gleich gemachten Stammschlosse Boncourt in der Champagne, kam in Folge derselben mit seinen Eltern flüchtig in die Niederlande, dann nach manchen Drangsalen 1796 nach Berlin, wurde Leibpage der Königin, 1798 Fähnrich und 1801 Lieutenant in einem preußischen Infanterieregimente. In dieser Zeit lernte er Fouqué, Hitzig, Schleiermacher, Neander, v. Raumer, Varnhagen u. A. kennen, wodurch ihm Aufmunterung und Gelegenheit ward, die durch seine Jugendschicksale versäumte Bildung nachzuholen und sich die Kenntniß der deutschen Literatur und des deutschen Charakters mehr und mehr anzueignen. In Verbindung mit Varnhagen gab er 1804—6 einen Musenalmanach auf eigene Kosten heraus. Neben Exerziren und Wachstubendienst beschäftigte er sich angestrengt mit den alten und lebenden Sprachen, und war entschlossen, dem Militärstande zu entsagen; aber die verhängnißvollen Zeitereignisse traten hemmend und verzögernd zwischen ihn und seine Vorsätze. Erst im Dezember 1806, nachdem er von April bis 21. November dieses Jahres unter der Besatzung von Hameln gestanden, nahm er seinen Abschied und ging nach Paris und in seine Heimat. Nach Berlin im Herbst 1807 zurückgekehrt, sah er sich ververgeblich nach seinen Freunden um, die in die weite Welt verstreut waren. Der Tod hatte ihm die Eltern geraubt; irr an sich selber, gebeugt, zerknickt, verbrachte er daselbst die düstere Zeit, bis unerwartet ein alter Freund seiner Familie im Spätjahre 1809 einen Ruf an ihn als Professor am Lyceum zu Napoleonville ergehen ließ. Das Regierungsdekret in der Tasche reiste Chamisso dorthin, fand jedoch keine Stelle an dieser Anstalt frei. Den Winter über daselbst verweilend, war er so glücklich, in den Kreis der Frau von Staël gezogen zu werden, der er im Frühjahr 1811 nach Genf und Koppet folgte, wo er 1812 ein mitwirkender Zeuge ihrer Flucht war. Im Herbst dieses Jahres wieder zu Berlin angelangt, widmete sich der nun 32jährige Dichter auf der Universität dem Studium der Medizin und Naturwissenschaften. Um nicht in der verhängnißvollen Zeit der Erhebung Preußens," die für ihn, nur für ihn kein Schwert hatte," mit seinen Freunden gegen sein Vaterland, oder mit dem Vaterlande gegen die Freunde kämpfen zu müssen, verließ er das aufgeregte Berlin und schrieb in ländlicher Zurückgezogenheit, auf dem Gute des Grafen Itzenplitz zu Kunersdorf, sein weltberühmtes, in fast alle lebende Sprachen übersetztes, in England volksthümlich gewordenes Märchen „Peter Slemihl", das zu den klassischesten Erzeugnissen der romantischen Poesie gehört. Bald nachher, im Jahre 1815, schloß er sich einer vom russischen Reichskanzler Grafen Romanzoff veranstalteten Entdeckungsexpedition in die Südsee und nach der Behringsstraße, auf dem vom kaiserlichen Seelieutenant Otto v. Kotzebue befehligten Schiffe „Rurik", als freiwilliger Naturforscher an, die er im dritten Bande der Schrift: „Entdeckungsreise in die-

Südsee und nach der Behringsstraße, zur Erforschung einer nordöstlichen Durchfahrt" rc. Weimar, 1821) beschrieben hat. Nach der Rückkehr (1818) nahm er in Berlin seinen bleibenden Wohnsitz, erhielt von der Universität das Doktordiplom, wurde kurz darauf Vorsteher der botanischen Sammlungen und Mitglied der Akademie der Wissenschaften; redigirte seit 1833 mit G. Schwab den „deutschen Musenalmanach", und starb, nachdem er längere Zeit gekränkelt, am 21. August 1838. Sein letztes wissenschaftliches Werk „Ueber die hawaiische Sprache" ist im selben Jahre erschienen.

Wenn Chamisso einerseits durch seine Neigung zum Abenteuerlich-Wunderbaren und Schauerlichen, so wie durch den Zug der Ironie noch innerhalb der Grenzen der Romantik steht, so ist er andererseits in Anbetracht seiner modernen Anschauungen und Tendenzen und der energischen Gestaltung des Stoffes den Dichtern der Gegenwart mit Fug und Recht beizuzählen, als eine selbstständige Natur, als ein in sich gebildetes eigenthümliches Talent. Die höchsten und heiligsten Interessen der Menschheit sind es, denen, von edler Begeisterung durchglüht, nicht selten mit tragischer Kraft seine Gesänge ertönen. Sein geistiges Naturell war vom Bewußtseyn der Zeitaufgabe bewegt und durchdrungen. Diesseits und jenseits des Ozeans hatte er die Schattenseiten des Lebens, der Geselligkeit im wilden und gesitteten Zustande zu gut kennen gelernt, um nicht aus innerster Seele ein Vorwärts zu wünschen, und wie er mit der alten Zeit gebrochen, beweist manches von ihm im Prophetenton geschriebene, und manches Philisterei und Zopfthum verhöhnende humoristische Lied. Er gilt als Schöpfer der humoristischen Romanze; aber sein mitunter burlesker Humor hat den düstersten Ernst zur Folie, der überhaupt Grundzug seines dichterischen Charakters und wohl darauf gegründet ist, daß er, fremdem Volk entsprossen, auf deutschem Grund und Boden doch nicht selten etwas Fremdartiges fand, das einen Mißklang in sein Wesen brachte. Dieser melancholische Ernst ließ ihn den auch manchen Stoff zu Erzählungen aufgreifen, in denen sich die menschliche Natur in ihrer finstersten Leidenschaftlichkeit, in der Verzerrung bittersten Schmerzes zeigt, und erklärt seine Vorliebe für die schauerliche Malerei in Nachtstücken, Traum- und Räuberszenen, individuelle Lagen des Lebens vorführend, die, von der Idealität des Allgemein-Menschlichen entblößt, nicht die rechte poetische Wirkung thun können. Seine Terzinen zeichnen sich durch originelle Sprache und Formvollendung aus und sind selbst nicht von Rückert übertroffen.

Frühling.

(1822.)

Der Frühling ist kommen, die Erde erwacht,
Es blühen der Blumen genung.
Ich habe schon wieder auf Lieder gedacht,
Ich fühle so frisch mich, so jung.

Die Sonne bescheinet die blumige Au,
Der Wind beweget das Laub.
Wie sind mir geworden die Locken so grau?
Das ist doch ein garstiger Staub.

Es bauen die Nester und singen sich ein
Die zierlichen Vögel so gut.
Und ist es kein Staub nicht, was sollt' es denn seyn?
Mir ist wie den Vögeln zu Muth.

Der Frühling ist kommen, die Erd' erwacht,
Es blühen der Blumen genung.
Ich habe schon wieder auf Lieder gedacht,
Ich fühle so frisch mich, so jung.

Tragische Geschichte.

(1822.)

'S war Einer, dem's zu Herzen ging,
Daß ihm der Zopf so hinten hing,
Er wollt' es anders haben.

So denkt er denn: wie fang' ich's an?
Ich dreh' mich um, so ist's gethan —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da hat er flink sich umgedreht,
Und wie es stund, es annoch steht —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da dreht er schnell sich anders 'rum,
'S wird aber noch nicht besser drum —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich links, er dreht sich rechts,
Er thut nichts Guts, er thut nichts Schlechts —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich wie ein Kreisel fort,
Es hilft zu nichts, in einem Wort —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Und seht, er dreht sich immer noch,
Und denkt: es hilft am Ende doch —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Die goldene Zeit.

(1822.)

Oh le bon siècle, mes fréres,
Que le siècle ou nous vivons!
Armand Charlemagne.
(Fliegendes Blatt.)

Füllt die Becher bis zum Rand,
Thut, ihr Freunde, mir Bescheid:
Das befreite Vaterland,
Und die gute gold'ne Zeit!
Denn der Bürger denkt und glaubt,
Spricht und schreibt nun alles frei,
Was die hohe Polizei
Erst geprüft hat und erlaubt.

Du eröffnest mir den Mund,
Du geschwätz'ger Traubensaft,
Und die Wahrheit mach' ich kund
Rücksichtslos mit freud'ger Kraft.
Steigt die Sonne, wird es Tag,
Sinkt sie unter, wird es Nacht.
Nehm' vor Feuer sich in Acht,
Wer sich nicht verbrennen mag.

Ungeschickt zum Löschen ist,
Wer da Oel gießt, wo es brennt;
Noch ist drum kein guter Christ,
Der zu Mahom sich bekennt.
Scheut die Eule gleich das Licht,
Fährt sich's doch vor'm Winde gut,
Besser noch mit Wind und Fluth,
Aber gegen beide nicht.

Wer nicht sehen kann, ist blind,
Wer auf Krücken geht, ist lahm;
Mancher redet in den Wind,
Mancher geht, so wie er kam.
Grünt die Erde weit und breit,
Glaube nicht den Frühling fern;
Rückwärts gehn die Krebse gern,
Aber vorwärts eilt die Zeit.

An der Zeit, ist nicht zu spät,
Doch Gescheh'nes ist geschehn,
Und wer Disteln hat gesä't,
Wird nicht Weizen reifen sehn.
Gestern war's, nun ist es heut,
Morgen bringt auch seinen Lohn;
Kluge Leute wissen's schon,
Nur sind Narren nicht gescheut.

Und am besten weiß, wer klagt,
Wo ihn drückt der eigne Schuh;
Wer zuerst nur A gesagt,
Setzt vielleicht noch B hinzu;
Denn, wie Adam Riese spricht,
Zwei und zwei sind eben vier — —
Gott, wer pocht an unsre Thür?
Ihr, verrathet mich nur nicht!

„Hebt auf das verruchte Nest,
Sie mißbrauchen die Geduld.
Setzt den Jakobiner fest,
Wir sind Zeugen seiner Schuld;
Er hat öffentlich gelehrt:
Zwei und zwei sind eben vier." —
Nein, ich sagte. . . . „Fort mit dir,
Daß die Lehre Keiner hört!"

Genug gewandert.

(In malayischer Form.)

(1822.)

Es schwingt in der Sonne sich auf
Ein Bienchen in guldiger Pracht. —
Bin müde vom irren Lauf,
Erstarrt von der Kälte der Nacht.

Ein Bienchen in guldiger Pracht,
In würziger Blumen Reih'n —
Erstarrt von der Kälte der Nacht,
Begehr' ich nach stärkendem Wein.

In würziger Blumen Reih'n
Bist, Rose, die herrlichste du. —
Begehr' ich nach stärkendem Wein,
Wer trinket den Becher mir zu?

Bist, Rose, die herrlichste du,
Die Sonne der Sterne fürwahr! —
Wer trinket den Becher mir zu
Aus der rosigen Mädchen Schaar?

Die Sonne der Sterne, fürwahr
Die Rose entfaltete sich, —
Aus der rosigen Mädchen Schaar
Umfängt die lieblichste mich.

Die Rose entfaltete sich,
Das Bienchen wird nicht mehr gesehn. —
Umfängt die Lieblichste mich,
Ist's fürder um's Wandern geschehn.

Der Müllerin Nachbar.

(1822.)

Die Mühle, die dreht ihre Flügel,
Der Wind, der sauset darin:
Ich wollte, ich wäre der Müller,
Von wegen der Müllerin.

Der Müller ist gestorben,
Gott schenk' ihm die ewige Ruh!
Ich wollte, es holte der Henker
Den Flegel von Knecht noch dazu.

Am Sonntag in der Kirche,
Da glaubt' ich, sie schiele nach mir;
Sie schielte an mir nur vorüber,
Der Knecht, der stand an der Thür.

Und als es ging zum Tanze,
Da kam sie eben mir recht,
Sie grüßte mich freundlich und fragte —
Und fragte mich gar nach dem Knecht.

Der Knecht, der Knecht! — Ich wollte ....
Mir kocht in den Adern das Blut —
Ich wollte an ihm mich rächen,
Ich wollte, ich hätte den Muth.

Ich wollte .... Nun, was weiß ich?
Ich weiß nicht, wo ich bin. —
Die Mühle, die dreht ihre Flügel,
Der Wind, der sauset darin.

Die Sterbende.

(1822.)

Geläute schallt vom Thurm herab,
Es ruft der Tod, es gähnt ein Grab.
Ihr sünd'gen Menschen, zum Gebet!
Ein gleiches Loos bevor euch steht.

Im Sterben liegt ein schönes Weib,
Sie weint um ihren jungen Leib,
Sie weint um ihre sünd'ge Lust,
Sie ringt die Hände, sie schlägt ihre Brust.

Es harrt des Ausgangs ihr Gemahl,
Blickt starr und kalt auf ihre Qual;
Sie windet sich in dieser Stund'
Zu seinen Füßen, sie öffnet den Mund:

„Vergib mir, Gott, in deiner Huld,
Vergib, Gemahl, mir meine Schuld!
Ich klag' es an in bittrer Reu',
Weh' mir! ich brach geschwor'ne Treu'." —

„„Vertrauen ist Vertrauen werth,
Und machst du mir kund, wie du mich entehrt,
So mach' ich dir kund in deiner Noth:
Du stirbst an Gift, das ich dir bot.""

Nachtwächterlied.

(1826.)

Eteignons les lumières
Et rallumons le feu.
Béranger.

Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen,
Was die Glocke hat geschlagen:
Geht nach Haus und wahrt das Licht,
Daß dem Staat kein Schaden geschicht;
Lobt die Jesuiten!

Hört, ihr Herrn, wir brauchen heute
Gute, nicht gelehrte Leute,
Seid ihr einmal doch gelehrt,
Sorgt, daß keiner es erfährt;
Lobt die Jesuiten!

Hört, ihr Herrn, so soll es werden:
Gott im Himmel, wie auf Erden,
Und der König absolut,
Wenn er unsern Willen thut.
Lobt die Jesuiten!

Seid, ihr Herrn, es wird euch frommen
Von den gut gesinnten Frommen;
Blase jeder, was er kann,
Lichter aus, und Feuer an.
Lobt die Jesuiten!

Feuer, ja, zu Gottes Ehren,
Um die Ketzer zu bekehren,
Und die Pilosophen auch,
Nach dem alten, guten Brauch.
Lobt die Jesuiten!

Hört, ihr Herrn, ihr seid geborgen,
Geht nach Haus, und ohne Sorgen
Schlaft die lange, liebe Nacht,
Denn wir halten gute Wacht.
Lobt die Jesuiten!

Ungewitter.

(1826)

Auf hohen Burgeszinnen
Der alte König stand,
Und überschaute düster
Das düster umwölkte Land.

Es zog das Ungewitter
Mit Sturmesgewalt herauf,
Er stützte seine Rechte
Auf seines Schwertes Knauf.

Die Linke, der entsunken
Das goldne Zepter schon,
Hielt noch auf der finstern Stirne
Die schwere goldene Kron'.

Da zog ihn seine Buhle
Leis' an des Mantels Saum:
„Du hast mich einst geliebet,
Du liebst mich wohl noch kaum?“

„„Was Lieb' und Lust und Minne!
Laß ab, du süße Gestalt!
Das Ungewitter ziehet
Herauf mit Sturmesgewalt.

Ich bin auf Burgeszinnen
Nicht König mit Schwert und Kron',
Ich bin der empörten Zeiten
Unmächtiger, bangender Sohn.

Was Lieb' und Lust und Minne!
Laß ab, du süße Gestalt!
Das Ungewitter ziehet
Herauf mit Sturmesgewalt.““

Das Schloß Boncourt.

(1827.)

Ich träum' als Kind mich zurücke,
Und schüttle mein greises Haupt;
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang' ich vergessen geglaubt?

Hoch ragt aus schatt'gen Gehegen
Ein schimmerndes Schloß hervor,
Ich kenne die Thürme, die Zinnen,
Die steinerne Brücke, das Thor.

Es schauen vom Wappenschilde
Die Löwen so traulich mich an,
Ich grüße die alten Bekannten,
Und eile den Burghof hinan.

Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort, hinter diesen Fenstern,
Verträumt' ich den ersten Traum.

Ich tret' in die Burgkapelle
Und suche des Ahnherrn Grab,
Dort ist's, dort hängt vom Pfeiler
Das alte Gewaffen herab.

Noch lesen umflort die Augen
Die Züge der Inschrift nicht,
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht darüber auch bricht.

So stehst du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn,
Und bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug geht über dich hin.

Sei fruchtbar, o theurer Boden,
Ich segne dich mild und gerührt,
Und segn' ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenspiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchschweifen,
Und singen von Land zu Land.

Frisch gesungen.

(1829.)

Hab' oft im Kreise der Lieben
In duftigem Grase geruht
Und mir ein Liedlein gesungen,
Und alles war hübsch und gut.

Hab' einsam auch mich gehärmet
In bangem düsterem Muth,
Und habe wieder gesungen,
Und alles war wieder gut.

Und manches, was ich erfahren,
Verkocht' ich in stiller Wuth,
Und kam ich wieder zu singen,
War alles auch wieder gut.

Sollst nicht uns lange klagen,
Was alles dir wehe thut;
Nur frisch, nur frisch gesungen!
Und alles wird wieder gut.

Josua.

(1829.)

Juchhei! das war ein Schlagen,
Ein Schlachten bei Gibeon;
Der Tag gebrach den Würgern,
Es neigte die Sonne sich schon.

Sprach Josua zur Sonne:
„Du, steh am Himmel fest!“
Sie stand, da gab er gemächlich
Den Ueberwund'nen den Rest.

Das war ein Tag der Frommen,
Wie nie ein andrer getagt,
Wie nie ein andrer wird tagen,
Das wird ausdrücklich gesagt.

Das war ein feines Kunststück,
Wie Mancher erachten mag,
Der wohl die Nacht uns wünschte
Zu jenem unendlichen Tag.

Sie beten und schimpfen und schöpfen
In Säcke das Sonnenlicht,
Es tief in das Meer zu versenken —
Den Tag verdunkeln sie nicht.

Laßt dieses nicht euch kümmern,
Die Welt ist kugelrund,
Und rollt von Westen gen Osten
Beständig zu aller Stund'.

Und der das Lied euch gesungen,
Hat auch die Welt sich beschaut;
Er hat bei den Wilden gehauset,
Und sich mit ihnen erbaut.

Chios.

(1829)

1. Die Brüder.

„„Als von Samos du uns brachtest,
Logothetes, die Empörung,
Unglücksel'ger, du bedachtest
Nicht die drohende Zerstörung,
Nicht Vehib und seine Rotte,
Ali nicht und seine Flotte,
Nicht der Asiaten Brut;
Du entfleuchst, — wir sind vernichtet;
Der gereizte Tiger richtet,
Sättigt sich in unserm Blut.""

Und er schreitet spähend, zagend,
Ueber Schutt und zwischen Leichen,
Gold und Edelsteine tragend,
In die Festung sich zu schleichen.
Ach er kommt, um zu den Füßen
Des Vehib's den Staub zu küssen,
Kommt, den Unmensch zu erflehn; —
Wird dem Glanz der Edelsteine,
Wird Vehib dem Goldesscheine
Unerbittlich widerstehn?

„Du und Ali habt's berathen;
Alle Geißeln müssen sterben,
Keiner soll von den Primaten
Unsers Volkes Gnad' erwerben.
Nicht mit meinem Herrn zu rechten,
Kam ich her; mit euren Knechten
Schaltet, wie ihr's räthlich glaubt;
Nimm hier deines Sklaven Gabe,
Nimm, Herr, seine ganze Habe,
Nimm sein dargebrachtes Haupt.

Ja, mein Haupt: der Geißeln einer
Ist mein Bruder, nicht den Guten
Straf' am Leben, nimm statt seiner
Mich, und laß für ihn mich bluten!
Er ist Vater vieler Kinder;
Haupt um Haupt, es zählt nicht minder
Meines, als das theure Haupt.
Nimm hier deines Sklaven Gabe,
Nimm, Herr, meine ganze Habe,
Nimm mein dargebrachtes Haupt!"

Und es scheint, daß er sich freue
An dem Glanze des Metalles:
„„Gilt dir, Raja, Brudertreue
Ueberschwänglich mehr als Alles?
Willst den Tod für ihn erleiden?
Wohl, ich werde nicht euch scheiden. —
Schafft zur Stelle, den er meint!""
Wie sie sich umarmen wollen,
Winkt er; — Beider Häupter rollen,
Und der Tod hat sie vereint.

2. Kanaris.

Mondlos ist die Nacht; im Dunkeln
Sieht man fernher von den Masten
Ali's farb'ge Lichter funkeln;
Schwelgend feiert er die Fasten;
Hat auch für ein Fest zu sorgen:
Dem Propheten weiht er morgen
Kinder, die er jüngst geraubt;
Und die fränk'schen Schiffe brachten
Ihm Trophä'n von Kreta's Schlachten,
Ihm Baleste's blut'ges Haupt.

Siegsmusik und Hohn dem Armen!
Schwelge, schwelge noch Sekunden!
Hält dich fest in Flammenarmen
Doch dein Schicksal schon umwunden.
„Heil dem Kreuze!" — „Feuer! Feuer!"
Held Kanaris, Ungeheuer,
Leitete den Brander gut;
Deine Zeit ist um, die Flammen
Schlagen über dir zusammen,
Unter dir ergrimmt die Fluth.

Unter gräßlichem Geheule
Stürzen krachend Mast' und Raaen,
Wirbelnd steigt die Feuersäule,
Keine Hülfe wagt zu nahen;
Sonder Führung und Gebote
Ueberfüllen sich die Boote,
Sie verschlingt des Meeres Schooß.
Gluth erfaßt nach kurzem Jammer
Endlich auch die Pulverkammer, —
Ali, du erfüllst dein Loos.

Schweigsam steuert — angegriffen
Wird sein Boot er selber sprengen —
Held Kanaris zwischen Schiffen,
Die in blinder Flucht sich drängen; —
Keines mag um ihn sich kümmern —
Steuert zwischen Schiffestrümmern,
Bis er freier um sich schaut:
„Heil dem Kreuz!" vor Psara's Strande,
Vor dem theuren Vaterlande,
Flaggt er, als der Morgen graut.

„Seht die Flaggen! Heil dem Sieger!
Heil dem Rächer! ihm zum Lohne,
Der erlegt den grimmen Tiger
Lorbeer, wende dich zur Krone!"
Und sein Steuerruder tragend,
Landet, schreitet er entsagend
Durch die Haufen, stumm und taub,
Barhaupt, barfuß zur Kapelle,
Und er wirft auf heil'ger Schwelle
Vor dem Kreuz sich in den Staub.

Deutsche Barden.

Eine Fiktion.

(1829.)

Es schimmerten in röthlich heller Pracht
Die schnee'gen Gipfel über mir; es lagen
Die Thäler tief und fern in dunkler Nacht.

Der frühe Nebel ward empor getragen;
Ich sah ihn in den Schluchten bald zerfließen,
Bald über mich die feuchte Hülle schlagen;

Den Bergstrom hört' ich brausend sich ergießen,
Das starre Meer des Gletschers sich zerspalten,
Und donnernde Lauvinen niederschießen.

Ich hatte Müh', den steilen Pfad zu halten,
Auf dem ich klomm zum hohen Bergesthor,
Von wo die Blicke ostwärts sich entfalten.

Und wie ich zu der Höhe mich empor
Geschwungen hatte, traf mit heim'schem Klange
Hochdeutsche Mundart lockend mir das Ohr.

Ich stand gefesselt und ich lauschte lange,
Und hörte der gewalt'gen Rede Fluthen
Melodisch schwellend werden zum Gesange.

Es stand der Sänger einsam, in die Gluthen
Der Sonne starrend, die sich nun erhoben
Aus Wolken, die am Horizonte ruhten.

Der Schleier, blutigroth aus Dunst gewoben,
Auf ebne, weite Landschaft ausgebreitet;
Das tiefe Blau der Himmelswölbung oben;

Die Bilder, so der Morgen hier bereitet,
Sie wurden auf der Griechen Heldenkampf
Verherrlichend vom Liede hingeleitet.

Ich hört' ihm zu, sah über Blut und Dampf
Die Freiheitssonne Hellas' sich erheben,
Das Leben siegen ob dem Todeskrampf:

Du goldne Freiheit, bist das Licht, das Leben;
Die blut'ge Taufe tilgt der Ketten Schmach;
Du hast dir, Heldenvolk, das Seyn gegeben.

Er schwieg, ich lauschte noch; vortretend sprach
Den Mann ich an mit dargereichter Rechten:
Du deutscher Bard', der sich die Palme brach,

Du siehst mein Aug' von deines Liedes Mächten
Geschmückt noch mit der Thränen Perlenzier,
Und nicht ob meinem Antrag wirst du rechten.

Ich bin ein Deutscher, so wie du, und mir
Entströmet der Gesang aus Herzens Grunde
Um Freiheit, Recht und Glauben, so wie dir.

Die Wildniß bringt uns näher und die Stunde,
Was in der Brust wir tragen und im Schilde;
O reiche mir die Hand zu heil'gem Bunde!

Drauf er mit Wehmuth lächelnd und mit Milde:
Mich freut in deinem Aug' der Wiederschein
Von dem aus mir hervorgeblühten Bilde.

Doch blicke hier in's offne Thal hinein:
Du wirst auf jenem Pfade niedersteigen,
Und Mensch dort unten unter Menschen seyn.

Dein Wille, deine Kraft, sie sind dein eigen;
Du magst mit Lieb' und Haß in's Triebrad greifen,
Und magst, so wie du bist, dich offen zeigen.

Dort wird der Freundschaft edle Frucht dir reifen,
Dort gilt der Wärme glückliche Gewalt,
Die es verschmäht zu diesen Höh'n zu schweifen.

Blick' um uns her, wie lebensleer und kalt
Die starren Zinnen des Gebirges trauern;
Hier ist mein winterlicher Aufenthalt.

Sie sind der Völkerfreiheit feste Mauern,
Und sammeln still die Wolken für das Thal
Zu Quellensegen und zu Regenschauern.

Ich haus' in Sturm und Wolken hier zumal;
Dem dieser Alpen ist mein Schaffen gleich,
Ob aber liebend, ob aus freier Wahl —?

Wer blickt in meines Herzens Schattenreich?
Wer fragt nach mir, der einsam ich verbannt
Aus menschlicher Genossenschaft Bereich?

Die flücht'ge Stunde, wo du mich erkannt,
Du magst in der Erinnerung sie feiern,
Wir sind getrennt, so bald ich mich genannt —
Ich bin der König Ludewig von Bayern.

Salas y Gomez.

(1829.)

1.

Salas y Gomez raget aus den Fluthen
Des stillen Meers, ein Felsen kahl und bloß,
Verbrannt von scheitelrechter Sonne Gluthen,

Ein Steingestell' ohn' alles Gras und Moos,
Das sich das Volk der Vögel auserkor
Zur Ruhstatt im bewegten Meeresschooß.

So stieg vor unsern Blicken sie empor,
Als auf dem Rurik: „Land im Westen! Land!"
Der Ruf vom Mastkorb drang zu unserm Ohr.

Als uns die Klippe nah vor Augen stand,
Gewahrten wir der Meeresvögel Schaaren
Und ihre Brüteplätze längs dem Strand.

Da frischer Nahrung wir bedürftig waren,
So ward beschlossen den Versuch zu wagen,
In zweien Booten an das Land zu fahren.

Es ward dabei zu seyn mir angetragen.
Das Schreckniß, das der Ort mir offenbart,
Ich werd' es jetzt mit schlichten Worten sagen.

Wir legten bei, bestiegen wohlbewahrt
Die ausgesetzten Boote, stießen ab,
Und längs der Brandung rudernd ging die Fahrt.

Wo unter'm Wind das Ufer Schutz uns gab,
Ward angelegt bei einer Felsengruppe,
Wir setzten auf das Trockne unsern Stab.

Und eine rechts, und links die andre Truppe,
Vertheilten sich den Strand entlang die Mannen,
Ich aber stieg hinan die Felsenkuppe.

Vor meinen Füßen wichen kaum von dannen
Die Vögel, welche die Gefahr nicht kannten,
Und mit gestreckten Hälsen sich besannen.

Der Gipfel war erreicht, die Sohlen brannten
Mir auf dem heißen Schieferstein, indessen
Die Blicke den Gesichtskreis rings umspannten.

Und wie die Wüstenei sie erst ermessen
Und wieder erdwärts sich gesenket haben,
Läßt Eines alles Andre mich vergessen.

Es hat die Hand des Menschen eingegraben
Das Siegel seines Geistes in den Stein,
Worauf ich steh', — Schriftzeichen sind's, Buchstaben.

Der Kreuze fünfmal zehn in gleichen Reih'n,
Es will mich dünken, daß sie lang bestehen,
Doch muß die flücht'ge Schrift hier jünger seyn.

Und nicht zu lesen! — deutlich noch zu sehen
Der Tritte Spur, die sie verlöschet fast;
Es scheint ein Pfad darüber hinzugehen.

Und dort am Abhang war ein Ort der Rast,
Dort nahm er Nahrung ein, dort Eierschalen!
Wer war, wer ist der grausen Wildniß Gast?

Und spähend, lauschend, schritt ich auf dem kahlen
Gesims einher zum andern Felsenhaupte,
Das zugewendet liegt den Morgenstrahlen.

Und wie ich, der ich ganz mich einsam glaubte,
Erklomm die letzte von den Schieferstiegen,
Die mir die Ansicht von dem Abhang raubte:

Da sah ich einen Greisen vor mir liegen,
Wohl hundert Jahre, mocht' ich schätzen, alt,
Deß Züge, schien es, wie im Tode schwiegen.

Nackt, lang gestreckt die riesige Gestalt,
Von Bart und Haupthaar abwärts zu den Lenden
Den hagern Leib mit Silberglanz umwallt.

Das Haupt getragen von des Felsen Wänden,
Im starren Antlitz Ruh', die breite Brust
Bedeckt mit über's Kreuz gelegten Händen.

Und wie entsetzt, mit schauerlicher Lust
Ich unverwandt das große Bild betrachte,
Entflossen mir die Thränen unbewußt.

Als endlich, wie aus Starrkrampf, ich erwachte,
Entbot ich zu der Stelle die Gefährten,
Die bald mein lauter Ruf zusammenbrachte.

Sie lärmend herwärts ihre Schritte kehrten
Und stellten, bald verstummend, sich zum Kreis;
Die fromm die Feier solchen Anblicks ehrten.

Und seht, noch reget sich, noch athmet leis,
Noch schlägt die müden Augen auf und hebt
Das Haupt empor der wundersame Greis.

Er schaut uns zweifelnd, staunend an, bestrebt
Sich noch, zu sprechen mit erstorb'nem Munde, —
Umsonst! er sinkt zurück, er hat gelebt.

Es sprach der Arzt, bemüh'nd in dieser Stunde
Sich um den Leichnam noch: „Es ist vorbei."
Wir aber standen betend in der Runde.

Es lagen da der Schiefertafeln drei
Mit eingeritzter Schrift; mir ward zu Theile
Der Nachlaß von dem Sohn der Wüstenei.

Und wie ich bei den Schriften mich verweile,
Die rein in span'scher Zunge sind geschrieben,
Gebot ein Schuß vom Schiffe her uns Eile.

Ein zweiter Schuß und bald ein dritter trieben
Von dannen uns mit Hast zu unsern Booten;
Wie dort er lag, ist liegen er geblieben.

Es dient der Stein, worauf er litt, dem Todten
Zur Ruhestätte wie zum Monumente,
Und Friede sei dir, Schmerzenssohn entboten!

Die Hülle gibst du hin dem Elemente,
Allnächtlich strahlend über dir entzünden
Des Kreuzes Sterne sich am Firmamente,
Und, was du littest, wird dein Lied verkünden.

2.

Die erste Schiefertafel.

Mir war von Freud' und Stolz die Brust geschwellt,
Ich sah bereits im Geiste hoch vor mir
Gehäuft die Schätze der gesammten Welt.

Der Edelsteine Licht, der Perlen Zier,
Und der Gewänder Indiens reichste Pracht,
Die legt' ich alle nur zu Füßen ihr.

Das Gold, den Mammon, diese Erdenmacht,
An welcher sich das Alter liebt zu sonnen,
Ich hatt's dem grauen Vater dargebracht.

Und selber hatt' ich Ruhe mir gewonnen,
Gefühlt der thatendurst'gen Jugend Gluth,
Und war geduldig worden und besonnen.

Sie schalt nicht fürder mein zu rasches Blut;
Ich wärmte mich an ihres Herzens Schlägen,
Von ihren weichen Armen sanft umruht.

Es sprach der Vater über uns den Segen,
Ich fand den Himmel in des Hauses Schranken,
Und fühlte keinen Wunsch sich fürder regen.

So wehten thöricht vorwärts die Gedanken;
Ich aber lag auf dem Verdeck zu Nacht,
Und sah die Sterne durch das Tauwerk schwanken.

Ich ward vom Wind mit Kühlung angefacht,
Der so die Segel spannte, daß wir kaum
Den flücht'gen Weg je schnellern Laufs gemacht.

Da schreckte mich ein Stoß aus meinem Traum,
Erdröhnend durch das schwanke Bretterhaus;
Ein Wehruf hallte aus dem untern Raum.

Ein zweiter Stoß, ein dritter; krachend aus
Den Fugen riß das Plankenwerk, die Welle
Schlug schäumend ein und endete den Graus.

Verlorner Schwimmer in der Brandung Schwelle,
Noch rang ich jugendkräftig mit den Wogen,
Und sah noch über mir die Sternenhelle:

Da fühlt' ich in den Abgrund mich gezogen,
Und wieder aufwärts fühlt' ich mich gehoben,
Und schaute einmal noch des Himmels Bogen.

Dann brach die Kraft in der Gewässer Toben,
Ich übergab dem Tod mich in der Tiefe,
Und sagte Lebewohl dem Tag dort oben.

Da schien mir, daß in tiefem Schlaf ich schliefe,
Und sei mir aufzuwachen nicht verliehen,
Obgleich die Stimme mir's im Innern riefe.

Ich rang mich solchem Schlafe zu entziehen,
Und ich besann mich, schaut' umher, und fand,
Es habe hier das Meer mich ausgespieen.

Und wie vom Todesschlaf ich auferstand,
Bemüht' ich mich die Höhe zu ersteigen,
Um zu erkunden dies mein Rettungsland.

Da wollten Meer und Himmel nur sich zeigen,
Die diesen einsam nackten Stein umwanden,
Dem nackt und einsam selbst ich fiel zu eigen.

Wo dort mit voller Wuth die Wellen branden,
Auf fernem Riffe war das Wrack zu sehen,
Woselbst es lange Jahre noch gestanden.

Mir unerreichbar! — und des Windes Wehen,
Der Strom, entführten seewärts weiter fort
Des Schiffbruchs Trümmer, welcher dort geschehen.

Ich aber dachte: nicht an solchem Ort
Wirst lange die Gefährten du beneiden,
Die früher ihr Geschick ereilte dort.

Nicht also, — mich, es will nur mich vermeiden!
Der Vögel Eier reichen hin allein,
Mein Leben zu verlängern und mein Leiden.

Selbander leb' ich so mit meiner Pein,
Und kratze mit den scharfen Muschelscherben
Auf diesen mehr als ich geduld'gen Stein:
„Ich bin noch ohne Hoffnung, bald zu sterben."

3.

Die andere Schiefertafel.

Ich saß vor Sonnenaufgang an dem Strande,
Das Sternenkreuz verkündete den Tag,
Sich neigend zu des Horizontes Rande.

Und noch gehüllt in tiefes Dunkel lag
Vor mir der Osten, leuchtend nur entrollte
Zu meinen Füßen sich der Wellenschlag.

Mir war, als ob die Nacht nicht enden wollte;
Mein starrer Blick lag auf des Meeres Saum,
Wo bald die Sonne sich erheben sollte.

Die Vögel auf den Nestern, wie im Traum,
Erhoben ihre Stimmen, blaß und blasser
Erlosch der Schimmer in der Brandung Schaum,

Es sonderte die Luft sich von dem Wasser,
In tiefem Blau verschwand der Sterne Chor;
Ich knie' in Andacht und mein Aug' ward nasser.

Nun trat die Pracht der Sonne selbst hervor,
Die Freude noch in wunde Herzen senkt;
Ich richtete zu ihr den Blick empor.

Ein Schiff! ein Schiff! mit vollen Segeln lenkt
Es herwärts seinen Lauf, mit vollem Winde;
Noch lebt ein Gott, der meines Elends denkt!

O Gott der Liebe! ja du strafst gelinde,
Kaum hab' ich dir gebeichtet meine Reu',
Erbarmen übst du schon an deinem Kinde.

Du öffnest mir das Grab und führst auf's neu'
Zu Menschen mich, sie an mein Herz zu drücken,
Zu leben und zu lieben warm und treu.

Und oben von der Klippe höchstem Rücken,
Betrachtend scharf das Fahrzeug, ward ich bleich,
Noch mußte mir bemerkt zu werden glücken.

Es wuchs das hergetrag'ne Schiff, zugleich
Die Angst in meinem Busen namenlos;
Es galt des Fernrohrs möglichen Bereich.

Nicht Rauch! nicht Flaggentuch! so bar und bloß,
Die Arme nur vermögend auszubreiten!
Du kennst, barmherz'ger Gott, du fühlst mein Loos!

Und ruhig sah ich her das Fahrzeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen,
Und schwinden zwischen ihm und mir die Weiten.

Und jetzt —! es hat mein Ohr mich nicht betrogen,
Des Meisters Pfeife war's, vom Wind getragen,
Die wohl ich gier'gen Durstes eingesogen.

Wie wirst du erst, den seit so langen Tagen
Entbehrt ich habe, wonnereicher Laut
Der Menschenred', an's alte Herz mir schlagen!

Sie haben mich, die Klippe doch erschaut,
Sie rücken an die Segel, im Begriff
Den Lauf zu ändern. — Gott, dem ich vertraut!

Nach Süden — — ? wohl! sie müssen ja das Riff
Umfahren, fern sich halten von der Brandung.
O gleite sicher, hoffnungschweres Schiff!

Jetzt wär' es an der Zeit! O meine Ahnung!
Blickt her! blickt her! legt bei! setzt aus das Boot!
Dort unter'm Winde, dort versucht die Landung!

Und ruhig vorwärts strebend ward das Boot
  Nicht ausgesetzt, nicht ließ es ab zu gleiten,
  Es wußt' gefühllos nichts von meiner Noth.

Und ruhig sah ich hin das Fahrzeug gleiten
  Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen,
  Und wachsen zwischen ihm und mir die Weiten.

Und als es meinem Blicke sich entzogen,
  Der's noch im leeren Blau vergebens sucht,
  Und ich verhöhnt mich wußte und belogen:

Da hab' ich meinem Gott und mir geflucht,
  Und an den Felsen meine Stirne schlagend,
  Gewüthet sinnverwirret und verrucht.

Drei Tag' und Nächte lag ich so verzagend,
  Wie Einer, den der Wahnsinn hat gebunden,
  Im grimmen Zorn am eignen Herzen nagend;

Und hab' am dritten Thränen erst gefunden,
  Und endlich es vermocht', mich aufzuraffen,
  Vom allgewalt'gen Hunger überwunden,
Um meinem Leibe Nahrung zu verschaffen.

4.

Die letzte Schiefertafel.

Geduld! Die Sonne steigt im Osten auf,
  Sie sinkt im Westen zu des Meeres Plan,
  Sie hat vollendet eines Tages Lauf.

Geduld! Nach Süden wirft auf ihrer Bahn
  Sie jetzt, bald wieder senkrecht meinen Schatten,
  Ein Jahr ist um, es fängt ein andres an.

Geduld! Die Jahre ziehen ohn' Ermatten,
  Nur grub für sie kein Kreuz mehr deine Hand,
  Seit ihrer fünfzig sich gereihet hatten.

Geduld! Du harrest stumm am Meeresrand,
  Und blickest starr in öde blaue Ferne,
  Und lausch'st dem Wellenschlag am Felsenstrand.

Geduld! Laß kreisen Sonne, Mond und Sterne,
  Und Regenschauer mit der Sonnengluth
  Abwechseln über dir; Geduld erlerne!

Ein Leichtes ist's, der Elemente Wuth
Im hellen Tagesscheine zu ertragen,
Bei regem Augenlicht und wachem Muth;

Allein der Schlaf, darin uns Träume plagen,
Und mehr die schlaflos lange bange Nacht,
Darin sie aus dem Hirn hinaus sich wagen;

Sie halten grausig neben uns die Wacht
Und reden Worte, welche Wahnsinn locken; —
Hinweg! hinweg! wer gab euch solche Macht?

Was schüttelst du im Winde deine Locken?
Ich kenne dich, du rascher, wilder Knabe,
Ich seh' dich an und meine Pulse stocken.

Du bist ich selbst, wie ich gestrebet habe
In meiner Hoffnung Bahn vor grauen Jahren,
Ich bin du selbst, das Bild auf deinem Grabe.

Was sprichst du noch vom Schönen, Guten, Wahren,
Von Lieb' und Haß, von Thatendurst? du Thor!
Sieh' her, ich bin, was deine Träume waren.

Und führest wiederum mir diese vor?
Laß ab, o Weib, ich habe längst verzichtet,
Du hauchst aus Aschen noch die Gluth empor!

Nicht so den süßen Blick auf mich gerichtet!
Das Licht der Augen und der Stimme Laut,
Es hat der Tod ja alles schon vernichtet.

Aus deinem hohlen morschen Schädel schaut
Kein solcher Himmel mehr von Seligkeit;
Versunken ist die Welt, der ich vertraut.

Ich habe nur die allgewalt'ge Zeit
Auf diesem öden Felsen überragt
In grausenhafter Abgeschiedenheit.

Was, Bilder ihr des Lebens, widersagt
Ihr dem, der schon den Todten angehöret?
Zerfließet in das Nichts zurück, es tagt!

Steig' auf, o Sonne! deren Schein beschwöret
Zur Ruh' den Aufruhr dieser Nachtgenossen,
Und ende du den Kampf, der mich zerstöret.

Sie bricht hervor, und jene sind zerflossen. —
Ich bin mit mir allein und halte wieder
Die Kinder meines Hirn's in mir verschlossen.

O tragt noch heut, ihr altersstarren Glieder,
Mich dort hinunter, wo die Nester liegen;
Ich lege bald zur letzten Rast euch nieder.

Verwehrt ihr, meinem Willen euch zu schmiegen,
Wo machtlos inn're Qualen sich erprobt,
Wird endlich, endlich doch der Hunger siegen.

Es hat der Sturm im Herzen ausgetobt,
Und hier, wo ich gelitten und gerungen,
Hier hab' ich auszuathmen auch gelobt.

Laß, Herr! durch den ich selber mich bezwungen,
Nicht Schiff und Menschen diesen Stein erreichen,
Bevor mein letzter Klagelaut verklungen.

Laß klanglos mich und friedsam hier erbleichen;
Was frommte mir annoch in später Stunde,
Zu wandeln, eine Leiche über Leichen?

Sie schlummern in der Erde kühlem Grunde,
Die meinen Eintritt in die Welt begrüßt,
Und längst verschollen ist von mir die Kunde.

Ich habe, Herr, gelitten und gebüßt, —
Doch fremd zu wallen in der Heimat — nein!
Durch Wermuth wird das Bittre nicht versüßt.

Laß weltverlassen sterben mich allein,
Und nur auf deine Gnade noch vertrauen;
Von deinem Himmel wird auf mein Gebein
Das Sternbild deines Kreuzes niederschauen.

Frauen-Liebe und Leben.

(1830.)

Seit ich ihn gesehen,
Glaub' ich blind zu seyn;
Wo ich hin nur blicke,
Seh' ich ihn allein;
Wie im wachen Traume
Schwebt sein Bild mir vor,
Taucht aus tiefstem Dunkel
Heller nur empor.

Sonst ist licht- und farblos
Alles um mich her,
Nach der Schwestern Spiele
Nicht begehr' ich mehr,
Möchte lieber weinen
Still im Kämmerlein;
Seit ich ihn gesehen,
Glaub' ich blind zu seyn.

2.

Ich kann's nicht fassen, nicht glauben,
Es hat ein Traum mich berückt;
Wie hätt' er doch unter Allen
Mich Arme erhöht und beglückt?

Mir war's, er habe gesprochen:
Ich bin auf ewig dein —
Mir war's — ich träume noch immer,
Es kann ja nimmer so seyn.

O laß im Traume mich sterben,
Gewieget an seiner Brust,
Den seligsten Tod mich schlürfen
In Thränen unendlicher Lust!

3.

Du Ring an meinem Finger,
Mein goldnes Ringelein,
Ich drücke dich fromm an die Lippen,
Dich fromm an das Herze mein.

Ich hatt' ihn ausgeträumet,
Der Kindheit friedlichen Traum,
Ich fand allein mich verloren
Im öden unendlichen Raum.

Du Ring an meinem Finger,
Du hast mich erst belehrt,
Hast meinem Blick erschlossen
Des Lebens unendlichen Werth.

Ich werd' ihm dienen, ihm leben,
Ihm angehören ganz,
Hin selber mich geben und finden
Verklärt mich in seinem Glanz.

Du Ring an meinem Finger,
Mein goldnes Ringelein,
Ich drücke dich fromm an die Lippen,
Dich fromm an das Herze mein.

4.

Helft mir, ihr Schwestern,
Freundlich mich schmücken,
Dient der Glücklichen heute mir;
Windet geschäftig
Mir um die Stirne
Noch der blühenden Myrte Zier!

Als ich befriedigt,
Freudiges Herzens,
Dem Geliebten im Arme lag:
Immer noch rief er,
Sehnsucht im Herzen,
Ungeduldig den heut'gen Tag.

Helft mir, ihr Schwestern,
Helft mir verscheuchen
Eine thörichte Bangigkeit;
Daß ich mit klarem
Aug' ihn empfange,
Ihn, die Quelle der Freudigkeit!

Bist, mein Geliebter,
Du mir erschienen,
Gibst du, Sonne, mir deinen Schein?
Laß mich in Andacht,
Laß mich in Demuth
Mich verneigen dem Herren mein!

Streuet ihm, Schwestern,
Streuet ihm Blumen,
Bringt ihm knospende Rosen dar!
Aber euch, Schwestern,
Grüß' ich mit Wehmuth,
Freudig scheidend aus eurer Schaar.

5.

An meinem Herzen, an meiner Brust,
Du meine Wonne, du meine Lust!

Das Glück ist die Liebe, die Lieb' ist das Glück,
Ich hab' es gesagt und nehm's nicht zurück.

Hab' überglücklich mich geschätzt,
Bin überglücklich aber jetzt.

Nur die da säugt, nur die da liebt
Das Kind, dem sie die Nahrung giebt;

Nur eine Mutter weiß allein,
Was lieben heißt und glücklich seyn.

O wie bedaur' ich doch den Mann,
Der Mutterglück nicht fühlen kann!

Du schauest mich an und lächelst dazu,
Du lieber, lieber Engel du!

An meinem Herzen, an meiner Brust,
Du meine Wonne, du meine Lust!

6.

Nun hast du mir den ersten Schmerz gethan,
Der aber traf.
Du schläfst, du harter, unbarmherz'ger Mann,
Den Todesschlaf.

Es blicket die Verlass'ne vor sich hin,
Die Welt ist leer.
Geliebet hab' ich und gelebt, ich bin
Nicht lebend mehr.

Ich zieh' mich in mein Innres still zurück,
Der Schleier fällt,
Da hab' ich dich und mein vergang'nes Glück,
Du meine Welt!

7.

Traum der eignen Tage,
Die nun ferne sind,
Tochter meiner Tochter,
Du mein süßes Kind,
Nimm, bevor die Müde
Deckt das Leichentuch,
Nimm in's frische Leben
Meinen Segensspruch!

Siehst mich grau von Haaren,
Abgezehrt und bleich;
Bin, wie du, gewesen
Jung und wonnereich,
Liebte, wie du liebest,
Ward, wie du, auch Braut,
Und auch du wirst altern,
So wie ich ergraut.

Laßt die Zeit im Fluge
Wandeln fort und fort,
Nur beständig wahre
Deines Busens Hort;
Hab' ich's einst gesprochen,
Nehm' ich's nicht zurück:
Glück ist nur die Liebe,
Liebe nur ist Glück!

Als ich, den ich liebte,
In das Grab gelegt,
Hab' ich meine Liebe
Treu in mir gehegt;
War mein Herz gebrochen,
Blieb mir fest der Muth,
Und des Alters Asche
Wahrt die heil'ge Gluth.

Nimm, bevor die Müde
Deckt das Leichentuch,
Nimm in's frische Leben
Meinen Segenspruch:
Muß das Herz dir brechen,
Bleibe fest dein Muth,
Sei der Schmerz der Liebe
Dann dein höchstes Gut!

Das Dampfroß.

(1830.)

Schnell! schnell mein Schmied, mit des Rosses Beschlag!
Derweil du zauderst, verstreicht der Tag. —
„Wie dampfet dein ungeheures Pferd!
Wo eilst du so hin, mein Ritter werth?“ —

Schnell! schnell, mein Schmied! Wer die Erd' umkreist
Von Ost in West, wie die Schule beweist,
Der kommt, das hat er von seiner Müh',
An's Ziel um einen Tag zu früh.

Mein Dampfroß, Muster der Schnelligkeit,
Läßt hinter sich die laufende Zeit,
Und nimmt's zur Stunde nach Westen den Lauf,
Kommt's gestern von Osten schon wieder herauf.

Ich habe der Zeit ihr Geheimniß geraubt,
Von Gestern zu Gestern zurück es geschraubt,
Und schraube zurück sie von Tage zu Tag,
Bis einst ich zu Adam gelangen mag.

Ich habe die Mutter, sonderbar!
In der Stunde besucht, da sie mich gebar,
Ich selber stand der Kreißenden bei
Und habe vernommen mein erstes Geschrei.

Viel tausend Mal, der Sonne voran,
Vollbracht' ich im Fluge noch meine Bahn,
Bis heut ich hier zu besuchen kam
Großvater als glücklichen Bräutigam.

Großmutter ist die lieblichste Braut,
Die je mit Augen ich noch erschaut,
Er aber, grämlich, zu eifern geneigt,
Hat ohne Weit'res die Thür mir gezeigt.

Schnell! schnell, mein Schmied! mich ekelt schier,
Die jetzt verläuft, die Zeit von Papier;
Zurück hindurch! es verlanget mich schon
Zu sehen den Kaiser Napoleon.

Ich sprech' ihn zuerst auf Helena,
Den Gruß der Nachwelt bring' ich ihm da;
Dann sprech' ich ihn früher beim Krönungsfest,
Und warn' ihn, — o hielt' er die Warnung fest!

Bist fertig, mein Schmied? nimm deinen Sold,
Ein Tausend Neunhundert geprägtes Gold.
Zu Roß! Hurrah! nach Westen gejagt,
Hier wieder vorüber, wann gestern es tagt! —

„Mein Ritter, mein Ritter, du kommst daher,
Wohin wir gehen, erzähle mehr;
Du weißt, o sag' es, ob fällt, ob steigt
Der Cours, der jetzt so schwankend sich zeigt?

„Ein Wort, ein Wort nur im Vertrau'n!
Ist's weis', auf Rothschild Häuser zu bau'n?" —
Schon hatte der Reiter die Feder gedrückt,
Das Dampfroß fern ihn den Augen entrückt.

Die Mutter und das Kind.

(1830.)

Wie ward zu solchem Jammer
Der stolzen Mutter Lust?
Sie weint in öder Kammer,
Kein Kind an ihrer Brust;
Das Kind gebettet haben
Sie in den schwarzen Schrein,
Und tief den Schrein vergraben,
Als müßt' es also seyn.

Wie da die Erde fallend
Auf den versenkten Sarg
Ihn, dumpf und schaurig schallend,
Vor ihren Augen barg,
Hat Thränen sie gefunden,
Die nicht zu hemmen sind,
Sie weint zu allen Stunden
Um ihr geliebtes Kind.

Wann And'rer Lust und Sorgen
Der laute Tag bescheint,
Weilt schweigsam sie verborgen
In finstrer Klaus' und weint;
Wann And'rer Schmerzen lindert
Die Nacht, und alles ruht,
Vergießt sie ungehindert
Der Thränen bittre Fluth.

Wie einst sie unter Thränen
Die stumme Mitternacht
In hoffnungslosem Sehnen
Verstört herangewacht,
Sieht wunderbarer Weise
Das Kindlein sie sich nahn,
Es tritt so leise, leise,
Es sieht sie traurend an.

„O Mutter! in der Erden
Gewinn' ich keine Rast,
Wie sollt' ich ruhig werden,
Wenn du geweinet hast?
Die Thräne fühl' ich rinnen
Zu mir ohn' Unterlaß,
Mein Hemdlein und das Linnen,
Sie sind davon so naß.

„O Mutter! laß dein Lächeln
Hinab in's feuchte Haus
Mir laue Lüfte fächeln,
Dann trocknet's wieder aus;
Und scheinet deinem Kinde
Dein Auge wieder klar,
Umblüh'n es Ros' und Winde,
Wie sonst es oben war.

„O weine nicht! sei munter!
Was helfen Thränen dir?
Komm lieber doch hinunter
Und lege dich zu mir;
Da magst du leise kosen
Mit deinem Kindelein,
Du liegst auf weichen Rosen
Und schläfst so ruhig ein!"

Sie hat aus süßem Munde
Die Warnung wohl gehört,
Sie hat von dieser Stunde
Zu weinen aufgehört.
Wohl bleichten ihre Wangen,
Doch blieb ihr Auge klar;
Sie ist hinabgegangen,
Wo schon ihr Liebling war.

Der heilige Martin,

Bischof von Tours.

(1830.)

„Diesen Martin," rief der Satan, —
„Fürchtet nichts, ihr Höllengeister,
Fürchtet nichts und hört den Rath an,
Den geschmiedet euer Meister, —
Diesen Martin, der, geplaget,
Angefochten, — unverzaget,
Unverfährdet, uns zum Hohn,
Wiederbringt die Kreaturen,
Die zu unsern Zeichen schwuren,
Dem verhaßten Menschensohn:
Diesen gilt es zu verderben;
Also will ich um ihn werben,
Zählt ihn zu den Unsern schon!"

Redend hat der Geist der Lüge
Form und Körper angenommen,
Und es sind des Heilands Züge,
Welche seiner Arglist frommen. —
„Fürchtet nichts, o Vielgetreue,
Fürchtet nichts, wenn euch auf's Neue
Tief verhaßt der Anblick kränkt;
Fürchtet nichts, ich bin der Alte,
Der, wie er sein Antlitz falte,
Alten Grolles nur gedenkt;
Ihm, den sie den Heil'gen schelten,
Will ich für den Juden gelten,
Bis er seine Seel' uns schenkt."

Und in Purpur prunkt er eitel,
Gleich den Königen der Erde,
Die Tiar' auf seiner Scheitel,
Stolz und Hochmuth die Geberde.
Und die Teufel faßt ein Grauen,
Wie das Schreckenbild sie schauen,
Und ein Weheruf erschallt;
Heulend stürzen sie vonsammen,
Suchen Schutz in ew'gen Flammen
Vor des Rächers Allgewalt;
Und mit Angst erfüllt nicht minder
Auch den argen Trugs-Erfinder
Die erfrevelte Gestalt.

Bischof Martin liegt indessen,
Lieb' im Herzen, Hoffnung, Glaube,
Tief in Demuth, selbstvergessen,
Vor dem Kruzifix im Staube:
„„Der du starbst, uns zu erlösen,
Sieh' uns Schwache von dem Bösen,
Von der Sünde Garn umstellt;
Straf' uns nicht in deinem Zorne,
Wasch' uns rein im Gnadenborne
Von der Schuld, die auf uns fällt!""
Und es tritt der Geist der Lüge
Vor ihn hin, er trägt die Züge
Des Erlösers dieser Welt.

Und in Purpur prunkt er eitel,
Gleich den Königen der Erde,
Die Tiar' auf seiner Scheitel,
Stolz und Hochmuth die Geberde:
„Martin, sieh', ich bin der wahre
Christus, und ich offenbare
Dem mich, der zu mir sich neigt;
Und es ist dir anbefohlen,
Anzubeten unverhohlen,
Der sich deinen Augen zeigt!"
Martin starrt, die Augen offen,
Schier entrüstet und betroffen,
Den Versucher an und schweigt.

Und der Arge redet wieder:
„Christus bin ich und befehle;
Falle betend vor mir nieder
Und ergib mir deine Seele!"
Er darauf: „„Der Allerbarmer
War hienieden selbst ein Armer,
Er, die Wahrheit, er das Licht,
Er, mein Christus, starb am Holze;
Aber dich in deinem Stolze,
Dich — entfleuch! — dich kenn' ich nicht.""
Und es war der Trug zerstoben.
Martin, seinen Gott zu loben,
Liegt im Staube, fromm und schlicht

Memento.

(1830.)

Wer nennt mir diesen Flüchtling, diesen Alten,
Der zitternd führt den Wanderstab zur Hand,
Und bleich die Stirne zieht in düstre Falten?

Besudelt scheint mir Purpur sein Gewand,
Und auf der Stirne, welch ein seltsam Maal?
War der ein König über dieses Land?

Er war es gestern, und zum dritten Mal
Entfleucht er und zum letzten seinen Reichen,
Worüber nicht mit Weisheit er befahl.

Und nun? — Er hofft die Fremde zu erreichen,
Das fremde Land, wo ihm des Fremden Gnade
Das bittre Brod des Mitleids möge reichen.

Gelangend an das Meer auf scheuem Pfade,
Wo Schiffe, fremde Schiffe, seiner warten,
Blickt er zurück zur Heimat vom Gestade;

Und lauscht — dem trunknen Freudenruf, dem harten,
Der himmelangetragen wiederhallt
Inmitten neuerblühtem Friedensgarten:

„Zerriß er den Vertrag doch selbst, da galt
Es nur das Fest der Freiheit zu erneuen;
Er stand allein, und drohte mit Gewalt!"

Die Stimmen nur von wenigen Getreuen
Erheben sich, die, vor den freud'gen Schaaren,
Sich seinen Stern nicht zu betrauern scheuen,

Die Stimmen derer, muß er nun erfahren,
Die er verstieß mit Unbill und mit Schmach,
Weil Thoren nicht, weil Knechte nicht sie waren. —

Und solchem Bilde sinnt der Dichter nach,
Verstummt, von Gunst und Mißgunst gleich entfernt;
Er sinnt und weint, sein Saitenspiel zerbrach.

Ihr Mächtigen der Erde! schaut und lernt!

Kleidermacher-Muth.

(1831.)

Und als die Schneider revoltirt, —
Courage! Courage!
So haben gar grausam sie massakrirt
Und stolz am Ende parlamentirt:
Herr König, das sollst du uns schwören!

Und drei Bedingungen wollen wir stell'n: —
Courage! Courage!
Schaff' ab, zum Ersten, die Schneider-Mamsell'n,
Die das Brod verkürzt uns Schneider-Gesell'n;
Herr König, das sollst du uns schwören!

Die brennende Pfeife, zum Andern, sei —
Courage! Courage!
Zum höchsten Aerger der Polizei,
Auf offener Straße uns Schneidern frei;
Herr König, das sollst du uns schwören!

Das Dritte, Herr König, noch wissen wir's nicht, —
Courage! Courage!
Doch bleibt es das Beste an der ganzen Geschicht',
Wir besteh'n auch darauf bis an's jüngste Gericht;
Das Dritte, das sollst du uns schwören!

Das Gebet der Wittwe.

Nach Martin Luther.

(1831.)

Die Alte wacht und betet allein
In später Nacht bei der Lampe Schein:
„Laß unsern gnädigen Herrn, o Herr!
Recht lange leben, ich bitte dich sehr.
Die Noth lehrt beten."

Der gnädige Herr, der sie belauscht,
Vermeint nicht anders, sie sei berauscht;
Er tritt höchst selbst in das ärmliche Haus
Und fragt gemüthlich das Mütterchen aus:
„„Wie lehrt Noth beten?""

„Acht Kühe, Herr, die waren mein Gut,
Ihr Herr Großvater sog unser Blut,
Der nahm die beste der Kühe für sich
Und kümmerte sich nicht weiter um mich.
Die Noth lehrt beten.

„Ich flucht' ihm, Herr, so war ich bethört,
Bis Gott, mich zu strafen, mich doch erhört;
Er starb, zum Regimente kam
Ihr Vater, der zwei der Kühe mir nahm.
Die Noth lehrt beten.

„Dem flucht' ich arg auch ebenfalls,
Und wie mein Fluch war, brach er den Hals;
Da kamen höchst Sie selbst an das Reich
Und nahmen vier der Kühe mir gleich.
Die Noth lehrt beten.

„Kommt Dero Sohn noch erst dazu,
Nimmt der gewiß mir die letzte Kuh —
Laß unsern gnädigen Herrn, o Herr!
Recht lange leben, ich bitte dich sehr.
Die Noth lehrt beten."

Der vertriebene König.

Cento novelle antiche. Ed. Manni. Nov. VII.
(1831.)

Die alle freien Stimmen ihr verdächtigt,
So ihr, dasjenige euch vorzusagen,
Was nur ihr hören wollt, nicht selbst ermächtigt;

Vernehmt die Stimme denn uralter Sagen;
Hie bin ich, schlicht die Worte des Verstandes
Aus eurer Väter Zeit euch vorzutragen.

Es war einmal ein König Griechenlandes,
Dem segnend der Allmächtige verliehen
Macht, Weisheit und die Liebe seines Landes.

Er ließ von Weisen seinen Sohn erziehen;
Die kamen denn und sprachen: Nimm ihn hin
Und prüf' ihn, unser Werk ist wohl gediehen.

Und daß er prüfe seines Sohnes Sinn,
Hieß vieles Gold aus seines Schatzes Hallen
Er holen und es legen vor ihn hin.

Und vor den Rittern und Baronen allen,
Das Gold ihm schenkend, sprach er zu dem Sohne:
Verwende dies nach deinem Wohlgefallen.

Und er befahl, die andern sollten, ohne
Ihm Rath zu geben, scharf auf ihn nur sehen,
Und dann Bericht erstatten vor dem Throne.

Da sah der Königssohn vorübergehen
Die Karavanen aus den fernsten Orten,
Und hieß die Reisenden ihm Rede stehen.

Gewandt und kühn, mit wohlerwognen Worten
Sprach Einer: Herr, ich bin ein Handelsmann
Und mir gehören die Kameele dorten.

Durch eigene Betriebsamkeit gewann
Ich Schätze, die ich Keinem sonst verdanke,
Da mir das Land und Mancher danken kann.

Ein Zweiter sprach, verloren in Gedanken, —
Er wäre lieber unbefragt geblieben, —
Indem zur Erde seine Blicke sanken:

Ich bin der König Syriens, den vertrieben
Die aufgeregten Völker; mein Verhalten
War so, daß sie die Schuld mir zugeschrieben.

Und alles Gold, worüber er zu schalten,
Gab diesem alsobald das Königskind,
Darob entrüstet die Barone schalten.

Sie klagten vor dem Throne: Herr, es sind
Nicht deines Sohnes Thaten lobenswerth;
Er schlug der Weisheit Lehren in den Wind,

Er ließ den Wohlverdienten unbeehrt,
Indem er unbesonnen seine Gabe
Dem andern Unbesonnenen bescheert.

Es wurde vorgefodert nun der Knabe,
Daß Rechenschaft er gäbe, wie verwendet
Das seiner Hand vertraute Gut er habe.

Ich habe nichts verschenkt und nichts verschwendet,
Sprach zuversichtlich da der Königssohn,
Und nicht vom Würdigen mich abgewendet.

Bezahlet hab' ich nur verdienten Lohn;
Von dem ich nichts gelernt, den ließ ich ziehen,
Des Andern Lehre galt um meinen Thron,

Sein Beispiel hat mir gellend zugeschrieen:
Nur mächtig ist, den seine Völker lieben,
Denn über uns ist ihnen Macht verliehen.
Was ich ihm gab, sein Schuldner bin ich blieben.

Die Männer im Zobtenberge.

(Deutsche Volkssage. 1831.)

Es wird vom Zobtenberge gar seltsames erzählt;
Als tausend und fünfhundert und siebzig man gezählt,
Am Sonntag Quasimodo lustwandelte hinan
Johannes Beer aus Schweidnitz, ein schlichter frommer Mann

Er war des Berges kundig, und Schlucht und Felsenwand
Und jeder Stein am Stege vollkommen ihm bekannt;
Wo in gedrängtem Kreise die nackten Felsen stehn,
War diesmal eine Höhle, wo keine sonst zu sehn.

Er nahte sich verwundert dem unbekannten Schlund,
Es hauchte kalt und schaurig ihn an aus seinem Grund;
Er wollte zaghaft fliehen, doch bannt' ihn fort und fort
Ein lüsternes Entsetzen an nicht geheuren Ort.

Er faßte sich ein Herze, er stieg hinein und drang
Durch enge Felsenspalten in einen langen Gang;
Ihn lockte tief da unten ein schwacher Dämmerschein,
Den warf in eh'rner Pforte ein kleines Fensterlein.

Die Pforte war verschlossen, zu welcher er nun kam,
Er klopfte, von der Wölbung erdröhnt' es wundersam,
Er klopfte noch zum andern, zum dritten Mal noch an,
Da ward von Geisterhänden unsichtbar aufgethan.

Am rundem Tische saßen in schwarzbehang'nem Saal,
Erhellt von einer Ampel unsicher bleichem Strahl,
Drei lange hag're Männer; betrübt und zitternd sahn
Ein Pergament vor ihnen sie stieren Blickes an.

Er zögernd auf der Schwelle beschaute sie genau, —
Die Tracht so alterthümlich, das Haar so lang und grau, —
Er rief mit frommem Gruße: Vobiscum Christi pax!
Sie seufzten leise wimmernd: Hic nulla, nulla pax!

Er trat nun von der Schwelle nur wen'ge Schritte vor,
Vom Pergamente blickten die Männer nicht empor,
Er grüßte sie zum andern: Vobiscum Christi pax!
Sie lallten zähneklappernd: Hic nulla, nulla pax!

Er trat nun vor den Tisch hin, und grüßte wiederum:
Pax Christi sit vobiscum! Sie aber blieben stumm,
Erzitterten, und legten das Pergament ihm dar.
„Hic liber obedientiae“ darauf zu lesen war.

Da fragt' er: wer sie wären? — Sie wüßten's selber nicht.
Er fragte: was sie machten? — Das endliche Gericht
Erharrten sie mit Schrecken, und jenen jüngsten Tag,
Wo Jedem seiner Werke Vergeltung werden mag.

Er fragte: wie sie hätten verbracht die Zeitlichkeit?
Was ihre Werke waren? Ein Vorhang wallte breit
Den Männern gegenüber und bildete die Wand,
Sie bebten, schwiegen, zeigten darauf mit Blick und Hand.

Dahin gewendet hob er den Vorhang schaudernd auf:
Geripp' und Schädel lagen gespeichert da zu Hauf;
Vergebens war's mit Purpur und Hermelin verdeckt,
Drei Schwerter lagen drüber, die Klingen blutbefleckt.

Drauf er: ob zu den Werken sie sich bekennten? — Ja.
Ob solche gute waren, ob böse? — Böse, ja.
Ob leid sie ihnen wären? — Sie senkten das Gesicht,
Erschracken und verstummten: sie wüßten's selber nicht.

Lebenslieder und Bilder.

(1831.)

1.

Du schlummerst, feiner Knabe,
Du meiner Freuden Kind,
So sanft in meinen Armen,
Die deine Welt noch sind.

Nun wachst du auf, du lächelst,
Ich blicke wonnereich,
In deines Vaters Augen
Und in mein Himmelreich.

Laß schwelgend mich genießen
Der süßen, kurzen Frist,
Wo noch an meinem Herzen
Du ganz der Meine bist.

Es will sich bald nicht passen,
Es treibt und dehnt sich aus,
Es wird dem lock'gen Knaben
Zu klein das Mutterhaus.

Es stürmt der Mann ins Leben,
Er bricht sich seine Bahn;
Mit Lieb' und Haß gerüstet
Strebt kämpfend er hinan.

Und der verarmten Mutter
Ist nun Entsagung Pflicht;
Sie folgt ihm mit dem Herzen,
Ihr Aug' erreicht ihn nicht.

O Liebling meines Herzens, — Mein Segen über dich!
Sei gleich nur deinem Vater, — Das Andre findet sich.

2.

Dein Vater hält dich im Arme,
Du goldenes Töchterlein,
Und träumt gar eigene Träume
Und singt und wieget dich ein.

Es eilt die Zeit so leise,
Gewaltig und geschwind,
Aus enger Wiege steiget
Hervor das muntre Kind.

Nun überthauen Perlen
Des hellen Blickes Glanz,
Nun will der Zweig der Myrte
Sich biegen zum bräutlichen Kranz.

Das Kind wird still und stiller,
Es drängt an die Mutter sich;
Wie blühet heran die Jungfrau
Bewußtlos so minniglich!

Ein Himmel, welcher Tiefe!
Ihr Auge so blau und klar!
Wie bist du gleich geworden
Der Mutter, die dich gebar!

Dein Vater hält dich im Arme,
Du goldenes Töchterlein,
Und träumt von deiner Mutter
Und singt und wieget dich ein.

3.

Ich werde nicht mit dir, du Süße, rechten,
Dich lieben, so wie du mich liebest? Nein.
Aus Rosen laß den Siegerkranz dir flechten,
Der Liebe Preis ist dein.

Die Lieb' umfaßt des Weibes volles Leben,
Sie ist ihr Kerker und ihr Himmelreich:
Die sich in Demuth liebend hingegeben,
Sie dient und herrscht zugleich.

Gekehrt nach Außen ist des Mannes Trachten
Und bildend in die Zukunft strebt die That;
Als Pflegling muß die Liebe den betrachten,
Dem segnend sie sich naht.

So hab' ich dir im allgemeinen Bilde,
Beglückende, dein eigenes gezeigt,
Dein Bild, vor dem der Ungefüge, Wilde
Sich sanft gebunden neigt.

O lasse mich in deinen lieben Armen
Vergessen dieser Zeiten düstern Schein,
An deiner lieben, treuen Brust erwarmen
Und reich und glücklich seyn.

Die alte Waschfrau.

(1833.)

Du siehst geschäftig bei dem Linnen
Die Alte dort mit weißem Haar,
Die rüstigste der Wäscherinnen,
Im sechsundsiebenzigsten Jahr.
So hat sie stets mit sauerm Schweiß
Ihr Brod in Ehr' und Zucht gegessen,
Und ausgefüllt in treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

Sie hat in ihren jungen Tagen
Geliebt, gehofft und sich vermählt;
Sie hat des Weibes Loos getragen,
Die Sorgen haben nicht gefehlt;
Sie hat den kranken Mann gepflegt;
Sie hat drei Kinder ihm geboren;
Sie hat ihn in das Grab gelegt,
Und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

Da galt's, die Kinder zu ernähren;
Sie griff es an mit heiterm Muth,
Sie zog sie auf in Zucht und Ehren,
Der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut.
Zu suchen ihren Unterhalt,
Entließ sie segnend ihre Lieben,
So stand sie nun allein und alt,
Ihr war ihr heit'rer Muth geblieben.

Sie hat gespart und hat gesonnen
Und Flachs gekauft und nachts gewacht,
Den Flachs zu feinem Garn gesponnen,
Das Garn dem Weber hingebracht;
Der hat's gewebt zu Leinewand;
Die Scheere brauchte sie, die Nadel,
Und nähte sich mit eig'ner Hand
Ihr Sterbehemde sonder Tadel.

Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es,
Verwahrt's im Schrein am Ehrenplatz;
Es ist ihr Erstes und ihr Letztes,
Ihr Kleinod, ihr erspartes Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort
Am Sonntag früh sich einzuprägen,
Dann legt sie's wohlgefällig fort,
Bis sie darin zur Ruh' sie legen.

Und ich, an meinem Abend, wollte,
Ich hätte, diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich;
Ich wollt', ich hätte so gewußt
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt' am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben.

Der alte Sänger.

(1833.)

Sang der sonderbare Greise
Auf den Märkten, Straßen, Gassen
Gellend, zürnend seine Weise:
„Bin, der in die Wüste schreit".
Langsam, langsam und gelassen!
Nichts unzeitig! nichts gewaltsam!
Unablässig, unaufhaltsam,
Allgewaltig naht die Zeit.

„Thorenwerk, ihr wilden Knaben,
An dem Baum der Zeit zu rütteln,
Seine Last ihm abzustreifen,
Wann er erst mit Blüthen prangt!
Laßt ihn seine Früchte reifen
Und den Wind die Aeste schütteln,
Selber bringt er euch die Gaben,
Die ihr ungestüm verlangt."

Und die aufgeregte Menge
Zischt, und schmäht den alten Sänger:
„Lohnt ihm seine Schmachgesänge!
Tragt ihm seine Lieder nach!
Dulden wir den Knecht noch länger?
Werfet, werfet ihn mit Steinen!
Ausgestoßen von den Reinen
Treff' ihn aller Orten Schmach"

Sang der sonderbare Greise
Immer noch im finstern Thurme
Ruhig, heiter seine Weise:
„Bin, der in die Wüste schreit.

Sang der sonderbare Greise
In den königlichen Hallen
Gellend, zürnend seine Weise:
„Bin, der in die Wüste schreit.
Vorwärts! vorwärts! nimmer lässig!
Nimmer zaghaft! kühn vor allen!
Unaufhaltsam, unablässig,
Allgewaltig drängt die Zeit

„Mit dem Strom und vor dem Winde!
Mache dir, dich stark zu zeigen,
Strom und Windeskraft zu eigen!
Wider beide, gähnt dein Grab.
Steure kühn in grader Richtung!
Klippen dort? die Furt nur finde!
Umzulenken heischt Vernichtung;
Treibst als Wrak du doch hinab."

Einen sah man da erschrocken
Bald erröthen, bald erblassen:
„„Wer hat ihn herein gelassen,
Dessen Stimme zu uns drang?
Wahnsinn spricht aus diesem Alten;
Soll er uns das Volk verlocken?
Sorgt den Thoren festzuhalten,
Laßt verstummen den Gesang!""

Schreien mußt ich es dem Sturme;
Der Propheten Lohn erhalt' ich!
Unablässig, allgewaltig,
Unaufhaltsam naht die Zeit."

Francesco Francia's Tod.

(1834.)

Francesco Francia war zu seiner Zeit
Italiens Stolz, gerühmt von allen Zungen
Als Aurifer und Maler weit und breit.
Zu ihm, dem Alten, ist der Ruf gedrungen
Vom jungen Römer, welcher sonder Gleichen
Sich früh gar hohen Künstlerruhm errungen.
Zwar konnt' er noch zu sehen nicht erreichen
Ein Werk von ihm, doch haben sie geehret
Einander und gewechselt Freundschaftszeichen.
Ihm wird die Freude jetzt, die er begehret;
Sieh! jener schreibt: „Mein Bitten werde mir
Von meinem väterlichen Freund gewähret.
Ich käme selbst, doch And'res hält mich hier;
Mein Bild für die San Giovanni Kapelle,
Die heilige Cäcilie, send' ich dir.
Vertritt, mein lieber Meister, meine Stelle,
Sieh helfend nach, ob Schaden es bekommen,
Ein Riß, ein Fleck das zarte Werk entstelle;
Und hast den Pinsel du zur Hand genommen,
Verbess're du zugleich auch liebevoll,
Wo selber meine Kunst zu kurz gekommen.
Dann stell es auf, das Bild, da wo es soll,
Mit Liebe sorgend für das beste Licht,
Und nimm entgegen meines Dankes Zoll.
Dein Raphael." — Der Meister schnell erbricht
Die Kiste, zieht das Bild hervor und rückt
Es sich in's Licht und sieht, und glaubt es nicht.
Er steht davor erschrocken und entzückt,
Erfüllet ist, was seine Träume waren,
Er fühlt sich selbst vernichtet und beglückt.
„Heil mir! und Preis dir, Herr! der offenbaren
Du solches noch gewollt in meinen Tagen;
Nun laß in Frieden deinen Diener fahren."
Die Jünger hörten ihn die Worte sagen,
Den letzten Laut aus seinem frommen Munde;
Nicht Antwort gab er mehr auf ihre Fragen:
Es war des alten Francia's Sterbestunde.

Justinus Andreas Kerner

ist am 18. September 1786 zu Ludwigsburg geboren, wo sein Vater Regierungsrath und Oberamtmann war. Hier und seit 1795 im Stifte zu Maulbronn, wohin der Vater versetzt worden, erhielt er den ersten gelehrten Unterricht, kam aber nach dessen Tode, da ihn nunmehr die Mutter nicht fortstudiren lassen wollte, in das Comtoir der herzoglichen Tuchfabrik zu Ludwigsburg, wo er sich nebenbei viel mit der Lectüre naturgeschichtlicher Bücher beschäftigte und eifrig Verse machte. Auf Anrathen des Dichters und nachmaligen Professors der Aesthetik, K. Ph. Conz, dem er seinen Widerwillen gegen diesen Stand geklagt, ging er, dessen Vorkenntnisse zur Beziehung der Universität genügten, zu diesem väterlichen Freunde nach Tübingen, studirte Medizin und schloß einen engen Freundschaftsbund mit Uhland. Als Doktor der Heilkunde verließ er 1809 die Hochschule, begab sich auf wissenschaftliche Reisen nach Hamburg, Berlin und Wien, praktizirte dann an verschiedenen Orten, gab 1811 die klassischen „Reiseschatten" und 1812 die erste Sammlung seiner „Gedichte" heraus, wurde 1817 Oberamtsarzt in Gaildorf, und übersiedelte 1819 in gleicher Eigenschaft nach Weinsberg unter den Trümmern der altberühmten Burg Weibertreu. Ein Augenübel, an dem er in den letzten Jahren litt, verschlimmerte sich dergestalt, daß er nun halb erblindet ist. König Ludwig von Bayern hat ihm wegen vorgerückten Alters und Augenleidens und in Anerkennung seiner dichterischen Verdienste einen jährlichen Bezug von vierhundert Gulden aus königlicher Kabinetskassa angewiesen.

Kerner hat sich unter allen schwäbischen Dichtern, zu deren Koryphäen er gehört, am meisten der phantastischen Mystik der norddeutschen Romantiker (Tieck, Fouqué, Arnim u. A.) genähert, wozu seine frühe Verbindung mit denselben in Heidelberg viel beitrug. Namentlich wurde das Studium der alten Volkspoesie und des „Knaben Wunderhorn", in das Arnim mehrere Lieder von ihm z. B. „Mir träumt', ich flög gar bange rc." aufnahm, in der Meinung, es seien alte deutsche Volkslieder, zur Schule seines Talents. Manche seiner Erzeugnisse sind voll Seele und reinster Herzensmelodie. Die epische Behandlung derselben, besonders der Ton der Legende, ist ihm vortrefflich gelungen. Mit Uhland hat er in Hinsicht auf Styl der Darstellung manche Verwandtschaft, aber dessen gesunde, lebenkräftige Natürlichkeit im Individualisiren der Gestalten erreicht er bei weitem nicht. Seine seltene und seltsame Phantasie führt ihn gern in's Ungeheuerliche, Graffe, Nebulöse; seine Balladen, oft wie Geisterstimmen tönend, sind zum Theil unnatürlich tragisch und ermangeln der objektiven Seelenwahrheit. Ueberhaupt ist ihm die gegenwärtige Wirklichkeit entfremdet; das Wunderbare und Geisterhafte, die mystische Traumwelt des Somnambulismus, spielt eine Hauptrolle in seiner Poesie, die eine fortwährende Klage und Jenseits-Sehnsucht mit obligater Todesbetrachtung ist. Auffallend kontrastirt dagegen der ergötzliche, eigenthümliche Humor in seinen „Reiseschatten und in dem Schattenspiele „der Bärenhäuter im Salzbade", und selbst auch dieser scheint seiner oft zur Melancholie gesteigerten, unerklärlichen Sehnsucht und Wehmuth, „die das Herz ihm bis zum Tod durchdrungen", entströmt. Seine spätere

Wirksamkeit als magnetisirender Arzt, die ihn „mit der Geisterwelt in Rapport" setzte, hat vollends seine romantische Sehnsucht nach dem Jenseits zur Ueberschwänglichkeit gesteigert. Er hatte deßhalb manchen Kampf mit der nicht geistersehenden Kritik (insbesondere wegen der „Seherin von Prevorst", — „Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur", — „Geschichte Besessener neuerer Zeit" u. s. w.) zu bestehen.

Alphorn.

Ein Alphorn hör' ich schallen,
Das mich von hinnen ruft;
Tönt es aus wald'gen Hallen?
Tönt es aus blauer Luft?
Tönt es von Bergeshöhe,
Aus blumenreichem Thal?
Wo ich nur steh' und gehe,
Hör' ich's in süßer Qual.

Bei Spiel und frohem Reigen,
Einsam mit mir allein,
Tönt's, ohne je zu schweigen,
Tönt tief in's Herz hinein.
Noch nie hab' ich gefunden
Den Ort, woher es schallt,
Und nimmer wird gesunden
Dies Herz, bis es verhallt.

Trost im Gesang.

Der Wandrer, dem verschwunden
So Sonn' als Mondenlicht,
Der singt ein Lied in's Dunkel
Und härmt sich länger nicht.
Er schreitet muthig weiter
Die menschenleere Bahn,
Viel lichte Sangesbilder
Die ziehen ihm voran.

Nacht ist's auch mir geworden,
Die Freunde stehen fern,
Von meinem Himmel schwindet
Der allerletzte Stern;
Doch geh' ich muthig weiter
Die menschenleere Bahn,
Noch ziehen Sangesbilder
Ja mir auch licht voran.

Der Wanderer in der Sägemühle.

Dort unten in der Mühle
Saß ich in süßer Ruh
Und sah dem Räderspiele,
Und sah den Wassern zu.

Sah zu der blanken Säge,
Es war mir wie ein Traum,
Die bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.

Die Tanne war wie lebend,
In Trauermelodie;
Durch alle Fasern bebend,
Sang diese Worte sie:

Du kehrst zur rechten Stunde,
O Wanderer, hier ein,
Du bist's, für den die Wunde
Mir dringt in's Herz hinein;

Du bist's, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert du,
Dies Holz im Schooß der Erden
Ein Schrein zur langen Ruh.

Vier Bretter sah ich fallen,
Mir ward's um's Herze schwer,
Ein Wörtlein wollt' ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr.

Der schmerzreiche Ton.

Wehlaut aus dem Todtenzimmer,
Glockenklang, der Schüler Chor,
Das sind Töne wohl, die immer
Schmerzreich dringen in mein Ohr.

Doch ein Ton im Haus der Leiche
Bringet mir vor allen Schmerz,
Ton, bei dem ich stets erbleiche,
Ton, der mir zerreißt das Herz.

Ton aus stiller Todtenkammer,
Wo der Mensch im Leichenschrein —
Wenn der Tischler mit dem Hammer
Schlägt den ersten Nagel ein.

Die heilige Regiswind von Laufen.

Herr Ritter Ernst, der war ergrimmt zu einer bösen Stund';
Er schlug die falsche Dienerin mit seinen Fäusten wund;

Er schlug die falsche Dienerin, er stieß sie mit dem Fuß. —
„Herr Ritter Ernst! o wißt fürwahr, daß Euch dies reuen muß!"

Es war die falsche Dienerin, die eilte durch den Saal,
Sie eilte durch den weiten Hof, hinab ins grüne Thal.

Da saß Herrn Ernst's sein Töchterlein, ein Fräulein fromm und zart,
Es spielt mit bunten Blümelein nach andrer Kinder Art.

Da pflückt die falsche Dienerin drei Röslein auf dem Plan,
Zu locken dieses stille Kind zum wilden Strom hinan:

„Komm, liebes Kind! komm, süßes Kind! da blühen Röslein rund!"
Sie faßt es an dem goldnen Haar, sie schleudert's in den Grund.

Eine Weil' das Kind die Tiefe barg, eine Weil' es oben schwamm,
Auf lacht die falsche Dienerin, doch bald ihr Reue kam.

Sie flieht von dem unsel'gen Strom, flieht über Berg und Thal,
Sie irrt so viele hundert Jahr, kann ruhn kein einzig Mal.

Es sah Herr Ernst von hoher Burg, sah in den grünen Grund,
Sie brachten todt sein süßes Kind, auf Rosen man es fund.

Es blüht wie eine Rose roth, wie eine Lilie weiß;
Er legt's in einen goldnen Sarg, bestattet es mit Fleiß.

Manch' Mutter kniet' mit ihrem Kind auf Regeswindens Gruft,
Doch wenn Herr Ernst, der Vater, kam, entstieg ihr Rosenduft.

Seitdem erscheint zur Todesnacht gar manchem frommen Kind,
Bekränzt mit duft'gen Röslein roth, die heil'ge Regiswind.

Auch liegt seitdem manch frommes Kind, das nachts erlitt den Tod,
Am Morgen in der Wieg' umkränzt mit jungen Röslein roth.

Der Ring.

Ein fremder Kavalier
Stieg ab vom schwarzen Roß,
Trat in den Königssaal
Mit andern Herren groß.

Der fremde Kavalier
Trug einen Edelstein,
Wie man noch keinen sah,
Von wundersamem Schein.

Ein Stein von hohem Werth
In Königs Krone saß,
Doch schien vor diesem er
Ein mattgeschliffen Glas.

Der König bot ihm Gold,
Er bot ihm Leut' und Land,
Doch lassen wollt' er nicht
Den edlen Diamant.

Der König deß erboßt,
Spricht zu dem Hauptmann sein:
Bringt mir des Mannes Hand
Sammt seinem Edelstein!

Der Hauptmann reckt das Schwert,
Haut nach des Mannes Hand,
Doch statt des Kavaliers
Der Teufel vor ihm stand.

Gluth strömt aus seinem Ring,
Zur Hölle wächst der Stein,
Schleußt Burg und König bald
Sammt allen Dienern ein.

Wanderlied.

Wohlauf! noch getrunken
Den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben!
Geschieden muß seyn.
Ade nun, ihr Berge,
Du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne
Mich mächtig hinaus.

Die Sonne, sie bleibet
Am Himmel nicht stehn,
Es treibt sie, durch Länder
Und Meere zu gehn.
Die Woge nicht haftet
Am einsamen Strand,
Die Stürme, sie brausen
Mit Macht durch das Land.

Mit eilenden Wolken
Der Vogel dort zieht,
Und singt in der Ferne
Ein heimatlich Lied.
So treibt es den Burschen
Durch Wälder und Feld,
Zu gleichen der Mutter,
Der wandernden Welt.

Da grüßen ihn Vögel,
Bekannt über'm Meer,
Sie flogen von Fluren
Der Heimat hieher;
Da duften die Blumen
Vertraulich um ihn,
Sie trieben vom Lande
Die Lüfte dahin.

Die Vögel, die kennen
Sein väterlich Haus.
Die Blumen einst pflanzt' er
Der Liebe zum Strauß,
Und Liebe, die folgt ihm,
Sie geht ihm zur Hand:
So wird ihm zur Heimat
Das ferneste Land.

Im Herbst.

Eh' sie erstirbt, die Natur, die treue Mutter, noch einmal
Ruft sie die Kinder zu sich, reicht als Vermächtniß den Wein.

Im Winter.

Fühlt, welch hohes Geschenk die sterbende Mutter zurückließ:
Schloß sie die Sonn' euch nicht liebend in glühenden Wein?

An das Trinkglas eines verstorbenen Freundes.

Du herrlich Glas, nun stehst du leer,
Glas, das er oft mit Lust gehoben;
Die Spinne hat rings um dich her
Indeß den düstern Flor gewoben.

Jetzt sollst du mir gefüllet seyn
Mondhell mit Gold der deutschen Reben!
In deiner Tiefe heil'gen Schein
Schau' ich hinab mit frommem Beben.

Was ich erschau' in deinem Grund,
Ist nicht Gewöhnlichen zu nennen,
Doch wird mir klar zu dieser Stund',
Wie nichts den Freund vom Freund kann trennen.

Auf diesen Glauben, Glas so hold!
Trink' ich dich aus mit hohem Muthe.
Klar spiegelt sich der Sterne Gold,
Pokal, in deinem theuren Blute.

Still geht der Mond das Thal entlang,
Ernst tönt die mitternächt'ge Stunde,
Leer steht das Glas, der heil'ge Klang
Tönt nach in dem kristall'nen Grunde.

Trinklied zum neuen Weine.

Laßt uns heut mit Geistern ringen;
Blickt der Alte noch so klar,
Bringet jetzt den Neuen dar,
Der dem Kerker will entspringen!

Hört sein unterirdisch Beben!
Aus der Nacht will er hinaus,
Mächtig dringt sein Geist durch's Haus,
Daß wir stehn von ihm umgeben.

Horcht! der weiß von Jugendwonne
Noch zu singen euch ein Lied:
Wie er hat in Duft geblüht,
Wie ihn hat durchglüht die Sonne;

Wie von hohen Bergen nieder
Frei er sah die Welt entlang,
Unter ihm der Flußgott sang,
Um ihn tönten Vogellieder;

Wie mit Sonn' und Stern im Bunde
Mälig seine Traube schwoll,
Bis sie war des Saftes voll,
Der von Geistern nun gibt Kunde.

Füllet muthig bis zum Rande
Den Pokal mit seiner Gluth!
Stoßet an! dem Jugendblut
Heil im weiten deutschen Lande!

Ach! es liegt erstarrt, veraltet
Mancher Völker großes Herz,
Jugendwärme, Lust und Scherz
Sind in ihrer Brust erkaltet.

Laßt der Jugend warmes Leben
Strömen euch in's Herz hinein!
Trinkt in Lust den neuen Wein,
Den der neue Stern gegeben!

Preis der Tanne.

Jüngsthin hört' ich, wie die Rebe
Mit der Tanne sprach und schalt:
„Stolze! himmelwärts dich hebe,
Dennoch bleibst du starr und kalt!

Spend' auch ich nur kargen Schatten
Wegemüden, gleich wie du,
Führet doch mein Saft die Matten,
O wie leicht! der Heimat zu.

Und im Herbste, — welche Wonne
Bring' ich in des Menschen Haus!
Schaff' ihm eine neue Sonne,
Wann die alte löschet aus."

So sich brüstend sprach die Rebe;
Doch die Tanne blieb nicht stumm,
Säuselnd sprach sie: „Gerne gebe
Ich dir, Rebe, Preis und Ruhm.

Eines doch ist mir beschieden:
Mehr zu laben, als dein Wein,
Lebensmüde; — welchen Frieden
Schließen meine Bretter ein! —

Ob die Rebe sich gefangen
Gab der Tanne, weiß ich nicht;
Doch sie schwieg — und Thränen hangen
Sah ich ihr am Auge licht.

Der schwere Traum.

(Aus den „Reiseschatten.")

Mir träumt', ich flög' gar bange
Weit in die Welt hinaus,
Zu Straßburg durch alle Gassen,
Bis vor Feinliebchens Haus.

Feinsliebchen ist betrübt,
Als ich so flieg', und weint:
Wer dich so fliegen lehret,
Das ist der böse Feind.

Feinsliebchen! was hilft lügen,
Da du doch Alles weißt:
Wer mich so fliegen lehrte,
Das ist der böse Geist.

Feinsliebchen weint und schreiet,
Daß ich am Schrei erwacht,
Da lieg' ich, ach! in Augsburg
Gefangen auf der Wacht.

Und morgen muß ich hangen,
Feinslieb mich nicht mehr ruft,
Wohl morgen als ein Vogel
Schweb' ich in freier Luft.

Abschied.

Geh' ich einsam durch die schwarzen Gassen,
Schweigt die Stadt, als wär' sie unbewohnt;
Aus der Ferne rauschen nur die Wasser,
Und am Himmel zieht der bleiche Mond.

Bleib' ich lang vor jenem Hause stehen,
Drin das liebe, liebe Mädchen wohnt,
Weiß nicht, daß sein Treuer ferne ziehet,
Stumm und harmvoll, wie der bleiche Mond.

Breit' ich lange sehnend meine Arme
Nach dem lieben, lieben Liebchen aus,
Und nun sprech' ich: Lebet wohl, ihr Gassen!
Lebe wohl, du stilles, stilles Haus!

Und du Kämmerlein im Haus dort oben,
Nach dem oft das warme Herze schwoll,
Und du Fensterlein, draus Liebchen schaute,
Und du Thüre, draus sie ging, leb' wohl!

Geh' ich bang nun nach den alten Mauern,
Schauend rückwärts noch mit nassem Blick,
Schließt der Wächter hinter mir die Thore,
Weiß nicht, daß mein Herze noch zurück.

Ein Lied.

Im Faß singt mannichfaltig
Der Geist des jungen Weins.
Herzblut! du tobst gewaltig,
Doch ist dein Lied nur Eins.

Es liegt ein Reif von Eisen
Um's Faß, zur sichern Hut,
Sonst würd' es ja zerreißen
Des jungen Weines Muth.

Es liegt ein Reif von Eisen
An eines Menschen Herz,
Sonst würd' es ja zerreißen
Der alte, bittre Schmerz. —

Wer sang dies Lied, das kleine?
Der Schmerz hat es gethan
Vom milden Sonnenscheine
Klingt keine Saite an.

In Wind und Regenschauer,
Bei düstrem Himmel nur
Erbebt, doch nur vor Trauer,
Die Harfe der Natur.

Der reichste Fürst.

Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Länder Werth und Zahl,
Saßen viele deutsche Fürsten
Einst zu Worms im Kaisersaal.

Herrlich, sprach der Fürst von Sachsen,
Ist mein Land und seine Macht;
Silber hegen seine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht.

Seht mein Land in üpp'ger Fülle,
Sprach der Churfürst von dem Rhein,
Goldne Saaten in den Thälern,
Auf den Bergen edlen Wein!

Große Städte, reiche Klöster,
Ludwig, Herr zu Bayern, sprach,
Schaffen, daß mein Land den euren
Wohl nicht steht an Schätzen nach.

Eberhard, der mit dem Barte,
Würtembergs geliebter Herr,
Sprach: Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge silberschwer;

Doch ein Kleinod hält's verborgen: —
Daß in Wäldern, noch so groß,
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan' in Schooß.

Und es rief der Herr von Sachsen,
Der von Bayern, der vom Rhein:
Graf im Bart! Ihr seid der reichste,
Euer Land trägt Edelstein!

Hohenstaufen.

Es steht in stiller Dämmerung
Der alte Fels, öd' und beraubt;
Nachtvogel kreis't in trägem Schwung
Wehklagend um sein moosig Haupt.

Doch wie der Mond aus Wolken bricht,
Mit ihm der Sterne klares Heer,
Umströmt den Fels ein seltsam Licht,
Draus bilden sich Gestalten hehr.

Die alte Burg mit Thurm und Thor
Erbauet sich aus Wolken klar,
Die alte Linde sproßt empor,
Und Alles wird, wie's vormals war.

So Harfe wie Trompetenstoß
Ertönt hinab in's grüne Thal.
Gezogen kommt auf schwarzem Roß
Rothbart, der Held, gekleid't in Stahl.

Und Philipp und Irene traut,
Sie wall'n zur Linde Hand in Hand:
Ein Vogel singt mit süßem Laut
Vom schönen griech'schen Heimatland.

Und Konradin, an Tugend reich,
Der süße Jüngling, arm, beraubt,
Im Garten steht er stumm und bleich:
Die Lilie neigt ihr trauernd Haupt.

Doch kündet jetzt aus dunklem Thal
Den bleichen Tag der rothe Hahn,
Da steht der Fels gar öd' und kahl,
Verschwunden ist die Burg fortan.

An ihrer Stätt' ein Dornbusch steht,
Kalt weht der Morgen auf den Höh'n, —
Und wie der Fels, so kalt und öd'
Scheint rings das deutsche Land zu stehn.

Vorwärts!

1818.

Neues Wirken, neues Streben
Ist in Menschenbrust erwacht,
Und ein neues frisches Leben
Hebt sich aus der alten Nacht.

Vorwärts! vorwärts! hat geheißen
Blücher's mächt'ger Schlachtgesang.
„Rückwärts! rückwärts!“ das sind Weisen
Wohl aus Herzen irr und krank.

Kreuz und Adler jüngst noch hießen
Unsre Oriflammen wir,
Und nun sollten wir erkiesen
Einen Krebs zum Siegspanier?

Bürgerssöhne, Ritterskinder
Wurden Brüder im Gefecht,
Und nun ruft ihr: „Der ist minder,
Der ist mehr, nach altem Recht!“

Aber hört's! als sie vergossen
Da ihr Blut mit gleicher Ehr',
Ist's in einen Strom geflossen,
Und den theilt ihr nimmermehr!

Die Gleichtapfern, die Gleichfreien
Sammelte das gleiche Haus,
Euer Rückwärts = Rückwärts = Schreien
Ruft sie Arm in Arm heraus:

Daß sie zeigen ihre Wunden,
Blutend neu von euch erweckt;
Wie sie gleichen Tod gefunden,
Wie sie gleiche Erde deckt.

Vorwärts! vorwärts! weiter! weiter!
Ueber Trümmer ewig todt.
Weh', o Bürgerfahne, heiter
In das frische Morgenroth!

Der Bürgerwall.

Ritterthum kann nimmer heißen
Sich'rer Wall um's Königshaus,
Seit ihr Kleid von Stahl und Eisen
Zogen alle Ritter aus.

Seit sie tragen mit Behagen
Schlüssel an der Schwerter Statt,
Seit sie mit der Feder wagen
Sich in's Feld, in's Zeitungsblatt.

Seit statt fester Burgeshallen
Hölzern steht im Thal ihr Haus,
Seit sie leicht und lustig wallen,
Ist es mit den Rittern aus.

Was noch scheint, ist Glühwurms Schimmer
In verwittert' Stein und Moos.
Jener Wall, der liegt in Trümmer,
Doch ein and'rer wölbt sich groß:

Bürgerthum ist der geheißen,
Schließt sich fest um's Königshaus;
Heil! in solchem Wall von Eisen
Hält es jeden Donner aus.

Zwei Särge.

Zwei Särge einsam stehen
In des alten Domes Hut:
König Ottmar liegt in dem einen,
In dem andern der Sänger ruht.

Der König saß einst mächtig
Hoch auf der Väter Thron;
Ihm liegt das Schwert in der Rechten
Und auf dem Haupte die Kron'!

Doch neben dem stolzen König,
Da liegt der Sänger traut;
Man noch in seinen Händen
Die fromme Harfe schaut.

Die Burgen rings zerfallen,
Schlachtruf tönt durch das Land;
Das Schwert, das regt sich nimmer
Da in des Königs Hand.

Blüthen und milde Lüfte
Wehen das Thal entlang —
Des Sängers Harfe tönet
In ewigem Gesang.

Kaiser Rudolf's Ritt zum Grabe.

Auf der Burg zu Germersheim,
Stark am Geist, am Leibe schwach,
Sitzt der greise Kaiser Rudolf,
Spielend das gewohnte Schach.

Und er spricht: „Ihr guten Meister!
Aerzte! sagt mir ohne Zagen:
Wann aus dem zerbrochnen Leib
Wird der Geist zu Gott getragen?“

Und die Meister sprechen: „„Herr!
Wohl noch heut erscheint die Stunde.““
Freundlich lächelnd spricht der Greis:
„Meister! Dank für diese Kunde!

„Auf nach Speier! auf nach Speier!“
Ruft er, als das Spiel geendet;
„Wo so mancher deutsche Held
Liegt begraben, sei's vollendet!“

„Blast die Hörner! bringt das Roß,
Das mich oft zur Schlacht getragen!“
Zaudernd stehn die Diener all',
Doch er ruft: „Folgt ohne Zagen!“

Und das Schlachtroß wird gebracht.
„Nicht zum Kampf, zum ew'gen Frieden,“
Spricht er, „trage, treuer Freund,
Jetzt den Herrn, den Lebensmüden!“

Weinend steht der Diener Schaar,
Als der Greis auf hohem Rosse,
Rechts und links ein Kapellan,
Zieht, halb Leich', aus seinem Schlosse.

Trauernd neigt des Schlosses Lind'
Vor ihm ihre Aeste nieder,
Vögel, die in ihrer Hut,
Singen wehmuthsvolle Lieder.

Mancher eilt des Wegs daher,
Der gehört die bange Sage,
Sieht des Helden sterbend Bild
Und bricht aus in laute Klage.

Aber nur von Himmelslust
Spricht der Greis mit jenen Zweien,
Lächelnd blickt sein Angesicht,
Als ritt er zur Lust in Maien.

Von dem hohen Dom zu Speier
Hört man dumpf die Glocken schallen.
Ritter, Bürger, zarte Frau'n,
Weinend ihm entgegen wallen.

In den hohen Kaisersaal
Ist er rasch noch eingetreten;
Sitzend dort auf goldnem Stuhl,
Hört man für das Volk ihn beten.

„Reichet mir den heil'gen Leib!"
Spricht er dann mit bleichem Munde,
Drauf verjüngt sich sein Gesicht,
Um die mitternächt'ge Stunde.

Da auf einmal wird der Saal
Hell von überird'schem Lichte,
Und entschlummert sitzt der Held,
Himmelsruh' im Angesichte.

Glocken dürfen's nicht verkünden,
Boten nicht zur Leiche bieten,
Alle Herzen längs des Rheins
Fühlen, daß der Held verschieden.

Nach dem Dome strömt das Volk
Schwarz unzähligen Gewimmels.
Der empfing des Helden Leib,
Seinen Geist der Dom des Himmels.

Spindelmann's Rezension der Gegend.

Näher muß ich jetzt betrachten
Diese Gegend durch das Glas,
Sie ist nicht ganz zu verachten,
Nur die Fern' ist allzu blaß.

Jene Burg auf steiler Höhe
Nenn' ich abgeschmackt und dumm,
Meinem Auge thut sie wehe,
Wie der Fluß, der gänzlich krumm.

Jene Mühl' in wüsten Klüften
Gibt mir gar zu rohen Schall,
Aber ein gesundes Düften
Weht aus ihrem Eselsstall.

Daß hier Schlüsselblumen stehen,
Hätt' ich das nur eh'r gewußt!
Muß sie schnell zu pflücken gehen,
Denn sie dienen meiner Brust.

Kräuter, die zwar farbig blühen,
Doch zu Thee nicht dienlich sind,
Doch nicht brauchbar sind zu Brühen,
Ueberlass' ich gern dem Wind.

Das treue Roß.

Graf Turneck kam nach hartem Strauß
Bei Nacht wohl vor ein Gotteshaus.

Das Haus lag in dem Walde tief,
In seiner Gruft ein König schlief.

Hier auszuruhn gedenkt der Graf,
Er weiß nicht, daß ein Pfeil ihn traf.

Der Graf steigt ab vom weißen Roß:
„Graf', bis ich wieder komm', im Moos!"

Auf fährt das Thor mit dumpfem Schall,
Dann schweigt es in der weiten Hall'.

Der Graf tappt hin an kalter Wand,
Bald einen alten Sarg er fand.

„Der müde Leib soll rasten hier;
Versteinert Holz, brichst nicht mit mir."

Der Graf sich legt, so lang er war,
Wohl auf dieselbe Todtenbahr.

Die Sonn' kam über Berge roth,
Der Graf kam nicht, der Graf war todt.

Seitdem verstrich manch hundert Jahr,
Sein harrt das Roß noch immerdar.

Vor'm Gotteshaus steht noch ein Stein,
Dran graf't das Roß im Mondenschein.

Todesprobe.

Wohl ihr Aug' erloschen steht,
Wohl die Pulse nicht mehr schlagen;
Und mit Klagen
Jedes von der Todten geht.

Doch sie kann noch lebend seyn!
Todeskälte, Blick der Leichen,
Schlechte Zeichen!
Bringet schnell ihr Kind herein!

Legt ihr das an's kalte Herz!
Rührt auch dann ihr Herz sich nimmer,
Dann auf immer
Ist sie todt! und aus ihr Schmerz.

Die vier wahnsinnigen Brüder.

Ausgetrocknet zu Gerippen
Sitzen in des Wahnsinns Haus
Vier; — von ihren bleichen Lippen
Gehet keine Rede aus;
Sitzen starr sich gegenüber,
Blickend immer hohler, trüber.

Doch schlägt Mitternacht die Stunde,
Sträubet sich ihr Haar empor,
Und dann tönt aus ihrem Munde
Jedesmal in dumpfem Chor:
Dies irae, dies illa
Solvet secla in favilla.

Waren einst vier schlimme Brüder,
Hatten nur gezecht, gelärmt,
Beim Gesang verbuhlter Lieder
Durch die heil'ge Nacht geschwärmt;
Keines freundlichen Berathers
Warnung half, kein Wort des Vaters.

Noch im Sterben sprach der Alte
Zu den schlimmen Söhnen vier:
„Warnt euch nicht der Tod, der kalte?
Alles führt er fort von hier:
Dies irae, dies illa
Solvet secla in favilla!"

Und er sprach's, und war verschieden,
Jene aber rührt es nicht.
Doch er ging zum ew'gen Frieden;
Jene wie zum Hochgericht,
Treibt es in der Welt Getümmel,
Nah der Hölle, fern dem Himmel.

Und gebuhlet und geschwärmet
Ward es wieder lange Jahr';
Andrer Noth sie nie gehärmet,
Keinem greiser ward das Haar.
Lust'ge Brüder! habt nicht Zweifel:
Eine Mär' ist Gott und Teufel.

Einst als Mitternacht gekommen,
Kehrten taumelnd sie vom Schmaus;
Horch! da tönt Gesang der Frommen
Aus dem nahen Gotteshaus.
„Lasset euer Bell'n, ihr Hunde!"
Schreien sie aus Satans Munde,

Stürzen, die verruchten Wichte,
Brüllend durch das heil'ge Thor;
Aber wie zum Weltgerichte
Tönet hier der ernste Chor:
Dies irae, dies illa
Solvet secla in favilla.

Und ihr Mund — weit steht er offen,
Doch kein Wörtlein aus ihm geht;
Gottes Zorn hat sie getroffen:
Jeder wie ein Steinbild steht,
Grau die Haare, bleich die Wangen;
Wahnsinn hat ihr Haupt befangen.

Ausgetrocknet zu Gerippen,
Sitzen in des Wahnsinns Haus
Nun die Vier: von ihren Lippen
Gehet keine Rede aus;
Sitzen starr sich gegenüber,
Blickend immer hohler, trüber.

Doch schlägt Mitternacht die Stunde,
Sträubet sich ihr Haar empor,
Und dann tönt aus ihrem Munde
Jedesmal in dumpfem Chor:
Dies irae, dies illa
Solvet secla in favilla.

Nach der Seherin Tod.

Leb' wohl! was hab' ich dir zu danken,
Trag' ich im Herzen immerdar.
Es schaut mein Inn'res ohne Wanken
In geist'ge Tiefen, wunderklar.

Wo du auch weilst, im Licht, im Schatten,
Ein Geist bei Geistern weilest du;
O sende, will mein Glaub' ermatten,
Mir liebend einen Führer zu.

Und lebst du bald in höhrem Bunde
Mit sel'gen Geistern, leicht und licht,
Erschein' in meiner Todesstunde,
Mir helfend, wenn mein Auge bricht.

Bald deinem stillen Grab entsteige
Die Blume, der du oft vertraut,
Des Mittlers Leiden stummer Zeuge,
Das heilige Johanniskraut.

Ja, wo ich diese Blum' erschaue,
Blut innen, außen gold'ner Schein,
In Waldes Nacht, auf lichter Aue,
Werd' ich auch denken deiner Pein.

Leb' wohl! was auch die Menschen sagen,
Mich rühret nicht die Erde an;
Gar leicht kann ihre Schwere tragen,
Wer leicht ihr Nichts erfassen kann.

Herbstjubel.

1831.

Ich kam in jüngster Mondennacht
In eines Kirchhofs Mauern,
Kein Schläfer unter'm Hügel wacht,
Ringsum herrscht Tod und Schauern.

Doch plötzlich vom Gebirge schallt's
Gleichwie bacchant'scher Reigen,
An hohlen Gräbern widerhallt's
Und bricht ihr todtes Schweigen.

Ein lust'ger Chor von Zechern ruft
Ein Lebehoch den Schönen,
Raketen schwirren durch die Luft
Und die Gebirge dröhnen.

Der Hügel aber, wo ich steh',
Im Innersten erbebet
Und ein Gerippe sich zur Höh'
Aus seinen Tiefen hebet.

Im Mondenscheine schreitet's vor,
Schwingt halb sich auf die Mauer
Und ruft in den bacchant'schen Chor
Also hinaus, ein Schauer:

„Ihr dort in Fleische, störet nicht
Der Todten Ruhestätte!
Bricht neu die Blum' an's Sonnenlicht,
Schlaft ihr im gleichen Bette!"

Der Mond erlischt am Himmelszelt,
Hör' keinen Laut mehr schallen.
Mir ist der Tod, der durch die Welt
Jetzt schreitet, beigefallen.

Tröstung.

Was im weinenden Auge mir oft die Thränen zurückhält,
Ist ein spielendes Kind, oder ein Vogel im Flug.

Der schönste Anblick.

Schön ist's, wenn zwei Sterne
Nah sich stehn am Firmament;
Schön, wenn zweier Rosen
Röthe in einander brennt.

Doch in Wahrheit immer
Ist's am schönsten anzusehn,
Wie zwei, die einander lieben,
Selig bei einander stehn.

Der Einsame.

In des Waldes Einsamkeit
Flücht' ich gern zu Baum und Kraut,
Tief hinein, wo weit und breit
Mich kein Menschenauge schaut.

Gehet auch ein Reh zum Born,
Kann mich das bekümmern nicht,
Sticht mich einer Rose Dorn,
Mir kein Mensch doch Dornen flicht.

Glücklich hat mich's nie gemacht,
Daß auf Menschen ich gehofft,
Frieden doch hat mir gebracht
Eine stille Blume oft.

Unter dem Fruchtbaume.

O Fruchtbaum auf der Aue frei,
Wie bist du zu beneiden!
Jedweder Lenz thut dich auf's Neu'
Mit Blüthen licht bekleiden.

Dem armen Menschen unter dir
Ist and'res Loos beschieden:
Trug er die Frucht, muß er von hier,
Und nimmer treibt er Blüthen.

Auf eine schöne Hand.

Wär' ich König, spräch' ich: „Du,
Schöne Hand, beib mir in Ruh!
Sollst nicht nähen, sollst nicht stricken,
Nichts thun sollst du, als einst drücken
Mir im Tod die müden Augen zu.

Kein Schwanenlied.

Ein Vogel singt im Sonnenschein,
Ein anderer im Regen singet,
Ein dritter schifft verstummt allein,
Und nur der Tod ein Lied ihm bringet.

Kaum hab' ich je im Sonnenschein,
Noch seltener in Luft gesungen,
Doch ist schon oft durch Nacht und Pein
Ein Lied tief meiner Brust entsprungen.

Und weil im Tod mir Leben blüht,
Er Freude mir nach Leiden bringet,
So singt auch einst kein Schwanenlied
Mein Herz, das nie in Freude singet.

In das Album eines Mädchens.

Laß mit Augen, die halbblind,
Mich in dein Gedenkbuch schreiben:
Bitte Gott, mein liebes Kind!
Lange noch ein Kind zu bleiben.

Zähle dich noch lange nicht
Zu den Fräulein und den Frauen,
Eine Frühlingsblüthe licht
Sei noch lange anzuschauen!

Ach! es kommt so bald die Zeit,
Wo der Frühling ist verschwunden,
Wo es donnert, wo es schneit,
Und das Herz trägt tiefe Wunden.

Der Grundton der Natur.

Oft hör' ich, geh' ich einsam auf der Flur,
Leis einen Ton unnennbar tiefer Klage,
Und wenn ich dann erstaunt: was tönt so? frage,
Lacht's laut: das ist der Grundton der Natur!

Das gebrochene Herz.

Wenn ich jetzt sterbe, ist mir's wohl bewußt
[Wenn auch nicht euch], was mir den Tod gebracht;
Doch schneid' kein Arzt das Herz mir aus der Brust,
Er laß es ruhen nur in seiner Nacht;
Denn fänd' er solches nicht verknöchert sehr,
Wär' nicht Erweit'rung, nicht ein Riß sein Fund,
Spräch' er zu euch: wie hat getäuscht sich er!
Am Herzen litt er nicht, — das ist gesund!

Laßt mich!

Laßt mich, dem's nicht der Mühe werth,
Sich noch um diese Welt zu kümmern,
Der wachend und in Träumen hört,
Wie nahe sie den Sarg ihm zimmern;

Dem matt das Herz schlägt, tief verletzt,
Dem's müde Haupt halb schlummernd brütet,
Nach dem der Tod den Fuß gesetzt
Und ihm die Hand zum Gehen bietet.

Doch wo der ihn hinführet nun,
Das wissen die nicht, die ihn preisen,
Nicht die, die tadeln nur sein Thun, —
Zuschlägt ob ihm ein Thor von Eisen.

Ludwig I., König von Bayern.

Ludwig Karl August, ältester Sohn des damals in französischen Diensten als Generalmajor stehenden Pfalzgrafen, nachherigen Königs Maximilian Joseph und Augusten Friederikens von Hessen-Darmstadt, ist den 25. August 1786 in Straßburg geboren; kam 1789 in Folge des Ausbruches der Revolution mit seinen Eltern nach Mannheim; wurde mit dem am 1. April 1795 erfolgten Ableben des regierenden Herzogs Karl August von Zweibrücken herzoglicher Erbprinz; durch den Tod des Kurfürsten Karl Theodor von Pfalzbayern — am 16. Februar 1799 — Kurprinz; bezog am 6. Mai 1803 die Universität zu Landshut und am 30. Oktober die Universität zu Göttingen, wo er ein volles Jahr den Studien oblag; trat am 12. November 1804 seine erste italienische Reise an und empfing in Venedig die Nachricht von der Krönung Bonaparte's zum Kaiser der Franzosen als Napoleon I. durch Papst Pius VII.; wurde Kronprinz des Königreiches am Neujahrstag 1806, in Folge der Schlacht bei Austerlitz und des in Preßburg geschlossenen Friedens, dessen Botschaft Napoleon selbst nach München brachte; befehligte 1807 eine Division Bayern, welche mit der großen Armee nach Polen zog, bei Pultusk den Angriff der Russen auf den Brückenkopf am linken Ufer der Narew abschlug, den Feind aus Glodozin vertrieb und noch sonst, durch den Muth ihres Führers gespornt, ihre Tapferkeit erprobte; führte 1809 im Kampfe gegen Oesterreich eine der drei Heeresabtheilungen (nebst Wrede und Deroi) unter Lefebre's Oberbefehl und kämpfte muthvoll in der Schlacht bei Abensberg, zu deren siegreichem Erfolg er nicht wenig beitrug, so daß ihn der Kaiser umarmte und die Parole gab: „Bravour et Bavière!" Nach der Schlacht von Eckmühl hielt Ludwig seinen feierlichen Einzug in München (26. Februar) mit acht erbeuteten Kanonen; zog dann gegen Tyrol unter dem Lefèbre beigegebenen Marschall Drouet; schlug kurz nachher sein Generalquartier in Salzburg auf, hielt die Bergfeste, die Päße Lueg, St. Gilgen, Hirschberg rc. besetzt; kam nach den fürchterlichen unentschiedenen Schlachten bei Aspern und Groß-Eßlingen nach Linz, bestand am 7. Juli in der Nähe einen siegreichen Kampf, während Wrede die Schlachten bei Wagram, Baumensdorf, Neusiedeln u. s. w. mit der großen Armee kämpfte; ging hierauf über Schönnbrunn, Triest, Krain und Kärnten wieder nach Salzburg, kommandirte daselbst seine Division gegen die am Berg Isel verschanzten Insurgenten, und kehrte, nachdem das große Trauerspiel auf den Bergen beendet war, im November desselben Jahres nach München zurück. Nach seiner Vermählung mit der Prinzessin Therese von Sachsen-Altenburg (12. Oktober 1810) zum Generalgouverneur in den Inn- und Salzach-Kreisen und zum Generalkommandanten der Truppen in Tyrol ernannt, hielt der edle Thronerbe am 27. d. M. seinen Einzug in der damals bayerischen Kreishauptstadt Innsbruck. Den Befreiungskampf gegen Frankreich mitzukämpfen, als sich Maximilian Joseph vom Rheinbunde und dessen Protektor (durch den am 12. Oktober 1812 zu Ried abgeschlossenen Ver-

trag) losgesagt und seine Armee mit den Verbündeten vereinigt hatte, „sah er sich zwar vom Schicksal entfernt gehalten“, doch beurkundete er seine ächt deutsche Gesinnung auf das kräftigste als Heerführer bei jeder Nationalbewaffnung in gerechter Sache; auch erschien er 1815, nach Napoleons Rückkehr von Elba, kampfmuthig bei seinen am Rhein aufgestellten Bayern, aber die Hauptschläge des Krieges fielen an der niederländischen Gränze. Seitdem abwechselnd zu Salzburg, Augsburg, Aschaffenburg und Würzburg residirend, lag er mit Eifer den Wissenschaften ob und besonders hatte die Kunst der Alten an ihm, der in den Geist des klassischen Alterthums tief eingedrungen, einen seltenen Verehrer und Pfleger. Am 18. Oktober 1825 bestieg er den Thron und schwur den Verfassungseid.

Als König nun „des Guten Saat streuend; fördernd, leitend, in Wort und That gleich wirksam kräftig; die Erfüllung der Berufspflichten mit der Künste freudiger Pflege wechselnd“, setzte Ludwig die Ausführung seiner Entwürfe, den bildenden Künsten insgesammt ein reiches Feld zur Uebung ihrer Thätigkeit zu gewähren, in dem Maaße fort, daß er als der eigentliche Kunstförderer der neueren Zeit mit Recht gepriesen wird. Er reorganisirte die Akademie der Künste, sammelte einen Kreis ausgezeichneter Künstler, denen er zum Theil schon als Kronprinz in Rom als ermunternder Freund und Mäzen erschienen war, um sich und beschäftigte dieselben mit ihren zahlreichen Schülern nach seinen Zwecken. Seine Kunstthaten im Gebiete der Architektonik, Malerei und Plastik werden seinen Ruhm durch späte Jahrhunderte tragen.

Als Dichter ist König Ludwig eine um so merkwürdigere und wohlthuendere Erscheinung, als seit den grauen Zeiten der Minnesänger außer ihm wohl kein König mehr als Hoherpriester am Altare der Musen geopfert hat. In seinen theils in antiker, theils in romantischer Form und Gesinnung gehaltenen Poesieen weht uns bald der Krafthauch eines ächt deutschen, ritterlich alle Fremdherrschaft abwehrenden Gemüthes, bald der Frühlingsathem zärtlicher Liebe zu Gattin, Kindern und edlen Freundinnen, bald der reine götterselige Aetherduft der hellenischen Vorwelt und der Siegesjubel der befreiten Neugriechen entgegen. Einer der größten Vorzüge des königlichen Dichters liegt wohl auch in seiner als solcher sich scharf und klar aussprechenden, zuweilen naiv dargestellten, rein menschlichen Individualität, namentlich in seiner Stellung auf dem Throne zwischen höfischen Formen und zwanglosen Natur- und Kunstgenüssen, im Wechselverhältniß streng realer Staatsgeschäfte und idealer Weltbezüge. Viele dieser Dichtungen können gleichsam als „eine Geschichte seines Herzens“ gelten. Das philosophirend-lyrische Prinzip, die ideale Betrachtung herrschen im Allgemeinen darin vor; hin und wieder klingt der Ton Schiller's, seines Lieblings, und des griechisch schön fühlenden Hölderlin durch, unbeschadet jedoch der Eigenthümlichkeit des Gehalts, der sich besonders in den ernstsinnigen Elegieen, reflektirenden Chören und Spruchgedichten (gnomischen Epigrammen) im antiken Geschmack, in witzigen Xenien ꝛc. ꝛc. geltend macht. Sie wurden theilweise in's Lateinische, Griechische, Italienische, Englische, Französische, Schwedische und Holländische, auch die „Walhallagenossen“ in mehrere neuere Sprachen übertragen.

Liebe und Dichtung.

Ohne Liebe, ohne Dichtung
Ist das Leben ohne Schwung,
Sie nur geben hehre Richtung,
Freudige Begeisterung.

Soll das flücht'ge Erdenleben
Höheren Genuß verleih'n,
Muß sich Dichtung ihm verweben
Und die Liebe muß es weih'n.

Aus der Zeit und aus dem Raume
Tragen sie in kühnem Flug,
Seligkeit wird aus dem Traume,
Und sie fühlend ist's kein Trug.

Sonsten eilig mit den Jahren
Frohsinn aus dem Menschen weicht,
Wird er Wechsel bald erfahren,
Ihm die Sonne bald erbleicht.

Welchem beide sie erstarben,
Neubelebt wird Erde nie;
Phantasie ertheilt ihr Farben,
Liebe nur beseelet sie.

An die Liebe.

Lieben will ich, ewig, ewig lieben!
Lieben ist die Seele der Natur,
Flammend steht sie überall geschrieben,
Alles zeiget ihre heil'ge Spur.

Ohne Liebe wäre nicht die Erde,
Ohne Liebe selbst der Himmel nicht;
Liebe, welche sehnend ich begehrte,
Du allein bist meines Lebens Licht.

Deine Feuerstrahlen lass' mich saugen,
Nicht an Zukunft denken, nicht zurück,
In dein Gluthenmeer entzückt mich tauchen,
Fühlen, fühlen nur in dir mein Glück.

Blos die Liebe kann die Liebe lohnen,
Nur dem Herzen schenket sich das Herz,
Ohne sie sind eine Last die Kronen,
Ach! es heilt kein Thron des Herzens Schmerz.

Einstens wird der Glaube selbst zum Schauen
Und die Hoffnung wird Besitz einmal,
Lieb' nur bleibet, in des Himmels Auen
Flammt beseligend ihr ew'ger Strahl.

Mein Sirius und Hesperus.

Wenn ich erwache, bevor ich betrete den Kreis der Geschäfte,
Les' ich in Schiller sogleich, daß mich's erhebe am Tag;
Aber nach geendigtem Lärmen, in nächtlicher Stille,
Flücht' ich zu Goethe und träum' fort dann den lieblichen Traum.

Auf Goethe und Schiller,
im Jahre 1827.

Mit Bewundrung blieb ich vor ihm stehen,
Horcht' der Rede, die dem Mund entquoll,
Zu dem Herzen wollt' es doch nicht gehen,
Des Genie's allein denn war sie voll;
Nur dem Geist bracht' ich des Geistes Zoll.

Unerreichbar, gleich dem höchsten Berge,
Ragt er, eine schroffe Felsenwand,
Gegen Goethe sind die Menschen Zwerge,
G'en den unermeßlichen Verstand,
Doch Befriedigung ich nicht empfand.

Aber dich, mein Schiller, Edler, Reiner,
Hätt' dich, Herzlichen, an's Herz gedrückt;
Groß und gut dabei, wie du, war Keiner,
O! wie hätte es mich hoch beglückt,
Selig meine Seele es entzückt.

Nicht berühen durft' ich deine Lippe,
Knüpfen nicht der Freundschaft ew'gen Ring,
Sehen konnte konnte nur ich das Gerippe,
Das die schönste Seele einst umfing,
Den betrauern, der so früh verging.

Campagna di Roma.
(Erinnerungen aus Italien im Jahre 1805. VII. Elegie.)

Oede verlanget der Geist; wo irdische Leere sich findet,
Bildet die Seele allein ihren Gedanken ein Reich;
Wo es von Menschen verlassen in einsamer Ruhe verweilet,
Ueber gewesener Macht schwebt in Betrachtung der Geist.
Wieder von Neuem erglänzen und schöner, als selbe gewesen,
Die Paläste sodann, Tempel erstehen geschmückt,

Und es wölben von Neuem sich triumphalische Bogen,
  Laut tönt Siegesgesang, feierlich nahet der Zug.
Neues erscheinet, das Alte vergeht, ist nicht zu erhalten;
  Roma's Zeit ist vorbei, herrschen wird Roma nicht mehr,
Mumie aus der Vergangenheit; unbedeutend erscheinet
  Uns darum nunmehr, was sich ereignet in ihr.
Ob nun Dieser in ihr Gebieter ist, oder ob Jener,
  Sie erwachet nicht mehr, ewig ist, Roma, dein Schlaf!
Langsam beweget sich Woge auf Woge, es fluthet die Tiber
  In das unendliche Meer, eben so folget in Rom
Ein Geschlecht dem andern, die Menschen erneuern sich immer,
  Immer ist Wechsel, im Kreis stets die Natur sich bewegt.
Nicht um in der Zukunft etwaigen Ruhm zu erlangen,
  — Die Geschichte bewahrt einzelne Namen allein —
Um des Bewußtseyns würdiger Handlung seliges Fühlen,
  Gut um gut zu seyn, übe die Tugend der Mensch.
Fest war ihr Charakter, es waren's die Werke der Alten;
  Leicht und schwach wie sie, sind's die der Neueren nur.
Seit Jahrtausenden wallet die Appische Straße der Wandrer,
  Aquädukten so alt bringen noch Wasser der Stadt.
Nach Rom gehe die künftig zu herrschen berufene Jugend,
  Damit frühe bereits werde von solcher erkannt:
Daß wie das Kleinste das Größte, daß Alles auf Erden vergehet;
  Trost wird leichter in Rom für den verlorenen Thron.
In der Stadt, im Gefilde ist Ruhe, die Ruhe des Todes,
  Wo die Vereinigung war aller Nationen der Welt.
Was einst Cicero sprach von Athen, das wäre doch jetzo
  Anzuwenden auf Rom, und auf Paris was von Rom:
„Zu geräuschvoll sei's in der Hauptstadt des Reichs, um zu würd'gen,
  Was die Hellenen gethan Großes in herrlicher Kunst,
In die Stille Athens begebe man sich, um's zu können."
  Aber Paris ist nicht Rom, wird es auch niemalen seyn;
Still wird es einstmal werden, es wird wie dieses zertrümmern,
  Sein Geräusche verweht; der uns besiegt, wird besiegt.
Zu der Herrschaft Europa's schnell erhoben, wird enden
  Bald die französische Macht, kurze Erscheinung uns seyn.
Dort thront vor mir auf den Hügeln die ewige Roma,
  In dem Verfalle noch stolz, alt wohl, veraltet doch nie.
Aus der Trümmer Unendlichkeit in sich kehret die Seele,
  Nirgends empfindet der Mensch irdische Nichtigkeit so.
Welch ein Zauber fesselt an euch, ihr leeren Gefilde,
  Mir entzückend den Blick? Jetzo verödetes Land,
Was gewesen die blühendste Flur sonst; kümmerlich schleichen
  Einzelne Menschen nunmehr da in der giftigen Luft.
Haide, entblößt von Gebüschen und Bäumen, versengt durch die Sonne;

Doch was du, gibt selbst reizendste Gegend mir nicht.
Hie und da nur noch sieht einzelne Trümmer der Wandrer,
Von den mehresten sind selber die Spuren verwischt.
Aus den Flächen des Südens, des Nordens, unzählige Völker
Alter und neuerer Zeit kamen in dieses Gefild;
Blos hier findet sie sich, die Geschichte der Völker und Zeiten,
Alles vereinigest du, ewiges, einziges Rom,
Die Natur und die Menschen und Erde und Himmel; in Liebe
Scheinest zu sterben, mein Rom, immerhin lebest du doch,
Lebest und herrschest, wenn gleich die irdische Macht dir genommen;
Herrschaft des Geistes besteht ewig und ewig allein.

Molo di Gaeta.

(Erinnerungen ꝛc. IX. Elegie.)

Es entstieg in majestätischer Feier dem Meere
Leuchtend des Tages Gestirn. Wie in dem Anblick des All's
Sehnend bei Nacht ich verweilte, so bei dem Aufgang der Sonne.
Herrlich, o herrlich bist du, heilige große Natur!
Alles erwachet zu freudig erneuertem glänzendem Leben;
Aufgethan ist mir eine beglückende Welt.
Vor mir liegt die — einst Großgriechenlands — reizende Küste,
Dort ist Parthenope noch, rauchend der alte Vesuv;
Durch die von der Sonne durchschimmert verklärenden Düfte
Wolkig entsteiget sein Dampf zu dem ätherischen Raum.
Heiterer, kühlender Morgen, es folgt dir Schwüle des Tages,
Fröhlicher Jugend die Last, welche das Alter beschwert.
O Italien! selber das Irdische scheinet uns irdisch
Nimmer in dir, du stimmst alles zum Heiligen um.
Ja! ich liebe und sehne, ich ahne, ich glaube und liebe;
Hier, hier lebet der Mensch, lebet ein Seliger schon!
Aus der Schönheit der Schöpfung erheben wir uns zu dem Schöpfer,
Staunen und beten ihn an, beten und staunen auf's Neu.
Endlos gleich dem Meere erstrecket vor mir sich die Zukunft,
Trunken wie's Auge, verliert nun sich die Seele entzückt.

Pompeji.

(Erinnerungen ꝛc. X. Elegie.)

In das fröhliche Treiben, in blühende Fülle des Lebens
Griff erstarrend die Hand plötzlichen Todes hinein,
Daß ein ganzes Geschlecht vertilget im Keime geworden;
Zeigest im Kleinen hiemit einstens der Menschheit Geschick.

Grab bist du, Pompeji, der eigenen Gräber geworden,
Und die Urne bewahrt selber die Asche noch heut.
Namlose Wehmuth wohnet in dir, du todte, ich sehe
Wirkung des Lebens, es selbst wich für beständig aus dir;
Schulen bestehen, es stehen die Tempel; für Römer, für Griechen
Ragen Theater empor; auch das Gefängniß ist da.
Holde Gemälde erfüllen die Wände jedwelchen Gemaches,
Freundlich geziert ist der Hof, lieblich geschmückt ist das Haus,
Und mit besseren Werken als jetzo der Fürsten Paläste.
Alles bezeuget hieselbst thätiges reges Gedräng',
Großes Getümmel der Menschen, und Fleiß und Freude des Lebens;
In den Straßen der Stadt drückte das Wagengeleis
Tief in das Pflaster sich ein, aus Lava bestehet es selber,
Fruchtlos warnende Spur früher Verheerungen schon.
Bäche fließen noch durch, es liegt noch darüber die Brücke,
Gips in irdnem Gefäß ist zu verzieren bereit;
Waaren enthalten die Laden, es sind die Farben zu kaufen;
Alles erblicke ich hier, außer den Lebenden nur;
Ausgestorben sind die Straßen und Häuser. Verborgen
Sechszehn Jahrhunderte lang ruhte vergessen die Stadt.
Die Zerstörung wüthete immer und wüthet auf Erden,
Aber getreu erhält, mütterlich sorgsam ihr Schooß;
Nimmer berühret die Zeit das Bewahrte. Die Menschen belehrend,
Zeigst du der jetzigen Welt, wie die vergangene war,
Wie es geordnet gewesen, so ist's in der Erde enthalten,
Für den Gedanken besteht unter derselben es fort;
Ihr entrissen Bruchstücke, nicht in die Gegenwart passend.
Berge der Vorwelt Rest vor dem entweihenden Blick!
Ihr nur fehlet, Bewohner, es mangeln die Menschen alleine,
Alles sonsten ist da, kommet, o! kommet herbei,
Kommet und nehmet Besitz von dem Eigenthum! Aber vergeblich;
In das Leben nicht mehr kehret das Todte zurück.

Segesta.

(Sizilische Elegieen, I.)

Oede ist alles, wohin ich sehe, verödet die Gegend,
So wie die Stadt, es herrscht überall jetzo der Tod.
Keines Vogels Gesang ertönet dem lauschenden Ohre,
Nimmer breitet ein Baum schattende Zweige mehr aus.
Einsam ragen aus den vergangenen herrlichen Zeiten
Wenige Reste allein einer verschwundenen Welt.
Nur der Tempel, er zeigt und ein Bruchstück von dem Theater,

Daß Segesta einst war, ach! daß es nimmer besteht;
Alles ist längst schon dahin, als wär' es niemals gewesen,
Von dem üppigen Glanz blieb die Erinnerung nur.
Irdische Größe, was bist du? Schnelle verrinnendes Wesen
In den Fluthen der Zeit; bist uns kein würdiger Zweck.
Was ist hier aus dem Blüthengebilde der Schönheit geworden,
Die in beständigem Reiz lieblich das Leben verjüngt?
Ist das Segesta, das listig Athen zu bethören verstanden,
Es nach Sizilien gelockt, wo es die Stärke verlor?
Wo sind der Weisheit Werke und wo das Streben und Treiben?
Wie der Liebe Geseufz ist es enteilend verweht.
Nichts hat Dauer hienieden, es kann nichts auf Erden bestehen,
Vor dem geöffneten Grab schwebet die rastlose Zeit.
Alles vergeht; doch Kunst erfreut und erhebet den Menschen,
Wenn er längstens nicht mehr, zeugt sie noch rühmlich von ihm.

Selinunt.

(Sizilische Elegieen, II.)

Selinunt und Segesta, die ihr euch Feinde gewesen,
Längstens bestehet auch ihr in der Geschichte allein.
Selinuntier, ihr nur habt zu dem Feinde gehalten,
Als Sizilien vereint gegen die Punier gekämpft,
Und es traf euch die Strafe, die unausbleiblich erfolget,
Von des Vaterlands Feind wurdet ihr selbsten zerstört.
Warnend zeigt sich den Fürsten und Völkern die Folge des Bösen,
Aber die Vorwelt spricht immer zur Nachwelt umsonst.
Trümmer und Trümmer allein und nur namlose Zerstörung,
In chaotischem Graus, starret aus Allem hier an.
Lang arbeiteten schon die Menschen und waren nicht fertig,
Waren am Tempel des Zeus eben begriffen zu bau'n,
Als die Erde erbebt; da stürzet in wenig Minuten
Der Jahrhunderte Werk, aller Bemühungen Frucht,
Und es wich vor Entsetzen Poseidon für immer zurücke,
Und Demeter entzog, ach! die beglückende Hand.
Nur die Myrte, der Liebe geheiligtes, zartes Gesträuche
Blieb von allen allein, weilet beständig allhier.
Sei auch selber die Gegenwart noch so lastend und trübe,
Heitert die Liebe sie auf, träufelt balsamischen Trost.
Liebe, du bleibest allein! wirst auch in der Ewigkeit währen;
Wenn die Welten vergeh'n, lebet die Liebe noch fort.

Bei der Veroneser Klause.

Deine Asche selber ist zerstaubet,
Die Jahrhunderte entflohen hin,
Deines Ruhmes doch die Zeit nichts raubet,
Glänzend wird derselbe stets verziehn.

Du, mein Otto, großer Wittelsbacher!
Diese Alpenhöhen zeugen dein,
Für der Teutschen Würde muthig Wacher,
Ew'ges Denkmal dir ist dies Gestein.

Damals galt es ihres Kaisers Ehre:
Ob erkaufen er den Durchgang soll,
Oder mit des Reiches ganzem Heere
Schmählich fliehen, ew'ger Schande voll.

Denn der Engpaß war vom Feind genommen,
Ueber dessen Berge stand er hin;
Auf der steilern Klippen Höh' zu kommen,
Dem Verwegensten unmöglich schien.

Fragend trat der Kaiser zu dem Kreise:
Ob kein Fürst denn unter allen da,
Der zu helfen wüßt' auf eine Weise? —
Nach dem Kaiser jeder schweigend sah.

Edlen Zorns erglühten Otto's Wangen,
Schnell er mit der Treuen kleiner Schaar,
Der zu retten dringendes Verlangen,
Auf die Höh'n der Ehre und Gefahr.

Und er hat die höchsten kühn erstiegen
Und von Schande er gerettet hat;
Alle Feinde mußten unterliegen,
Groß belohnet ward die große That. —

Freudig blick' ich auf zu diesen Felsen,
Wo du Bayern muthig dir errangst,
Unaufhaltbar wie des Bergstroms Wälzen
Auf den Feind zerschmetternd stürzend drangst.

Bleibe deinen Enkeln Beispiel immer:
Teutschlands Ehre zu erhalten treu,
Daß sie lassen von derselben nimmer,
Daß die alten Zeiten werden neu.

Chöre.

1.

Rühme dich nie in dem blühenden Glücke;
Stille genieße die flüchtige Gunst,
Daß sie die Seele nicht tückisch berücke,
Deine Gewalt nicht werde zu Dunst,
Denn nur Demuth wird siegend bestehen,
Prahlende Größe muß immer verwehen.
Bergend bewahre geräuschlos, bescheiden,
Wenn dich ein liebendes Schicksal erhört,
Daß nicht die feindlichen Mächte dich neiden,
Daß dein Glück nicht werde zerstört.
Nur in der Tugend erhält sich die Stärke,
Gott gebühret die Ehre, das Lob;
Der sich frevelnd darüber erhebt,
Selbst die verschlingende Grube sich gräbt;
Stürzen müssen die menschlichen Werke.
Das, womit Er nicht Dauer verwob,
Wie die Welle zerrinnt, die sich hob.

2.

Schnelle endet die Neigung der Fürsten,
Wie der Sonnenstrahl scheint und vergeht,
Und in flüchtigem ewigem Wechsel
Schweifet der Mächtigen wandelnde Gunst;
Darum soll ihr Keiner vertrauen,
Sich nicht erheben in schwindelndem Wahn,
Stürzen würde er, freundlos, verhöhnet,
Der Verachtung gemeinsames Ziel.

Klage.

Nur die Leiden habe ich getragen,
Um das Vaterland den tiefen Schmerz,
Seine Schlachten durfte ich nicht schlagen,
Ach! vergebens sehnte sich mein Herz.
Wie die übersehungslosen Wogen
Kamen Völker kämpfend hergezogen,
Alles schimmerte in Waffenglanz,
Ich allein entbehr' den Siegeskranz.

Kriege mag es viele künftig geben,
Doch ein solcher kommt uns nimmermehr,
Nie von Neuem dieses heil'ge Streben,
So ein gottbeseeltes hohes Heer.
Freudig hatte sich's geweiht dem Sterben,
Um der Heimat Freiheit zu erwerben,
Zu des Wüthrichs Sturz vom Erdenthron
Eine Palme nur verlangt zum Lohn.

Ihr seid glücklich, die ihr fielt im Glauben
An des teutschen Sinnes neue Macht,
Welchen unsre Tage gräßlich rauben;
Niemals aus dem Traume ihr erwacht,
Und in jenen bessern schönern Welten
Lohnet euch das ewige Vergelten;
Aber Trauer ewig mich umragt,
Denn mir wurde jener Kampf versagt.

Das Wappen ein Sinnbild.

Trauriges Bild des Reiches der Teutschen: zweiköpfiger Adler!
Wo zwei Köpfe besteh'n, ach! da gebricht es an Kopf.

Bayerns politische Geschichte.

Einem ungeschickt Schwimmenden gleichst und gleichest du, Bayern,
Schwingend dich zwar in die Höh', schnelle doch sinkend zurück.

Teutschlands und Rußlands Kaiser.

Was die teutschen Kaiser sich nannten und's Gegentheil waren,
Dieses die russischen sind: immer die Mehrer des Reichs.

Gymnasium.

Wie? Gymnasium nennen die jetzigen Menschen die Stätte,
Wo die Jugend versitzt, ach! wo der Körper verdirbt;
Den Ort, wo er wurde geübt, bezeichnet der Name,
Bei den Hellenen war That, aber wir reden davon.

An mich als König.

(5. November 1825.)

Vorwärts, vorwärts sollst du schauen,
Darfst zurücke niemals seh'n;
Ach! der Ruhe stille Auen
Mußten wie ein Traum verweh'n.

Glücklich nur in dem Beglücken
Kannst du jetzt und künftig seyn,
Blos in Anderer Entzücken
Gründet keines sich allein.

Blumensaaten kannst du streuen,
Doch die heitre Blüthenflur
Wird dich nimmermehr erfreuen,
Findest nie zu ihr die Spur.

In dem endelosen Meere
Treibt das Schiff der Stürme Spiel,
Vor ihm lieget ewig Leere,
Nimmer heimwärts wogt der Kiel.

Bist dir selbsten nun gestorben,
Lebst in Allen wieder auf,
Hast Erinnrung nur erworben
Dir in deines Lebens Lauf.

Selige Erinnrung einer
Herrlichen versunknen Welt!
Alles war dort lichter, reiner,
Näher an das Herz gestellt.

Aber nicht zurücke sehen
Darfst du, vorwärts geh' dein Blick,
Vorwärts, vorwärts mußt du gehen,
Treue folgen dem Geschick.

An die Hellenen,

da ich König.

Nur Gebete vermochte die Seele zum Himmel zu senden,
Tapf're Hellenen, für euch, für den befreienden Kampf.
Thatlos verweheten mir in den Lüften die Töne der Lyra,
Blos in die Saiten allein durfte sie greifen, die Hand;
Einsam erklangen dieselben wie Seufzer verheimlichter Liebe,
Jetzt ist die Lyra verstummt, aber das kräftige Wort
Tönt von dem Könige aus der Fülle des glühenden Herzens,
Daß sich's gestalte zur That, Griechen, zu euerem Heil.

An meinen Sohn Otto.

Frühe bereits hast du sie gefühlt, die Schwere der Krone;
Liebe für den Beruf, für dein hellenisches Volk,
Ließ sie dir freudig ertragen, die Pflicht zum Genusse verwandelnd.
Was erdrückend erscheint, machet dieselbe uns leicht;
Sie befreit uns der Bürde, sie schwinget die strebende Seele.
Was wir empfänden als Pein, wird durch die Liebe zur Lust;
Was ihre Strahlen berühren, es glänzet erhebend und heiter;

Das Alltägliche wird uns durch die Liebe verklärt.
Deine Jugend, du opfertest sie für Hellas, ihr lebend.
Ist das Bewußtseyn Lohn, wird durch den Dank er vermehrt.
Dank ward dir von dem Volk, ob Undank Ein'ge auch zeigen,
Und es läutert und reift stets die ausbildende Zeit.
Rastlos vergehet dieselbe, Jahre um Jahre entweichen;
Meere trennen uns; fern bist du doch ewig mir nah.

Der Könige Loos.

Von des Hofes Zwang umgeben,
Schon ein Todter in dem Leben,
Wie ein Götterbild von Stein
Thronen in des Schlosses Mauern
Soll der König, soll vertrauern,
Immer abgesondert seyn.

Abgewogen, abgemessen
Sei ihm alles, soll vergessen,
Daß er Mensch ist, immer kühl
Soll sein Herz nie höher schlagen,
Einsam, freudlos soll er ragen,
Abgestorben dem Gefühl.

Was den Aermsten selbst gewähret,
Er auf seinem Thron entbehret:
Frohen Umgangs heitre Lust.
Wie an Fäden soll er wandeln,
Gleich wie auf der Bühne handeln,
Seiner Rolle sich bewußt.

Ach! worauf sein Blick verweilet,
Von Verläumdung wird's ereilet;
Sei es noch so gut, so rein:
And'res Ansehn es erlanget,
Und der Himmel selbst empfanget
Gleich davon der Hölle Schein.

Verarget mir's nicht.

Verarget mir's nicht, wenn ich mich entrücke
Auf Augenblicke aus dem leeren Raume,
Zu halten mich bestrebend an dem Saume
Der Freude, doch sie kehret nicht zurücke!

Gestattet, daß ich von dem Lebensbaume
Zuweilen doch ein einz'ges Blättchen pflücke,
Mich wieder wende zu dem frühern Glücke;
O! wecket mich nicht aus dem flücht'gen Traume.

Mißgönnt mir nicht die kurze, freie Stunde,
Wenn ich ein Sklave bin im ganzen Tage,
Daß meine Seele wiederum gesunde!

Doch ruft's von überall mir her: „Entsage!
Entbehrung stehet mit dem Thron im Bunde,
Dir bleibet nur der ew'gen Sehnsucht Klage."

Königsgefühl.

Im Jahre 1829.

Was das Heut dem König auch verneinet,
Als erfüllt in Zukunft schon erscheinet:
Anerkennung dessen, was er thut.
Einstens, wenn die Leidenschaften schweigen,
Wird, was er vollbracht hat, rein sich zeigen,
Wenn die Mitwelt längst im Grabe ruht.

Glücklich! der auf einen Thron berufen;
Zu ersteigen hat er keine Stufen,
Ueber ihm auf Erden Niemand steht;
Seinen sehnend, glühend festen Willen,
Gutes zu bewirken, darf er stillen,
Und der Tod nicht seine Spur verweht.

Fernhin über seines Lebens Tage,
Wenn Verläumdung endete und Plage,
Wirkt wohlthätig er noch immer fort.
Der Verkannte wird zurückverlanget
Und den Lohn der gute Fürst empfanget,
Wenn nicht hier bereits, doch sicher dort.

Herrlich! über freies Volk zu walten,
Nicht nach Willkür gränzenlos zu schalten,
Sondern in den Schranken, die besteh'n;
Muthig, kräftig stets voran zu schreiten,
Heilend, wo es möglich ist, die Leiden,
In dem Edelen sein Volk erhöh'n.

Schwierigkeiten, welche sich ergeben,
Hindernisse, welche sich erheben,
Stählen mehr noch die Beharrlichkeit,
Und in des Bewußtseyns heil'ger Stärke,
Zu vollbringen des Berufes Werke,
Tritt er kühn und offen in den Streit.

Ein zum Himmel hebendes Empfinden,
Gegen welches alle Mühen schwinden,
Wenn Erfolg das heiße Streben krönt,
Wenn im Volk das Gute frisch gedeihet,
Welchem er sein Leben ganz geweihet,
Wird erkannt, was früher ward verhöhnt.

Liebe findet, wer nie müd' im Lieben;
Wenn auch lang die Herzen fühllos blieben,
Schließen sie am Ende doch sich auf.
Trachten Manche gleich es zu verhindern,
Trennt's nicht stets den Vater von den Kindern,
Zieht sie liebend an sein Herz herauf.

Auf Weihrauchwolken früherhin erhoben.

(Im Jahre 1831.)

Auf Weihrauchwolken früherhin erhoben
Bis zu dem endelosen Himmelsbogen,
In der Verläumdung Tiefe nun gezogen,
Versank mein Name durch des Sturmes Toben.

Veränderlich ist gleich den Meereswogen
Der Menschen Gunst; was heute selbe loben,
Ist morgen schon zerronnen und zerstoben;
Wer sich auf sie verläßt, der wird betrogen.

So wie die Wellen kommen und verschwinden,
Entsteht das Lob der Menge und vergehet,
Und Thorheit nur, sein Glück daran zu binden.

Was auf Bewußtseyn ruht, blos sicher stehet,
Das Heil, es ist bei Gott allein zu finden,
Dies bleibt, wenn alles Andere verwehet.

Von mir.

Was dem Herzen auch die Zeit entrissen,
Was die Menschen selbem auch geraubt
Und zu thun noch immer sind beflissen,
Ob mir schöne Hoffnung gleich zerstaubt;
Der ich jetzo schmerzlich muß vermissen,
Ach! woran beglückt ich sonst geglaubt,
Eines wurde nicht aus ihm getrieben,
Unversehrt ist es in ihm geblieben:

Liebe zu dem teutschen Vaterlande,
Sie beseelet immer mein Gemüth,
Fest umschlungen von dem heil'gen Bande,
Für mein Teutschland ist das Herz durchglüht;
Wie das Kind sich zu der Heimat wandte,
Liebe noch dafür im Manne blüht;
Vieles wird verändert mit den Jahren,
Sie hat keine Aenderung erfahren.

Da, als noch ein Teutscher sich zu nennen,
War Verbrechen, da, als unterjocht
War die Heimat: mich von ihr zu trennen,
Kein Napoleon hat es vermocht.
Als, zum Wechselmord gespannt die Sennen,
Teutscher gegen Teutschen wüthend focht,
Hat für's Vaterland das Herz geschlagen,
Und ich mußte, wie ich's fühlte, sagen.

Wenn von Teutschen, Hohen und Geringen,
Uebel gleich behandelt und geschmäht,
Würde sie zu mindern nie gelingen,
Liebe unerschütterlich besteht;
Für das Vaterland mich zu bezwingen,
Dies vermag kein Schicksal. Nie vergeht
Meine Leidenschaft für Teutschlands Ehre,
Und für sie zu setzen mich zur Wehre.

Mein verlornes Paradies.

Elegie.

Hin zu den wellenförmigen Bergen in bläulicher Ferne
Zieht es die Seele; es liegt dorten das ewige Rom;
Aber das Rom, das mich Staunenden faßte, mein Wesen erfüllte,
Als ich's zum Erstenmal sah, dieses mein Rom, es verschwand,
Ist versunken in ew'ge Vergangenheit, so wie die Jugend;
Einmal blühet sie nur, einmal auch fühlet sich nur
Die Gewalt des Eindrucks des Neuen, die gränzenlos herrschet;
Siehst du es wieder, so ist dir es dasselbe nicht mehr.
Aufgethan war das Gemüth, das für jeden erhabenen Eindruck
Sich so empfänglich bewies, alles lebendig ergriff,
Von der Natur, von der Kunst, von der Vorwelt heilig durchdrungen
Mit der Jugendgewalt glühender Einbildungskraft;
Ihren mystischen, reizenden Duft zog sie über Alles;
Dichterisch, wie das Gemüth, stellte sich Alles ihm dar;
Noch war der Geist nicht von der, das Hohe zernichtenden finstern
Ueberzeugung erfüllt, ach! daß zu jeglicher Zeit
Blos prosaisch das Leben des Menschen gewesen; zerrissen
War der Schleier noch nicht, welcher die Wahrheit verbarg.
Was hinein Phantasie gelegt, das zeigte die Vorwelt.
Ihr Bild sah nicht der Mensch, schaute nur jene allein;
Doch poetisch ist damals mein regsames Leben gewesen,
Weil ich so es gefühlt, ward es ein solches für mich.
Wie Pygmalion Leben dem Marmor verliehen, belebte
Meine innere Gluth alle Bildsäulen damals.

Die Ruinen, sie wurden Paläste und Tempel und Villen,
　Stolz zu dem Kapitol schritt der Triumphzug hinauf;
Jubel vernahm ich vom Circus her, aber das Amphitheater,
　Welches die Flavier erbaut, sah ich noch voller gedrängt;
Mehr und mehr sich zerbröckelnde Mauern bezeugen die Größe
　Des, einst Hauptstadt der Welt, ewigen einzigen Rom's.
Stille herrscht, unterbrochen allein vom Gezwitscher der Vögel;
　Todt ist die Gegenwart Rom's, blos die Vergangenheit lebt.
Sehnsucht nach der Vergangenheit, wie der schöpfrischen Seele
　Sie nach Jahrhunderten deucht, faßte mein kindlich Gemüth,
Hingegeben dem Eindruck, welchen es willig empfangen
　Von des Augenblicks Macht in der enteilenden Zeit.
Mit dem fröhlichen Leben verband selbst das Todte sich heiter;
　Liegen Wiege und Grab nahe einander doch auch;
Rom, in dir erblicken wir beide beständig vereinigt.
　Deinem Schooße entsteigt immerhin Schönes zu uns;
Doch nur Phantasie ertheilet dem Schönen den Zauber,
　Sie nur ertheilet den Geist, und sie verkläret allein.

Die Teutschen
nach Erlassung des Offenen Briefes von Dänemark's König.

Die Geschmückten mit dem Siegeskranze,
Die den Größten *) in den Staub gestürzt,
Hehr umstrahlt von ew'gem Ruhmesglanze,
Werden doch vom Dänen nicht verkürzt!

Welche muthvoll, kühn die Ketten sprengen,
Von dem Riesen ihnen angelegt,
Lassen sich vom Kleinen nicht beengen,
Sind von heil'ger Flamme angeregt.

Daß er's auf dem Schlachtfeld, nicht genüget,
Immer zeig' der Teutsche, was er kann;
An einander immerdar gefüget,
Teutschland stehe da für einen Mann.

Lang das Spiel des Auslands, übergeben
Frecher Willkür, lang der Fremden Knecht,
Fängt der Teutsche an jetzt zu erheben
Hoch sein Haupt, und endlich werd' ihm Recht.

*) Napoleon.

Daß die Schmach zurücke niemals kehre,
Seines Aufschwungs herrlicher Gewinn,
Daß das Vaterland behaupt' die Ehre,
Dafür bürgt des Volkes teutscher Sinn.

Das Lob desjenigen, der lobessüchtig.

Das Lob desjenigen, der lobessüchtig,
Wird frühe durch den Hauch der Zeit zerstieben,
So wie die Blätter, die damit beschrieben,
Vom Winde. Das Alltägliche ist flüchtig.

Ein Schaum wird's Inhaltleere weggetrieben;
Erjagtes Lob ist eitel, immer nichtig,
Das sich von selbst ergeb'ne nur gewichtig,
Wenn's andre schwand, ist solches blos geblieben.

Und nicht die Gegenwart, die Zukunft richte
In ihr, und auch in ihr allein nur glänze,
In unvergänglich strahlenreichem Lichte.

Es blühet dessen Ruhm in ew'gem Lenze,
Dem einst die unbestechliche Geschichte
Wird dankbar reichen ihre Lorbeerkränze.

Joseph Christian Freiherr von Zedlitz,

geboren am 28. Februar 1790 zu Johannisberg im österreichischen Antheile Schlesiens, wo sein Vater Landeshauptmann war, erhielt den vorbildenden Gymnasialunterricht zu Breslau; trat 1806 in ein österreichisches Husarenregiment; wurde 1809 zum Lieutenant, zwei Monate später zum Oberlieutenant befördert und nahm als Ordonnanzoffizier des Fürsten von Hohenzollern an den Schlachten von Regensburg, Aspern und Wagram Theil; verließ aber später, aus Familienrücksichten, den Kriegsdienst und lebte seitdem als kaiserl. Kammerherr, Geheimsekretär des Fürsten Metternich, und seit 1845 als Geschäftsträger des Herzogs von Nassau meist zu Wien.

Seine Dichterlaufbahn eröffnete v. Zedlitz mit dem der Gattung der Schicksalstragödien angehörigen Trauerspiele „Turturell" (1821), dem vier Jahre später das Drama: „Zwei Nächte zu Valladolid" folgte, das, ganz im Geschmack der Calderon'schen Stücke geschrieben, bei gut angelegtem Plane den Vorzug wahrhaft dichterischer Sprache geltend machte. Den Styl des spanischen Drama's der Calderon und Moreto, behielt er auch in seinen späteren und gereifteren Bühnenerzeugnissen, in „Stern von Sevilla," „Herr und Sklave" ꝛc. bei, während er mit dem Schauspiel „Kerker und Krone" sich an Göthe's Tasso anlehnte. Zeigte sich Zedlitz als Dramendichter wenig selbstständig, so überraschten um so mehr seine 1828 erschienenen „Todtenkränze", ein aus 134 Kanzonen bestehendes Gedicht elegischen Charakters, das durch erhabenen, fast Byron'schen Schwung, Tiefe des Inhalts und prosodische Vollendung sich auszeichnend, auf Originalität Anspruch hat. Der Dichter hat es selbst als „seines Stammes Mark" bezeichnet, und in der That konnte er den damit erlangten Ruhm durch kein späteres Erzeugniß erhöhen; dieser Feuerkern wahrer und edler Begeisterung und tüchtiger Denkart zeigte nur einmal die vollschaffende Triebkraft. Seine gesammelten „Gedichte" (1832), in denen sich das Leben meist von idealischer Seite offenbart, characterisirt bei frischer, lebendiger Phantasie und gefälliger Form eine vielfach schöne poetische Stimmung und Gefühlsweise, und eine blühende, obwohl nicht immer charakteristische Diktion. Zu einer bestimmten Eigenthümlichkeit hat er sich nicht durchgerungen. Im Lyrisch-Epischen scheint er Uhland nachgestrebt, diese Sphäre aber von seinem Talent nicht angewiesen erhalten zu haben; er hat sich auch wenig darin bewegt. Selbst seine berühmte Ballade „die nächtliche Heerschau" verdankt ihren Erfolg wohl mehr dem glücklich gegriffenen Stoff, als ihrer Originalität in Gedanke und Ausführung.

In seinem „Waldfräulein" (1843) zeigt sich uns der ernstsinnige Dichter der Todtenkränze auf dem ganz entgegengesetzten Gebiete idyllisch-erotischer Poesie. Dieses Mär-

chen enthält manches frische, anmuthige, reizende Bild, schöne Einzelheiten in Schilderung und Darstellung, „ohne jedoch im Ganzen eine bestimmte gleichmäßige Anschauung zu gewähren"; auch malt des Dichters Phantasie hin und wieder mit etwas zu lüsternen Farben. — Die letzte Spende des Dichters, „Altnordische Bilder" (1850), enthält zwei dem Sagenschachte des altnordischen Alterthums entnommene Erzählungen, von denen die eine („Ingvelde Schönwang") den Blutrachekampf zweier Geschlechter aus Asenblute vorführt, die andere („Svend Felding") einer heiteren altdänischen Ballade frei nachgebildet ist.

Die Dorfkirche.

In einem Dorf, am frühen Morgen,
Sah ich ein Kirchlein offen stehn,
Und wie's mir freundlich schien zu winken,
Trieb mich das Herz, hinein zu gehn.

Nur wenig Beter fand ich knieen,
Denn Werktag war's und Erntezeit;
Ein greiser Priester sprach den Segen
Und hielt das heil'ge Mahl bereit.

Da naht ein Weib sich dem Altare,
Den zarten Säugling an der Brust:
Ihr Antlitz schwamm in Doppelgluthen
Der Andacht und der Mutterlust.

Und als ihr Mund das Brod des Lebens
Empfangen aus des Priesters Hand,
Sie's kaum berührt mit ihren Lippen
Und mit verklärtem Blicke stand:

Da drückte schnell in hoher Wonne
Sie an den Mund den Säugling zart;
Reicht' ihm den Theil der Himmelsspeise,
Den sie ihm liebend aufbewahrt. —

O süße Macht der Mutterliebe,
Die Gottesblume dieser Welt,
Die Alles theilt, den Leib des Herren
Selbst nicht für sich allein behält!

Zieh', junge Frau, mit frommem Troste,
Und reicher Segen sei dein Theil!
Wie du vertraut, so sei erhöret,
Dem Kinde blühe Glück und Heil!

Und weinend trat ich aus der Kirche
Und dacht' an ein entferntes Grab:
Dort ruht schon längst, bedeckt von Rasen,
Die beste Mutter, die es gab!

Die hätte wohl, wie Pelikane
Die Brust sich öffnen für die Brut,
Auch ihre Kinder gern genähret
Mit ihrem besten Herzensblut!

Der Abendhimmel.

Wenn ich an deiner Seite
Im Abenddunkel geh',
Den Mond und sein Geleite,
Die tausend Sterne seh':

Dann möcht' ich den Mond umfangen
Und drücken an meine Brust,
Die Sterne herunter langen
In voller, sel'ger Lust!

Mit ihnen die Locken dir schmücken,
Und schmücken die schöne Brust,
Ich möcht' dich schmücken und drücken,
Und sterben vor Wonn' und Lust! —

Sehnsucht.

Als mein Auge sie fand
Und mein Herz sie erkannt,
O, wie glühte die Brust
Von Entzücken, von Lust!

Wie voll Düfte die Au,
Und der Himmel, wie blau!
Und der Wald voll Gesang,
Und die Lüfte voll Klang!

Ohne Sie, wie so kalt,
Und die Welt, wie so alt!
Und die Erde, wie leer,
Und das Herz, ach! — so schwer.

Das Auge der Schlange.

Kennst du die Sage wohl von jener Schlange,
Der sichrer Tod im Blick des Auges liegt?
Der Vogel, der sie ansieht, wirr und bange,
Fällt starr vom Zweig, auf dem er sich gewiegt.

Das Häschen, das geduckt im Grase lauschet,
Von ihrem Anschaun wundersam umstrickt,
Wird willenlos und zauberhaft berauschet,
Und stirbt, sobald ihr Aug' es angeblickt.

Sie aber glänzt in bunten Farbenringen,
Und achtet nicht der Beute, die sie hält;
Die Macht nur ist's, der Sieg und das Gelingen,
Es ist das grause Spiel, das ihr gefällt. —

So bist auch du! Dein Bild ist's, das ich male,
Der dunkeln Sterne unglücksel'ge Pracht;
Mit ihrem Glanz, mit ihrem Zauberstrahle,
Mit ihrem Reiz, mit ihrer Todesmacht!

Doch nein! verzeih, — wie glichst du diesem Bilde!
Wie tödtlich auch das dunkle Auge blickt,
Ist nicht sein Licht tiefsinnig, hold und milde,
Ist's seine Schuld, daß es mit Tod umstrickt? —

Spricht es nicht mitleidsvoll: geht, bleibet ferne,
Ihr dauert mich und euer Mißgeschick;
Ihr kennt sie nicht, die unheilvollen Sterne,
Sie tödten, wenn ihr naht, drum weicht zurück!

Und wenn ein tief verhängnißvoll Gelüsten
Sie dennoch treibt, wie wär' es deine Schuld?
Du möchtest gern der Armen Leben fristen,
Denn du bist sanft und süß, und voller Huld!

Laß sie gewähren! Selig, wem zu sterben
Im Himmel deines Blicks ein Gott bescheert! —
Den süßen Tod, wer möcht' ihn nicht erwerben;
Doch wer ist wohl ihn zu erwerben werth?

Großartig! ## Die nächtliche Heerschau.

Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht emsig auf und ab.

Mit seinen entfleischten Armen
Rührt er die Schlägel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveill' und Zapfenstreich.

Die Trommel klinget seltsam,
Hat gar einen starken Ton;
Die alten, todten Soldaten
Erwachen im Grab davon.

Und die im tiefen Norden
Erstarrt in Schnee und Eis,
Und die in Wälschland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß;

Und die der Nilschlamm decket
Und der arabische Sand,
Sie steigen aus ihren Gräbern,
Sie nehmen's Gewehr zur Hand.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter sein Grab,
Und schmettert in die Trompete,
Und reitet auf und ab.

Da kommen auf luftigen Pferden
Die todten Reiter herbei,
Die blutigen alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.

Es grinsen die weißen Schädel
Wohl unter dem Helm hervor,
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr sein Grab,
Kommt langsam hergeritten,
Umgeben von seinem Stab.

Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an seiner Seit'.

Der Mond mit gelbem Lichte
Erhellt den weiten Plan,
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht sich die Truppen an.

Die Reihen präsentiren
Und schultern das Gewehr,
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.

Die Marschäll' und Generale
Schließen um ihn einen Kreis:
Der Feldherr sagt dem Nächsten
In's Ohr ein Wörtlein leis'.

Das Wort geht in die Runde,
Klingt wieder fern und nah':
„Frankreich“ ist die Parole,
Die Losung: „Sankt Helena!“ —

Dies ist die große Parade
Im elyseischen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der todte Cäsar hält.

Wilhelm Tell.

„Sprich, Vater, warum wir die dunkle Nacht
Im Walde, tief in den Tannen durchwacht?"
„„Mein Kind, wer sich rüstet zu guter Jagd,
Muß zu Holze zieh'n, bevor es tagt.""

„Dort, Vater, ein Reh aus dem Busche bricht!
Du siehst es, und du erlegst es nicht?"
„„Ein Reh ist eine geringe Beut';
Wohl edler Wild erjag' ich heut!""

„Dort stürzt aus dem Dickicht der Hirsch in Hast; —
Nun, Vater, frisch deinen Pfeil gefaßt!"
„„Laß ziehen den Hirsch, ihm geschieht kein Leid;
Wohl edler Wild erjag' ich heut!""

„Mein Vater, ob unserm Haupte schwer
Zieht drohend ein Gewitter her! —
Mir wird so bang — laß heim uns gehn!"
„„Mein Sohn, lern' im Gewitter stehn!""

„Sieh dort, herjagend auf stolzem Roß,
Den Landvogt reiten, noch fern sein Troß!"
„„Still, Knab'! so Gott dir helfen mag! —
Landvogt, dies war dein letzter Tag!"" —

„Um Gott, mein Vater! was hast du gethan?
Du hast erschlagen den vornehmen Mann!"
„„Wer ein Mann ist, vertheidigt sein gutes Recht,
Der Feige nur ist der Tyrannen Knecht!""

Die Haide.

Währt ewig denn die lange Haide,
Liegt sie denn niemals hinter mir?
Wohl ziehen Heerden auf der Weide,
Doch keine Menschen seh' ich hier.

Der Hirt nur liegt dort ausgestrecket,
Und senkrecht brennt der Sonne Licht
Ihm auf das Haupt, das unbedecket;
Er aber schläft und fühlt es nicht!

Soll ich ihn neiden, ihn beklagen,
Dem, wenn die Zeit vorüber streift,
Sie nichts gebracht, nichts fortgetragen,
Dem auswärts nie ein Wunsch geschweift?

Soll ich beklagen ihn, beneiden,
Der noch kein Herzweh je gekannt,
Des Thieres Lust und seine Leiden,
Und sein Bedürfniß nur empfand?

Der nicht die Gegend noch ergründet
Im Innern, wo die Seele thront,
Der mit der Heerde lebt, empfindet,
Und mit ihr weidet, mit ihr wohnt? —

Armselig Loos, das ihm beschieden!
Dies wär' ein Ziel, des Strebens werth?
Werth, daß der Mensch nach solchem Frieden
Die ganze Gluth der Seele kehrt? —

Doch ist's dies Glück, das Eure Weisen,
Die Ihr im Staate hoch gestellt,
Als dieses Lebens Blüthe preisen!
Dies Glück vergönnen sie der Welt!

Weltlauf.

Auf der Straße trifft mich ein alter Bekannter,
Der ruft und flüstert leise zu mir:
„Mein Bester, der Affe ist nun Gesandter,
Der Affe ist nun ein großes Thier!“ —

„„Laßt mich mit dem Affen ungeschoren!
Was geh'n mich eure Bestien an?
Mit langen Schwänzen und hohen Ohren
Ist man drum noch kein rechter Mann!““ —

„So schweigt doch! sprecht nicht in solchem Tone!
Der Affe ist ein hämisch Thier;
Der macht sich wenig aus Eurem Hohne,
Denn, lieber Freund, was seid denn Ihr?“ —

„„Daß nichts ich bin in solchen Tagen,
Hat immer mich zumeist erfreut;
Wenn Thiere hohe Würden tragen,
Dann, Bester, ist nicht meine Zeit!““ —

„Der Affe wird vielleicht noch Kater,
Trägt Stern und Orden, bedenkt das doch!“ —
„„Sie machten den Affen zum Gott Vater,
Lebte nicht der alte Gott Vater noch!““

Bei Goethe's Tode.

Horch! durch Deutschlands weite Gauen
Schallt der Grabestuba Klang;
Millionen Augen schauen
Thränenvoll und schmerzensbang.

Von dem Rhein zur Elb' im Fluge
Tönt die düstre Todesmär',
Und in endlos langem Zuge
Treten hundert Völker her.

Wem die Sprache der Teutonen
Irgend nur zum Herzen schallt,
Wie er fern auch möge wohnen,
Kommt zum Grabe hergewallt.

Und ein einz'ger Klagton zittert,
Weheschreiend, durch die Luft,
Und ein Schmerz ist's, den, erschüttert,
Jede Brust zum Himmel ruft! —

Und doch seht! — Ich kann nicht weinen,
Trauer füllt die Brust mir nicht;
Kann mich eurem Schmerz nicht einen, —
Ihr seht Nacht, — ich sehe Licht.

Weg mit den Zipressenkränzen,
Rosen schlingt um's Haupt, und laßt
Uns mit Hymnen und mit Tänzen
Grüßen seine ew'ge Rast.

Denn aus allen, die da leben,
Lebten, — Einen kenn' ich nur,
Dem die Götter Glück gegeben,
Der zum Himmel selig fuhr!

Was die Gunst in kargen Spenden
Einzeln nur Erwählten beut,
Hat sie mit freigeb'gen Händen
Auf dies einz'ge Haupt gestreut.

Gleich dem jungen Gott der Trauben
Pflegt' ihn eine Nymphenschaar,
Und dem Kind in Blüthenlauben
Reichte sie Ambrosia dar.

Und mit einem reichern Kranze,
Traub- und Ros- und Lorbeerschwer,
Ging, ihm gleich an Schönheitsglanze,
Im Triumphzug er einher.

Und was ehret, und was schmücket,
Edles Gut, und schöner Tand,
Was erfreut und uns beglücket,
Fiel von selbst in seine Hand.

Sein war, was da lebt und blühet,
Sein der Preis an jedem Ziel,
Und was And'rer Kräfte mühet,
War den Seinen nur ein Spiel.

Und als spät er abgerufen
Aus dem Lebenstempel, traf
Statt dem Tod er, auf den Stufen
Seinen mildern Bruder Schlaf.

Und bei hoher Fürsten Leichen
Wird des Sängers Grab geschaut,
Der sich in des Geistes Reichen
Einen Götterthron erbaut.

Ja, ein Gott kam er zur Erde,
Und ein Gott im Siegeslauf,
Frei von irdischer Beschwerde,
Flog er zum Olympus auf!

Weg denn mit Zipressenkränzen,
Rosen schlingt um's Haupt und laßt
Uns mit Hymnen und mit Tänzen
Grüßen seine ew'ge Rast!

Die Kirchweih zu Unkel.

1. Die Wallfahrt.

Der Morgen glänzt so mild und klar,
Die Sonn' auf flammendem Altar
Hat weithin Opfergluth entzündet,
Es rauscht und klingt der kühle Rhein,
Er singt mit lauter Stimme drein,
Die sel'ge Sabbathfeier kündet.

Wie ist so wunderbar sein Klang,
Wie ist so rührend sein Gesang,
Den keine Erdensprache singet,
Und den, so weit die Sonne geht,
Doch jedes Menschenherz versteht,
Und der Jahrtausende schon klinget.

Er singt nur alte Melodie'n,
Die Berg' umher begleiten ihn,
Die Höh'n, vom Rebenlaub geschmücket;
Die grünen Wälder jauchzen Preis,
Vom Felsenkulm zum kleinsten Reis
Stimmt Alles in sein Lied, entzücket.

Und dort auf grüner Welle ziehn
In schönem Zug die Nachen hin,
Die festlich auf dem Strome glänzen;
Entblößten Haupt's die Pilger stehn,
Die rothen Kirchenfahnen wehn,
Voran das Kreuz mit Blumenkränzen.

Und in des Stroms, der Berge Luft,
Ertönt der Psalm der Menschenbrust,
Die's drängt zu gläubigen Gebeten;
Bis endlich Kahn nach Kahn zum Strand,
Ein schwimmend Kirchlein, sich gewandt,
Die Pilger an das Ufer treten.

Vor Unkel wird ein Schiff geschaut,
Gar zierlich in den Strom gebaut,
Von Blumen und von grünen Maien;
Wo flüchtig sich zu Wand und Dach
Viel helle Wimpel mannichfach,
Gezweig und bunte Seide reihen.

Die weißen Häuser sind umstellt
Mit einem grünen Laubgezelt,
Und große, duft'ge Blumenbogen
Von rother Ros' und Güldenklee,
Von blauem Veil und Lilienschnee,
Sind schmuck von Thor zu Thor gezogen.

Vom Kirchthurm tönet Glockenschall,
Vom Chor herab der Orgel Hall,
Rings der Gesang der frommen Menge;
Denn weit bis in die Straße hin
In dichter Reih' die Beter knie'n,
Der Andacht wird der Raum zu enge.

Als nun der Kahn festhält am Seil,
Zieh'n hin zur Kirch' in langer Zeil'
Aus allen Gegenden die Frommen,
Die in des ros'gen Morgens Strahl,
Andächt'ge Waller allzumal,
Auf klarer Fluth hieher geschwommen.

Aus einer Brust nun schallet hier
Zur Höh' „Herr Gott, dich loben wir!"
Von allen Wegen, allen Stegen;
Der Weihrauch steigt, die Kerzen sprühn,
Die tiefbewegten Herzen glühn,
Der Priester spricht dem Volk den Segen.

---

2. Dichtergruß.

O Land am Rhein, so wonniglich,
Die Hand des Herrn behüte dich!
So ruf' auch ich dir zu beim Scheiden.
Bewahr' dir Gott den frischen Muth,
Das leicht bewegte Jünglingsblut;
Viel gab dir die Natur an Freuden!

Nie rühr' an dich des Franken Hand,
Um in dein Herz, o deutsches Land,
Den eignen Unbestand zu tragen.
Ein deutscher Strom bist du, o Rhein,
Deutsch ist dein Brod, deutsch ist dein Wein,
Deutsch sei dein Schwert, kommt's einst zum Schlagen.

Und Frauenminne, treu bewahrt,
Und Männerfreundschaft, stark von Art,
Als deutsches trägst du sie ja eigen.
Ist deiner Sprache süßer Laut
Nicht deutschen Dichtern anvertraut?
Stolz darfst du deine Sänger zeigen! —

Drei sitzen dort an deinem Strand,
Ich grüße sie mit Herz und Hand,
Ein Spielmann auch in deutschen Gauen!
Am Rolandseck den Knappen gut,
Mich dünkt, er stamm' aus Volkers Blut,
So wacker ist er anzuschauen; —

Und der aus tiefstem Bergesschacht
Manch' goldnen Hort heraufgebracht,
Der drin Jahrhunderte geschlafen; —
Und ihn, der mit siegreichem Klang
Jüngst Tristan und Isolde sang,
Wie sie in Lieb' und Leid sich trafen:

Sie Alle grüß' ich nach der Reih';
Es ist noch jüngst durch diese Drei
Viel Liebes mir, dem Gast, geworden.
So schlingt durch alles deutsche Land
Um wackre Sänger sich ein Band,
Vom Rhein bis zu der Donau Borden!

Am deutschen Gränzstein.

Mir auch pochte das Herz, als von den Alpen ich
Weit hin schaut' in das Land, mythischer Zauber voll,
Das süß dämmernd, ein Traum mir vor der Seele lag,
Den ich geträumt in der Jugend Schlummer.

Ich auch eilte dem Süd sehnsuchtgestachelt zu,
Wo hin tobt der Torrent, wo in Pontevas Schlucht
Starr aufraget der Fels, schwindelnd der Weg sich zieht,
Mächtig von Quadern umzäunt, am Abgrund.

Dort vom Morgen beglänzt, hebt sich Venedigs Pracht
Aus tiefblauendem Schooß stiller Lagun' empor;
Schon durchfährt den Kanal, ruderbewegt, entlang
Tausend Palästen, die schlanke Gondel.

Auch auf üppiger Flur schaut' ich der Lombardei
Marmorstädte zerstreut, dicht, wie des Sämanns Hand
Streut Goldkörner der Saat; und aus dem Gardasee
Glänzte der blaue Sapphir des Himmels.

Starr her ragte der Kulm drüben der Apennins,
Grün umgürtet vom Gurt dunkler Kastanien,
Tief durchklüftet vom Guß stürzender Ströme, nun
Trocken ihr Bett, und gefüllt mit Bergschutt.

Florenz, lachende Braut, lieblich im Kranze, dir
Vom leicht schwebenden Hut flattert der Rosenzweig!
Wie, durchschauert von Lust, Arno dich hält im Arm,
Winkt ihm dein leuchtender Blick Gewährung!

Hoch auf pochte mein Herz, ewige Tiberstadt,
Als mein Fuß dich betrat, als ich vom Pincio
Euch anstaunte zuerst, Wunder der Gegenwart,
Stolzer Vergangenheit hehre Wunder!

Schranklos schweifte der Blick von der Laterne Knauf,
Labyrinthisch vor mir Marmorpaläst' und Dom'!
An dein schwarzes Gestein, Mauer der Engelsburg,
Rankten sich Rosen hinan und Weinlaub.

Still hin rollte der Strom unter der Brücken Joch!
Jenseits ragt aus dem Schutt jenes gewaltige
Trümmerfeld, wo so oft jubelnder Siegeszug,
Spolientragend, zum Tempel aufstieg;

Cestus' Maal und der Thurm, der der Metelle Grab, —
Rechtshin Waidegefild, — tiefer am Horizont
Schwimmt weiß schimmernder Duft — drüben ein dunkler Streif —
Hinter des Aethers Kristall die Meerfluth! — —

Nicht Stumpfsinnigen war todt hier Natur und Kunst;
Nein! ein seliger Rausch glüht' in der Brust auch mir;
Doch ich fühlte, beglänzt selbst von Hesperiens
Heiterem Himmel, die deutsche Sehnsucht!

Bald entschwunden dem Blick war der Orangen Gold,
Lorbeerros' und Jasmin schwanden und Pinien;
Weinlaubkränze, gespannt festlich von Stamm zu Stamm,
Und von den sonnigen Höh'n der Oelbaum.

Und als heim das Gespann flog, und der Rosse Huf
Deutschlands Erde berührt, die mir die heilige;
Rings verhallt der Gesang, der wie Sirenenlied
Lieblich in Schlummer die Geister einlullt;

Als mir wieder in's Ohr tönte die Sprache Teuts,
Wie laut dröhnendes Erz einst, in des Odins Hain,
Wenn, aufrufend zur Schlacht, mächtig des Skalden Schwert
An den metallenen Schildkranz anschlug;

Als dein ew'ger Kristall, Himmel Italiens,
Schwand, phantastisch Gewölk über dem Haupt mir zog,
Als Tannwälder um mich brausten, geheimnißvoll,
Schaurige Sagen der grauen Vorwelt;

Melodieen der Quell rieselte neben mir,
Blau und klar, daß im Grund jegliches Steinchen glänzt: —
Da, ob eisige Luft auch mir den Bart gereift,
Jauchzt' ich Päane dir zu, o Heimat!

Aus:

„Todtenkränze."

Kanzone 1—8.

1

Mich hatte Waldesdunkel eingeschlossen,
Und in Betrachtung lag ich tief versunken,
Von Bildern meiner Träume rings umwoben.
Was soll, o Herz, die Gluth, von der du trunken? —
So rief ich laut, und meine Thränen flossen —
Was willst du denn, von Sehnsucht stets gehoben,
Mit deinem wilden Toben?
Verzehrst du dich, um Schatten zu erfassen,
Und willst für ein Phantom von Seyn und Leben
Das Leben selbst mit seinen Freuden geben!
Willst du, dein eigner Feind, dich selber hassen? —
O, gib sie auf, die täuschenden Gestalten,
Sie *scheinen* nur und sind nicht festzuhalten!

2.

Nein! — tönt es wieder aus der Seele Tiefen —
Was dich auf Flügeln oft empor getragen,
Was mit des Himmels Flammen dich durchglühet,
Was dir so stürmend in der Brust geschlagen,
Es waren Gottes Stimmen, welche riefen,
Sein sel'ger Athem, der in dir gesprühet!
Die Blumen, die erblühet,
Gekeimt, gewurzelt in des Daseyns Grunde,
Von jenem Strahl erwärmet und beleuchtet,
Vom Thau der hohen Wehmuth angefeuchtet,
Sie bricht der Sturm nicht einer bösen Stunde!
Was du gefühlt, es war unsterblich Leben,
Nicht Schatten, die zerrinnen und verschweben!

3.

Des Ruhmes Eiche, die zum Himmel strebet;
Der Liebe Rosen, die erglühend bluten

Im grünen Blätterbrand, aus dessen Grunde
Der Nachtigallen Lieder weh'n und fluthen;
Das schlanke Reis, das ob dem Haupte schwebet
Der hohen Sänger, die mit wahrem Munde
Der ew'gen Zeichen Kunde
Zum süßen Klang der goldnen Harfe hauchen:
Die edlen Zweige alle, umgebogen
Zu Kronen, auf den Locken uns zu wogen,
In Duft und Glanz die Stirne uns zu tauchen —
Die Kränze wären nicht der Schmuck des Lebens,
Und der sie fand, er lebte doch vergebens? —

4.

Und wem sie, würdig, je die Schläfe schmücken,
Er hätte nicht den Gipfel auch erstiegen
Des Erdenglückes, aller ird'schen Wonnen?
Es wär' ein höh'res Ziel noch zu erfliegen,
Der Brust bewahrt ein seliger Entzücken?
Nein, nimmermehr! — Wie Nebel, schnell zerronnen,
Durchbohrt vom Pfeil der Sonnen,
Zerfließt in Nichts, was sonst mit Glanz gepranget!
Seht hin! was einst gebrannt in lichten Farben,
Wie es erbleicht, wie alle Schimmer starben,
Verwesungshauch an jedem Leben hanget,
Und nur allein unsterblich sich verkündet
Das Ideal, das unsre Brust entzündet! —

5.

Ein Kern des Lichts fließt aus in hundert Strahlen,
Die gottentflammte Abkunft zu bewähren,
Begeist'rung ist die Sonne, die das Leben
Befruchtet, tränkt, und reift in allen Sphären!
In welchem Spiegel sich ihr Bild mag malen,
Mag sie im Liede kühn die Flügel heben,
Mag Herz zu Herz sie streben,
Sie sucht das Höchste stets, wie sie's erkennet! —
Längst im Gemeinen wär' die Welt zerfallen,
Längst wären ohne sie zerstäubt die Hallen
Des Tempels, wo die Himmelsflamme brennet;
Sie ist der Born, der ew'ges Leben quillet,
Vom Leben stammt, allein mit Leben füllet. —

6.

Was auf der Erde Großes je geschehen,
Im Busen derer ist es nicht entsprossen,
Die antheillos sich schaukeln auf den Wogen
Der üpp'gen Lust, von hohlem Schaum umflossen!
Das Auge, das die neue Welt gesehen
Auf jenem andern, fernen Erdenbogen,
Das durch die Nacht geflogen,
Die unbekannte, die sie überdecket;
Das sie geseh'n, mit Wunderglanz erfüllet,
Als dichte Schleier sie noch eingehüllet,
Und unbeschiffte Meere sie verstecket:
Das inn're Auge war's, das sie erschauet,
Begeist'rung war's, vor der den Schwachen grauet!

7.

„Wahnwitz'ger Träumer!" tönt's in meiner Nähe, —
Und wie mein Aug' ich, thränenschwer, erhebe,
Dehnt neben mir die riesenhaften Glieder
Ein Schemen, grauenvoll, so daß ich bebe!
Wer bist du, rief ich, Geist, den ich hier sehe?
„Der Geist des Grabes!" also tönt es wider! —
„Ich kam zu dir hernieder,
Daß ich dich führe, wo die Thoren modern,
Die, so wie du, einst träumten Lichtgedanken;
Bis daß der Boden, der sie trug, zu wanken
Begann, und wild die Flamm' empor zu lodern,
Die ihre Brust gefüllt. Sie hat verzehret
Das Feuer, das auch sie einst treu genähret.

8.

„An ihren Gräbern will ich dich dann fragen:
Sind diese, die hier liegen, zu beneiden? —
Du hast mit wonn- und wehmuthvollen Schauern
Die Namen oft genannt, dich dran zu weiden;
Wohlan, du sollst wahrhaft'ge Antwort sagen,
Ob sie zu neiden waren, zu betrauern,
Eh' sie in Grabesmauern
Noch ausgeruht die bleichenden Gebeine!
Die Kränze alle, die so reich dir dünken,
In ihren Locken sah ich sie einst blinken,
Als sie berauscht noch von dem Lebensweine!
Auf, folge mir! Dann sollst du selbst erkennen,
Ob Wahrheit, was du fühlst, ob Trug zu nennen!" —

Kanzone 20—32.

20.

Und wieder fühlt' ich schirmend mich umwallen
Des Geists Gewand, mit dem er mich umwunden,
Und fort mich trug auf rastlos eil'gen Schwingen.
Schon war das feste Land dem Blick entschwunden
Und keine Stimme hörte man mehr schallen,
Und keinen Laut des Lebens mehr erklingen.
Die Einsamkeit durchdringen
Kann nur der traurig gleiche Schlag der Wellen,
Die, wild aufrauschend, bald der Tiefe Schrecken,
Abgründe, grau'nvoll, auf dem Blicke decken,
Bald wieder hoch wie dunkle Berge schwellen,
Und, gleich dem Bild furchtbarer Ewigkeiten,
Unruh' und Angst in banger Brust verbreiten.

21.

Und ohne Ende däuchte mir die Reise,
Und wechselnd sah ich's dunkeln bald, bald tagen.
Bald sah der Morgen her mit seinen Gluthen,
Und nah' bei mir sah ich den Sonnenwagen
Mit goldnen Rädern auf demant'nem Gleise,
Unübersehbar schienen rings die Fluthen
Des weiten Meers zu bluten,
Luftströme blendend mich zu überfließen;
Bald wieder das Gewölk sich zu verdichten,
Die Nebel thürmend sich auf Nebel schichten,
Und Finsterniß sich allwärts zu ergießen;
Bis ich die Greife schnauben hört' am Zügel,
Der Nacht Gespann, mit Mähn' und Drachenflügel.

22.

Und eben schwammen Mond herauf und Sterne,
Ein milder Glanz ergoß sich in den Räumen,
Den unermeßlichen, die ich durchflogen,
Und Silberschimmer tanzten auf den Schäumen.
Da sah ich — wie in grauer Nebelferne —
Empor im einsam öden Reich der Wogen,
Von Mondeslicht umflogen,
Ein ragend Eiland düster sich erheben.
Sind wir am Ziel? — so fragt' ich den Begleiter. —
„Bald“ — gab er Antwort — „bald! nur muthig weiter!“

Und lind am Strande fühlt' ich niederschweben
Den Zaubermantel, der, ein Wolkenwagen,
Durch die entleg'nen Bahnen uns getragen.

23.

Ein Felsenhaupt stieg aus dem Meeresgrunde
Zum Himmel einsam auf. — So weit auch immer
Das müde Auge in die Wasserwüste
Hinausstarrt, Meer und Meer! es endet nimmer,
Und nirgend in der weiten off'nen Runde
Ein grüner Strand, und nirgend eine Küste,
So daß man glaubt, es müßte
Der Fels herabgefallen seyn vom Himmel,
Und zürnend strebe Fluth, ihn fort zu spülen.
Er aber lacht der Müh' und läßt es wühlen
Das brausende, ohnmächtige Getümmel;
Denn hingestellt ward er, ein ew'ges Zeichen,
Zum Ende aller Tage auszureichen.

24.

Und einen Sarg sah auf dem Fels ich oben;
Auf ihm ein Schwert statt allem Schmucke schimmert,
Ein Lorbeer steht dabei, nach dem gerichtet
Des Himmels Blitze waren; denn zertrümmert
Ist und zerkracht der Stamm, einst hoch erhoben.
Doch ob versehrt auch, er ist nicht vernichtet,
Und helles Laub umlichtet
Auch noch des Baumes abgebroch'ne Aeste;
Und wie er auch den Stürmen preisgegeben,
Sie können ihn nicht aus der Wurzel heben,
Die Gott selbst eingesenkt hat in die Veste:
Damit, ein Beispiel in der Weltgeschichte,
Er redend zeuge, wie der Höchste richte!

25.

Daneben lag zerstreuet auf dem Boden
Ein Königszepter und zerbroch'ne Kronen,
Und Hermelinschmuck, wie bei Herrscherleichen.
Dies Alles war vom Schicksal ohne Schonen
Umhergeworfen, wie zum Hohn dem Todten;
Entfärbt sah man den Purpursammt nun bleichen,

Und wüst entstellt die reichen
Wahrzeichen hingeschwund'ner Herrlichkeiten!
„Soll ich die Stätte, die du siehst, dir nennen?"
So sprach der Geist — „daß du sie magst erkennen,
Und dieses Grabes Zeichen hier dir deuten?" —
O, sprich nicht weiter! rief ich, und ein Schauer
Durchfuhr mein Herz, und kaum gewagte Trauer!

26.

So tret' ich hier die Erde, wo zu Staube
Zerfallen sollt' dein moderndes Gebeine,
Du, dem die Welt am Boden einst gezittert?! —
Nichts blieb dir übrig von der Hoheit Scheine;
Was du besessen, ward der Zeit zum Raube,
Der Purpur, der dich deckte, ist verwittert,
Die Kronen sind zersplittert,
Der Lorbeer selbst vom Himmelsstrahl entzündet!
Das Schwert allein, das blutige, blieb liegen
Auf deinem Sarg, den rauhe Stürme wiegen
Auf diesem Keil, im öden Meer gegründet!
Verlassen liegst du hier, einsam begraben,
Kein Auge weint! — Soll nichts geliebt dich haben?

27.

Und als den schweren Abschied von dem Leben
Die Seele nimmt, nach Jenseits auf der Reise,
Da, wer am Lager stehe von den Deinen,
Willst du erspäh'n und blickst umher im Kreise.
Von Allen, denen Kronen du gegeben,
Von ihnen Allen sahst, Verlass'ner, Keinen
Du jetzt bei dir erscheinen,
Nun Glanz und Hoheit von dir abgefallen! —
Da trat die letzte Thräne dir in's Auge
Und netzt' es, als sich's schloß, mit bittrer Lauge,
Die Seele störend im Hinüberwallen;
Es fassen Fremde deine Händ' und legen
Sie auf der Brust in's Kreuz! — Wer spricht den Segen?

28.

„Du sagst, daß Niemand eine Thrän' ihm zollte,
Und unbeweint der Todte sei geschieden,

Und doch seh' ich dein eignes Aug' sich feuchten?
Doch rufst du Hohn nicht über ihn, nein, Frieden?
Er, dem die Menschheit unversöhnbar grollte,
Den ihre Flüche bis hieher verscheuchten,
Er macht in Wehmuth leuchten
Dein Angesicht?" — hört' ich den Geist mich fragen:
„Wie kommt es denn, daß deine schwache Stimme
Heraus tönt, segnend, aus dem Chor voll Grimme,
Den laut der Schall weit durch die Welt getragen?
Wenn dich sein Leben, Schwacher, hat geblendet,
Vergiß das Eine nicht — wie er geendet!" —

29.

Weil mich die Welt an dieses Todten Stätte
Anekelt, die erbärmliche, gemeine!
Denn wie Gewürm ist sie vor ihm gekrochen,
Als er noch lebte in des Glückes Scheine!
Da, um die reichen Schätze Peru's hätte
Kein Mund ein lautes Wörtlein nur gesprochen;
Doch nun sein Glanz gebrochen,
Nun drängen sie hervor sich um die Wette,
Und speien Hohn und Schmach uns auf die Manen
Des alten, hingeschmetterten Titanen,
Sie, die zum Prunk getragen seine Kette!
Ihn hassen war erlaubt, ohnmächt'ge Rotte,
Doch viel zu hoch gestellt war er zum Spotte.

Lichmark

30.

Ein Wetter — sprach ich — daß die Welt sich reine,
Ward er vom ew'gen Throne hergesendet,
Und wohl zu kennen war's, wem er ein Bote!
Drum sollen, auf die Erde hingewendet
Das Antlitz, betend knieen im Vereine,
Die ihm gezittert, als im Flammenrothe
Von Gottes Zorn er drohte!
Denn bis die Hand, mächt'ger als Menschenhände,
Dahin ihn streckte, sie, die ihn gerufen,
Nicht eher sank er von der Hoheit Stufen;
Wir aber prahlen nun mit seinem Ende! —
In Waffen bin ich gegen ihn gestanden,
Drum mocht' ich ihn nicht schmäh'n, als er in Banden!

31.

Und ab brach ich ein Reis vom Lorbeerbaume
Und barg's an meiner Brust zum Angedenken.
O, führe weiter mich, o, komm von hinnen, —
Rief ich dem Geiste, — laß den Flug uns lenken
Aus diesem allzu thränenwerthen Raume!
Denn was ist werth noch Mitleid zu gewinnen,
Werth, daß ihm Thränen rinnen,
Ist's nicht der Blick auf Jene, die gesunken
Dem Arm der Rachegötter, weil, vermessen,
Sie der gemeinen Sterblichkeit vergessen,
Vom Uebermuthe eigner Größe trunken?!
Führ' mich von hier, fort in die fernste Ferne,
Fort von der Asche ausgebrannter Sterne!

32.

Nicht die den blut'gen Kriegsruhm sich erbeutet,
Will ich mehr schau'n, ich will sie nicht mehr preisen:
Zu viele Thränen hängen an dem Kranze!
Wer möchte wandeln auf so blut'gen Gleisen,
Wo alle Segensblüthen ausgereutet,
Zertreten sind im rauhen Kriegestanze!
Mir graut vor diesem Glanze,
Vor dieser dunklen, wilden Flammenröthe!
Genug des Jammers drückt die trübe Erde,
Zeit ist's, daß endlich ihr der Friede werde,
Zeit, daß man segne und nicht fürder tödte!
Verbergt das Schwert, die Palmen lasset wehen!
Fort mit dem Kranz — ich mag ihn nicht mehr sehen.

Kanzone 109—119.

109.

Und dunkel ward's; es kam die Nacht. Im weiten,
Tiefblauen Aether schwamm des Mondes Nachen,
Und uns zu Füßen wirbelten die Fluthen
Des breiten Stroms, die rastlos an den flachen
Gestaden, zwischen Au'n und Inseln gleiten. —
Stumm lag die Stadt, und die Bewohner ruhten.
Verborgne Schmerzensgluthen,
Einsamer Seelen ungetheilter Kummer,
So wie der laute, jubelvolle Reigen
Stürmender Lust und wilder Freude schweigen;
Still über Alle breitet sich der Schlummer,

An den allein von allen Erdengaben
Noch gleiches Recht bis itzt die Menschen haben.

110.

Und als wir endlich wieder niedergleiten,
Da sah ich, mild vom Sternenlicht beglänzet,
Ein mächtig Bild, von Erz gegossen, schweben
Auf hohem Roß. — Siegreich das Haupt bekränzet,
Schien es in edler Ruhe herzuschreiten,
Und geisterähnlich das Metall zu leben! —
Mich faßt ein innres Beben,
Als ich hinan sah zu dem Riesenbilde!
Mir schien's zu reden mit dem Geistermunde,
Als brächt' es ernste, ungeahnte Kunde
In diese Welt, aus jenem Lichtgefilde.
„Ihr sollt mich hören!" — schien es von den Stufen,
Worauf es stand, gebietend auszurufen.

111.

O du, viel größ'rer Sohn berühmter Ahnen,
O du, — so sprach ich — dem ein Gott zur Krone
Ein Haupt, werth sie zu tragen, auch gegeben,
Du hoher Mensch auf deinem hohen Throne,
Du kühner Streiter für der Wahrheit Fahnen,
Der du dein glühend und begeistert Leben
Geweiht dem edlen Streben
Für Recht und Licht! der du den dunklen Schleier
Verjährten, düstern Wahnes kühn zerrissen;
Der du den Geist, aus öden Finsternissen,
Geführt zu reiner, würd'ger Tempelfeier,
Der du gehaucht dein schöpferisches Werde
In deines Reiches brache, todte Erde! —

112.

Allüberall, wohin das Auge blicket,
Bis an die letzte Grenzmark deiner Lande,
Von der Sudeten Schnee, bis wo die Wogen
Der Ister wälzt zum fernen Heidenstrande,
Sind deiner Füße Stapfen eingedrücket,
Ist deines Wandelns helle Spur gezogen!
Ein ew'ger Ehrenbogen
Wölbt über deinem Namen sich, und bleiben

Wird ihm sein Ruhm, so lang in künft'gen Tagen
Für Großes noch bewegte Herzen schlagen!
Mag Well' auf Well' im Meer der Zeiten treiben,
Wie manches Bild ihr Strom hinweg getragen,
Das deine wird groß, hehr, unsterblich ragen!

113.

So wirst du stehn, die ew'ge Memnonssäule,
Die freudig schallt, wenn Licht Aurora bringet,
Doch wenn zurück in's Meer die Sonne kehret,
Zu schmerzlich bangen Trauertönen klinget,
Von Nacht geängstigt und dem Flug der Eule! —
So wirst du stehn, ein Schutzgott, der, verkläret,
Vom Sonnenquell genähret,
Die Hand ausstrecket über Oestreichs Fluren,
Die segnend, die dein großes Werk erhalten,
Die segnend, die in deinem Geiste walten,
Die sich, wie du, dem Dienst der Göttin schwuren,
Die, oft verkannt, gehöhnt, geschmäht, doch immer
Glanzvoller strahlt, in immer rein'rem Schimmer!

114.

„Doch war er glücklich?“ — frug mich mein Begleiter,
„Ich sah ihn wandeln mit dem Tod im Herzen,
Gebeugt von Undank zu der Gruft ihn gehen,
Früh ausgelöscht die hellen Hoffnungskerzen,
Die einst so freudig brannten und so heiter! —
Gebrochner Seele hab' ich ihn gesehen,
Verlassen, einsam stehen,
Dem Frauenengel, der vorausgegangen,
Nachblickend mit den stillen Wehmuthsthränen;
Ich sah in durst'gem, ungestilltem Sehnen
Ihn ungeduldig in sein Grab verlangen;
Vom eignen Werk gramvoll die Blicke wenden,
Die Saat vernichten mit den eig'nen Händen!

115.

„Und einen Baalstanz sah ich auf dem Grabe
Des edelsten der Könige begehen;
Sah hier in unverschämt bacchant'scher Freude
Der Finsterlinge feilen Chor sich drehen;
Sah dort die Mütze an der Freiheit Stabe

Und, statt der Göttin mit dem Priesterkleide,
Zu schnöder Augenweide
Gemeiner Frechheit ekle Blöße prangen! —
Er aber, der nach reinem Licht getrachtet,
Er, der, ein Mensch, den Menschen hat geachtet,
Und nicht was blind das Glück um ihn gehangen,
Mußt' er nicht seh'n so königlichem Streben,
Der Zeiten Greul, verläumdend, schuld gegeben? —

116.

„Dies ist das Glück, das große Seelen lohnet,
Dies ist der Preis für jedes höh're Streben,
Das sich sein Ziel auf Sonnenhöhen stecket! —
Wer's gut meint mit der Welt, der läßt sie eben
Auf breitgetretner Spur, wie sie's gewohnet!
Wenn nach dem Schleier, der die Wahrheit decket,
Die Hand er ausgestrecket,
Hat sich der Mensch doch Zweifel nur gewonnen!
Ob ächt, ob falsch, er grüble nicht, er glaube!
Gleich viel für dies Geschlecht von Koth und Staube,
Trinkt es der Wahrheit, trinkt's des Irrthums Bronnen,
Und immer bleibt's am sichersten geborgen,
Wenn Träumer nicht, es aufzuklären, sorgen!" —

117.

Hinweg von mir, mit deiner schnöden Lehre,
Du Geist der Lüge, der des Hohen spottet,
Und doch sein himmlisch Leben muß erkennen,
Das schaler Weltwitz noch nicht ausgerottet!
Wenn Legion auch eure Anzahl wäre,
Wie dürft ihr wagen, Träumer die zu nennen,
Die gottbegeistert brennen,
Das edle Menschenbild, das ihr geschändet,
Aus der Erniedrigung, des Wahnes Ketten,
Zu seiner Würde reinem Glanz zu retten!
Kommt einer nur herab, von Gott gesendet,
Ein einziger wie der, in hundert Jahren,
Er gnügt, die Welt vor eurer List zu wahren!

118.

Gottlob! es ist ein heil'ger Sinn geblieben
Im Busen der Gesalbten, der Gerechten,

Der mächt'ger spricht als eure Lügenzungen!
Blick' hin! dies Erz sagt's kommenden Geschlechten,
In diesen Marmor ist es eingeschrieben,
Aus welcher Brust gefühlte Huldigungen
Sich fromm emporgeschwungen!
Was göttlich lautern Herzen sich verkündet,
Es wird bestehn trotz aller Macht der Schlechten,
Begeist'rung wird's mit edler Gluth verfechten,
Mit Gluth, von reiner Flamme nur entzündet!
Urewig ist's, wie ihr es mögt bestreiten,
Was einmal wahr, bleibt wahr zu allen Zeiten! —

119.

Nicht die erobern nur, auch die erhalten,
Sind werth, daß sie der ew'ge Nachruhm kröne!
Wie viele edle Schwerter sah man schwingen,
Damit das Recht endlich die Welt versöhne!
Ob sich die Blüthen oder nicht entfalten,
In Gottes Händen lieget da's Gelingen,
Doch edel sei das Ringen! — — —

Gustav Benjamin Schwab,

geboren in Stuttgart den 19. Juni 1792, jüngster Sohn des Geheimsecretärs und Professors an der Karlsschule, nachmaligen Oberstudienrathes und geheimen Hofrathes Johann Christ. Schwab; durchlief das Gymnasium seiner Vaterstadt von 1797 bis 1809; studirte Philologie und Theologie am Seminar zu Tübingen von 1809 bis 1814. — Reise nach Norddeutschland im Sommer 1815, zu Berlin verkehrend mit Fouqué, Franz Horn, Chamisso, Schleiermacher, Neander, Marheineke, Böckh u. A.; Repetent am theologischen Seminar zu Tübingen 1815—17; Professor der klassischen Literatur und der Antiquitäten zu Stuttgart 1817—39. Reise nach Stockholm und Kopenhagen 1841. Reise nach Paris um Ostern 1827. Pfarrer zu Gomaringen bei Tübingen 1837—41. Stadtpfarrer zu Stuttgart bei St. Leonhard und Amtsdekan 1841—45, zugleich Arbeiter im königl. Studienrath 1844; Doktor der Theologie seit Oktober 1845. Er starb in der Nacht auf den 4. November 1850 an einem Herzschlage.

Schwab ist nächst Uhland der bedeutendste Romanzen- und Liederdichter der sogenannten schwäbischen Schule, mit dem er die volksthümliche Einfachheit, den alterthümlich treuherzigen Ton, die plastische Klarheit der Gestaltung, die Reinheit der Gesinnung und die vaterländische Richtung vielfach theilt. Wenn er ihm an Ernst der Begeisterung, reicher Innerlichkeit, Gedankentiefe und in der Kunst, Phantasie mit schmucklosem Ausdruck zu verschmelzen, nachsteht, so ist dagegen der Umkreis seiner Anschauungen weiter gespannt; seine Claviatur ist umfangreicher. Wenn sich Uhland, nach Goethe's Beispiel, mehr in die Unmittelbarkeit und Natürlichkeit des Volksgeistes versenkte, so scheint Schwab mehr der Richtung Schiller's zu folgen, die bekanntlich dahin ging, das ideale Selbstbewußtseyn, die freie Sittlichkeit des geschichtlichen Geistes darzustellen, die ethische Kraft im Menschen zu verklären. Aber Schwab idealisirt vorzugsweise im christlich-kirchlichen, seltener im antik-klassischen Sinne; seine Subjektivität mischt sich oft über Gebühr in die Darstellung und beeinträchtigt die wirklich lebendige, objektive Seelenwahrheit. In seiner Lyrik herrscht eine mächtige Höhe poetischer Empfindung, eine lebensfrohe, reine, thatkräftige Weltansicht, verbunden mit gesunder christlicher Frömmigkeit; Tiefe der Reflexion liegt ihr ferne. „Alles in rascher Anschauung ergreifend“ — schreibt Schwab's Biograph in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 6. Januar 1851, — „feinen Blickes, zarten Taktes, war er immer der, welcher zu seyn die Inspiration des Geistes und Herzens ihm unmittelbar gebot. Und im lebens- und liebewarmen, immer jugendlichen Aneignen der Natur- und Menschenwelt, im gleichwarmen, seelenvollen und jugendlichen Ausströmen dessen, was ihn dabei bewegte, ist er eben auch Dichter geworden, und gerade der Dichter, den wir in ihm lieben. Wenn Goethe sagt: „Dichter seyn heiße nichts anderes, als mit Bewußtseyn Mensch seyn“, — so gilt dieß in vollem Maaße von Schwab; er war dieser Dichter, weil er dieser Mensch war. Schwab machte die Dichtung in keiner Weise zum Lebensberuf. Sie war für ihn nur der nothwendige Aus-

druck und Erguß der innern Lebensfülle, wie sein höher erregtes Gemüth, sein harmonisch gestimmtes Ohr, sein gestaltender Sinn es bedurfte. Der Dichter war in ihm nicht etwas für sich, sondern es gehörte eben zu dieser Persönlichkeit, daß sie auch Lieder sang, weil ihr Gott nun einmal eine Sängerkehle gegeben. Auch der Stoff für seine Dichtungen, die besten zumal, war nicht gesucht oder ersonnen, sondern in wohlthuend bewegenden oder mächtig ergreifenden Lebenseindrücken ihm dargeboten. Diesen Eindrücken gab er den schönen, wohllautenden Ausdruck, und daraus wurden seine Gedichte; darum sind sie auch in ihrer Gesammtheit ein Spiegel, eine poetische Zusammenfassung seines eigenen inneren Lebens. —

Vermöge seines Naturells war Schwab weder zum Drama noch zum Epos bestimmt. Für jenes ging ihm die volle Objektivität des Geistes, für dieses die stetige Ruhe ab. Wozu er sich aber nicht innerlich bestimmt fühlte, davon hielt er sich auch mit richtigem Takte zurück. Desto ächter und wahrer erwies sich das, was er aus eigenstem Beruf und Bedürfniß hervorbrachte. Dieß war die poetische Gestaltung solcher Zustände und Gegenstände, bei denen sein ganzes Herz betheiligt war, oder die durch die Anschauung einen unmittelbar ergreifenden und befruchtenden Eindruck auf seinen Geist gemacht hatten. So ist es die immer frische Herrlichkeit der Natur; es sind große Momente der Geschichte und Sage, zumal der deutschen, noch mehr der nächsten schwäbischen; es sind die ewigen menschlichen Gefühle und Güter der Liebe und Freundschaft, der Treue, der Frömmigkeit, der Freiheit, die sein Gemüth belebend erfüllen, — und dieses Bewegtseyn des Herzens gestaltet sich dann von innen heraus zu dichterischen Bildungen. Solcher Inhalt gab auch von selbst die naturgemäßen Formen des Liedes und Sonettes, der Romanze und Ballade. In allen diesen Formen bewegt sich Schwab frei und mit anerkannter Meisterschaft. Die im engeren Sinn religiöse und kirchliche Poesie hat er nicht in umfassender Weise gepflegt; aber alles, was er als Dichter schuf, ruht auf dem stillen Grunde christlich frommer Gesinnung. Am meisten charakterisirt auch seine dichterische Thätigkeit das Lebensvolle. Immer quillt seine Dichtung frisch und lebenswarm aus dem Herzen; zugleich rein und klar, alle Gedanken, Empfindungen und Gestalten in sonnenheller Bestimmtheit vor uns hinstellend. Er erstrebt keine Blüthe, die nicht aus der Wurzel des Gemüthes gekeimt, er macht und erzwingt nichts; aber genährt durch das Muster der ihm vertrauten Alten, mit dem Ernst und der Liebe des Künstlers hält er überall auf das ‚Schlichte und Gedrungene', das Maßvolle und Reine, auf die Durchbildung der Form in unverkünstelter Schönheit. So ist er ein durch und durch gesunder Dichter geworden und eben darin, wie vermöge der ganzen in ihm waltenden Gesinnung, vermöge des innersten Verwachsenseyns mit dem deutschen, insbesondere schwäbischen Volksgeiste, ein wahrhaft deutscher und volksmäßiger 2c." Wie sehr sich Schwab um die Förderung jüngerer, auftauchender Talente durch sein allem Guten und Schönen offenes Herz und seine anerkennende Liebe verdient gemacht als Mitherausgeber des Morgenblattes und des deutschen Musenalmanachs; was er Ausgezeichnetes als Nacherzähler deutscher Geschichten und Sagen und der Sagen des klassischen Alterthums, was er in topographisch-schildernden Arbeiten (die Neckarseite der schwäbischen Alb, — der Bodensee nebst dem Rheinthal, — die Schweiz in ihren Ritterburgen 2c.), als Uebersetzer der griechischen und römischen Prosaiker 2c., als Biograph Schiller's (Schiller's Leben in 3 Büchern), als Kritiker (in den Heidelberger Jahrbüchern, in den Blättern für liter. Unterhaltung, in Ersch und Gruber's Encyklopädie 2c., im Wegweiser durch die Literatur der Deutschen u. s. w.) geleistet, ist dankend gewürdigt und rühmlich anerkannt.

Lieder und vermischte Gedichte.

Liebe im Winter.

Sie ist so schön, des Winters stille Gegend,
Wann rings die Flur im Schnee sich blendend hebt,
Und über ihr den lichten Kreis bewegend
Der Mond mit seinem Sternenheere schwebt:
Der Wandrer liebt die Fluren zu durchschauen,
Nicht Wärme sucht er, und nicht Frühlingsduft,
Ihm gnügt die Gabe dieser kühlen Auen,
Des Himmels Strahl und eine reine Luft.

Da wandelt mir vor meinen kühlen Sinnen
Dein liebes Bild vorüber als ein Geist,
Und all mein Wesen wird ein stilles Minnen,
Ein leises Lied, das deine Güte preist.
Ich liebe dich, wie jene goldnen Sterne
In ihrem Strahl, der ohne Gluthen glänzt,
Wie jenen Aether, der in dunkler Ferne
Mit liebevollem Blau das All umgränzt.

Es blüht nicht üppig unter deinen Füßen
Die Flur zu einem Blumenwald empor,
Und von den kahlen Bäumen tönt kein Grüßen
Von frohen Vogelsängen in dein Ohr.
Du blühst allein auf diesen weiten Feldern,
Vom weißen Schnee verkläret und verschönt,
Ein Schweigen herrscht im Thal und auf den Wäldern,
Und deiner Züge Harmonie nur tönt.

Soll ich des Schönen Lieblichkeit gewahren,
So mag es wuchernd unter Blumen blühn;
Doch soll sich seine Hoheit offenbaren,
So muß es einsam in der Nacht erglühn.
Will sich die Liebe ganz als Fürstin zeigen,
So flieht der Lenz, die fremde Blume fällt,
Empor aus todtem Eise muß sie steigen,
Ein Blumenbeet, ein Frühling, eine Welt.

Schlittenlied.

Unter muntrer Glöcklein Schallen
Raschelt's wie ein Elfenzug,
Freudig drein die Peitschen knallen,
Alles schwindet hin im Flug:
Rosse, Reiter, in der Mitten
Muthig die besonnten Schlitten,
Die, in Sammt und Pelz gehüllt,
Niedlich Fe'envolk erfüllt.

Kaum begonnen hat die Wonne;
Ist schon wieder alles aus?
Weg aus Duft und Schnee und Sonne
Sollen wir ins dumpfe Haus?
Doch es öffnen sich die Thüren
Unter luft'gem Musiziren;
Freundlich steht zu Tanz und Mahl
Aufgeschmückt der kleine Saal.

Eilig streift die Winterhülle
Jedes schöne Kind von sich,
Schmuck und hell, in süßer Fülle,
Leuchten alle sommerlich;
Wissen mit den stillen Blicken
Ach! so lieblich zu beglücken,
Holde Rede klingt darein —
Kann es wohl noch Winter seyn?

Wie sich's tanzt, so freudig heute,
Sich's noch besser schmaust und singt!
Wenn, die Freundlichen zur Seite,
Glas mit Glas zusammenklingt;
Wenn, was Keiner wagt zu sagen,
Jeder darf zu singen wagen;
Rauscht das Lied und glüht der Wein —
Kann es wohl noch Winter seyn?

Draußen spielet licht und leise
Mit dem Schnee der Mondenschein;
Fromm beschickt man sich zur Reise,
Fliegt im hellen Traum herein,
Wirft sich träumend hin auf's Bette,
Und um jede Schlummerstätte
Wogt im Schlafe Tanz und Sang
Noch die ganze Nacht entlang.

Wer, zur Hand die treue Leier,
Dieses kleine Lied erdacht,
Preißt zum letzten Mal die Feier
Solcher schönen Winternacht:
Wann die Flocken wieder flüstern
Wohnt er unter den Philistern;
Fahrt kehrt wieder, Sang und Klang, —
Doch vergessen ist er lang!

Lied eines abziehenden Burschen.

Bemooster Bursche zieh' ich aus,
Behüt' dich Gott, Philisters Haus!
Zur alten Heimat kehr' ich ein,
Muß selber nun Philister seyn.

Fahrt wohl, ihr Straßen grad und krumm,
Ich zieh' nicht mehr in euch herum,
Durchtön' euch nicht mehr mit Gesang,
Mit Lärm nicht mehr und Sporenklang.

Was wollt ihr Kneipen all' von mir?
Mein Bleiben ist nicht mehr allhier,
Winkt nicht mit eurem langen Arm,
Macht mir mein durstig Herz nicht warm.

Ei, grüß' euch Gott, Collegia!
Wie steht ihr in Parade da.
Ihr dumpfen Säle groß und klein,
Jetzt kriegt ihr mich nicht mehr herein.

Auch du von deinem Giebeldach
Siehst mir umsonst, o Karzer, nach.
Für schlechte Herberg, Tag und Nacht,
Sei dir ein Pereat gebracht!

Du aber blüh' und schalle noch,
Leb', alter Waffenboden, hoch!
Es stärkt den Geist die Wissenschaft,
So stärke du des Armes Kraft.

Da komm' ich, ach, an Liebchens Haus:
O Kind, schau' noch einmal heraus!
Heraus mit deinen Aeuglein klar,
Mit deinem dunkeln Lockenhaar!

Und hast du mich vergessen schon,
So wünsch' ich dir nicht bösen Lohn;
Such' dir nur einen Buhlen neu,
Doch sei er flott gleich mir und treu!

Und weiter, weiter geht mein Lauf,
Thut euch, ihr alten Thore, auf!
Leicht ist mein Sinn, und frei mein Pfad,
Gehab' dich wohl, du Musenstadt.

Ihr Freunde, drängt euch um mich her,
Macht mir mein leichtes Herz nicht schwer,
Auf frischem Roß, mit frohem Sang
Geleitet mich den Weg entlang.

Im nächsten Dorfe kehret ein,
Trinkt noch mit mir von Einem Wein. —
Und nun denn, Brüder, sei's, weil's muß!
Das letzte Glas, den letzten Kuß!

Vermächtniß.

An die Freunde.*)

Es kommt die Zeit, da ich nicht mehr zu sagen,
Was dieses Lied euch deuten soll, vermag;
Da dieser Mund auf eure Grüß' und Fragen
Tief schweigen wird, und nun mein letzter Tag
Mir ohne Sang und Lust wird nächtlich tagen;
Drum eh' dies Leben hemmt der jähe Schlag,
So lang' es noch beim Frohen bleibt und Alten,
Hört, wie ich's ewig wissen will gehalten.

Soll ich der Erste seyn, der von euch scheidet,
Sollt ihr mich starr und stille liegen sehn,
So soll der Anblick, dran der Schmerz sich weidet,
Vor eurer Seele schnell vorübergehn;
Nie soll das Bild des Freundes, wie er leidet,
Und wie er stumm im Tode muß vergehn,
Sein bleiches Antlitz nie, wenn ihr in Freuden
Den Bund erneut, euch Wein und Lied verleiden.

Nein! wie ihm Lust und Liebe stets gelungen,
Wie er, lebendig steh'nd im Brüderkreis,
Hoch den Pokal in fester Hand geschwungen
Zu der versammelten Gemeine Preis;
Bei schönen Namen festlich angeklungen,
Die Wange glühend und die Blicke heiß,

*) Durch einen Traum veranlaßt.

Und mit Gesang zur brüderlichen Flechte
Euch rings geboten seine deutsche Rechte:

So soll er Allen vor der Seele stehen,
Als führt' er noch ein Leben unter euch,
Als könntet ihr ihn hören noch und sehen,
Als wär' er froh und allen Andern gleich.
Ihr müßt nicht glauben, daß aus euren Nähen
Er lang entschwunden, fern vom Freudenreich,
Nur unter'm Boden, den ihr fröhlich tretet,
Sein Lager tief und stille sich gebettet.

So bleibe denn bei euren Bundesfesten
Kein Sitz noch Glas zu seiner Ehre leer,
Noch eine Lück' auch in dem treuen, festen,
Verschlungnen Kranz der Brüderhände mehr.
Denkt nur, wie er den theuren Kreis am besten
Beherrschen kann vom blauen Himmel her,
Und wie er blickt auf die verbundnen Rechten,
Ein Bundesglied, aus sternenhellen Nächten.

An August Grafen von Platen.

Nimm hin den Dank, wie du mein Herz erfrischet!
Das war kein Mahl aus Orients fremder Küche;
Das mundet anders, als die kalten Sprüche,
Die der Hyperbeln Würze heiß gemischet!

Wein, lautern Wein hast du mir aufgetischet,
Erzogen auf durchsonntem Steingebrüche,
Glüht er im Kelch, dampft auf in Wohlgerüche,
Und schäumt, daß ihn kein Tadel überzischet.

Im Innersten hab' ich's bekennen müssen:
Du bist, du bist der heil'gen Sänger Einer,
Vor deren Geist der meinige sich beuget.

Ja, selig ist die Lust, die schafft und zeuget;
Doch eine — heut empfind' ich's — ist nicht kleiner:
Die Lust, begabt're Geister zu begrüßen.

Nachruf an Wilhelm Müller.

Des Himmels Schützlinge, die Sänger
Der Erd' und ihrer Lieblichkeit,
Hieß das Geschick sonst gütig länger
Verweilen in der flücht'gen Zeit.

Es gab den graugelockten Greisen
Die junge Leier in den Arm,
Und ließ sie Wein und Liebe preisen,
Von langer Spätlingssonne warm.

Doch dich, der an der Jugend Borne
Die unerschöpften Lieder sang,
Und lächelte, wenn nicht im Zorne
Die Leier, Freiheit fordernd, klang:

Ach, warum riß vom Quell der Musen,
Und aus der treuen Liebe Wacht,
Und von des Herzensfreundes Busen
Dich früh die schwarze Mitternacht?

Wir fragen nicht — du warst der Bote
Von eines Volkes Auferstehn,
Gesandt noch vor dem Morgenrothe,
Und bei der kühlen Lüfte Wehn.

Da hat dein Sang sich aufgeschwungen,
Noch eh' der Tag im Osten graut;
Jetzt ist die Sonne durchgedrungen:
Wohl dir, du hast sie noch geschaut.

Der Hauch in deinen Liedern lebte,
Der einst Hellenenbrust geschwellt,
Vor dem verklärten Auge schwebte
Des Jugendvolkes Götterwelt.

Und deine Sendung war vollendet:
Da trat aus der Gestalten Chor
Der sanfte Jüngling, abgewendet,
Mit der gesenkten Fackel vor.

Still griffest du zum Wanderstabe,
Du zogst noch durch dein Erdenland,
Und grüßtest auf dem Weg zum Grabe
Noch manches Herz, das dich verstand.

Und schiedst, und ließest deine Lieben;
Dein reicher Morgen war gelebt;
Uns aber ist dein Lied geblieben,
Das durch die Brust lebendig bebt.

Das Neckarthal bei Canstatt.

Auf eine Landschaft von Steinkopf.

Zarter Ueberflug von Licht,
Das aus frühem Nebel bricht!
Welch ein Thal aus fernen Landen
Ist vor meinem Blick erstanden?

Weiche Hügel hingestreckt,
Dicht mit Baum und Strauch gedeckt,
Und von Wäldern übersäumet,
Drob ein Morgenhimmel träumet.

Reifen mag in Höh'n und Schlucht
Hier es wohl von Wunderfrucht,
Tönen in den Laubgehängen
Mag's von fremden Vogelsängen.

Dörfer stehn in halber Nacht —
Welch Geschlecht wohl dort erwacht?
Du, die Augen aufgeschlagen,
Blauer Fluß, woher getragen?

Ueber Wellen ruft dein Steg,
Durch's Gesträuche lockt der Weg,
Und der Berge graue Kette
Birget neue Wunderstätte.

Aber hell in's Thal hinaus
Blickt ein heitres Säulenhaus,
Lädt zu kühlem Sitz den müden
Wandrer ein in diesem Süden.

Ach das Bleiben auf den Höhn,
Ach das Ziehen ist so schön!
Soll ich wandern, soll ich weilen?
Soll ich ruhen, soll ich eilen?

Doch wie wird mir, ist's kein Traum?
Bist du's, trauter Früchtebaum?
Winkst aus wohlbekannter Laube
Du mir, heimatliche Traube?

Nein, es ist kein fernes Thal,
Schwaben, Schwaben allzumal!
Welch ein herrlich Land mein eigen,
Muß mir's erst der Maler zeigen?

Nicht zur duft'gen Ferne hin
Strebe, ruheloser Sinn!
O wie süß im Nachbarthale
Ruhet sich's im Sonnenstrahle!

Wanderlieder eines Mannes.

1. Ausmarsch.

Dein Kessel, brodemvolle Stadt,
Liegt dampfend unter mir,
Frisch, wie mich Gott geschaffen hat,
So wandr' ich singend hier.

Mir ist, wie dem Versunkenen,
Der aufstieg aus der Gruft,
Mir, wie dem halb Ertrunkenen
Bei'm ersten Athem Luft.

Ich blicke hinter mich; der Dampf
Ballt zu Gestalten sich,
Und werdender Gespenster Kampf
Entspinnt sich schauerlich.

Ein Kohlenaug', ein Beingesicht,
Ein Ries', ein Zwerg, in Streit;
So tauchen aus dem Dämmerlicht
Geiz, Ehrgeiz, Hochmuth, Neid.

Sie bäumen sich, sie ringen wild,
Sie schwanken auf und ab,
Im Dunst erzeugt sich das Gebild,
Im Dunst sinkt es zu Grab.

Ich sehe nichts von Häusern mehr,
Ich seh' nur dies Gewühl;
Jetzt merk' ich, warum mir so schwer
Da drunten ist, so schwül.

Wer weiß, welch schlimmer Geist an mir
Zu böser Stunde zerrt,
Und richtigen Gedanken schier
Den Weg in's Herz versperrt?

Durchströme mich, o Gottes Luft,
Und stärke meinen Sinn;
Durchathme mich, o Blüthenduft,
Bis ich geläutert bin!

---

2. Die Alb.

O blau Gebirg, dort winkst du ja
Mit frischer Jünglingsmahnung;
Mit allen Nebeln bist du da,
Mit aller Sonnenahnung.

Geheimnißreich senkt sich dein Hang
Voll unentdeckter Falten.
Und doch — wie oft hat sie mein Gang
Mit raschem Schritt gespalten!

Kein Wald senkt sich in Thalesschoos,
Der mir nicht schon gerauschet,
Kein Bächlein springt aus Fels und Moos,
Das ich nicht einst belauschet.

Kein Steg ist, der nicht unterm Tritt
Mir schon gezittert hätte,
Kein Bergpfad, den ich nicht beschritt,
Kein Gipfel in der Kette.

Den Zauber hab' ich längst gestört:
Hab' ich dich doch beschrieben!
Ein jedes Plätzchen mir gehört. —
Wie ist's nun mit dem Lieben?

Ich habe selbst den Jungfernkranz
Dir von dem Haupt genommen;
Mein eh'lich Weib, das bist du ganz,
Nun, sei auch so willkommen!

3. An der Quelle.

Ich werfe nieder mich am Bach,
Mir wird so jung zu Sinne.
In seine Wellen schau' ich — ach!
Was werd' ich Armer inne?
Es blickt mir statt dem Lockenkopf
Entgegen ein fast grauer Schopf,
Die Augen überbauen
Mir weißbebuschte Brauen.

Sink' immerhin veraltet ein,
Du halb schon trockne Hülle!
Kann nur mein Geist noch Jüngling seyn,
Hat er nur Saft und Fülle!
Es wandeln Viel', gelockt und glatt,
Um mich herum, und sind schon matt
Mit meinen halben Jahren,
Sind Greise trotz den Haaren.

Werd' mir nicht mürrisch, alt Gesicht!
Nicht wolkicht, kahle Stirne!
Das ist die einz'ge Jugend nicht,
Nach welcher schielt die Dirne.
Jung bleibt, wem in der argen Welt
Gemeines nie den Muth vergällt,
Wer noch für's Höchste Sehnen,
Für edles Leid hat Thränen.

Noch schwillt, du halb geschloss'ner Mund,
Das Lied auf deinen Lippen,
Auch leerst du Becher noch zu Grund
Und weißest nichts vom Nippen.
Du, Brust, auch bist noch weit und warm,
Und du selbst bist nicht welk, mein Arm!
Ich bin ein Mann und strebe,
Ich fühl's mit Lust: ich lebe!

Und wenn die bess're Zeit noch tagt,
So lang' ich wandl' auf Erden,
Die Zeit, von der man singt und sagt,
Mit Angst- und Lustgeberden:
Sie findet mich im Silberhaar,
Doch nicht der Dichterjugend baar;
Dann wird mein Sang verkünden,
Was Jüngste soll entzünden.

O Plätscherbach! verspotte nicht
Mich und mein Lied verwegen;
O frischer Rasen, grünes Licht!
Schiel' mir nicht so entgegen!
Ach freilich, wenn der goldne Tag
Anbricht nach Sturm und Donnerschlag,
Ist diese Sängerkehle
Zerstäubt und fern die Seele.

4. Der Mord.

Gott grüß' euch, liebe Bäume!
Wie blüht ihr so getreu,
Macht unsrer Jugend Träume
Alljährlich wahr und neu.

Die süße Mädchenblüthe
Glänzt einmal nur, nicht mehr.
Euch schenkt des Himmels Güte
Der Blüthen Wiederkehr. —

Was stört mir die Gedanken
Ein finsterer Gesell?
Wie seine Schritte wanken
Jetzt langsam und jetzt schnell!

Er schießt so gift'ge Blicke,
Ein Beil schwingt seine Hand,
Als würd' es in's Genicke
Des Feindes jäh gesandt.

Es ist schon Abend worden,
Und nicht geheuer hier!
Und doch — wer könnte morden
In solcher Frühlingszier?

Mich schaudert, ich entweiche.
Was thut er? — Mensch! Abschaum!
Du führst die Todesstreiche
Auf einen Blüthenbaum!

Weh! Hieb auf Hieb! dem zweiten,
Dem dritten thut er's an;
Dem Baume, der nicht streiten,
Der sich nicht wehren kann!

Halt' ein! — Er ist entflohen,
Er schwindet in den Wald;
Von fern seh' ich ihn drohen,
Als käm' er wieder bald.

Mein Herz ist fast gebrochen
Vor seiner Streiche Wucht.
Die Bäumchen werden sochen;
Sie sterben vor der Frucht.

Umsonst bin ich entronnen
Der Stadt, die Böses pflegt,
Wenn hinter'm Licht der Sonnen
Die Flur noch Schwärz'res hegt;

Wenn in die milde Sprache,
Die Gott den Frühling lehrt,
Der Mensch mit seiner Rache
Auch hier verhöhnend fährt.

---

5. Heimweh.

Es wecken mich Gedanken auf;
Noch schläft ringsum die Nacht.
Und schon beginn' ich meinen Lauf,
Der Mond schleicht vor mir sacht.

Wie ängstet mich sein blaues Licht,
Wie schweigt der lange Wald!
Kein Lüftchen, keine Quelle spricht,
Die Welt starrt leichenkalt.

Und ein Gefühl von schlimmer Art
Schnürt mir die Seele zu:
Fehlst, Schöpfer, deß Allgegenwart
Natur sonst fühlt, auch du? —

Wär' ich zu Haus mit meinem Schmerz
Bei meiner Jugend Weib,
Und legt' ihr an das treue Herz
Den zagen Geist und Leib!

Ob sie wohl jetzt in Frieden ruht,
Die Kinder um sie her?
Kreist ihr und ihnen leicht das Blut,
Und athmet keines schwer?

Weiß ich, ob eines wimmernd nicht
Die Mutter plötzlich weckt,
Ob nicht sein glühend Angesicht
Des Fiebers Scharlach deckt?

Wald, laß mich los, du bist ein Grab!
Mond, scheine nicht so bleich!
O werd' ein Flügel, Wanderstab!
Wildfremder Boden, weich!

Und jetzt umhaucht es kräftig mich;
O Frühe, bist es du?
Der grüne Kerker öffnet sich;
Nur zu, nur immer zu!

Schon liegt die Welt vor mir in Duft,
Schon perlet auf der Au
Das Kind des Mondes und der Luft,
Der morgenhelle Thau.

Dort steigt der Sonne goldnes Rund,
Und Gott ist wieder da.
Ich frage bang: sind sie gesund?
Das Licht sagt lächelnd: Ja!

6. Festmorgen.

Singen möcht' ich Liederweisen,
Meinen Herrgott möcht' ich preisen,
In dem Tempel möcht' ich stehn.
Und doch läßt sich in die Runde,
Auf den Umkreis einer Stunde,
Nichts als diese Schenke sehn.

Werde sie mir denn zur Klause,
Werde sie zum Gotteshause!
Welche Stelle predigt nicht?
Wo sich ernster Sinn erweitert,
Sich mit Himmelslichte heitert,
Fehlt Altar und Kanzel nicht.

Warum sollt' ich mich besinnen —
Horch! wie lärmt es schon da drinnen!
Schwarz von Bauern sitzt die Bank.
Und was hör' ich! sich zur Plage
Macht dies Volk die Feiertage,
Und der Glaube wird ein Zank.

Wie der Lutheraner mächtig
Demonstrirt, wie er bedächtig
Spruch um Spruch zu Schlüssen sucht!
Wie der Katholik ihm knurrend
Ausweicht, und verdrießlich murrend
Ketzer in die Hölle flucht!

Nein! hier kann ich auch nicht beten,
Muß verstimmt bei Seite treten,
Den im Winkel sprech' ich an,
Der vom ganzen Streit nichts hörte,
Der nur Augen, ungestörte,
Heftet auf den Korduan.

Hand auf Schulter bessern Muthes
Sprech' ich: „Christ, was liesest Gutes?"
Und ich schau' ihm in den Text. —
Ist dies Haus nicht europäisch?
Welch ein Dämon hat Hebräisch
Auf das Psalmbuch hingehext?

Bin ich im gelobten Lande? —
Herz, gesteh' zu deiner Schande,
Vor dem Juden scheuest du!
Heiß' den Bruder doch willkommen,
Freue dich mit diesem Frommen,
Halte mit ihm Sabbathsruh'!

---

7. Rückblick.

Mit zwanzig leichten Lenzen
Lag ich in diesem Wald,
Und seh' ihn heute glänzen
In gleicher Lichtgestalt!
Es duften seine Würzen
Und seine Bäche stürzen,
Ja, nimmer wird er alt.

Mit rüst'gen Mannesschritten
Geh' ich noch durch ihn hin,
Ich bin an Willen, Sitten,
Ich bin der Alt' an Sinn;
Und dennoch muß er sagen,
Ich muß mit Schmerzen klagen,
Daß ich ein Andrer bin!

Die Buchen und die Eichen,
Mit Wurzeln tief und breit,
Sie waren meines Gleichen,
Was wußt' ich von der Zeit?
Gleich diesen Felsenquadern
Fühlt' ich in allen Adern
Getrost Unsterblichkeit.

Wohl bin ich jetzt ein Andrer,
Bin kein Gewächs des Hains;
Ich bin ein flücht'ger Wandrer,
Und denke nur an Eins:
Daß ich wie Windeswehen
Durch diesen Wald muß gehen —
O kurzer Traum des Seyns!

8. Heimkunft.

Jetzo steh' ich vor dem Thale,
Das der Dunst nicht mehr verhüllt,
Das sich, eine blanke Schale,
Bis zum Rand mit Sonne füllt.

Bin aus ihm gleich einem Diebe
Durch der Nebel Nacht entflohn;
Komme jetzt voll Heimatliebe
Her, wie der verlorne Sohn.

Und dort winkt's aus hellen Fenstern,
Arme, Köpfe kreuzen sich.
Keine Schaar von Nachtgespenstern!
Traute Blicke grüßen mich.

Mutter, Kinder! was sind Blüthen
Gegen euch, was Berg und Wald?
Schätze gibt es hier zu hüten;
Wieder wandr' ich nicht so bald.

Jüngster Knabe, komm und funkle
Mich mit schwarzen Augen an!
Wie das Erdenleben dunkle,
So ein Strahl macht sich noch Bahn.

Alle künftigen Geschicke
Des bewegten Vaterlands
Les' ich hier in diesem Blicke,
Dieser Kinderaugen Glanz.

Wachse rüstig, lieber Knabe!
Vieles wartet wohl auf dich;
Doch, als Greis am Wanderstabe,
Siehst du Schöneres, denn ich!

Zeitgedichte.

Die neue Zeit.

(1824.)

Selt'nes ward von uns erlebet,
Einer von den großen Tagen;
Ja, die Weltuhr hat geschlagen,
Daß die Mitternacht erbebet.

Funkelnd glänzten die Gestirne
Einem neuen Tag entgegen,
Auf der Erde keimte Segen,
Und der Mensch erhub die Stirne.

Morgenwolken roth und blutig
Kamen drauf herangezogen,
Nebel kamen aufgeflogen,
Doch das Herz blieb fest und muthig.

Bis der Strahl vom Himmel zückte,
Bis die Stürme heulten wüthend,
Und die alte Nacht sich brütend
Auf die müden Häupter drückte.

Und es zagten alle Frommen,
Und es seufzte der Gerechte:
„Soll vergehen dies Geschlechte,
Noch bevor die Sonn' ist kommen?"

Sieh, da tönet eine Stimme,
Macht sich Bahn zu Aller Herzen,
Durch die Seufzer, durch die Schmerzen,
Durch das Element im Grimme:

„Einst geschieht des Himmels Wille,
Ihr geht unter All' im Ringen,
Aber Er wird es vollbringen,
Und die Weltuhr steht nicht stille.

„Wollt ihr in die Räder fahren?
Wollt ihr am Gewichte zerren?
Wißt ihr's nicht? Vor Gott dem Herren
Ist ein Tag gleich tausend Jahren!"

An einem Sonnentage.

1832.

Gewischt vom Himmel ist der trübe Flor,
Das Heer der Regenwolken ist verstoben,
Smaragden steigt der Berg in's Blau empor,
Mit einem Netz von Sonnenglanz umwoben,
Von goldnen Wipfeln schallt der Vögel Chor,
Klar sind die Bäche, wie der Himmel droben;
Durch alle Schöpfung ging ein blühend: Werde!
Du seliger Planet — bist du die Erde?

Solch Wunder thut noch immer die Natur,
Verklärt sich mitten in den trübsten Tagen;
Der Welt der Geister, der verdumpften, nur
Soll keine Stunde der Erlösung schlagen?
Vom Blitz gezeichnet, von des Hagels Spur,
Soll stets dies Reich in schwarze Lüfte ragen?
Hört unsre Zeit, noch taub von Einem Wetter,
Schon wieder eines nahenden Geschmetter?

Wo ihr ihn sucht, da findet ihr ihn nie,
Den reinen Himmel und den heitern Frieden
Sucht nicht bei'm Leben! Nacht und Kampf ist hie,
Nie wird die Finsterniß vom Licht geschieden!
Doch wendet einmal euch zur Poesie,
Die ihr, im Drang nach Tag, so lang gemieden:
Vertraut euch ihrer Dämmernacht und träumet,
Dort wohnt die Klarheit, die hier immer säumet.

Im Quell der Dichtung wird euch viel bescheert,
Da sprudelt Freiheit, Liebe, Glück und Jugend;
Ein Becher ohne Hefe wird geleert,
Sein lautrer Trank hat seltne Kraft und Tugend;
Der Blick in's Leben selber wird verklärt:
Nicht mehr mit hohlem Aug' in's Schwarze lugend,
Bringt einen Strahl ihr von erträumter Sonne
In's Erdendunkel aus des Liedes Bronne.

Und dieser Strahl durchschimmert alle Welt,
Und dieser Strahl durchleuchtet die Geschichte.
Wohin ein Streiflicht seines Glanzes fällt,
Wird alles Grau der Schatten schnell zum Lichte.
Sie taucht empor, von Rosengluth erhellt,
Die Hoffnung mit dem Engelangesichte —
Drum nah'n in finstrer Zeit euch unsre Lieder:
Aus ihnen funkle jene Sonn' euch wieder!

Die Weissagung des Chiliasten 1740.

(1836.)

Tiefstill ist's in der nächt'gen Stube,
Wo nur das Herz des Forschers schlägt,
Wie in der öden Eisengrube
Des Bergmanns Hammer nur sich regt.
Zum Stumpf gebrannt nickt schon die Kerze,
Sie leuchtet schwach der dunkeln Schrift,
Da wo sein Geist im Wort von Erze
Der Offenbarung Räthsel trifft.

Vergangenheit ruht ausgebeutet
In der Geschichte hellem Schatz,
Allein die Zukunft, ungedeutet,
Liegt schwer im Finstern, Satz an Satz.
Vergebens bohren sich die Blicke
In ihre Dämmerschichten ein:
Nicht klarer werden die Geschicke —
Und jetzt erlischt der Kerze Schein.

Doch, wie der äußre Schimmer schwindet,
Tritt seiner Seele Licht hervor;
Sein Aug', am Lampentag erblindet,
Geht auf; es wacht sein innres Ohr.
Wie Feuer schau'n beseelte Lettern
Mit wunderbarem Sinn auf ihn;
Fernher Gerichtsposaunen schmettern,
Die Wände seiner Kammer fliehn.

Nicht weiß er, ist es Süd, ist's Norden,
Ist's West, ist's Ost, wohin er schaut;
Nur, daß die Welt ist zeitig worden,
Nur, daß der Gottesmorgen graut.
Nicht blos das Schlechte schießt in Aehren,
Das Gute selbst ist erntereif,
Ein Engel hält, ihn zu belehren,
Das Buch ihm vor und spricht: „begreif!“

Da sieht er Zeit, die weithin ackert,
Er sieht der Erde breite Saat;
Wie von Vulkanengluth beflackert,
Glänzt Volk um Volk, und That um That.
Bald hat die Nacht das Licht verschlungen,
Bald quillt's empor aus ihrem Schoos;
Und von Verständniß jäh durchdrungen,
Wird auch des Sehers Zunge los:

„Ruh' ist's umher, die Völker schleichen,
Doch diese Ruhe währt nicht lang;
Bald gibt die Weltuhr ihre Zeichen,
Die jetzt noch stöhnt in leisem Gang.
Im Schooß der Erde nur ist Brausen,
Und unter Hefe gährt der Wein;
Bald springt sein heller Strahl mit Sausen
Hoch in des Zornes Kelch hinein.

„Dort flammt's — o Stätte der Empörung!
Bist du Jerusalem, bist Rom?
Es bricht die Gährung, die Zerstörung,
Aus dir mit ihrem Lavastrom:
Die Kronen von den Herscherwarten
Und die Gesetze schwemmt er fort;
Verwandelt euch, ihr Länderkarten,
Umstalte dich, gewohntes Wort!

„Und ein Jahrhundert, wechseltrunken,
Erwacht; vom Sturze dröhnt die Luft.
Dich sucht mein Blick — du liegst versunken,
Uraltes Reich, tief in der Gruft.
Dem Schutt entsteigt ein bleicher Schemen,
Die Zauberzahl benennt ihn mir:
Er steht erhöht auf Diademen,
Und „Gallus Cäsar“ schimmert's hier.

„Und Boten über Boten fliegen,
Sie theilen Schreckenskunden mit;
In wilder Fieberzuckung liegen
Die Länder unter Hufetritt.
Es geht vorüber; tiefe Stille;
Vergess'ner Sturm, vergess'ne Noth.
Dem Fleisch geschieht, wie vor, sein Wille,
Der Fromme nur ißt Thränenbrot.

„Und doch ist seine Hoffnung Wahrheit,
Und Gottes Reich kommt doch herbei;
Bald wird aus Ahnungsdunkel Klarheit,
Und Frühling aus der Wüstenei.
Der Schnee umhüllt mit kalter Binde
Die schlummernde, begrabne Zeit,
Doch aus der eisgeborstnen Rinde
Blinkt hier und dort das grüne Kleid.

„Thauwetter weht, die Winde jagen,
Das Thier ist aus dem Abgrund los,
Es tobet Kampf, die Völker zagen
Bei Harmageddons Schlachtentos.
Getrost, die Schlange wird gebändigt;
Erschienen ist das große Jahr,
Das erst mit tausend Jahren endigt,
Eins wie das andre sonnenklar.

„Welch sanftes Licht bescheint die Matten,
Wie unabsehbar blüht das Feld!
Was Heiden je gesungen hatten
Von alter, goldner Zeit der Welt,
Von seligen Vergangenheiten,
Von einem Gottesfriedenstraum —
Das lag im Reich der Künftigkeiten
Und leiblich jetzt erfüllt's den Raum!

„Welch sanftes Licht scheint in den Seelen!
Der Hirte Gottes weidet sie!
Da hört man keine Treiber schmälen,
Ein Seufzer steigt zum Himmel nie!
Wohl gibt es Fürsten, Unterthanen,
Doch alle sind sie Brüder nur,
Die Geister gehn in ihren Bahnen
Wie sichre Stern' auf goldner Spur." —

So sang der Greis mit Sehermuthe,
Der aus dem offnen Buch ihm quoll;
Fern, fern glaubt' er die Scythenruthe,
Die Gog und Magog binden soll.
Das Jahr, den Enkeln zubeschieden,
Stand vor ihm knospend, rosengleich.
Er selbst ging ein zu Jesu Frieden
In's mehr als tausendjähr'ge Reich.

Ein Fund in der Opferbüchse.

(1839.)

Silbern seh' ich's heute glasten
In dem braunen Kupfermeer.
Seltner Schatz im Opferkasten,
Gröschlein, ei, wo stammst du her?

Welch ein ungewohnt Gepräge,
Wie man's nicht in Rollen trifft!
Eh ich dich zum andern lege,
Sprich, weß Bild und Ueberschrift?

Was? ein Lorbeer statt der Krone
Auf dem hochgetragnen Haupt?
Du gehörest einem Sohne
Roms, vom Siegerkranz umlaubt.

Wie gebietrisch, wie allmächtig
Seh'n mich Stirn und Augen an!
Und die Umschrift wie so prächtig,
Imperator, — und Trajan.

Du, des größten Reichs von allen
Unverwischter, großer Held,
Mußt als Opferpfennig fallen
Einem andern Herrn der Welt!

Du, der vor des Unthiers Zähne
Den Bekenner werfen hieß
Und, beim Gähnen der Hyäne,
Des Jahrhunderts Milde pries:

Liegst du, liegst du, stolzer Kaiser,
Dem Gekreuzigten zu Fuß?
Pflücken deines Lorbeers Reiser
Deutsche Bauern Ihm zum Gruß?

Ja, in dunkler Zeit erloschen,
Schärft sich wieder mein Gesicht;
Und vor mir in diesem Groschen
Hält des Menschen Sohn Gericht!

Romanzen, Balladen, Erzählungen.

Das Mahl zu Heidelberg.

Von Württemberg und Baden
Die Herren zogen aus;
Von Metz des Bischofs Gnaden
Vergaß das Gotteshaus;
Sie zogen aus zu kriegen
Wohl in die Pfalz am Rhein,
Sie sahen da sie liegen
Im Sommersonnenschein.

Umsonst die Rebenblüthe
Sie tränkt mit mildem Duft,
Umsonst des Himmels Güte
Aus Aehrenfeldern ruft:
Sie brannten Hof und Scheuer,
Daß heulte groß und klein;
Da leuchtete vom Feuer
Der Neckar und der Rhein.

Mit Gram von seinem Schlosse
Sieht es der Pfälzer Fritz,
Heißt springen auf die Rosse
Zwei Mann auf einen Sitz.
Mit enggedrängtem Volke
Sprengt er durch Feld und Wald,
Doch ward die kleine Wolke
Zum Wetterhimmel bald.

Sie wollen deiner spotten,
Da sind sie schon umringt,
Und über ihren Rotten
Sein Schwert der Sieger schwingt.
Vom Hügel sieht man prangen
Das Heidelberger Schloß,
Dorthin führt er gefangen
Die Fürsten sammt dem Troß.

Zu hinterst an der Mauer,
Da ragt ein Thurm so fest,
Das ist ein Sitz der Trauer,
Der Schlang' und Eule Nest;
Dort sollen sie ihm büßen
Im Kerker trüb und kalt,
Es gähnt zu ihren Füßen
Ein Schlund und finstrer Wald.

Hier lernt vom Grimme rasten
Der Württemberger Utz,
Der Bischof hält ein Fasten,
Der Markgraf läßt vom Trutz.
Sie mochten schon in Sorgen
Um Leib und Leben seyn,
Da trat am andern Morgen
Der stolze Pfälzer ein.

„Herauf, ihr Herr'n, gestiegen
In meinen hellen Saal!
Ihr sollt nicht fürder liegen
In Finsterniß und Qual.
Ein Mahl ist euch gerüstet,
Die Tafel ist gedeckt,
Drum, wenn es euch gelüstet,
Versucht, ob es euch schmeckt!"

Sie lauschen mit Gefallen,
Wie er so lächelnd spricht,
Sie wandeln durch die Hallen
An's goldne Tageslicht.
Und in dem Saale winket
Ein herrliches Gelag,
Es dampfet und es blinket,
Was nur das Land vermag.

Es satzten sich die Fürsten;
Da mocht' es seltsam seyn!
Sie hungern und sie dürsten
Beim Braten und beim Wein.
„Nun, will's euch nicht behagen?
Es fehlt doch, deucht mir, nichts?
Worüber ist zu klagen?
An was, ihr Herr'n, gebricht's?

Es schickt zu meinem Tische
Der Odenwald das Schwein,
Der Neckar seine Fische,
Den frommen Trank der Rhein
Ihr habt ja sonst erfahren,
Was meine Pfalz bescheert!
Was wollt ihr heute sparen,
Wo Keiner es euch wehrt?"

Die Fürsten sah'n verlegen
Den Andern Jeder an,
Am Ende doch verwegen
Der Ulrich da begann:
„„Herr, fürstlich ist dein Bissen
Doch Eines thut ihm Noth,
Das mag kein Knecht vermissen!
Wo ließest du das Brot?““

„Wo ich das Brod gelassen?“
Sprach da der Pfälzer Fritz,
Er traf, die bei ihm saßen,
Mit seiner Augen Blitz;
Er that die Fensterpforten
Weit auf im hohen Saal,
Da sah man aller Orten
In's off'ne Neckarthal.

Sie sprangen von den Stühlen
Und blickten in das Land,
Da rauchten alle Mühlen
Rings von des Krieges Brand;
Kein Hof ist da zu schauen,
Wo nicht die Scheune dampft,
Von Rosses Huf' und Klauen
Ist alles Feld zerstampft.

„Nun sprecht, von wessen Schulden
Ist so mein Mahl bestellt?
Ihr müßt euch wohl gedulden,
Bis ihr besä't mein Feld,
Bis in des Sommers Schwüle
Mir reifet eure Saat,
Und bis mir in der Mühle
Sich wieder dreht ein Rad.

Ihr seht, der Westwind fächelt
In Stoppeln und Gesträuch;
Ihr seht, die Sonne lächelt,
Sie wartet nur auf euch!
Drum sendet flugs die Schlüssel,
Und öffnet euren Schatz,
So findet bei der Schüssel
Das Brod den rechten Platz!“

Des Fremden Königreich.

Der König feiert am Meer das Spiel,
Es nahen Ritter und Fürsten viel,
Die Fluth sie rufet und rauschet,
Die Sonne lächelt und lauschet.

Der König sprach: „„Einst rang ich so gut,
Einst fühlt' ich mein junges Königsblut
Von Kraft und von Liebe schäumen,
Heut möcht' ich von Jugend träumen!

„„O, säh' ich Einen kämpfen, wie mich!
Wallt' Einem das Blut so königlich!
Auf setzt' ich ihm wohl die Krone,
Wie einem leiblichen Sohne!

„„Schaut her, wie strahlt mein Purpurgewand,
Wie leuchtet das Kind an meiner Hand! —
Ich gäb' ihm den Mantel vom Leibe,
Dazu die Tochter zum Weibe.““

Da huben sich alle vom Fürstengeschlecht,
Sie warfen den Speer, sie kämpften gerecht,
Doch so ist's Keinem gelungen,
Wie einst der Alte gerungen.

Der Jungfrau Blick irrt auf der Fluth,
Der Greis erschaut sich nicht Jugendmuth,
Da kommt auf den wallenden Wogen
Ein Schifflein herangeflogen.

Drin rudert mächtig ein einz'ger Mann,
Als hätt' er die Wellen in seinem Bann,
Den Kahn hat an's Land er geschwungen,
Ist rüstig herausgesprungen.

Ein Jüngling ist's im leichten Rock,
Mit baarem Haupt und gelbem Gelock,
Er trägt kein ritterlich Waffen,
Ist doch zum Kampfe geschaffen.

Die Ritter standen im Harnisch blank,
Da war doch keiner so stark und schlank,
Die Augen waren, die blauen
So blitzend an keinem zu schauen.

Und kecklich tritt er in den Kreis,
Das Haupt er neigt vor dem König leis,
Doch vor der Maid, der süßen,
Da beugt er es, tief zu grüßen.

Dem König er gefiel so sehr,
Er ließ ihm reichen Schild und Speer:
„„Du bist ein herrlicher Knabe,
Im kühnen Kampfe dich labe.""

Da warf er den Speer mit leichtem Schwung,
Da rang er mit Fürstensöhnen jung,
Mit seinen Armen, wie Schlangen,
Hielt er die Gegner umfangen.

Wohl hat er getroffen das ferne Ziel,
Hat niedergerungen der Ritter viel,
Vor seiner Stärk' und Schöne
Verbleichten die Heldensöhne.

Und rosigroth die Jungfrau ward,
Und dem König däucht' er von rechter Art,
Er zog von Schulter und Rücken
Den Mantel ab, ihn zu schmücken.

Er hieß ihn treten zum hohen Thron:
„„So sprich, von wannen du bist, o Sohn!
Dein Arm und dein Blick und die Thaten,
Die haben dich mir verrathen!""

Der Knab schaut an sein Purpurkleid,
Anschaut er die rosige, lächelnde Maid,
Nichts hat er auf weiter Erden —
Denkt doch ein König zu werden.

Er sprach: „Mein Reich liegt fern so sehr,
Weit drüben im tiefen, dunkeln Meer,
Dort steigt es aus dem Schaume."
Der Jüngling sprach wie im Traume.

Doch ragt sein Haupt aus dem Purpurhehr,
Als ob er darin geboren wär',
Es steht dem lockigen Sohne,
Als fehlt' ihm schon lang' die Krone.

Da rief der König: „„Dein Blut ist echt,
Fürwahr, du bist vom Fürstengeschlecht!
Ich geb' dir den Purpur vom Leibe,
Nimm hin die Tochter zum Weibe!

„„Ja, setze sie nur in deinen Kahn,
Du ruderst mächtig, so rudre voran!
Beginnt der Morgen zu grauen,
So folg' ich, dein Reich zu schauen.""

Sie springen in's Schiff wohl Hand in Hand,
Der Kahn, er flieget hinaus vom Strand,
Es rudert durch Tag' und Nächte
Des Knaben gewalt'ge Rechte.

Die Jungfrau liegt ihm am Herzen weich,
Sie forscht u. forscht nach des Buhlen Reich:
Sein Blick, der sinket zu Grunde,
Als sucht' er es tief im Sunde.

Was hebet sich dort im Abendlicht?
Ein Fels ist's, dran sich die Woge bricht!
Was schaut herab in die Welle?
Eine Burg mit öder Schwelle.

‚O schiffe vorüber am Eiland grau,
Vorüber schnell am verfallenen Bau,
Wo, beid' einander zum Grausen,
Nur Räuber und Geister hausen!'

Da spricht er: „Lieb, was wirst du bleich?
O Lieb, das ist mein Königreich!
Hier mußt du Königin werden,
Kein and'res hab' ich auf Erden!

„Mein Vater war wohl stolz und reich,
Jetzt liegt er unter dem Hügel bleich,
Erschlagen, nicht sanft gestorben,
Sein Hab' und Gut verdorben."

Und sicher lenkt der Buhle den Kahn
Durch brandende Wogen die wilde Bahn,
Durch der Felsen ragende Zinken,
Wo moosige Thürme winken.

‚Geliebter! wo ist das Brautgemach?‘ —
„Dort zwischen den Mauern ohne Dach!
‚Wo harren die Edelknaben?‘ —
„Dort fliegen und krächzen die Raben!“

Da schaut er sie an, der Knabe spricht:
„O Maid, es kann dir gefallen nicht,
Nicht kann dich mein Reich ergetzen,
Du siehst es an mit Entsetzen!

„Und eh' du verfluchest das Leben dein,
Eh' laß uns zusammen begraben seyn,
Eh' laß zu den Felsenriffen
In den Strudel nieder uns schiffen!“

Er hält sie im Arme bleich und stumm,
Er dreht das Schiff in den Wellen um
Tief zwischen den steinernen Rippen;
Dann schleudert er's an die Klippen. —

Mit Segeln voll, mit Masten lang,
Mit froher Flagge, mit Freudengesang
Heranzieht ohne Sorgen
Des Königs Schiff am Morgen.

Der Greis sucht seiner Tochter Reich,
Er sieht nicht an das Eiland bleich,
Er schifft im Hauch des Windes
Wohl über das Grab des Kindes.

Der Graf von Aichelberg.

„Seht ihr das Gut am Berge dort?
Es glänzt wie grüner Edelstein;
Deß Lehen soll's von heute seyn,
Der zu mir spricht das liebste Wort!“

Und alle Mannen, die zu Pferd
Dem Grafen folgen in das Thal,
Zu sprechen heben an zumal
Ein Wörtlein, das ihm däuchte werth.

Da heißt er gütig, heißt er schön,
Ein reicher Herr an Volk und Feld,
Uralt von Stamm, ein starker Held,
Sein Schloß das herrlichste der Höh'n.

So hallt sein Lob zum Rosseshuf;
Da steht am Weg ein Mütterlein,
Am Stab gebeugt, vom Alter klein,
Die läßt ertönen ihren Ruf.

‚Du lieber Sohn! Gott grüße dich!‘
So schallt ihr Gruß am Pferd empor,
Der Graf neigt schmerzlich Aug' und Ohr,
Die stolzen Ritter wundern sich.

„Was sprichst du für ein thöricht Wort?
Die Mutter liegt im Grabe mir,
Sie war der Edeltöchter Zier,
Von ihrer Brust trug man mich fort!“

Da sprach das Mütterlein: ‚Ja Sohn!
Man trug dich fort von ihrer Brust,
Doch eh du spürtest den Verlust,
Lagst du an meinen Brüsten schon!

‚Dein Auge, das so traurig schaut,
Es lachte hold an mir empor,
Es lauschte meinem Lied dein Ohr,
Und sanft war deiner Stimme Laut.

‚In deinen Adern floß mein Blut,
Ich stahl die Milch dem eignen Sohn;
Drum laß mir meinen Ammenlohn:
Ich nenne Sohn dich wohlgemuth!‘ —

Im Nebel schwamm des Grafen Blick,
Und vor ihm schwankte Berg und Thal,
Dann ward sein Aug' ein Sonnenstrahl,
Er bog vom Pferd sein stolz Genick.

Die Rechte bot er dar der Frau,
Sein Mund auf ihrer Lippe ruht,
Den Rittern stieg zu Haupt ihr Blut,
Er aber deutet auf die Au':

„Siehst du das Gut am Berge dort?
Es glänzt wie grüner Edelstein;
Dein Leben soll's von heute seyn,
Du sprachst zu mir das liebste Wort!"

Johannes Kant.

Den kategorischen Imperativus fand,
Das weiß ein jedes Kind, Immanuel Kant.
Dem kategorischen Imperativus treu,
Zwang durch ihn wilde Seelen zu frommer Scheu
Lang vor Immanuel Herr Johannes Kant,
Und Wenige wissen's, wie die Sache bewandt.
Derselb' ein Doktor Theologiä war,
In schwarzer Kutte, mit langem Bart und Haar,
So saß er zu Krakau auf dem Lehrersitz,
So ging er einher gegürtet, in Kält' und Hitz',
Ein rein Gemüth, ein immer gleicher Sinn,
Dem Unrecht dulden, nicht thun, stets däuchte Gewinn.
Im grauen Alter zog ein Sehnen den Kant
Gen Schlesien, in sein altes Vaterland.
Er schloß die Bücher in'n Schrein, bestellt' sein Haus,
Den Seckel nahm er und zog in die Fern' hinaus.
Gemächlich ritt in der schweren, schwarzen Tracht
Der Doktor durch der polnischen Wälder Nacht,
Doch in der Seele, da wohnt' ihm lichter Schein,
Die goldnen Sprüche zogen aus und ein,
In's Herz schoß Strahlen ihm das göttliche Wort,
Voll innern Sonnenlichtes, so ritt er fort.
Auch merkt' er nicht, wie das Thier in finstrer Schlucht
Den Weg durch Abenddunkel und Dickicht sucht,
Er hört nicht vor und hinter sich Tritt und Trott,
Er ist noch immer allein mit seinem Gott.
Da wimmelt's plötzlich um ihn zu Roß und Fuß,
Da flucht' ins Ohr ihm der Wegelagerer Gruß;
Es stürmen auf den heiligen Mann sie ein,
Es blinken Messer und Schwert im Mondenschein.
Er weiß nicht, wie ihm geschieht, er steigt vom Roß,
Und eh' sie's fordern, theilt er sein Gut dem Troß;
Den vollen Reisebeutel streckt er dar,
Darin bei'm Groschen manch blanker Thaler war,
Vom Halse löst er ab die güldne Kett',
Er reißt die schmucken Borten vom Barett;

Den Ring vom Finger und aus der Tasche zieht
Das Meßbuch er mit Silberbeschläg und Niet;
Daß sie das Pferd abführen mit Sattel und Zaum,
Der arm' erschrockne Mann, er sieht es kaum;
Erst wie er alles Schmuckes und Gutes baar,
Da flehet er um sein Leben zu der Schaar.
Der bärtige Hauptmann faßt ihn an der Brust,
Und schüttelt sie mit derber Räuberlust.
„Gabst du auch Alles?“ brüllt's um ihn und murrt,
„Trägst nichts versteckt in Stiefel oder Gurt?“
Die Todesangst schwört aus dem Doktor: „Nein!“
Und aber „Nein!“ Es zittert ihm Fleisch und Bein.
Da stoßen sie fort ihn in den schwarzen Wald;
Er eilt, als wär' er zu Roß noch, ohne Halt;
Doch fährt die Hand im Gehen ihm wie im Traum
Hinab an der langen Kutte vorderm Saum,
Mit Angst fühlt sie herum an allem Wulst,
Und endlich findet sie da die rechte Schwulst,
Wo eingenäht, geborgen und unentdeckt
Der güldene Sparpfennig sich versteckt.
Nun will dem Mann es werden recht sanft und leicht,
Mit all dem Gold er die Heimat wohl erreicht,
Er mag mit Gottes Hülfe vom Schrecken ruhn,
Mit Freunden und Vettern sich recht gütlich thun.
Da stand er plötzlich still, denn in ihm rief
Mit lauter Stimme der heilige Imp'rativ:
„Leug nicht! leug nicht! Du hast gelogen, Kant!“
Das einzige Wort ihm auf der Seele brannt',
Vergessen war der Heimat fröhliche Lust,
Er war allein der Lüge sich bewußt.
Und schneller, als ihn getrieben der Freiheit Glück,
Trieb ihn der Sünde Pein nun zurück, zurück.
Schon winkt von Ferne der unglücksel'ge Platz,
Die Räuber theilen dort noch immer den Schatz,
Am Mondlicht prüfen sie sich das Allerlei,
Die Pferde weiden zwischen den Büschen frei.
Und wie sie lagern im Gras und tauschen, tritt
In ihre Mitte der Kant mit hastigem Schritt.
Er stellt demüthig sich vor die Räuber hin,
Er sprach: „O wisset, daß ich ein Lügner bin!
Doch log der Schrecken aus mir, darum verzeiht!“
Mit diesen Worten riß er den Saum vom Kleid,
In hohler Hand beut er ein Häuflein Gold,
Darüber des Mondscheins blinkende Welle rollt;
Weil keiner zugreift, bittet er ganz beschämt:
„Das hab' ich böslich vor euch verläugnet, nehmt!“

Den Räubern aber wird's wunderlich im Kopf,
Sie möchten lachen und spotten ob dem Tropf;
Und ihre Lippe findet doch keinen Laut,
Und ihr vertrocknetes, starres Auge thaut.
Und in dem bleiernen Schlummer, den er schlief,
Regt sich in ihnen plötzlich der Imp'rativ,
Der wunderbare, das heilige Gebot: „Du sollt —
Du sollt nicht stehlen!" und vor der Hand voll Gold
Aufspringen sie, dann werfen sich All' auf's Knie,
Ein tiefes Schweigen waltet; denn Gott ist hie.
Jetzt aber regt sich emsig die ganze Schaar:
Der reicht den Beutel und der die Kette dar,
Ein dritter bringt das Pferd gesattelt, gerüst't,
Das Meßbuch reicht der Hauptmann — er hat's geküßt,
Dann helfen sie ihm zu Roß mit willigem Dienst,
Nichts bleibt zurück vom neuen Räubergewinnst;
Ja, mußte Herr Kant nur seyn auf seiner Hut,
Daß sie ihm nicht auch schenkten gestohlen Gut.
Er scheidet, er theilt den Segen aus vom Pferd,
Wünscht ihnen gründliche Reu', die sie bekehrt.
Nur dacht' er traurig, als um die Eck' er bog:
„Ihr armen Schelmen, ihr stehlet — und ich log!"
Doch als er kam zum finstern Wald hinaus,
Da war verschwunden der Sünde ganzer Graus,
Da stand der Morgenhimmel in rother Gluth,
Da ward dem frommen Wandrer froh zu Muth.
„Dein Wille gescheh' im Himmel und auf der Erd'"
So betet der Kant, und gibt die Sporen dem Pferd.

Der Gefangene.

„Es gilt dem armen, gefangenen Mann!
Wir helfen ihm aus Fessel und Bann!"
So ruft vor dem gethürmten Schloß
Des hellen, wilden Haufens Troß.

Sie werfen den Feuerbrand in's Haus,
Sie treiben den alten Ritter aus,
Sie hauen zusammen Herrn und Gesind,
Und brechen in Küch' und Keller geschwind.

Sie halten unter die Fässer den Mund
Und trinken sie aus bis auf den Grund,
Und schnarchen über dem Herrentisch;
Am dritten Morgen erstehen sie frisch.

„Wo ist der arme, gefangne Mann,
Daß er sich mit uns freuen kann!
Hervor, du guter Bruder, hervor;
Wir sprengen dir dein Eisenthor."

Da lag er drunten längst erstickt
Vom Feuer, dran sie sich erquickt;
Verschmachtet lag er in Schutt und Rauch,
Es leckt' an ihm der Flamme Hauch.

Sie aber schickten sich zu ziehn,
Sie ließen liegen und modern ihn.
Laut sangen die satten, trunkenen Knecht':
„Wir haben den armen Mann gerächt!"

Die Insel der Seelen.

Am fernsten Strande kalter Celten,
Wo müder schon die Sonne schleicht,
Wo nur vorbei ein Frachtschiff selten,
Beschrie'n von heisern Möwen, streicht,
Ist jetzt ein Kriegerheer gelagert
Mit Schild und Speer, im Römerkleid,
Klein Volk, verbrannt und abgemagert,
Doch aller Feinde Herr im Streit.

Hier tritt mit kahler Lorbeerstirne
Der Feldherr in ein Fischerhaus:
„Reicht mir vom Trank der wilden Birne
Und löscht den heißen Durst mir aus!"
Der greise Riese nickt und schüttelt
Vorerst am Herde leer das Netz;
Beut seinem Gast nun ein gerüttelt
Und schäumend Horn voll süßen Meths.

Der Kämpfer schlürft mit Athemzügen,
Er dämpft und reizt den Drang der Lust,
Und spült mit langsamem Vergnügen
Den Schlachtruf sich aus Kehl und Brust.
Das leere Horn wirft er zur Erde,
Doch gierig bleibt sein Aug' und wild;
Er spricht mit brennender Geberde:
„So wäre doch ein Durst gestillt!"

Der Alte frägt: „„Was willst du weiter?
Wir geben gerne, recht und schlecht!
Du bist hier nicht im Thal der Streiter,
Du ruhst bei sanfterem Geschlecht!"" —
„Ihr Armen", spottet jetzt der Fremde,
„Was ich begehre, liegt zu weit;
Ihr bringt es nicht, im Fischerhemde, —
Mein Trachten heißt Unsterblichkeit!"

„„Unsterblichkeit? willst du sie binden
An deiner Schlachten Tod und Noth?
Unsterblichkeit, sie ist zu finden
Im Friedensland, bei'm Abendroth.
Dort strahlet ew'gen Lebens Erbe,
Dort winkt der Seelen letzter Port;
Doch wer dort bleiben will, der sterbe,
Nur nach dem Tode lebt sich's dort!""

Des Römers bleiche Lippen beben:
„Ja doch, du gallisch Thorenherz!
Du träumest, deine Streiter schweben
Aus ihrem Blute himmelwärts!
Nein! wir sind Staub; wenn über'm Grabe
Mir die Zikade singend schwebt,
Krächzt über dir des Winters Rabe;
Doch stirbt dein Nam', und meiner [lebt!"

Da streckt der Greise sich, herunter
Schaut er auf seinen stolzen Gast,
Und seine Hände haben munter
Das Ruder, das dort lehnt, gefaßt:
„„Was soll ich's länger dir verbergen?
Wir Schiffer schau'n der Seelen Land;
Sie fordern uns, wir sind die Fergen
Und steuern sie zum Heimatstrand.""

Den Andern überläuft ein Grausen,
Nur zeigt er nicht, was ihn bewegt:
„Sag' an, wo die Gespenster hausen!"
Spricht er, die Hand an's Haupt gelegt.
So blickt er liegend auf zum Fischer,
Der, auf das Ruder vorgebeugt,
Mit jedem kecken Worte frischer
Der Geister seltsam Reich bezeugt.

„„Fern drüben, wo die Sonne sinket,
Dort liegt ein Eiland, hinter Meer,
Mit goldengrünen Triften winket
Sein Rand, mit Bäumen früchteschwer.
Der Himmel dort ist blau und lächelnd,
Kein Winter droht, kein Sonnenbrand,
Die Lüfte hauchen, immer fächelnd;
Und doch ist's nur der Todten Land.

„„Nichts ist zu hören, nichts zu schauen,
Bevölkert wird es erst zu Nacht;
Doch, was dann waltet, macht kein Grauen,
Zum Leben ist der Tod erwacht.
Nun höre, wie wir Solches wissen,
Und was im Dienst der Seelen thun:
Oft nachts im Schlaf an unser Kissen
Ergeht ein Ruf, läßt uns nicht ruhn.

„„„Vom Lager springen wir und lauschen,
Denn drunten wird es voll und laut,
Und viele tausend Stimmen rauschen
Von Menschen, die kein Auge schaut.
Und Schiffe liegen, hochgethürmte,
Statt unsrer Kähne, längs der Bucht,
Sie sind es, draus das Tosen stürmte,
Tief sinkt in's Wasser ihre Wucht.

„„„Mit Mannschaft sind sie schwer befrachtet,
Die ruft voll Ungeduld: ‚Herbei!'
Wir steigen ein, so tief es nachtet,
Sind ohne Furcht und rudern frei.
Das Schiff ist voll von Schattengästen,
Wir sehen nichts, wir hören viel,
Doch unsre Fahrt, sie geht zum besten,
Wie Falken fliegen wir zum Ziel.

„„Sonst fährt sich's vier und zwanzig [Stunden:
Nur Eine Stund' in solcher Nacht;
Schiff wird um Schiff bald angebunden,
Und jetzt entleeret sich die Fracht.
Auch wir entschwingen uns zum Strande,
Wie haucht und saust es um uns her!
Und nun erst von dem Insellande
Herbeiwogt's, fast ein zweites Meer.

„„Da ist ein unsichtbares Grüßen,
Da wird ein Freudenruf gehört,
Von Küssen rauscht, von zärtlich süßen,
Die Luft, die sonst kein Athem stört.
Ein sehnlich, wonnevoll Umarmen,
Und doch von Leibern keine Spur,
Ein innig Brust an Brust Erwarmen, —
Wir spüren's nicht, wir wissen's nur.

„„Vernehmlich tönen theure Namen,
Der Gatte ruft dem Gatten zu,
Der Vater Kindern, welche kamen,
Der Freund dem Freunde: bist es du?
Und Handschlag, und der Liebe Flüstern,
So heiter, so voll Seligkeit,
Daß, fährt die Nacht gleich fort zu düstern,
Uns heller Tag däucht weit und breit.

„„Dann mahnt ein Ruf uns, heimzufahren,
Und schnell sind wir zu Schiff davon,
Und eh' wir Morgenschein gewahren,
Sind wir in unsrem Hafen schon.
Hoch auf der Meeresfläche trieben
Die Schiffe leer und unbeschwert,
Und länger sind sie nie geblieben,
Als diese Geisternacht gewährt.

„„Und glaubst du jetzt an's Land der Seelen?
Und hoffst du jetzt Unsterblichkeit?"“
Da springt der Römer auf, daß stählen
Durch's Hüttchen klirrt sein Panzerkleid:
„Auf, alter Charon, fort zum Kahne,
Schon morgen zieh'n wir drüben ein,
Ich schwang von je die Siegesfahne,
Sei auch der Seelen Insel mein!“

Entsetzen schüttelt Bart und Locken
Dem Fischer bei dem frechen Wort,
Doch dem Gewaltigen erschrocken
Gehorcht er, und sie geh'n an Bord;
Sie fahren hin die Nacht, den Morgen,
Den ganzen Tag, den Abend auch,
Im Sternenlicht sind sie geborgen,
Zur Küste treibt sie rascher Hauch.

Doch mit der Brandung letzten Wellen
Schlägt noch der Wind nach Westen um,
Erwacht beginnt der Sturm zu schwellen,
Die Lüfte heulen, bisher stumm.
Der Zorn des Windes wühlt im Laube
Der Uferbäume, nieder weht
Ein schwarzer Wolkenbruch von Staube,
Und wirbelnd sich der Nachen dreht.

Zurückgejagt, zurückgerissen
Vom Geisterstrande fliegt der Held,
In blitzdurchzückten Finsternissen
Furcht er das öde Wasserfeld.
So, wie vom Seelenheer geschlagen,
Steigt er am andern Ufer aus,
Und schnelle Schritte flüchtig tragen
Den Schweigenden ins Fischerhaus.

Trompeten mahnen: mit dem Lager
Bricht auf der Feldherr von dem Strand.
Am Ufer stockt er, blaß und hager,
Den Blick noch einmal meerentsandt:
„Ich weiß, du bist mir nicht gegeben,
Holdselig Jenseits, Himmelsglück!
Mein Brief ist ausgestellt an's Leben,
In diese Welt kehr' ich zurück!

„Verschließt mir immerhin, ihr Obern,
Der Seligen Elysium;
Die Erde will ich mir erobern,
Der Völker Nacken tret' ich krumm!
Ein Diadem soll mich umschlingen,
Von aller Meere Perlen voll!
Mein Ruf will so die Welt durchdringen,
Daß euer Himmel dröhnen soll!"

Er spricht's, und fliegt durch's Land der Celten,
Als jagt' ihn noch der Sturm im Kahn,
Hört hinter sich die Donner schelten,
Doch Götterfurcht gilt ihm für Wahn.
„Um Herrschaft ist kein Fluch zu scheuen,
Gefallen ist der Würfel schon!"
Er gibt die Losung seinen Treuen
Und schreitet durch den Rubikon.

Nun stürzt er Konsuln und Tribunen,
Zerreißt der Freundschaft heilig Band,
Und Speere wirft er, wie Harpunen,
In seinen Leib dem Vaterland.
Die Krone Roms glaubt er gefunden,
Die ihm den kahlen Scheitel deckt —
Und liegt mit dreiundzwanzig Wunden
Am Boden blutig ausgestreckt.

Keppler's Adelsbrief.

Endlich ist der Brief gefunden,
Schön von Schreibers Hand gemalt,
Von der Seidenschnur umwunden,
Und vom Siegel roth bestrahlt!

Bist du fröhlich, alter grauer
Bürgermeister Weils der Stadt,
Nun dein Sohn, obwohl ein Bauer,
In der Wieg' ein Knäblein hat?

Weißt du doch: des Urahns Glücke
Rauschte Gruß der Tiberstrom,
Als ihn Sigmund auf der Brücke
Schlug zum Ritter einst in Rom.

Mach' den Enkel nur zum Grafen,
Liegt er gleich im Bauernstroh!
Sebald Keppler, geh nun schlafen,
Deines Adelbriefes froh.

Siehst du nicht, wie Sternenschimmer
Auf das Pergament schon blinkt? —
Doch der Alte liest noch immer,
Bis das Augenlid ihm sinkt.

Ei, was wird der Brief im Traume?
Sieh, er wächst zum Firmament,
Wo auf ungemeßnem Raume
Sonne statt des Siegels brennt.

Aehnlichs hat er nie gesehen,
O welch wunderbar Gesicht!
Diese Sonne bleibt ja stehen,
Diese Sonne schreitet nicht!

Ohne Scheu, am Tage, treten
Statt der Lettern Sterne vor,
Und es kreisen die Planeten
Um das goldne Licht im Chor.

Wie so süß erklingt, wie tönet
Jede Sphäre dieser Welt!
Umgekehrt und doch verschönet
Lacht das ganze Himmelszelt!

Endlich sieht er einen braunen
Chorherrn sich im Traume nahn,
Der spricht freundlich: „Laß dein Staunen,
Solches ist der Sterne Bahn!

„Merke dir den ächten Himmel,
Denn das ist sein Guß und Fluß;
Ordnung bracht' ich in's Gewimmel,
Heiß ich ja Kopernikus!

Doch so sauber in dem Blauen
Hab' ich einst es nicht entdeckt.
Mann! dein Enkel, der wird schauen,
Was mir selber blieb versteckt.

Siehst du dort den rothen flimmern?
Das ist Mars, der sich're Stern:
Dem, von allen Wandelschimmern,
Folgt er um den Sonnenkern.

Und bald mißt er ihre Bahnen
Und sein Scharfblick irret nie.
Ihre Gänge durft' ich ahnen,
Aber Er berechnet sie!

Drum durchspäh' die Himmelsferne,
Modern laß des Kaisers Wort;
Adelsbrief und Glückessterne
Blühen deinem Enkel dort!"

Sebald Keppler wacht zu Morgen
Aus dem Traum gekräftigt auf.
Sind die Sterne gleich verborgen,
Ist die Sonne gleich im Lauf;

Findet gleich er in der Wiegen,
Ach, ein Siebenmonatskind
Stöhnend, halb lebendig liegen,
Noch an beiden Augen blind:

Auf den Arm nimmt er's in Wonne,
Weil er seinem Traume glaubt;
Sterne wandeln um die Sonne
Ueber seines Enkels Haupt.

Ein Vorbote.

Im Café Grèco trinken spät
Zu Rom die Künstler plaudernd.
Die Thür sich in der Angel dreht,
Ein Diener naht sich schaudernd.

„Woher noch, Mensch, so bleich und stumm?
Ist Mord los, oder Feuer?" —
„„Herr! in Thorwaldsens Studium,
Dort ist es nicht geheuer!""

Und bei dem Namen — weiß nicht wie —
Die Herzen ernster schlagen;
Des greisen Meisters denken sie
Im fernen Kopenhagen.

„Was ist's?" — „„Mich führte spät am Tag
Ein Auftrag, Herr, zur Stelle;
Da hört' ich drinnen Meißelschlag,
Und rief: mach' auf, Geselle!

„„Kein Wort. Mein Schlüssel thut mir auf:
Im Vorplatz nichts zu schauen,
Doch hinterm Umhang, drauf und drauf,
Da meißelt's, mir zum Grauen.

„„Ich schlüpf' hinein; der Saal ist leer,
Ganz öde, — Mondenschimmer.
Vom zweiten Vorhang schallt es her,
Vom Heiligthum im Zimmer.

„„Dort, wo ich oft den alten Herrn
So muthig hämmern hörte,
Mit Frag' und Sendung gar nicht gern
In tiefer Arbeit störte.

„„Ich mußt' hinein — da schwieg der Laut;
Doch sah ich jetzt Gesichte:
Denn Bild an Bild herunterschaut
Beseelt im Mondenlichte.

„„Und Lippen rührten hier und dort
Sich, marmorne, zum Klagen,
Als wollten sie ein schrecklich Wort,
Ein schrecklich Wort mir sagen!

„„Wenn Todtes, Herr, lebendig wird,
So will der Tod an's Leben!
Ein Lufthauch zieht, ein Käuzchen schwirrt;
Ich eilte weg mit Beben.""

Nachdenklich hört der Künstlerkreis,
Doch zwinget Scherz das Grausen:
„Nicht mach' uns da Gespenster weiß,
Wo nur die Genien hausen!

„Hebt hoch den Kelch! stoßt's an mit Macht!
Thorwaldsen lebe, lebe!
Zerreißt der abergläub'schen Nacht
Ihr närrisch Traumgewebe!"

Des Meisters treuster Schüler saß
Allein verstummt im Bunde;
Beiseite ließ er stehn das Glas,
Und merkt sich Tag und Stunde. —

Und wieder — ohne Sang und Klang —
Die Künstler sind beisammen;
Ein Flüstern geht den Reihn entlang,
Und Todtenkerzen flammen.

Dort in Thorwaldsens Studium
Beweinen sie den Vater.
An jenem Abend sank er um
Im dänischen Theater.

Des Künstlerlebens klarer Strom
Verrann im heim'schen Sunde.
Die Seele, scheidend, flog nach Rom,
Bracht' ihren Werken Kunde.

Wilhelm Müller,

der Sohn eines Schuhmachers, wurde am 7. Oktober 1795 in Dessau geboren; bezog 1812 die Universität zu Berlin zum Studium der Philosophie und Geschichte; trat bald darauf als Freiwilliger in das preußische Heer, betheiligte sich am Freiheitskriege in den Schlachten bei Lützen, Bautzen, Hanau, Kulm; nahm 1814 in Berlin seine Studien, besonders auch das der altdeutschen Literatur, wieder auf; begleitete 1817 den Grafen Sack über Wien nach Italien, von wo aus die Reise in den Orient beabsichtigt war; trennte sich jedoch schon in Rom von seinem Gönner, wanderte nach Neapel, blieb den Sommer über in Albano und begab sich im Frühling 1819 nach Berlin zurück. Noch im nämlichen Jahre ward er als Lehrer der klassischen Sprachen an die neu organisirte Gelehrtenschule zu Dessau berufen und kurz darauf zum herzoglichen Bibliothekar ernannt. Im Jahre 1821 vermählte sich Müller mit Adelheid Basedow, einer Enkelin des berühmten Pädagogen; starb aber schon 1827, in der Nacht zum 1. Oktober, kaum 32 Jahre alt, wenige Tage nach seiner Rückkehr von einer Ferienreise an den Rhein und nach Schwaben.

Müller gehört zu den vorzüglichsten Lyrikern seiner Zeit und überragt die meisten an lieblicher Leichtigkeit der Darstellung, Frische und Klarheit der Diktion, Innigkeit und Wahrheit der Empfindung. Seine Lieder tragen sämmtlich das entschiedenste Gepräge einer unverkünstelten Eigenthümlichkeit, die sich besonders in romantischer Landschaftsmalerei, in Schilderung kleiner Naturszenen und Darstellungen aus dem einfachen Leben gefällt. In den „Gedichten aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten“ weiß er das Postillon-, Jäger-, Müller- und Musikantenleben in Charakter und Ton bis auf's Einzelste und Kleinste aufzufassen und wiederzugeben, wie er denn überhaupt die seltene Gabe besitzt, in die natürliche Empfindungsweise und in die Verhältnisse der verschiedensten Stände sich zu versetzen. Mit Eichendorff hat er bezüglich des regen Natursinnes manche Verwandtschaft; aber seine Naturbilder sind, zum Unterschiede von dem mehr phantastisch-romantischen, zumeist düster-wehmüthigen Kolorit jenes Dichters, mehr lebenswahr, kräftig und heiter, und die Lieder mehr im Ton und Geist des alten Volksgesangs. Manche derselben, wie „des Postillons Morgenlied“, „Jägerlust“, „die Arche Noäh“ u. a. m., gehoben durch meisterhafte Kompositionen von Fr. Schubert u. A., leben im Munde der Gebildeteren des Volks. Einen höheren Schwung nahm Müllers Phantasie in den berühmten, von reicher Erfindungskraft zeugenden „Griechenliedern“, voll Begeisterung und glühender Freiheitsliebe, im stolzen Rhythmus tetrametrischer Trochäen, worin er sich in die Lage dieser unterdrückten Nation versetzt, ihre Siege feiert und Empfindungen aus ihrer Seele singt, die den Stempel psychologischer Wahrheit und moralischer Schönheit an sich tragen. Sie haben, nebst den Waldhornistenliedern, seinen Ruf als deutscher Lyriker begründet und seinen Namen unsterblich gemacht.

Als Novellendichter in Tieck's und Hoffmann's Manier hat er sich weniger Geltung errungen. Anerkennung fand unter seinen Prosaschriften besonders das Buch: „Rom, Römer und Römerinnen", wegen der frischen, auf unmittelbarer Selbstanschauung des Verfassers sich gründenden Darstellungen. Das Gebiet der Kritik und Literaturgeschichte bereicherte Müller mit mancher gehaltreichen Abhandlung in der Hallischen „Literaturzeitung"; in der „Encyklopädie" von Ersch und Gruber, an deren Direktion er zuletzt Antheil hatte; in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" und zumeist in der von ihm 1820 herausgegebenen Zeitschrift „Askania." Seine „Bibliothek der Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts", 1822 von ihm begonnen und nach seinem Tode fortgesetzt von Karl Förster, ist vom literarhistorischen Gesichtspunkte sehr beachtenswerth.

Die schöne Müllerin.

Wanderschaft.

Das Wandern ist des Müllers Lust,
Das Wandern!
Das muß ein schlechter Müller seyn,
Dem niemals fiel das Wandern ein,
Das Wandern.

Vom Wasser haben wir's gelernt,
Vom Wasser!
Das hat nicht Rast bei Tag und Nacht,
Ist stets auf Wanderschaft bedacht,
Das Wasser.

Das seh'n wir auch den Rädern ab,
Den Rädern!
Die gar nicht gerne stille stehn,
Die sich mein Tag nicht müde drehn,
Die Räder.

Die Steine selbst, so schwer sie sind,
Die Steine!
Sie tanzen mit den muntern Reihn
Und wollen gar noch schneller seyn,
Die Steine.

O Wandern, Wandern, meine Lust,
O Wandern!
Herr Meister und Frau Meisterin,
Laßt mich im Frieden weiter ziehn
Und wandern!

Wohin?

Ich hört' ein Bächlein rauschen
Wohl aus dem Felsenquell,
Hinab zum Thale rauschen
So frisch und wunderhell.

Ich weiß nicht, wie mir wurde,
Nicht, wer den Rath mir gab,
Ich mußte gleich hinunter
Mit meinem Wanderstab.

Hinunter und immer weiter,
Und immer dem Bache nach,
Und immer frischer rauschte,
Und immer heller der Bach.

Ist das denn meine Straße?
O Bächlein, sprich, wohin?
Du hast mit deinem Rauschen
Mir ganz berauscht den Sinn.

Was sag' ich denn vom Rauschen?
Das kann kein Rauschen seyn:
Es singen wohl die Nixen
Dort unten ihren Reihn.

Laß singen, Gesell, laß rauschen,
Und wandre fröhlich nach!
Es gehn ja Mühlenräder
In jedem klaren Bach.

Am Feierabend.

Hätt' ich tausend
Arme zu rühren!
Könnt' ich brausend
Die Räder führen!
Könnt' ich wehen
Durch alle Haine!
Könnt' ich drehen
Alle Steine!
Daß die schöne Müllerin
Merkte meinen treuen Sinn!

Ach, wie ist mein Arm so schwach!
Was ich hebe, was ich trage,
Was ich schneide, was ich schlage,
Jeder Knappe thut es nach.
Und da sitz' ich in der großen Runde,
Zu der stillen kühlen Feierstunde,
Und der Meister spricht zu Allen:
Euer Werk hat mir gefallen;
Und das liebe Mädchen sagt
Allen eine gute Nacht.

Ungeduld.

Ich schnitt' es gern in alle Rinden ein,
Ich grüb' es gern in jeden Kieselstein,
Ich möcht' es sä'n auf jedes frische Beet
Mit Kressensamen, der es schnell verräth,
Auf jeden weißen Zettel möcht' ich's schreiben:
Dein ist mein Herz und soll es ewig bleiben.

Ich möcht' mir ziehen einen jungen Staar,
Bis daß er spräch' die Worte rein und klar,
Bis er sie spräch' mit meines Mundes Klang,
Mit meines Herzens vollem, heißem Drang;
Dann säng' er hell durch ihre Fensterscheiben:
Dein ist mein Herz und soll es ewig bleiben.

Den Morgenwinden möcht' ich's hauchen ein,
Ich möcht' es säuseln durch den regen Hain;
O leuchtet' es aus jedem Blumenstern!
Trüg' es der Duft zu ihr von nah und fern!
Ihr Wogen, könnt ihr Nichts als Räder treiben?
Dein ist mein Herz und soll es ewig bleiben.

Ich meint', es müßt' in meinen Augen stehn,
Auf meinen Wangen müßt' man's brennen sehn,
Zu lesen wär's auf meinem stummen Mund,
Ein jeder Athemzug gäb's laut ihr kund;
Und sie merkt Nichts von all dem bangen Treiben,
Dein ist mein Herz und soll es ewig bleiben!

Morgengruß.

Guten Morgen, schöne Müllerin!
Wo steckst du gleich das Köpfchen hin,
Als wär' dir was geschehen?
Verdrießt dich denn mein Gruß so schwer?
Verstört dich denn mein Blick so sehr?
So muß ich wieder gehen.

O laß mich nur von ferne stehn,
Nach deinem lieben Fenster sehn,
Von ferne, ganz von ferne!
Du blondes Köpfchen, komm hervor!
Hervor aus eurem runden Thor,
Ihr blauen Morgensterne!

Ihr schlummertrunknen Aeugelein,
Ihr thaubetrübten Blümelein,
Was scheuet ihr die Sonne?
Hat es die Nacht so gut gemeint,
Daß ihr euch schließt und bückt und weint
Nach ihrer stillen Wonne?

Nun schüttelt ab der Träume Flor
Und hebt euch frisch und frei empor
In Gottes hellen Morgen!
Die Lerche wirbelt in der Luft,
Und aus dem tiefen Herzen ruft
Die Liebe Leid und Sorgen.

Trockne Blumen.

Ihr Blümlein alle,
Die sie mir gab,
Euch soll man legen
Mit mir in's Grab.

Wie seht ihr alle
Mich an so weh,
Als ob ihr wüßtet,
Wie mir gescheh'?

Ihr Blümlein alle,
Wie welk, wie blaß!
Ihr Blümlein alle,
Wovon so naß?

Ach, Thränen machen
Nicht maiengrün,
Machen todte Liebe
Nicht wieder blühn.

Und Lenz wird kommen,
Und Winter wird gehn,
Und Blümlein werden
Im Grase stehn,

Und Blümlein liegen
In meinem Grab,
Die Blümlein alle,
Die sie mir gab.

Und wenn sie wandelt
Am Hügel vorbei,
Und denkt im Herzen:
Der meint' es treu!

Dann, Blümlein, alle
Heraus, heraus!
Der Mai ist kommen,
Der Winter ist aus.

Reiselieder.

Des Postillions Morgenlied

vor der Bergschenke.

Vivat, und in's Horn ich stoße!
Vivat, wie so hell es klingt,
Wenn es in der Morgenstunde
Meinem Schatz ein Vivat bringt!

Und die Peitsche knallt dazwischen,
Und die Räder rasseln drein,
Und die Funken und die Flammen
Fliegen über Stock und Stein.

Bravo, bravo, braver Schwager!
Ruft mir zu der Passagier;
Mag er's loben und bezahlen,
Liebste, aber's gilt nur dir.

Kann ich's mit dem Schwert nicht zeigen,
Mit dem blanken Ritterspoꝛn,
Hat mein Herz für seine Liebe
Doch dies kleine runde Horn.

Wer's versteht, es klingt nicht übel,
Frisch und scharf wie Morgenwind,
Und die Liebste, die ich meine,
Ist kein schwächlich städtisch Kind.

In dem Wald ist sie geboren,
Ist des Schenken Töchterlein.
Klang der Becher, Zank der Zecher
Mußt' ihr Wiegenliedchen seyn.

In dem Walde steht die Schenke
Einsam auf dem höchsten Berg,
Durch den Schornstein bläst die Hexe,
Und im Keller wühlt der Zwerg.

Aber sie, die flinke Dirne,
Weiß mit Geistern umzugehn,
Wenn ihr Schlüsselbund nur klappert,
Läßt kein Spuk sich weiter sehn.

Und wie trefflich kann sie bannen
Geister auch von Fleisch und Bein,
Die berauschten, sei's von Liebe,
Sei's von Bier und Branntewein.

Keiner wagt sich ihr zu nahe,
Weil den Zauberkreis er kennt,
Der dem kecken Ueberspringer
Zung' und Finger gleich verbrennt.

Aber freundlich und gesprächig
Ist sie dem bescheidnen Gast,
Und an ihrem Thor vorüber
Rollt kein Wagen ohne Rast.

Bravo, bravo, braver Schwager!
Ruft mir zu der Passagier.
Gut gefahren, gut gehalten
Bei der schmucken Dirne hier.

Mag er's loben und bezahlen;
Liebste, aber's gilt nur dir.
Schöne Schenkin, ach, ich dürste,
Schenke, schenke Liebe mir!

Vivat, und in's Horn ich stoße,
Und es muß geschieden seyn!
Vivat, und wie soll es schmettern,
Kehr' ich hier auf ewig ein!

Der Prager Musikant.

Mit der Fiedel auf dem Rücken,
Mit dem Kappel in der Hand,
Zieh'n wir Prager Musikanten
Durch das weite Christenland.

Unser Schutzpatron im Himmel
Heißt der heil'ge Nepomuk,
Steht mit seinem Sternenkränzel
Mitten auf der Prager Bruck.

Als ich da hinaus gewandert,
Hab' ich Reverenz gemacht,
Ein Gebet ihm aus dem Kopfe
Recht bedächtig hergesagt.

Steht also in keinem Büchel,
Wie man's auf dem Herzen hat:
Wanderschaft mit leerem Beutel
Und ein Schätzel in der Stadt.

Wenn das Mädel singen könnte,
Wär's gezogen mit hinaus,
Doch es hat 'ne heis're Kehle,
Darum ließ ich es zu Haus.

Ei, da gab es nasse Augen,
'S war mir selbst nicht einerlei;
Sprach ich: 's ist ja nicht für ewig,
Schönstes Nannerl, laß mich frei!

Und ich schlüpft' aus ihren Armen,
Aus der Kammer, aus dem Haus;
Konnt' nicht wieder rückwärts schauen,
Bis ich war zur Stadt hinaus.

Da hab' ich dies Lied gesungen,
Hab' die Fiedel zu gespielt,
Bis ich in den Morgenlüften
Auf der Brust mich leicht gefühlt.

Manches Vöglein hat's vernommen:
Flög' nur eins an Liebchens Ohr,
Säng' ihr, wenn sie weinen wollte,
Dieses frische Liedel vor!

Wenn ich aus der Fremde komme,
Spiel' ich auf aus anderm Ton
Abends unter ihrem Fenster:
Schätzel, Schätzel, schläfst du schon?

Hoch geschwenkt den vollen Beutel,
Das gibt eine Musika!
'S Fenster klirrt, es rauscht der Laden,
Heilige Cäcilia!

All' ihr Prager Musikanten,
Auf, heraus mit Horn und Baß,
Spielt den schönsten Hochzeitreigen!
Morgen leeren wir ein Faß.

Der Lindenbaum.

Am Brunnen vor dem Thore
Da steht ein Lindenbaum:
Ich träumt' in seinem Schatten
So manchen süßen Traum.

Ich schnitt in seine Rinde
So manches liebe Wort;
Es zog in Freud' und Leide
Zu ihm mich immer fort.

Ich mußt' auch heute wandern
Vorbei in tiefer Nacht,
Da hab' ich noch im Dunkel
Die Augen zugemacht,

Und seine Zweige rauschten,
Als riefen sie mir zu:
Komm her zu mir, Geselle,
Hier findst du deine Ruh'!

Die kalten Winde bliesen
Mir grad' in's Angesicht,
Der Hut flog mir vom Kopfe,
Ich wendete mich nicht.

Nun bin ich manche Stunde
Entfernt von jenem Ort,
Und immer hör' ich's rauschen:
Du fändest Ruhe dort!

Die Post.

Von der Straße her ein Posthorn klingt:
Was hat es, daß es so hoch aufspringt,
Mein Herz?

Die Post bringt einen Brief für dich:
Was drängst du denn so wunderlich,
Mein Herz?

Nun ja, die Post kömmt aus der Stadt,
Wo ich ein liebes Liebchen hatt',
Mein Herz!

Willst wohl einmal hinübersehn
Und fragen, wie es dort mag gehn,
Mein Herz?

Das Irrlicht.

In die tiefsten Felsengründe
Lockte mich ein Irrlicht hin:
Wie ich einen Ausgang finde,
Liegt nicht schwer mir in dem Sinn.

Bin gewohnt das irre Gehen,
'S führt ja jeder Weg zum Ziel:
Unsre Freuden, unsre Wehen,
Alles eines Irrlichts Spiel!

Durch des Bergstroms trockne Rinnen
Wind' ich ruhig mich hinab —
Jeder Strom wird's Meer gewinnen,
Jedes Leiden auch ein Grab.

Einsamkeit.

Wie eine trübe Wolke
Durch heitre Lüfte geht,
Wann in der Tanne Wipfel
Ein mattes Lüftchen weht:

So zieh' ich meine Straße
Dahin mit trägem Fuß,
Durch helles, frohes Leben,
Einsam und ohne Gruß.

Ach, daß die Luft so ruhig!
Ach, daß die Welt so licht!
Als noch die Stürme tobten,
War ich so elend nicht.

Muth.

Fliegt der Schnee mir in's Gesicht,
Schüttl' ich ihn herunter:
Wenn mein Herz im Busen spricht,
Sing' ich hell und munter;

Höre nicht, was es mir sagt:
Habe keine Ohren;
Fühle nicht, was es mir klagt:
Klagen ist für Thoren.

Lustig in die Welt hinein — Gegen Wind und Wetter!
Will kein Gott auf Erden seyn, — Sind wir selber Götter.

Heimkehr.

Vor der Thüre meiner Lieben
Häng' ich auf den Wanderstab,
Was mich durch die Welt getrieben,
Leg' ich ihr zu Füßen ab.

Wanderlustige Gedanken,
Die ihr flattert nah und fern,
Fügt euch in die engen Schranken
Ihrer treuen Arme gern!

Was uns in der weiten Ferne
Suchen hieß ein eitler Traum,
Zeigen uns der Liebe Sterne
In dem traulich kleinen Raum.

Schwalben kommen hergezogen —
Setzt euch, Vöglein, auf mein Dach!
Habt euch müde schon geflogen,
Und noch ist die Welt nicht wach;

Baut in meinen Fensterräumen
Eure Häuschen weich und warm!
Singt mir zu in Morgenträumen
Wanderlust und Wanderharm!

Ländliche Lieder.

Jägers Lust.

Es lebe, was auf Erden
Stolzirt in grüner Tracht!
Die Wälder und die Felder,
Die Jäger und die Jagd.

Wie lustig ist's im Grünen,
Wenn's helle Jagdhorn schallt,
Wenn Hirsch und Rehe springen,
Wenn's blitzt und dampft und knallt!

Ich hab' mir schwarz gesenget
Das rechte Augenlied:
Was thut's, da mich mein Dirnel
So schwarz auch gerne sieht?

Mein Stutz und meine Dirne,
Sind die mir immer treu,
Was thu' ich weiter fragen
Nach Welt und Klerisei?

Im Walde bin ich König!
Der Wald ist Gottes Haus,
Da weht sein starker Odem
Lebendig ein und aus.

Ein Wildschütz will ich bleiben,
So lang' die Tannen grün,
Mein Mädchen will ich küssen,
So lang' die Lippen glühn.

Komm Kind, mit mir zu wohnen
Im freien Waldrevier!
Von immergrünen Zweigen
Bau' ich ein Hüttchen dir.

Dann steig' ich nimmer wieder
In's graue Dorf hinab,
Im Walde will ich leben,
Im Wald grabt mir mein Grab!

Daß nicht des Pfarrers Kühe
Darauf zur Weide gehn:
Das Wild soll drüber springen,
Kein Kreuz im Wege stehn.

Jägers Leid.

Es hat so grün gesäuselt
Am Fenster die ganze Nacht —
Mein Schatz im Tannenwalde,
Hast wohl an mich gedacht?

Und wann alle Bäume rauschen
Im weiten Jagdrevier,
Und weht kein Lüftchen am Himmel:
Herzliebste, dann sing' ich von dir!

Und wann alle Zweige sich neigen
Und nicken dir Grüße zu:
Herzliebste, das ist mein Sehnen,
Hat nimmer Rast noch Ruh!

Ach Welt, ich muß dich fragen,
Warum du bist so weit?
Ach Liebe, ferne Liebe,
Warum nicht heißt du Leid?

Ich möchte die Büchse laden,
Nicht laden mit Pulver und Schrot,
Ich möcht' in die Lüfte schießen
All meine Liebesnoth.

Und wenn von allen Bäumen
Stürzen die Waldvöglein,
Dann ist der Schuß gefallen —
Wer soll nun Sänger seyn?

Liebesgedanken.

Je höher die Glocke,
Je heller der Klang:
Je ferner das Mädchen,
Je lieber der Gang.

Der Frühling will kommen,
O Frühling, meine Freud'!
Nun mach' ich meine Schuhe
Zum Wandern bereit.

Wohlauf durch die Wälder,
Wo die Nachtigall singt!
Wohlauf durch die Berge,
Wo's Gemsböcklein springt!

Zwei schneeweiße Täubchen,
Die fliegen voraus
Und setzen sich schnäbelnd
Auf der Hirtin ihr Haus.

Ei bist du schon munter,
Und bist schon so blank?
Gott grüß' dich, schön's Dirnel!
Ach, der Winter war lang!

Zwei Augen, wie Kirschkern,
Die Zähne schneeweiß,
Die Wangen, wie Röslein,
Betracht' ich mit Fleiß;

Ein Mieder von Scharlach
Ganz funkelnagelneu,
Und unter dem Mieder
Ein Herzlein so treu!

Und ihr Lippen, ihr Lippen,
Wie preis' ich denn euch?
So wie ich will sprechen,
So küßt ihr mich gleich!

Ei Winter, ei Winter,
Bist immer noch hier?
So darf ich doch wandern
In Gedanken zu ihr.

Auf Siebenmeilenstiefeln
Geht's flink von der Stell;
Auf Liebesgedanken
Geht's siebenmal so schnell.

Ausforderung.

Eine hohe Hahnenfeder
Steck' ich auf meinen Hut!
Mein Hut hat grüne Farbe,
Mein Herz hat frischen Muth.

Was will die Hahnenfeder?
Sie ruft zum Kampf und Streit,
Sie ruft: Ich lieb' die Beste
Im Lande weit und breit!

Und kennst du eine beſſ're,
Und ist sie deine Wahl:
Steck' auf eine höh're Feder,
So raufen wir einmal!

Und muß ich unterliegen,
Und lieg' ich in dem Sand:
Ich halt' auf meinem Spruche
Zeitlebens festen Stand.

Und ist dein Dirnel schöner,
So trag's zur Stadt hinein,
Zum Markte, zum Verkaufe,
Für's Dorf ist's halt zu fein.

Und ist dein Dirnel frömmer,
So führ' es gleich nach Rom
Und laß es heilig sprechen,
Zur Lieb' ist's halt zu fromm.

Frühlingskranz

aus dem Plauen'schen Grunde bei Dresden.

Frühlingseinzug.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! geschwinde!
Der alte Winter will heraus,
Er trippelt ängstlich durch das Haus,
Er windet bang sich in der Brust
Und kramt zusammen seinen Wust
Geschwinde, geschwinde.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! geschwinde!
Er spürt den Frühling vor dem Thor,
Der will ihn zupfen bei dem Ohr,
Ihn zausen an dem weißen Bart
Nach solcher wilden Buben Art,
Geschwinde, geschwinde.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! geschwinde!
Der Frühling pocht und klopft ja schon —
Horcht, horcht, es ist sein lieber Ton!
Er pocht und klopfet, was er kann,
Mit kleinen Blumenknospen an,
Geschwinde, geschwinde.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! geschwinde!
Und wenn ihr noch nicht öffnen wollt,
Er hat viel Dienerschaft im Sold,
Die ruft er sich zur Hülfe her
Und pocht und klopfet immer mehr,
Geschwinde, geschwinde.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! geschwinde!
Es kömmt der Junker Morgenwind,
Ein bausebackig rothes Kind,
Und bläst, daß alles klingt und klirrt,
Bis seinem Herrn geöffnet wird,
Geschwinde, geschwinde.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! geschwinde!
Es kömmt der Ritter Sonnenschein,
Der bricht mit goldnen Lanzen ein,
Der sanfte Schmeichler Blüthenhauch
Schleicht durch die engsten Ritzen auch,
Geschwinde, geschwinde.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! geschwinde!
Zum Angriff schlägt die Nachtigall,
Und horch, und horch, ein Wiederhall,
Ein Wiederhall aus meiner Brust!
Herein, herein, du Frühlingsluft,
Geschwinde, geschwinde!

Kinderlust.

Nun feget aus den alten Staub
Und macht die Laube blank!
Laßt ja kein schwarzes Winterlaub
Mir liegen auf der Bank!

Die erste weiße Blüthe flog
Mir heut in's Angesicht.
Willkommen, Lenz! Ich lebe noch,
Und weiß von Leide nicht,

Und schaue hell, wie du, hinein
In Gottes schöne Welt,
Und möcht' ein kleiner Bube seyn
Und kollern durch das Feld.

O seht, da plätschern schon am See
Die lieben Kindelein,
Und zieh'n die Hemdchen in die Höh',
Und wollen gern hinein.

Wie lockt der warme Sonnenschein,
Der auf dem Spiegel ruht!
Da ist kein Fuß zu weich, zu klein,
Er probt, wie's Wasser thut.

Ich sitz' und seh' dem Spiele zu
Und spiel' im Herzen auch;
Du lieber Lenz, ein Kind bist du,
Und übest Kinderbrauch.

Wie viel du hast, du weißt es kaum
Und schüttest alles aus.
Nehmt Kinder, nehmt! Es ist kein Traum!
Es kommt aus Gottes Haus.

Und wenn du nun ganz fertig bist,
Hast keine Blume mehr,
Dann gehst du wieder ohne Frist,
Kein Abschied wird dir schwer;

Und rufst dem Bruder Sommer zu:
Bringst du die Früchte her?
Was ich versprach, das halte du!
Ei, ei, dein Korb ist schwer!

Die Brautnacht.

Es hat geflammt die ganze Nacht
Am hohen Himmelsbogen,
Wie eines Feuerspieles Pracht
Hat es die Luft durchflogen;

Und nieder sank es tief und schwer
Mit ahnungsvoller Schwüle,
Ein dumpfes Rollen zog daher
Und sprach von ferner Kühle:

Da fielen Tropfen warm und mild
Wie lang' erstickte Thränen;
Die Erde trank, doch ungestillt
Blieb noch ihr heißes Sehnen.

Und sieh, der Morgen steigt empor —
Welch Wunder ist geschehen?
In ihrem vollen Blüthenflor
Seh' ich die Erde stehen.

O Wunder, wer hat das vollbracht?
Der Knospen spröde Hülle,
Wer brach sie auf in einer Nacht
Zu solcher Liebesfülle?

O still, o still, und merket doch
Der Blüthen scheues Bangen!
Ein rother Schauer zittert noch
Um ihre frischen Wangen.

O still, und fragt den Bräutigam,
Den Lenz, den kühnen Freier,
Der diese Nacht zur Erde kam,
Nach ihrer Hochzeitfeier!

Das Frühlingsmahl.

Wer hat die weißen Tücher
Gebreitet über das Land?
Die weißen duftenden Tücher
Mit ihrem grünen Rand?

Und hat darüber gezogen
Das hohe blaue Zelt?
Darunter den bunten Teppich
Gelagert über das Feld?

Er ist es selbst gewesen,
Der gute reiche Wirth
Des Himmels und der Erden,
Der nimmer ärmer wird.

Er hat gedeckt die Tische
In seinem weiten Saal
Und ruft, was lebet und webet,
Zum großen Frühlingsmahl.

Wie strömt's aus allen Blüthen
Herab von Strauch und Baum!
Und jede Blüth' ein Becher
Voll süßer Düfte Schaum.

Hört ihr des Wirthes Stimme?
„Heran, was kriegt und fliegt,
Was geht und steht auf Erden,
Was unter den Wogen sich wiegt!

Und du, mein Himmelspilger,
Hier trinke trunken dich
Und sinke selig nieder
Auf's Knie und denk' an mich!“

Morgenlied.

Wer schlägt so rasch an die Fenster mir
Mit schwanken grünen Zweigen?
Der junge Morgenwind ist hier
Und will sich lustig zeigen.

„Heraus, heraus, du Menschensohn!“
So ruft der kecke Geselle,
„Es schwärmt von Frühlingswonnen schon
Vor deiner Kammerschwelle.

Hörst du die Käfer summen nicht,
Hörst du das Gras nicht klirren,
Wenn sie, betäubt von Duft und Licht,
Hart an die Scheiben schwirren?

Die Sonnenstrahlen stehlen sich
Behende durch Blätter und Ranken,
Und necken auf deinem Lager dich
Mit blendendem Schweben und Schwanken.

Die Nachtigall ist heiser fast,
So lang hat sie gesungen;
Und weil du sie gehört nicht hast,
Ist sie vom Baum gesprungen.

Da schlug ich mit dem leeren Zweig
An deine Fensterscheiben:
Heraus, heraus in des Frühlings Reich!
Es wird nicht lange mehr bleiben.“

Die Forelle.

In der hellen Felsenwelle
Schwimmt die muntere Forelle,
Und in wildem Uebermuth
Guckt sie aus der kühlen Fluth,

Sucht, gelockt von lichten Scheinen,
Nach den weißen Kieselsteinen,
Die das seichte Bächlein kaum
Ueberspritzt mit Staub und Schaum.

Sieh doch, sieh, wie kann sie hüpfen
Und so unverlegen schlüpfen
Durch den höchsten Klippensteg,
Grad als wäre das ihr Weg!
Und schon will sie nicht mehr eilen,
Will ein wenig sich verweilen
Zu erproben, wie es thut,
Sich zu sonnen aus der Fluth.

Ueber einem blanken Steine
Wälzt sie sich im Sonnenscheine,
Und die Strahlen kitzeln sie
In der Haut, sie weiß nicht wie;
Weiß in wähligem Behagen
Nicht, ob sie es soll ertragen,
Oder vor der fremden Gluth
Retten sich in ihre Fluth.

Kleine, muntere Forelle,
Weile noch an dieser Stelle
Und sei meine Lehrerin:
Lehre mich den leichten Sinn,
Ueber Klippen wegzuhüpfen,
Durch des Lebens Drang zu schlüpfen
Und zu geh'n, ob's kühlt, ob's brennt,
Frisch in jedes Element.

Das Brautkleid.

Die Flur hat angezogen
Ein grünes seidenes Kleid,
Die leichten schillernden Falten
Umfliegen sie weit und breit.

Und unter der flatternden Hülle
Schlägt ihre warme Brust,
Die Winde wollen sie kühlen
Und verglühen sich selber in Lust.

Es zucken die Sonnenstrahlen
Herunter mit blitzendem Brand,
Als möchten sie gern ihr versengen
Das neidische grüne Gewand.

Sie ruft: Ihr Strahlen, ihr Winde,
Mein Kleid laßt unversehrt!
Es ward von meinem Liebsten
Zum Brautschmuck mir bescheert.

Der Mai, so heißt mein Liebster,
Er gab es zu tragen mir,
Er sprach: Du sollst es tragen,
So lang' ich bleibe bei dir;

Und wenn ich von dir scheide,
So werd' es gelb vor Gram,
Dann laß es von den Menschen
Dir ausziehn ohne Scham,

Und leg' als nackte Wittwe — Dich nieder in deinem Leid,
Bis daß ich wieder kehre — Und bring' ein neues Kleid.

Muscheln von der Insel Rügen.

Die Möwe.

Wenn der Seehund schläft am weichen Strande,
Hält bei ihm die treue Möwe Hut,
Kreist umher und schauet nach dem Lande,
Schauet wieder in die hohe Fluth.

Hört sie's rascheln in des Ufers Bäumen,
Kräht sie hell — das ist ein Jägersmann;
Sieht sie's auf dem fernen Spiegel schäumen,
Das sind Boote — und sie fliegt ihn an.

Und der Schläfer folgt den Losungszeichen
Seiner immerwachen Warnerin,
Eh' Harpun' und Kugel ihn erreichen,
Schlüpft er in das Meer und schwimmt dahin.

Lieber, seh' ich dich vom Strande schiffen
In die hohe, wilde Fluth hinein,
Nach den Wirbeln, Bänken, Klippen, Riffen —
Möcht' ich bei dir wie die Möwe seyn.

Aber ach, wer gibt mir ihre Schwingen?
Nimm mich zu dir in dein kleines Boot!
Mit dir will ich durch die Wogen ringen,
Mit dir theilen aller Stürme Noth.

Sage nicht, ich soll zu Hause bleiben;
Bist du fort, so muß mein Herz dir nach:
Willst du's ohne Steuer lassen treiben
Durch der Fluthen grauses Ungemach?

Der Seehund.

(Mönkgut.)

Wenn uns ein Seehund die Aale zerbissen,
Wenn er die Netz' uns in Stücke zerrissen,
Rotten wir all' uns zusammen zur Jagd —
Seehund, du Räuber, jetzt nimm dich in Acht!

Ach, und wer hat uns die Herzen zerrissen?
Ach, und wer hat uns die Freuden zerbissen? —
Ob wir sie kennen? — Wer kennte sie nicht?
Brüder, wann halten mit der wir Gericht?

Seht doch, da kömmt sie ja selber gegangen,
Könnten sie halten und könnten sie fangen;
Läuft in die Fall' uns die Räuberin hier,
Brüder, was machen wir jetzo mit ihr?

Machen ihr Platz unter Neigen und Nicken,
Schleichen ihr nach mit schüchternen Blicken,
Gucken uns an und sagen geschwind:
'S ist doch ein liebes, ein herziges Kind!

Die Braut.

(Mönkgut.)

Eine blaue Schürze hast du mir gegeben,
Mutter, Schad' um's Färben, Mutter, Schad' um's Weben!
Morgen in der Frühe wird sie bleich erscheinen,
Will zu Nacht so lange Thränen auf sie weinen.

Und wenn meine Thränen es nicht schaffen können,
Wie sie immer strömen, wie sie immer brennen:
Wird mein Liebster kommen und mir Wasser bringen,
Wird sich Meereswasser aus den Locken ringen;

Denn er liegt da unten in des Meeres Grunde,
Und wenn ihm die Wogen rauschen diese Kunde,
Daß ich hier soll freien und ihm treulos werden:
Aus der Tiefe steigt er auf zur bösen Erden.

In die Kirche soll ich — nun, ich will ja kommen,
Will mich fromm gesellen zu den andern Frommen.
Laßt mich am Altare still vorüberziehen,
Denn dort ist mein Plätzchen, wo die Witwen knieen.

Vineta.

Aus des Meeres tiefem, tiefem Grunde
Klingen Abendglocken dumpf und matt,
Uns zu geben wunderbare Kunde
Von der schönen alten Wunderstadt.

In der Fluthen Schooß hinabgesunken
Blieben unten ihre Trümmer stehn.
Ihre Zinnen lassen goldne Funken
Wiederscheinend auf dem Spiegel sehn.

Und der Schiffer, der den Zauberschimmer
Einmal sah im hellen Abendroth,
Nach derselben Stelle schifft er immer,
Ob auch rings umher die Klippe droht.

Aus des Herzens tiefem, tiefem Grunde
Klingt es mir wie Glocken dumpf und matt:
Ach, sie geben wunderbare Kunde
Von der Liebe, die geliebt es hat.

Eine schöne Welt ist da versunken,
Ihre Trümmer blieben unten stehn,
Lassen sich als goldne Himmelsfunken
Oft im Spiegel meiner Träume sehn.

Und dann möcht' ich tauchen in die Tiefen,
Mich versenken in den Wiederschein,
Und mir ist, als ob mich Engel riefen
In die alte Wunderstadt herein.

Der Adler auf Arkona.

Auf Arkona's Berge
Ist ein Adlerhorst,
Wo vom Schlag der Woge
Seine Spitze borst.

Schau' hinaus nach Morgen,
Schau' nach Mitternacht,
Schaue gegen Abend
Von der hohen Wacht!

Spitze deutschen Landes
Willst sein Bild du sehn?
Riff' und Spalten splittern
Deinen festen Stein.

Ließ der deutsche Kaiser
Fliegen dich zugleich,
Als er brach in Stücken
Ach, das deutsche Reich?

Adler, setz' dich oben
Auf den Felsenthron,
Deutschen Landes Hüter,
Freier Wolkensohn!

Hüte, deutscher Adler,
Deutsches Volk und Land,
Deutsche Sitt' und Zunge,
Deutsche Stirn und Hand!

Tafellieder für Liedertafeln.

Warnung vor dem Wasser.

Guckt nicht in Wasserquellen,
Ihr lustigen Gesellen,
Guckt lieber in den Wein!
Das Wasser ist betrüglich,
Die Quellen sind anzüglich:
Guckt lieber in den Wein!

Trink' ich aus vollem Glase,
Da spiegelt meine Nase
Sich lang und roth im Wein.
Sie ist nicht zum Verlieben,
Sie ist nicht zum Betrüben,
Drum guck' ich in den Wein.

Narziß, der hat's erfahren
In seinen schönsten Jahren;
Er sah nicht in den Wein,
Nein, in dem Quell der Wildniß
Sein allerliebstes Bildniß:
Guckt lieber in den Wein!

Schon Mancher ist versunken;
Noch Keiner ist ertrunken
In einem Becher Wein.
Die sich darin betrachten,
Sie können nicht verschmachten,
Drum guck' ich in den Wein.

Ihr lustigen Gesellen,
Guckt nicht in Wasserquellen,
Guckt lieber in den Wein!
Doch über euer Gucken
Vergeßt auch nicht zu schlucken:
Trinkt aus, trinkt aus den Wein!

Doppeltes Vaterland.

An der Elbe Strand
Liegt mein Vaterland,
Lieb's von ganzer Seele;
Aber meine Kehle
Ist zu Haus am Rhein,
Dürstet nur nach Wein.

Wem es Freude schafft,
Trinke Brüderschaft
Mit den kalten Fröschen;
Meinen Durst zu löschen,
Hol' ich mir vom Rhein
Lebenswarmen Wein.

Spricht ein kluger Mund,
Wein sei nicht gesund,
Ei, so trink' er keinen!
Doch mir will es scheinen:
Der den Geist erfreut,
Thut dem Leib kein Leid.

Mancher Medikus
Trank sich aus dem Fluß
Flüsse in die Glieder.
Wein und frohe Lieder!
Heißt mein Rezipe
Wider jedes Weh.

Und muß einst es seyn,
Sterb' ich doch an Wein
Lieber als an Pillen.
Vor dem letzten Willen
Leer' ich erst mein Faß
Bis auf's letzte Glas.

Die schönsten Töne.

Von allen Tönen in der Welt
Ist keiner, der mir baß gefällt,
Als voller Gläser Klingen;
Wenn einen Spruch, wie's Herz ihn meint,
Entgegenbringt der Freund dem Freund,
Daß hoch die Tropfen springen.

Auch hör' ich gern des Hammers Schlag,
Der aus den Tonnen allgemach
Den Spund weiß aufzutreiben;
Und wenn der liebe klare Wein
Rinnt plätschernd in die Flaschen ein,
Der Klang ist zum Betäuben.

Hoch springt mir gleich mein Herz empor,
Hör' ich der Winzer Jubelchor
Von einem Berge schallen,
Verkündend gute Erntezeit,
Verheißend Heil und Seligkeit
Uns treuen Zechern allen.

Wer's also meint, der stoße an,
Und wer nicht mit mir singen kann,
Sein Glas das wird doch klingen;
Und wer den Becherklang nicht liebt,
Und wer sich ohne Schmerz betrübt,
Dem soll'n die Kauze singen!

Die Arche Noäh.

Das Essen, nicht das Trinken,
Bracht' uns um's Paradies.
Was Adam einst verloren
Durch seinen argen Biß,
Das gibt der Wein uns wieder,
Der Wein und frohe Lieder.

Und als die Welt auf's Neue
In Bauches Lust versank,
Und in der Sünde Fluthen
Die Kreatur ertrank,
Blieb Noah doch am Leben,
Der Pflanzer edler Reben.

Er floh mit Weib und Kindern
Wohl in sein größtes Faß,
Das schwamm hoch auf den Fluthen,
Und Keiner wurde naß.
So hat der Wein die Frommen
Dem Wassertod entnommen.

Und als die Fluth zerronnen,
Da blieb das runde Haus
Auf einem Berge sitzen,
Und Alle stiegen aus,
Begrüßten froh das Leben,
Und pflanzten neue Reben.

Das Faß blieb auf dem Berge
Zum Angedenken stehn:
Zu Heidelberg am Neckar
Könnt ihr es selber sehn.
Nun wißt ihr, wer die Reben
Am Rhein uns hat gegeben.

Und will noch Einer wagen
Den heil'gen Wein zu schmähn,
Der soll in Wasserfluthen
Erbärmlich untergehn!
Stoßt an und singt, ihr Brüder:
Der Wein und frohe Lieder!

Freiheit im Wein.

Und wüßt' ich, wo es besser wär',
So zög' ich aus der Welt.
'S ist wahrlich keines Bleibens mehr
In diesem Erdenzelt!

Hab' mit dem Teleskop von fern
Des Himmels Rund besehn,
Ob nicht in irgend einem Stern
Weinstöcke sollten stehn.

Doch hab' ich keine noch entdeckt,
Und Herschel ist nun todt!
Wenn uns die Welt noch ärger neckt,
Wohin aus unsrer Noth?

O Brüder, Brüder, schwebt mir ja
In's Blaue nicht hinaus!
Die beste Freistatt liegt so nah
In unsers Wirthes Haus.

In seinen Keller flüchten wir,
Und der ist bombenfest.
Potz alle Welt! wir trotzen dir,
Wenn Sturm du blasen läßt!

Wird auch die Freiheit vogelfrei
Hier oben wohl genannt,
Da unten hat die Sultanei
Sie noch nicht weggebannt.

Noch braust sie auf im jungen Wein,
So oft die Reben blühn:
Dann will der Geist entfesselt seyn
Und in dem Becher glühn.

Und in dem Brausen toben sich
Die wilden Hefen aus;
Der ächte Geist, er hält den Stich
Und triumphirt im Strauß.

Auf, Brüder, lösen wir den Spund,
Und machen frei den Wein!
Sein freier Geist weih' unsern Mund
Zu freien Liedern ein!

Ständchen in Ritornellen.

Rosensamen.

Ich ging vorüber heut an deinem Fenster
Und zankte mit dem dichten grünen Ginster,
Der dich vor meinen Blicken ganz versteckte.

Da sah ich, wie aus dem Gesträuch geschwinde
Heraus sich streckten deine weißen Hände
Und Wasser niedertroff von ihren Fingern.

Wie gern hätt' ich ein Tröpfchen aufgefangen!
Doch alle hat die Erde gleich verschlungen,
Und morgen werden Rosen aus ihr wachsen.

Eine Nachtigall macht keinen Frühling.

Ich hab' mir eine Nachtigall gezogen,
Die ließ ich heut an ihre Scheiben fliegen,
Damit sie dächte: Lenz sei vor dem Thore.

Das Vöglein that, so wie ich's ihm bestellte,
Sie öffnete das Fenster, wie ich wollte,
Und sah sich um verwundert nach dem Lenze.

Und als sie mich erblickte auf der Gasse,
Da lachte sie und sprach: Mein Lieber, wisse,
Ein Nachtigallchen kann nicht Frühling machen.

Die Wangengrübchen.

O schelte mich nicht mehr, mein holdes Liebchen,
Wenn ich dir sage: Deiner Wangen Grübchen
Sind wie zwei rothe Rosen mir erschienen.

Siehst du die Bienen nicht sie oft umflattern,
Als ob sie Honigseim in ihnen wittern?
Meinst du, daß die sie nicht für Rosen halten?

Und wenn ich selber eine Biene wäre,
So ließ' ich allen Blumen ihre Ehre
Und saugt' aus diesen Rosen nur mein Leben.

Der Hyazinthenstrauß.

Geliebtes Mädchen, geh' und setz' in's Wasser
Den Hyazinthenstrauß, je eh'r, je besser!
Sonst wird er in der heißen Luft verschmachten.

Wie wagte wohl mit meines Herzens Gluthen
Augustus jemals um den Preis zu streiten,
Wär' auch Scirocco noch mit ihm verbunden!

Du aber baust mir keine kühle Laube,
In der ausruhen könnte meine Liebe
Beim sanften Mondenschimmer deiner Augen.

Der Thränenbrief.

Mein Mädchen hat ein Briefchen mir geschrieben
Wohl mit der schwarzen Feder eines Raben,
Und hat mit Zwiebelschalen es versiegelt.

Und wie ich nun das Siegel aufgebrochen,
Da fühlt' ich in den Augen solch ein Stechen,
Daß mir die Thränen auf die Wangen flossen.

Ich trocknete die Augen, um zu lesen:
Doch ist das Trocknen ganz umsonst gewesen —
Denn ach, sie schreibt: Wir müssen Abschied nehmen.

Griechenlieder.

Die heilige Schaar.

Eine Geisterstimme.

Freundes Herz an Freundes Herzen, Freundes Hand in Freundes Hand,
Unverrückt in Glied und Reihe hielten wir dem Tode Stand,
Liegen alle auf dem Rücken, himmelwärts den Blick gekehrt,
In der Brust die Todeswunden, in der Faust das rothe Schwert.
Nennt uns nicht die letzten Griechen, — sollen wir die letzten seyn,
Die dem Vaterlande freudig Blut und Leib und Leben weihn?
Nennt uns nicht die letzten Griechen, — reißender als Stahl und Erz
Dringt der schnöde Ehrentitel ein in unser wundes Herz.
Nennt uns nicht die letzten Griechen, — weh euch, macht ihr uns dazu!
Nimmer fänden unsre Leiber unter Sklavenerde Ruh.
Brüder, wollt ihr uns im Grabe ehren, wie es uns gefällt?
Keine Lobschrift ausgesonnen! Keine Säulen aufgestellt!
Fechtet, so wie wir gefochten, grüßt mit festem Blick den Tod —
Und es färbt mit unsrem Blute sich der Freiheit Morgenroth!

Die Geister der alten Helden

am Tage der Auferstehung.

Wir haben tief geschlafen, wir haben schwer geträumt —
O Tag der Auferstehung, wie lang du hast gesäumt!
Wir haben schwer geträumet von Joch und Kett' und Band,
Da haben unsre Wunden uns bis in's Herz gebrannt.
Wir sahn die Burgen fallen, die Tempel untergehn,
Wir sahen fremde Fahnen auf ihren Trümmern wehn;
Barbarentritt zerstampfte den Rasen unsrer Gruft,
Die Klänge unsrer Sprache verhallten in der Luft;
Und was auf unsren Hügeln beschwur des Jünglings Herz,
Was uns die Jungfrau klagte von ihrem heißen Schmerz,

Wir konnten's nicht verstehen, — doch zu vernehmlich drang
Durch unsre Erdendecke der Sklavenketten Klang.
Heil uns! Es ist vorüber. Heil uns! Wir träumten nur:
Der Freiheit Lieder schallen hell über Berg und Flur;
Bekränzt sind unsre Hügel, die Erd' ist federleicht,
Des Schlafes wirrer Nebel vor unsren Blicken weicht;
Die Wunden sind geheilet, die Glieder sind beschwingt —
Auf, Brüder, auf zum Kampfe! Die Schlachttrompete klingt.

Die Eule.

Vogel der Weisheit
Ward ich genannt;
Ich saß auf Minervens Altare,
Ihr heiliges Feuer hütend.
Nun liegt er in Trümmern,
Der Tempel der Göttin
Auf Cecrops Burg,
Erloschen und verweht
Von ihrem Hochaltare
Die letzten Opferfunken.
Da hab' ich der Nacht mich ergeben,
Und schlafe den langen Tag;
Und wann die Menschen träumen,
Dann schau' ich mit blitzenden Augen
Ueber die dunkle Erde
Und schreie Wehe! Wehe!
Ueber die Thorheit des hellen Tages!
Aber die Menschen verstehn mich nicht;
Sie zittern, wenn sie mich hören,
Nennen mich Weheverkünderin,
Und ich verkünde doch Wahrheit nur.

Ueber Hellas flog ich hin
Um Mitternacht;
Am Himmel war kein Stern zu sehn,
Und blutigroth in Nebelwolken
Schwamm des Mondes Sichel hin.
Aber von flammenden Städten,
Aber von rauchenden Hütten,
Aber von glühenden Scheiterhaufen
War es weit und breit so hell,
Hell wie der Tag,
Und ich rief Wehe! Wehe!
Ueber den Schimmer des hellen Tages!
Ich hörte blutende Säuglinge winseln
An gemordeter Mütter Brüsten,
Sah aus den Klausen heilige Jungfraun
Schleifen zur Schlachtbank rasender Lust,
Sahe die Tempel des Kreuzes
Niedergerissen in Trümmern liegen,
Und die zerstückten Gebeine
Ihrer Priester dazwischen
Ueber die Steine gestreut.
Da drückt' ich die blitzenden Augen zu
Und unter mir hört' ich noch lange
Ein Heulen, ein Jammern, ein Wimmern,
Ein Jauchzen, ein Fluchen, ein Knirschen —
Dann ward es still.

Und ich schlug die blitzenden Augen auf.
Da standen an eines Flusses Ufer
Heere des Kreuzes zu Roß und zu Fuß;
Ich konnte sie nicht absehen,
So hoch ich mich mochte schwingen.
Und Waffen trugen sie in den Händen,
Und ihre Blicke glühten,
Wie ihre Lanzenspitzen,
Nach Blut.
Da rief ich Wehe! Wehe!
Da rief ich Rache! Rache!
Da rief ich Hülfe! Hülfe!
Und lang hätt' ich noch geschrien,
Da ward's im Morgen helle,
Und in die Augen flimmerte
Verblendend mir das Tageslicht.
Und ein Schwarm von höhnischem Luftgesindel
Flog schnarrend und pfeifend mir um das Haupt,
Mein Schreien übertäubend.
Da rief ich Wehe! Wehe!
Ueber die Thorheit des hellen Tages!

Der Bund mit Gott.

Kein König und kein Kaiser auf dieser Erde Rund
Will uns die Rechte reichen, zu schließen einen Bund.
Sie haben ihre Heere gesandt bis an den Pruth,
Es segeln ihre Flotten durch unsre Meeresfluth,
Sie sehn die Wogen glühen von unsres Blutes Roth,
Sie schauen unsre Thaten und hören unsre Noth;
Doch tauber als die Woge, die ihre Schiffe trägt,
Doch härter als die Klippe, die Kiel und Mast zerschlägt,
Sind sie vorbeigesegelt, als Chios' grauser Brand
Des Meeres Ungeheuer aufschreckt' im tiefsten Sand,
Wo sie der Ruhe pflogen nach ihren Paschenschmaus
Von süßem Säuglingsfleische. Sie stierten wild heraus
Aus feuerhellen Wogen, und um sie hin und her
Da schwammen frische Leichen und reizten sie nicht mehr.
Sie sind vorbeigesegelt. Der Herr hat es gesehn.
Da sandt' er Feuerströme herab aus seinen Höh'n —
Wohin zielt seine Rechte? Wen meint der Flammenstrahl?
Des Würgers stolze Flotte fliegt auf in Blitz und Knall,
Daß donnernd widerhallen die Berge rund umher,
Und aus den tiefsten Höhlen aufbraust das weite Meer.
Seht, und den Würger schleudert ein höllenrother Brand
Von seinem weichen Polster hinüber an den Strand,
Wo nicht so viel des Bodens von Blut geblieben rein,
Um ihm im letzten Röcheln ein trocknes Bett zu seyn.
So segelt denn vorüber und danket Gott dem Herrn,
Und was ihr habt gesehen, das meldet nah' und fern.
Und machet euren Herrschern die Wunderbotschaft kund:
Gott hat mit Hellas' Söhnen geschlossen einen Bund,
Den heil'gen Bund der Liebe auf Leben und auf Tod,
Dem Höll' und Welt vergebens mit Gold und Eisen droht.
Der heil'ge Bund wird halten, ob Alle untergehn,
Wird mit uns triumphirend einst aus dem Grab erstehn.

Lied vor der Schlacht.

Wer für die Freiheit kämpft und fällt, deß Ruhm wird blühend stehn,
So lange frei die Winde noch durch freie Lüfte wehn,
So lange frei der Bäume Laub noch rauscht im grünen Wald,
So lang' des Stromes Woge noch frei nach dem Meere wallt,
So lang' des Adlers Fittig frei noch durch die Wolken fleugt,
So lang' ein freier Odem noch aus freiem Herzen steigt.
Wer für die Freiheit kämpft und fällt, deß Ruhm wird blühend stehn,
So lange freie Geister noch durch Erd' und Himmel gehn.
Durch Erd' und Himmel schwebt er noch, der Helden Schattenreihn,

Und rauscht um uns in stiller Nacht, in hellem Sonnenschein,
Im Sturm, der stolze Tannen bricht, und in dem Lüftchen auch,
Das durch das Gras auf Gräbern spielt mit seinem leisen Hauch.
In ferner Enkel Hause noch um alle Wiegen kreist
Auf Hellas' heldenreicher Flur der freien Ahnen Geist;
Der haucht in Wunderträumen schon den zarten Säugling an,
Und weiht in seinem ersten Schlaf das Kind zu einem Mann.
Den Jüngling lockt sein Ruf hinaus mit nie gefühlter Lust
Zur Stätte, wo ein Freier fiel; da greift er in die Brust
Dem Zitternden, und Schauer ziehn ihm durch das tiefe Herz,
Er weiß nicht, ob es Wonne sei, ob es der erste Schmerz.
Herab, du heil'ge Geisterschaar, schwell' unsre Fahnen auf,
Beflügle unsrer Herzen Schlag und unsrer Füße Lauf!
Wir ziehen nach der Freiheit aus, die Waffen in der Hand,
Wir ziehen aus auf Kampf und Tod für Gott, für's Vaterland.
Ihr seid mit uns, ihr rauscht um uns, eu'r Geisterodem zieht
Mit zauberischen Tönen hin durch unser Jubellied.
Ihr seid mit uns, ihr schwebt daher, ihr aus Thermopylä,
Ihr aus dem grünen Marathon, ihr von der blauen See
Am Wolkenfelsen Mykale, am Salaminerstrand,
Ihr all' aus Wald, Feld, Berg und Thal im weiten Griechenland!
Wer für die Freiheit kämpft und fällt, deß Ruhm wird blühend stehn,
So lange frei die Winde noch durch freie Lüfte wehn,
So lange frei der Bäume Laub noch rauscht im grünen Wald,
So lang' des Stromes Woge noch frei nach dem Meere wallt,
So lang' des Adlers Fittig frei noch durch die Wolken fleugt,
So lang' ein freier Odem noch aus freiem Herzen steigt.

Missolunghi's Himmelfahrt.

Missolunghi, du gefallen? — Nein, gefallen bist du nicht,
Bist in donnerndem Triumphe auf der Blitze Flammenlicht
In den Himmel aufgeflogen, Stein und Erde, Thurm und Wall,
Siegeswaffen, Heldenglieder, alles auf in Einem Knall!
Auch die Leichen, die du bargest in dem schwarzen Schooß der Gruft,
Hat sie mit hinauf getragen in des Aethers freie Luft,
Wo die Seelen, die in ihnen lebten ihres Lebens Tag,
Jauchzend wieder sie umfingen, die erlösten aus der Schmach.
Sieh, und auf der heil'gen Stätte, wo die Martyrveste stand,
Liegt ein wüster Aschenhaufen an dem blutgetränkten Strand.
Kommt, ihr hohen Christenhäupter, die ihr mit dem Schwert der Macht
Habt von ferne stillgestanden und an weisen Rath gedacht,
Als die Todesglocken riefen: Helfet uns, so helf' euch Gott!
Als die Heldenherzen brachen in des Hungers grimmer Noth; —
Kommt, von dieser Asche sammelt in die Purpurmäntel ein,
Streuet sie auf eure Kronen über Gold und Edelstein,

Und so tretet vor den Richter, der des Himmels Wage hält,
Wann er euch dereinst wird rufen von den Thronen seiner Welt.
An dem Tage wird er fragen: Helfer ihr, mit meinem Schwert,
Warum habt ihr nicht geholfen, warum habt ihr nicht gewehrt,
Als der Heiden Tigerzähne würgten meine kleine Schaar
Und mit ihrem Blut begossen meiner Kirche Hochaltar,
Als sie meines Kreuzes Banner niedertraten in den Staub,
Und die Zionsburg der Freiheit ward der Sklavenhorde Raub?

Die letzten Griechen.

Wir fragen nichts nach unsrem Ruhm, nach unsrer Namen Preis.
Was frommt's, ob Welt und Nachwelt einst von unsern Thaten weiß?
Wenn Hellas sinken muß in's Grab, was soll der Leichenstein
Auf unsern Hügeln? Laßt sie leer! Wir woll'n vergessen seyn.
Die Namen unsrer Väter gehn den Fremden durch den Mund,
Sind ihnen in der Schule recht, für Alt und Jung gesund.
Ach, wenn kein freier Grieche mehr euch griechisch nennen kann,
Miltiades, Leonidas, was ist eu'r Nachruhm dann?
Dann steigt ihr gern mit uns hinab in die gemeine Gruft,
Auf welcher keine Sage steht und schöne Namen ruft.
Barbaren, ihr versteht sie nicht! Sie klingen euch ins Ohr,
Hinein zum einen, und heraus alsbald zum andern Thor;
Doch ewig taub wird euer Herz für Hellas' Namen seyn,
Es sog von unsrer Väter Geist nicht einen Tropfen ein.
Ein Tropfen nur in euer Herz, und Hellas wäre frei,
Und umgestürzt der morsche Thurm der stolzen Tyrannei.
Was habt ihr, Völker, denn gelernt von Hellas' alter Kunst?
Frei seyn, so heißt ihr erster Spruch. Blast weg den eitlen Dunst,
Den ihr euch als hellenisch preist; seid ihr so frei noch nicht,
Zu helfen frei mit Wort und That, wo Freiheit Ketten bricht!
Wir fragen nichts nach unsrem Ruhm, nach unsrer Namen Preis.
Was frommt's, ob der Barbaren Schwarm von unsren Thaten weiß?
Wenn Hellas sinken muß in's Grab, wir wollen keinen Stein
Für unsre Gruft. Laßt ungenannt die letzten Griechen seyn!

Hellas und die Welt.

Ohne die Freiheit, was wärest du, Hellas?
Ohne dich, Hellas, was wäre die Welt?
Kommt, ihr Völker aller Zonen,
Seht die Brüste,
Die euch säugten
Mit der reinen Milch der Weisheit —
Sollen Barbaren sie zerfleischen?
Seht die Augen,
Die euch erleuchteten
Mit dem himmlischen Strahle der Schönheit! —
Sollen sie Barbaren blenden?
Seht die Flamme,
Die euch wärmte
Durch und durch im tiefen Busen,
Daß ihr fühltet,
Wer ihr seid,

Was ihr wollt,
Was ihr sollt,
Eurer Menschheit hohen Adel,
Eure Freiheit! —
Sollen Barbaren sie ersticken?

Kommt, ihr Völker aller Zonen,
Kommt und helfet frei sie machen,
Die euch alle frei gemacht!
Ohne die Freiheit, was wärest du, Hellas?
Ohne dich, Hellas, was wäre die Welt?

Epigramme.

Was ist das Herz ohne Liebe?

Wie ein Land ohne Herrn,
Wie die Nacht ohne Stern,
Wie der Becher ohne Wein,
Wie der Vogel ohne Hain,
Wie ohn' Aug ein Gesicht,
Wie ohn' Reim ein Gedicht,
So ohne der Liebe Scherz und Schmerz
Das Herz.

Küsse und Seelen.

Sage nicht, daß in des Menschen Brust nur eine Seele lebe;
Fühl' ich doch, daß eine Seele dir mit jedem Kuß ich gebe.
Und wie oft ich dich auch küsse, alle Küsse haben Seelen,
Und mir werden eher Küsse, als den Küssen Seelen fehlen.

Zwei Reisen.

Keine Reis' auf Erden scheint mir so groß und schwer zu seyn,
Als die Reis' aus uns heraus, als die Reis' in uns hinein.

Das rechte Maß.

Aus der engsten Kammerzelle kannst du in den Himmel sehn,
In dem kleinsten Vaterlande lernt der Mensch die Welt verstehn.
Fühl' erst groß dich in dem Kleinen, aber dann im Großen klein,
Und im Großen wie im Kleinen wird dein Maß das rechte seyn.

Narrenstolz.

O sagt, warum die stolzen Narren so mürrisch durch die Straßen gehn,
Warum sie bald erbost zu Boden, und bald ergrimmt gen Himmel sehn.
„Dort will das Pflaster sich vor ihnen noch nicht erheben mit Respekt,
Und oben bleiben alle Thürme mit ihren Hüten gar bedeckt."

Ahnenwerth.

Ahnen sind für Den nur Nullen, der als Null zu ihnen tritt.
Steh' als Zahl an ihrer Spitze, und die Nullen zählen mit.

Die Beter nach der Mode.

Das nenn' ich mir doch Heilige! Sie beten ohne Rast und Ruh,
Und wenn sie Christum kreuzigen, sie beten Kyrie dazu.

Gott bewahre den Himmel!

Wenn die Kopfhänger all' in den Himmel kommen,
Erbarme dich, Gott, der fröhlichen Frommen!
Sie desertiren aus deinem Saal
Vor langer Weil' in die Höllenqual.

Teufelsflecken.

Gäb's schwarze Flecken überall, wo Satan hat gesessen,
Du sähest manche Kirchen an für alte Schmiede-Essen.

Die Stolze.

Adelstolz sitzt auf hölzernem Pferde,
Bauerstolz wälzt sich auf der Erde,
Bürgerstolz geht auf hohen Hacken,
Geldstolz steht auf gelben Schlacken,
Dichterstolz fliegt in den Himmel hinein.
Wo mag der stolzeste Stolz wohl seyn?

Der Selbstherrscher.

Wenn der König hat den Schnupfen, kann für ihn kein Schranze nießen.
Daß sie doch auch ohne Schnupfen ihm die eigne Nase ließen!

Unnütze Besoldung.

Der Fürst, der einen Weisen nährt und ihn nicht fragt um Rath,
Ist gleich dem Krüppel, der kein Bein und doch ein Reitpferd hat.

Zwiefache Staatskunst.

Das Volk zu hassen und zu fürchten, das lehrt als Staatskunst der Tyrann.
Den Fürsten nenn' ich gut und weise, der's liebt und doch verachten kann.

Des Menschen Seele und der Thautropfen.

An des Lebens voller Blüthe hängt des Menschen Seele fest,
Wie des Thaues Perlentropfen in der Rose süßem Nest;
Aber wann er auf die Erde mit den welken Blättern sinkt,
Folgt er gern dem Strahl der Sonne, der ihn liebend in sich trinkt.

Gottes schönste Gaben.

Das sind Gottes schönste Gaben,
Die wir ohn' all unser Zuthun haben.
Gibt im Schlaf er doch das Leben:
Also woll' er den Tod auch geben!

August Graf von Platen,

geboren den 24. Oktober 1796 zu Ansbach, wo sein Vater als Oberforstmeister in preußischen Diensten stand, kam bei dem Regierungswechsel im Jahre 1806 in's Kadettenhaus nach München; trat vier Jahre später in die königliche Pagerie daselbst; wurde 1814, während des französischen Krieges, zum Offizier ernannt und zog 1815 mit den bayerischen Truppen nach Frankreich, im Departement der Yonne längere Zeit kantonirend. 1816 ging er nach der Schweiz, und einen großen Theil des folgenden Jahrs brachte er in den bayerischen Gebirgen zu. Im Jahre 1818 bezog er, zur Fortsetzung seiner literarischen Studien die Universität Würzburg; begab sich anderthalb Jahre später nach Erlangen, wo ihn die Gegenwart Schellings, dessen Haus er in München schon als Kind besucht hatte, bis 1826 festhielt. Während dieser Zeit machte er Rückerts nähere Bekanntschaft zu Nürnberg, in Folge dessen die von Goethe als „wohlgefühlte, geistreiche, dem Orient vollkommen gemäße, sinnige Gedichte“ bezeichneten Ghaselen entstanden; lernte auf seinen Reiseausflügen in Jena Goethe kennen; fand in Baireuth gastliche Aufnahme bei Jean Paul, ebenso in Schwaben bei Uhland und Schwab; reiste 1824 durch die Schweiz und Oberitalien nach Venedig, und dichtete hier seine preiswürdigen „venetianischen Sonette.“ Er stand damals noch in einem gewissen Militärverbande und mußte dafür, daß ihn die Anziehungskraft der Dogenstadt die Dauer seines Urlaubs hatte vergessen lassen, mit einem mehrwochigem strengen Arreste in Nürnberg büßen. Während dieser Muße reifte das Märchen-Lustspiel: „Der Thurm mit sieben Pforten“ im Stoff dem Volksbuche von den sieben weisen Meistern entlehnt, und das Schauspiel „Treue um Treue.“ Schon ein paar Jahre früher hatte Platen sein erstes gedrucktes Lustspiel „der gläserne Pantoffel“ in seiner Vaterstadt und sodann in Erlangen den „Schatz des Rhampsinit“ und „Berengar“ geschrieben.

Am 3. September 1826 unternahm er, nach Herausgabe der die Schicksalspoeten Werner, Müllner, Raupach, Houwald u. A. mit den Waffen der Satyre bekämpfenden „verhängnißvollen Gabel“ und nach Empfang des erbetenen Urlaubs, seine Reise nach Italien, wo er sechs Jahre ununterbrochen blieb. Er brachte hievon drei Jahre in Neapel im freundschaftlichen Umgang mit dem Dichter und Maler Kopisch, und drei Winter in Rom zu; die übrige Zeit benützte er zu vielfältigen Reisen durch die Halbinsel, um sich ein vollständiges Bild der italienischen Kunstschulen und die Anschauung berühmter historischer Oertlichkeiten zu verschaffen. Das gegen Immermann und Heine gerichtete aristophanische Lustspiel „der romantische Oedipus,“ schon 1827 in Sorrent begonnen, wurde, bei mannichfacher Reisezerstreuung, erst ein Jahr später auf der Insel Palmaria im Genuesischen vollendet. Das liebliche Märchen „die Abbasiden,“ wozu der Stoff aus 1001 Nacht entnommen, entstand größtentheils in Rom. Das letzte größere Werk, das er in Italien schrieb, war die „Geschichte von Neapel“ in ihrem merkwürdigsten Wendepunkt, die Zeit der Königin Johanna II. und der Eroberung durch den arragonischen Alphons behandelnd. Der Tod seines Vaters im Jahre 1832 veranlaßte ihn, seine Mutter, die nach München gezogen war, aufzusuchen. Die kleinen Gedichte über Venedig entstanden auf dieser Rückreise. Im Winter desselben Jahres schrieb

er das Drama: „Die Liga von Cambrai.“ Den Sommer und Herbst 1833 verlebte der Dichter abermals in Venedig; kehrte hierauf nach München zurück und besorgte in Augsburg bei seinem Freunde Fugger die zweite Auflage seiner „Gedichte.“ Schon im Jahre 1828 war er durch die Gnade des Königs Ludwig zum außerordentlichen Mitgliede der Akademie der Wissenschaften ernannt worden und ihm dadurch, sowie durch die Herausgabe seiner „Gedichte“ und „Schauspiele“ bei Cotta, eine hinreichend unabhängige Existenz gesichert. Im April 1834 reiste Platen abermals nach Italien, nicht ahnend, daß er für immer von Vaterland und Freunden Abschied nehme. Er erlag am 5. Dezember 1835 einem hitzigen Fieber zu Syrakus, wohin ihn die Furcht vor der Cholera aus Neapel vertrieben, in der Villa des Sizilianers Mario Landolina, in dessen Garten seine Hülle ein schlichter Marmor deckt.

Alle Urtheile über Platen, dessen seltene Verdienste bei seinen Lebzeiten die Kameraderien der deutschen Literatur so vielfach zu schmälern suchten, stimmen darin überein, daß in ihm Deutschland eine der charakterhaftesten, edelsten und sittlich reinsten Naturen besessen, daß er einer der vorzüglichsten Dichter unseres Zeitalters ist. Gestützt auf den reinen Geschmack des Antiken und mit der Macht des Wortes und Wohllauts ausgerüstet, wie Wenige — selbst Rückert hat nicht immer seine vollendete Korrektheit erreicht — trat er, begeistert für die Würde der Dichtkunst, zu rechter Zeit dem Formenschlendrian, der poetischen Süßlichkeit und weibischen Gefühlskokettterie, dem tragischen Unfug im Großen und Kleinen, in seinen Lustspielen rüstig kämpfend, mit sicher treffender und vernichtender Satyre entgegen und wirkte entschieden auf die bessere Geschmacksrichtung der literarischen Zeitgenossen. War es ihm auch bei der ihm kurz zugemessenen Lebensfrist nicht vergönnt, ein positives Nationalwerk zu hinterlassen — auf dem dramatischen Felde würde er, wie seine „Liga von Cambrai“ beweist, schwerlich Großes geleistet haben, wohl aber im historischen Epos und als Geschichtschreiber, zu welch' letzterer Annahme die meisterhafte, von aller individuellen Stimmung freie, rein objektive Darstellung der „Geschichten des Königreichs Neapel von 1414—1443“ berechtigt, — so hat er sich nichts desto weniger als Meister lyrischer Kunst und der Architektonik des Strophenbaues in seinen „Gedichten“ ein Denkmal gesetzt, an dem man nicht nur die klassische Anmuth der Formen, besonders in den mit wahrhaft hellenischem Schönheitssinn gehandhabten Oden, Hymnen und Eklogen, und in den unübertrefflich meisterhaften Parabasen, sondern auch den großen freien Inhalt, welcher den höchsten Ideen des Menschenlebens gilt, die edle, kühne Gesinnung zu bewundern hat. „Platen — sagt Menzel — war ein hoher Mensch, ein geborener Sänger und zugleich edel und glühend für die Würde der Dichtkunst, die er nie ohne Zorn erniedrigt sehen konnte. Doch hatte er das Gefühl, daß er für seine Zeit noch mehr hätte seyn können, als er war, und daß er noch nicht ganz die rechte Stellung gefunden, ein Gefühl, das durch sein ganzes Leben ging. Wie traurig, daß er so früh enden mußte, bevor er noch Herr geworden war über die Massen fremdartiger und widriger Eindrücke, die seine Jugend bestürmten. Man sieht, wie die olympische Klarheit und Ruhe seiner meisterhaften Verse mit den stürmischen Gefühlen ringt, die sie ausdrücken, und man muß glauben, daß dieser Geist, frei von den Täuschungen und Leidenschaften der Jugend, frei von den Spielen der Phantasie und augenblicklichen Erregungen, die ihn oft etwas wichtig nehmen ließen, was es nicht war, in vollendeter Reife der Weltansicht das seinem Volk geworden wäre, was er werden zu können in edler Begeisterung oft sich rühmte.“

Jugendlieder.

Willst du lauen Aether trinken.

Willst du lauen Aether trinken
Auf dem hohen Götterpferde?
Wie Bellerophon zur Erde
Bebst du nicht zurückzusinken?

Bist du nicht gewohnt vor Allen,
Als der Einsamkeit Geweihter,
Ohne Fußpfad und Begleiter
Durch den stillen Forst zu wallen?

Daß sich nicht dein Herz verblute,
Wisse deinem Trieb zu steuern;
Sei wie Flaccus auf dem theuern,
Einzigen Sabinergute!

Dir genüge, wenn die Föhren,
Die den Schutz der Wolken suchen,
Wenn die dickbelaubten Buchen
Deine sanften Lieder hören!

Wiesenblumen pflück' und schweige, — Pflück' und blicke nicht nach oben,
Denn für dich sind nicht gewoben — Jene dunkeln Lorberzweige!

Gesang der Todten.

Dich Wandersmann dort oben
Beneiden wir so sehr,
Du gehst von Luft umwoben,
Du hauchst im Aethermeer.

Dir flimmert gleich Gestirnen
Der Blumen bunter Glanz,
An unsern nackten Stirnen
Klebt ein verstäubter Kranz.

Wir sind zu Staub verwandelt
In dumpfer Grüfte Schoos:
O selig, wer noch wandelt,
Wie preisen wir sein Loos!

Wir horchen, ach! wir lauschen,
Wo nie ein Schall sich regt,
Dir klingt der Quell, es rauschen
Die Blätter sturmbewegt.

Vom Sonnenstrahl umschwärmet,
Ergehst du dich im Licht,
Doch was die Flächen wärmet,
Die Tiefe wärmt es nicht.

Vom Hügel aus die Lande
Vergnügt beschaust du dir,
Doch unter seinem Sande,
Du Guter, schlafen wir.

Vision.

Am Felsenvorgebürge schroff,
Das von des Meeres Wellen troff,
Die schäumend es umrangen,
Da stand ich, ein verlass'ner Mann,
Und manche warme Thräne rann
Mir über bleiche Wangen.

Doch ringsumher war Scherz und Spiel,
Sie sangen, schossen nach dem Ziel,
Und tanzten in die Runde;
Es schenkten manchen Becher Wein
Die Mädchen ihren Buhlen ein
In dieser frohen Stunde.

Und als ich schaute rings umher,
Ward mir das Herz im Busen schwer;
Denn ach, mich kannte Keiner!
Mich fragte Keiner liebentglüht:
Was ist die Wange dir verblüht?
Was fehlt dir, stiller Weiner?

Der Abend nahte dunkelgrau,
Die Blumen füllten sich mit Thau,
Der Himmel mit Gestirnen;
Doch immer hüpften ihren Tanz
Im Abendroth, im Sternenglanz
Die Knaben und die Dirnen.

Und weil ich stand am jähen Rand,
Stieß mich hinab die Felsenwand
Der Menge bunt Gewimmel:
Da haschten mich die Wolken auf
Und trugen mich hinauf, hinauf
In ihren schönen Himmel.

Wie rafft' ich mich auf in der Nacht.

Wie rafft' ich mich auf in der Nacht, in der Nacht,
Und fühlte mich fürder gezogen!
Die Gassen verließ ich, vom Wächter bewacht,
Durchwandelte sacht
In der Nacht, in der Nacht
Das Thor mit dem gothischen Bogen.

Der Mühlbach rauschte durch felsigen Schacht,
Ich lehnte mich über die Brücke;
Tief unter mir nahm ich der Wogen in Acht,
Die wallten so sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Doch wallte nicht eine zurücke.

Es drehte sich oben, unzählig entfacht,
Melodischer Wandel der Sterne,
Mit ihnen der Mond in beruhigter Pracht,
Sie funkelten sacht
In der Nacht, in der Nacht
Durch täuschend entlegene Ferne.

Ich blickte hinauf in der Nacht, in der Nacht,
Ich blickte hinunter aufs Neue:
O wehe, wie hast du die Tage verbracht,
Nun stille du sacht
In der Nacht, in der Nacht
Im pochenden Herzen die Reue!

Tristan.

Wer die Schönheit angeschaut mit Augen,
Ist dem Tode schon anheim gegeben,
Wird für keinen Dienst der Erde taugen,
Und doch wird er vor dem Tode beben,
Wer die Schönheit angeschaut mit Augen.

Ewig währt für ihn der Schmerz der Liebe,
Denn ein Thor nur kann auf Erden hoffen,
Zu genügen einem solchen Triebe;
Wen der Pfeil des Schönen je getroffen,
Ewig währt für ihn der Schmerz der Liebe.

Ach, er möchte wie ein Quell versiechen,
Jedem Hauch der Luft ein Gift entsaugen
Und den Tod aus jeder Blume riechen:
Wer die Schönheit angeschaut mit Augen,
Ach, er möchte wie ein Quell versiechen!

Ich möchte gern mich frei bewahren.

Ich möchte gern mich frei bewahren,
Verbergen vor der ganzen Welt,
Auf stillen Flüssen möcht' ich fahren,
Bedeckt vom schatt'gen Wolkenzelt;

Von Sommervögeln übergaukelt,
Der ird'schen Schwere mich entziehn,
Vom reinen Element geschaukelt,
Die schuldbefleckten Menschen fliehn;

Nur selten an das Ufer streifen,
Doch nie entsteigen meinem Kahn,
Nach einer Rosenknospe greifen,
Und wieder ziehn die feuchte Bahn;

Von ferne sehn, wie Heerden weiden,
Wie Blumen wachsen immer neu,
Wie Winzerinnen Trauben schneiden,
Wie Schnitter mähn das duft'ge Heu;

Und nichts genießen als die Helle — Des Lichts, das ewig lauter bleibt,
Und einen Trunk der frischen Welle, — Der nie das Blut geschwinder treibt.

Antwort.

Was soll dies kindische Verzagen,
Dies eitle Wünschen ohne Halt?
Da du der Welt nicht kannst entsagen,
Erobre dir sie mit Gewalt!

Und könntest du dich auch entfernen,
Es triebe Sehnsucht dich zurück;
Denn ach, die Menschen lieben lernen,
Es ist das einz'ge wahre Glück!

Unwiderruflich dorrt die Blüthe,
Unwiderruflich wächst das Kind;
Abgründe liegen im Gemüthe,
Die tiefer als die Hölle sind.

Du siehst sie, doch du fliehst vorüber,
Im glücklichen, im ernsten Lauf,
Dem frohen Tage folgt ein trüber,
Doch alles wiegt zuletzt sich auf.

Und wie der Mond, im leichten Schweben,
Bald rein und bald in Wolken steht,
So schwinde wechselnd dir das Leben,
Bis es in Wellen untergeht.

Parsenlied.

Wenn des Leichtsinns Rotte
Die Natur entstellt,
Huld'ge du dem Gotte
Durch die ganze Welt.

Hin zur Blume trete,
Doch zerknick' sie nie,
Schau' sie an und bete:
Wär' ich schön, wie sie!

In kristalline Quellen
Schleudre keinen Stein,
Bete zu den Wellen:
Wär' auch ich so rein!

Ueberall dir günstig
Weht ein Gott dir zu.
Darum liebebrünstig
Handle, wandle du.

Das Leben ein Traum.

Was uns Trost und Muth kann geben,
Um hienieden gern zu säumen?
Daß wir leben, wenn wir träumen,
Daß wir träumen, wenn wir leben;

Daß, sobald wir schlummernd liegen,
Wir das eitle Selbst entbehren,
Während uns aus andern Sphären
Ahnungsvolle Träume wiegen;

Daß wir, nach durchbüßten Strafen,
Nach durchdrungenen Beschwerden,
Hoffen dürfen, wach zu werden,
Wo wir ehmals eingeschlafen.

Laßt uns denn nach heil'gern Räumen
Muthig und getröstet streben,
Weil wir träumen, wenn wir leben,
Weil wir leben, wenn wir träumen.

Wie stürzte sonst mich in so viel Gefahr.

Wie stürzte sonst mich in so viel Gefahr
Ein krausgelocktes Haar,
Und eines Feuerauges dunkler Blitz,
Und ach, zum Lächeln stets bereit,
Der Rede holder Sitz,
Ein süßer Mund voll schöner Sinnlichkeit!
Da wähnt' ich noch, als wäre der Besitz
Das einz'ge Gut auf diesem Lebensgang,
Und nach ihm rang
Mein junger Sinn und mein bethörter Witz.
Da sah ich bald im Wandel der Gestalt
Vor mir die Jugend alt,
Und jede schöngeschwungne Form verschwand;
Und ach, wonach ich griff in Hast,
Entfloh dem Unverstand,
Und nie Besess'nes wurde mir zur Last:
Bis ich zuletzt, nicht ohne Schmerz, empfand,
Daß alles Schöne, was der Welt gehört,
Sich selbst zerstört,
Und nicht erträgt die rohe Menschenhand.

So ward ich ruhiger und kalt zuletzt,
Und gerne möcht' ich jetzt
Die Welt, wie außer ihr, von ferne schaun:
Erlitten hat das bange Herz

Begier und Furcht und Graun,
Erlitten hat es seinen Theil von Schmerz,
Und in das Leben setzt es kein Vertraun;
Ihm werde die gewaltige Natur
Zum Mittel nur,
Aus eigner Kraft sich eine Welt zu baun.

Gelegenheitsgedichte.

Kloster Königsfelden.

1816.

In der Kapelle Wölbung trat ich ein,
Verödet feiernd nun in Ketzers Land;
Kein Priester opfert mehr hier Brod und Wein,
Kein weißer Knabe geht ihm fromm zur Hand.

Schlicht ist die Wand und ohne Schmuck und Gold,
Doch stellt in Bildern sie den tapfern Chor,
Den gegen Sempach führte Leopold,
Und der des Heldentods sich freute, vor.

Bei Jedem seht ihr Wappen, Nam' und Schild,
Und knieend flehn sie hier um Gottes Huld;
In ihrer Mitte hängt des Führers Bild:
Du stolzes Herz, du hast gebüßt die Schuld!

Du hast erfahren, was ein Volk vermag,
Das für den eignen Herd die Fahne trägt:
So sterbe Jeder bis auf diesen Tag,
Wer einen freien Mann in Ketten schlägt!

Und hier, wo sonst sich ein Altar erhub,
Erlag ein andrer mächtiger Tyrann:
Im falschen Busen seines Ohms begrub
Den vatermörderischen Dolch Johann.

Im Tode brach hier Alberts harter Sinn,
Der seinem Volk Freiheit verhielt und Recht;
Allein der Ungarn stolze Königinn
Verdarb die Mörder und ihr ganz Geschlecht.

Selbst Greis und Säugling unterlag der Wuth;
Es schwur die Königin, als wär's in Thau,
Zu baden sich in ihrer Feinde Blut:
Hebt sich so wild der Busen einer Frau?

Dies Kloster bauend, wo der Vater starb,
Belud Altäre sie mit fremdem Raub,
Wo im Gebet sie um den Himmel warb;
Doch solchen Thaten ist der Himmel taub!

Osterlied.

1820.

Die Engel spielen noch um's Grab,
Doch Er ist auferstanden!
O trüg' ich meinen Pilgerstab
Nach jenen Morgenlanden,
Zur Felsenkluft
Mit hohler Gruft,
Denn Er ist auferstanden!

Wer nur sein eigner Götze war,
Geht unter in dem Staube,
Mit jener lichten Engelschaar
Verschwistert nur der Glaube;
Wer liebend strebt,
So lang er lebt,
Der hebt sich aus dem Staube!

So laß uns, wie du selbst, o Sohn,
Rückkehren aus der Hölle!
O daß schon jetzt Posaunenton
Von Pol zu Pol erschölle!
Dein Stachel sticht,
O Tod, uns nicht,
Du siegst nicht ob, o Hölle!

An Schelling.

Als Zueignung zu einem Drama.

1823.

Es muß ein Volk allmälig höher steigen,
Es kann zurück sich nicht ergehn zum Kinde;
Der Dichtung erster, jugendlicher Reigen
Zog längst vorüber, flog vorbei geschwinde;
Sophisten kamen, sie begann zu schweigen,
Und löste nach und nach die goldne Binde.
Doch jene Nüchternen bezwang dein Streben,
Und so entflammtest du das neue Leben!

Was deutsche Kraft in dieser Zeit erreichte,
Gehört dir an, und neigt sich deinem Bilde,
Und dein vor Allen sei dies Lied, das leichte,
Das du zuerst empfingst mit edler Milde,
Versammelnd rings um dessen frühste Beichte
Von Frau'n und Männern eine schöne Gilde:
Sei's, daß das Volk es nun mit Gunst bezahle,
Du ließest leben es zum ersten Male!

Nun mögen Lieder sich zum Liede reihen,
Geschichte zu Geschichte, Sag' an Sage,
Ich sehne mich, sie alle dir zu weihen,
Die noch als Keim ich in der Seele trage,
Dir, der gehört mit gütigem Verzeihen
Die frühsten Klänge meiner jungen Tage,
Da noch ich sang des Stolzes muth'ge Triebe,
Und jenen brennenden nach Ruhm und Liebe.

Doch hat das Herz sich nie zurecht gefunden
In dieses Lebens ird'schen Paradiesen;
Die freie Liebe, die es ungebunden
Den Menschen bot, sie ward verlacht von diesen,
Und frühe fühlt' ich in verlass'nen Stunden
Mich auf mein eignes, dunkles Selbst verwiesen,
Und früh begann ein unaussprechlich Sehnen
Die Brust durch Seufzer mächtig auszudehnen.

Das ist vorbei! Ich lernte viel verschmerzen,
Ich fühlte Kraft, mir Alles zu versagen,
Und eine Welt von Heiterkeit und Scherzen
Im leichtbeweglichen Gemüth zu tragen.
Nur selten soll die tiefe Qual im Herzen
Ergießen sich in ungeheure Klagen,
Und jeder Hörer fühle dann mit Beben,
Was für ein trauriges Geschenk das Leben!

So ward gestählt ich denn und ausgestattet
Zu Thaten, die ich länger nicht verschiebe;
Mein Muth, in Qualen nach und nach ermattet,
Wird nie mehr betteln gehn um weiche Liebe.
Vielleicht, da Stunde sich zu Stunde gattet,
Gelingt es meinem glühenden Betriebe,
Daß ich dereinst, wenn deutsches Wort ich meistre,
Die edle Jugend dieses Volks begeistre.

An einen Ultra.

1831.

Du rühmst die Zeit, in welcher deine Kaste
Genoß ein ruhig Glück?
Was aber, außer einer Puderquaste,
Ließ jene goldne Zeit zurück?

Kann blos Vergangnes dein Gemüth ergötzen,
Nicht frische, warme That?
Was blickst du rückwärts nach den alten Götzen,
Wie Julian, der Apostat?

Es führt die Freiheit ihren goldnen Morgen
Im Strahlenglanz herbei!
Im Finstern, sagst du, schlich sie lang verborgen:
Das war die Schuld der Tyrannei.

Wer spräche laut, wenn's ein Despot verwehret,
Der Allen schließt den Mund?
Selbst Christi Wort, das alle Welt verehret,
War lang nur ein geheimer Bund.

Nicht Böse blos verbergen ihre Thaten,
Auch Tugend hüllt sich ein;
Das Vaterland, auf offnem Markt verrathen,
Weint seine Thräne ganz allein!

Den Herrscher, sagst du, soll ein Zepter zieren,
Das unumschränkt befiehlt,
Als stünd' ein Mensch er zwischen wilden Thieren,
Nach denen seine Flinte zielt!

Du willst der Rede setzen ihre Schranke,
Einkerkern Schrift und Wort?
Umsonst! Es wälzt sich jeder Gluthgedanke
Bacchantisch und unsterblich fort!

Umsonst, Verstockter, tadelst du das Neue,
Allmächtig herrscht die Zeit;
Zwar eine schöne Tugend ist die Treue,
Doch schöner ist Gerechtigkeit!

Und ist es neu, was einst der Weltgemeinde
Freiheit verliehn und Glanz
Vor jenem fünften Karl und seinem Feinde,
Dem schnöden Unterdrücker Franz?

Und sollt' ich sterben einst wie Ulrich Hutten
Verlassen und allein,
Abziehn den Heuchlern will ich ihre Kutten;
Nicht lohnt's der Mühe, schlecht zu seyn!

Nächtlicher Uebergang der Polen bei Krakau.

1831.

Die Lüfte weh'n so schaurig,
Wir ziehn dahin so traurig
Nach ungewissem Ziel!
Kaum leuchten uns die Sterne;
Europa sieht von Ferne
Das große Trauerspiel.

Uns wendend oft zurücke
Betreten wir die Brücke,
Die uns von Polen trennt.
Bei trübem Fackelbrande
Grüßt uns das Volk am Strande,
Das unsre Leiden kennt.

Verkauft, besiegt, verrathen —
Sind unsre besten Thaten,
Wie Träume leer und hohl,
Und lassen keine Spuren;
So nehmt, geliebte Fluren,
Das letzte Lebewohl!

Lebt ewig wohl, o Brüder!
Ein Haufe Lebensmüder
Trifft überall ein Grab.
Nicht uns vom Tod zu retten,
Nein, nur zu fliehn die Ketten,
Ergreifen wir den Stab.

Wir ziehn von Weib und Kindern,
Vermögen nicht zu hindern
Des Vaterlands Ruin.
Schon lechzt nach unserm Blute
Die Petersburger Knute,
Die Fuchtel von Berlin.

Ein thränenloses Wesen
Ward uns zum Herrn erlesen,
Versteint und ungebeugt.
Aus mörderischem Stamme
Trägt seine Stirn die Schramme,
Die sein Geschlecht bezeugt.

Die wir jedoch erwarben,
Deck' uns, o Ruhm, die Narben,
Mach' unsre Namen klar.
Du machst den Schmerz gesetzter,
Denn unsres Volkes Letzter
Ist größer als der Czar.

Uns bleibt nur ein Vermächtniß:
Des edlen Kampfs Gedächtniß,
Der Polen neu verband,
Des langen Kriegs Beschwerde
Und eine Hand voll Erde
Aus unserm Vaterland.

O selig jene, welche
Berauscht vom Todeskelche,
Gesunken sind im Streit,
Und ihr, Volhyniens Söhne,
Die aus dem Angstgestöhne
Die feuchte Gruft befreit!

Sie drangen auf den Rossen,
Von Feinden fest umschlossen,
Zum Weichselufer vor,
An fremden Strand zu schiffen;
Da schwoll von Schmerz ergriffen
Ihr groß Gemüth empor.

Sie konnten's nicht ertragen,
Der Heimat abzusagen,
Die jeden Wunsch umschloß;
Da stürzten sich die Guten
Hinunter in die Fluthen
Mit Waffen und mit Roß.

O vaterländ'sche Wellen,
Die längst vom Blute schwellen,
Nehmt euch der Todten an!
Ihr dürft das Meer erreichen,
So wälzt die freien Leichen
Zum freien Ozean!

Wiegenlied einer polnischen Mutter. X Prachtvoll

Schlaf ein, du weißt ja nicht, o Herz!
Warum du weinst;
Schlaf ein, ich will den wahren Schmerz
Dich lehren einst.

Schlaf ein, o Herz, was kümmert dich
Der Feinde Sieg,
Dein Vater fiel für dich und mich
Im Heldenkrieg.

Dich wird erziehen einst der Czar
Zur Sklaverei,
Doch, als ich dich, o Kind, gebar,
War Polen frei.

O weh des Fluchs, der, theures Land,
Dich jetzt ergreift,
Es wird bereits durch Polenhand
Die Stadt geschleift.

Mit Schaufeln naht dem Wall sich schon
Der Männer Gang,
Sie murmeln sanft, mit halbem Ton,
Den Rachgesang.

O großer Gott, mißhöre nicht
Den leisen Chor,
Und rufe laut vor dein Gericht
Den Würger vor.

Es zehre Krieg und Pestilenz
An seinem Reich,
Ihm scheine freudenlos der Lenz,
Die Rose bleich.

Und wenn sich je sein falscher Mund
Verzieht und lacht,
Thu' ihm der Geist die Waisen kund,
Die er gemacht.

Und träumt er sich ein leichtes Ziel
Auf glatter Bahn,
So denk' er, wie sein Vater fiel
Und wie sein Ahn.

Und stirbt er auch, empfind' er doch
Der Hölle Graus:
Meineid'gen wächst der Finger noch
Zum Grab heraus.

Was wir begehrten, war ja nur,
Was uns gehört,
Was jener Mann sogar beschwur,
Der uns zerstört.

Gott gab, so rühmt er, ihm das Reich,
Das kühn er lenkt;
O hätte Gott ihm auch zugleich
Ein Herz geschenkt!

Und du, o Säugling, athme leis
Im Schooß der Schmach,
Ahm' aber einst im Männerkreis
Dem Vater nach.

Du werdest einst der Stolz der Frau'n,
Des Landes Zier,
Um einst die Tatzen abzuhau'n
Dem Tigerthier.

Schlaf ein, du weißt ja nicht, o Herz!
Warum du weinst,
Schlaf ein, ich will den wahren Schmerz
Dich lehren einst!

An einen deutschen Staat.

1832.

Du wachst; allein wer bürgt dafür,
Ob nie du schlafen wirst?
Ob Muth und Vaterlandsgefühl
Auf ewig bleiben wach?

Du ruhst an einem Bergesrand
Gefährlich überaus,
Und wehe dir, sobald du schläfst
Nur einen Augenblick!

Gedenke nicht des Augenblicks,
In's tiefre Werden sieh!
Die ganze Zukunft, liegt sie nicht
In deiner Brust allein?

Es sah die Welt Jahrhunderte
In dumpfen Schlaf gesenkt,
Und einer wildbewegten Zeit
Folgt eine träge nach.

Wer aber selbst in schlaffer Zeit,
Wer, sprich, erhielt sich wach?
Es blieben selbst in schlaffer Zeit
Die freien Völker wach!

Es ist die Freiheit jener Puls,
Der stets lebendig schlägt,
Der stets zum Kampfe treibt ein Volk
Für seinen eignen Herd.

Nie fehlen ihr Vertheidiger,
Nie mangelt ihr ein Schwert,
Und wer sie recht gekostet hat,
Geht in den Tod für sie!

O wär' ich frei, wer raubte mir's?
Verlör' ich jede Hand,
So hielt' ich doch die Waffe noch
Mit meinen Zähnen fest!

Du fürchtest diesen starken Wein,
Dieweil er mächtig gährt;
Doch setze nur den Becher an,
Er macht die Seelen stark!

Und wenn du diesen Trieb erstickst,
[Du wirst es nicht, ich weiß!]
Dann stehst du nackt und waffenlos,
Wie ein entnervter Greis.

Wann dieser Trieb erlischt, er ist
Erloschen manchem Volk,
Du rüttelst dann die Leiche wohl,
Und rüttelst sie nicht auf!

Er sei bewahrt als Heiligthum,
Der ew'gen Lampe gleich,
Die hangend vor dem Hochaltar
Des Doms Gewölb erhellt.

Vergebens blickt Bewunderung
Auf alte Völker hin;
Bewundert nicht! Es liegt an euch,
So groß zu seyn wie sie!

Wirf endlich diese Stelzen weg
Vornehmer Gleißnerei;
Wahr sei der Mensch, er krieche nicht,
Sonst braucht es kein Gebet.

Im Herzen wohnt die Gottesfurcht,
Und blos ein Wütherich
[Wir wurden's inne] breitet sie
Wie einen Mantel aus!

Wann deiner Söhne jeglicher
Sein Bürgerthum erkennt,
Dann sinkt vor dir Europa's Schwert
Und Asiens Henkerbeil!

Der Rubel auf Reisen.

1833.

Der Rubel reist im deutschen Land,
Der frommen Leuten frommt,
Und jeder öffnet schnell die Hand,
Sobald der Rubel kommt.

Ihn speichert selbst der Pietist,
Und gibt den Armen mehr;
Seit außer Kurs die Tugend ist,
Kursirt der Rubel sehr.

Der Tugend wird blos Ruhm zu Theil,
Es ist ein hohler Schall;
Doch wem die Welt um Rubel feil,
Dem klingt ein rein Metall!

Da wird die Nacht gescholten Tag,
Der Teufel wird so gut!
Was nicht ein heller Klang vermag,
Was nicht ein Rubel thut!

Des Nordens Sternbild wird bekränzt
Vom Sängerchor des Teut;
Es ist der Rubel, der so glänzt,
Der so das Aug' erfreut!

Wohl ist er ein an jedem Strand
Süß angegrinster Gast;
Verkaufe nur dein Vaterland,
Wofern du eines hast!

Der Rubel klirrt, der Rubel fällt,
Was ist der Mensch? Ein Schuft!
Und wenn die Welt dir nicht gefällt,
So steig' in deine Gruft!

Erst gab's nur Einen Kotzebu',
Jetzt gibt's ein ganzes Schock;
Und schüttelst du das Haupt dazu,
So leg' es auf den Block!

Der Teufel siegt, der Gott verliert,
Der blanke Rubel reist:
So ward von je die Welt regiert,
So lang die Sonne kreist.

Gaselen.

1.

Farbenstäubchen auf der Schwinge
Sommerlicher Schmetterlinge
Flüchtig sind sie, sind vergänglich,
Wie die Gaben, die ich bringe,
Wie die Kränze, die ich flechte,
Wie die Lieder, die ich singe;
Schnell vorüber schweben alle,
Ihre Dauer ist geringe,
Wie ein Schaum auf schwanker Welle,
Wie ein Hauch auf blanker Klinge.
Nicht Unsterblichkeit verlang' ich,
Sterben ist das Loos der Dinge;
Meine Töne sind zerbrechlich
Wie das Glas, an das ich klinge.

2.

Wie die Lilie sei dein Busen offen, ohne Groll;
Aber wie die keusche Rose sei er tief und voll!
Laß den Schmerz in deiner Seele wogen auf und ab,

Da so oft dem Quell des Leidens dein Gesang entquoll!
Wäre Daphne nicht entronnen ihres Buhlen Arm,
Welchen Kranz um seine Lyra schlänge dann Apoll?
Fürchte nicht zu sterben, Guter, denn das Leben trügt;
Gib der Erde gern den letzten, schauderhaften Zoll!
Laß das welke Blatt vom Baume stürzen in den Teich,
Weil es noch im Todestaumel sich berauschen soll!

3.

O Thor, wer nicht im Augenblick den wahren Augenblick ergreift,
Wer, was er liebt, im Auge hat, und dennoch nach der Seite schweift!
Es hat der Sämann ausgesät, doch frißt der Rost die Sense nun,
Des Schnitters Arme sind zu schlaff, was hilft es, ob das Korn gereift?
Die welken Blätter lest ihr auf, da stürmisch der November saust,
O pflücktet Blüthen ihr im Mai, wenn aus dem Laub der Vogel pfeift!
Nur der vermag, wie Titus einst, zu rufen: Ich gewann den Tag!
Wer einen süßen Mund berührt, an einem schönen Arm gestreift.
Die Lehre zwar ist alt, ich weiß; doch hat sie Mancher nicht befolgt,
Deß Grab sich nun im Lenz berost, deß Grab sich nun im Herbst bereift.

4.

Es liegt an eines Menschen Schmerz, an eines Menschen Wunde nichts,
Es kehrt an das, was Kranke quält, sich ewig der Gesunde nichts!
Und wäre nicht das Leben kurz, das stets der Mensch vom Menschen erbt,
So gäb's Beklagenswertheres auf diesem weiten Runde nichts!
Einförmig stellt Natur sich her, doch tausendförmig ist ihr Tod,
Es fragt die Welt nach meinem Ziel, nach deiner letzten Stunde nichts;
Und wer sich willig nicht ergibt dem eh'rnen Loose, das ihm dräut,
Der zürnt in's Grab sich rettungslos, und fühlt in dessen Schlunde nichts;
Dies wissen Alle, doch vergißt es Jeder gerne jeden Tag,
So komme denn, in diesem Sinn, hinfort aus meinem Munde nichts!
Vergeßt, daß euch die Welt betrügt, und daß ihr Wunsch nur Wünsche zeugt,
Laßt eurer Liebe nichts entgehn, entschlüpfen eurer Kunde nichts!
Es hoffe Jeder, daß die Zeit ihm gebe, was sie Keinem gab,
Denn Jeder sucht ein All zu seyn, und Jeder ist im Grunde nichts.

5.

◡ — ◡ — ◡ — ◡, ◡ — ◡ — ◡

Den Zehnten gibt die Rose von ihrem Golde,
Da bieten Kelch und Fächer die Blüth' und Dolde;
Behalte diesen, fächle die feuchte Stirne,

Für Freunde fülle jenen, für Trunkenbolde!
Der Traubenhyazinthus bewegt die Glocken,
Da schmückt sich weiß die Lilje zum Fest, die holde;
Das Licht verschenkt die Farben, wie Band und Orden,
Daß Tulpe sich verbräme, sich Lack vergolde:
Damit Natur im Lenze sich selbst genieße,
Ernährt sie einen Dichter in ihrem Solde.

6.

Die Fülle dieses Lebens erfüllt mich oft mit Schrecken,
Als fielen tausend Sterne vom Himmel, mich zu decken;
Es reizt die Welt mein Auge durch tausend prächt'ge Formen,
Wo soll vor diesem Drange, wie Saul ich mich verstecken?
Des Forschens Labyrinthe! Der Kunst Gestaltenzauber!
Der Völker That und Sage! Der Länder schöne Strecken!
Auf meinem Busen lastet unendliche Begierde
Nach jenen Schätzen allen, die Lieb' und Lust erwecken!
So wär' ich längst erlegen; doch meine Blicke sollten
In einen Punkt verdichtet des Schönen All entdecken:
Seitdem du mir erschienen, entsagt' ich diesem Schweifen
Nach allen Himmelswinkeln, nach allen Erdenecken.
Es dampft der Quell der Jugend vom Fels im Wirbelstaube,
Bis friedlich ihn und silbern umfängt der Liebe Becken.

7.

Was gibt dem Freund, was gibt dem Dichter seine Weihe?
Daß ohne Rückhalt er sein ganzes Selbst verleihe;
Erleuchten soll er klar der Seele tiefste Winkel,
Ob auch ein Tadler ihn verlorner Würde zeihe.
Ihr Halben hofft umsonst, mit enger Furcht im Herzen,
Daß euer Lied man einst zu großen Liedern reihe.
Stumpfsinnige, was wähnt ihr rein zu seyn? Ich hörte,
Daß keine Schuld so sehr, als solch ein Sinn entweihe;
Ich fühlte, daß die Schuld, die uns aus Eden bannte,
Schwungfedern uns zum Flug nach höhern Himmeln leihe.
Noch bin ich nicht so bleich, daß ich der Schminke brauchte,
Es kenne mich die Welt, auf daß sie mir verzeihe!

8.

Der Trommel folgt' ich manchen Tag, und an den Höfen lebt' ich auch,
Erfahren hab' ich dies und das, und das und dies erstrebt' ich auch;
Es zog der ungestillte Geist mich wandernd oft im Land umher,

Und wieder stille saß ich dann, und an den Büchern klebt' ich auch;
Verglommen ist die Hitze halb, die junge Seelen ganz erfüllt,
Denn oft verzehrte mich der Haß, und vor der Liebe bebt' ich auch;
Doch schien ich mir zu nichts bestimmt, als nur das Schöne weit und breit
Zu krönen durch erhabnes Lob, und solche Kronen webt' ich auch;
Was künftig mir beschieden sei, verkünde dein Orakel mir,
Denn dieser Sorg' und Bangigkeit um Künftiges entschwebt' ich auch.

9.

Früh und viel zu frühe trat ich in die Zeit mit Ton und Klang,
Und sie konnte kaum empfinden, was dem Busen kaum entsprang:
Nicht den Geist, der scharf und sicher in des Lebens Auge blickt,
Nicht die zarten Klagelaute jener Seele voll Gesang!
Kalt und ahnungslos und schweigend, ja mit Hohn empfing sie mich,
Während sie um niedre Stirnen ihre schnöden Zweige schlang!
Mir indessen, dem's im Busen thatenschwanger wühlte, gohr,
Diente selbst der Scherz als Maske, wenn ich tiefe Schmerzen sang;
Doch getrost! Vielleicht nach Jahren, wenn den Körper Erde deckt,
Wird mein Schatten glänzend wandeln dieses deutsche Volk entlang.

Sonette.

Sonette dichtete mit edlem Feuer.

Sonette dichtete mit edlem Feuer
Ein Mann, der willig trug der Liebe Kette,
Er sang sie der vergötterten Laurette,
Im Leben ihm und nach dem Leben theuer.

Und also sang auch manches Abenteuer,
In schmelzend musikalischem Sonette,
Ein Held, der einst durch wildes Wogenbette
Mit seinem Liede schwamm, als seinem Steuer.

Der Deutsche hat sich beigesellt, ein Dritter,
Dem Florentiner und dem Portugiesen,
Und sang geharnischte für kühne Ritter.

Auf diese folg' ich, die sich groß erwiesen,
Nur wie ein Aehrenleser folgt dem Schnitter,
Denn nicht als Vierter wag' ich mich zu diesen.

Das Sonett an Goethe.

Dich selbst, Gewalt'ger, den ich noch vor Jahren
Mein tiefes Wesen witzig sah verneinen,
Dich selbst nun zähl' ich heute zu den Meinen,
Zu denen, welche meine Gunst erfahren.

Denn wer durchdrungen ist vom innig Wahren,
Dem muß die Form sich unbewußt vereinen,
Und was dem Stümper mag gefährlich scheinen,
Das muß den Meister göttlich offenbaren.

Wem Kraft und Fülle tief im Busen keimen,
Das Wort beherrscht er mit gerechtem Stolze,
Bewegt sich leicht, wenn auch in schweren Reimen.

Er schneidet sich des Liedes flücht'ge Bolze
Gewandt und sicher, ohne je zu leimen,
Und was er fertigt, ist aus ganzem Holze.

Venedig.

1.

Mein Auge ließ das hohe Meer zurücke,
Als aus der Fluth Palladio's Tempel stiegen,
An deren Staffeln sich die Wellen schmiegen,
Die uns getragen ohne Falsch und Tücke.

Wir landen an, wir danken es dem Glücke,
Und die Lagune scheint zurück zu fliegen,
Der Dogen alte Säulengänge liegen
Vor uns gigantisch mit der Seufzerbrücke.

Venedigs Löwen, sonst Venedigs Wonne,
Mit eh'rnen Flügeln sehen wir ihn ragen
Auf seiner kolossalischen Kolonne.

Ich steig' an's Land, nicht ohne Furcht und Zagen,
Da glänzt der Markusplatz im Licht der Sonne:
Soll ich ihn wirklich zu betreten wagen?

2.

Dies Labyrinth von Brücken und von Gassen,
Die tausendfach sich ineinander schlingen,
Wie wird hindurchzugehn mir je gelingen?
Wie werd' ich je dies große Räthsel fassen?

Ersteigend erst des Markusthurms Terassen,
  Vermag ich vorwärts mit dem Blick zu dringen,
  Und aus den Wundern, welche mich umringen,
  Entsteht ein Bild, es theilen sich die Massen.

Ich grüße dort den Ozean, den blauen,
  Und hier die Alpen, die im weiten Bogen
  Auf die Laguneninseln niederschauen.

Und sieh! da kam ein muth'ges Volk gezogen,
  Paläste sich und Tempel sich zu bauen
  Auf Eichenpfähle mitten in die Wogen.

3.

Wie lieblich ist's, wenn sich der Tag verkühlet,
  Hinaus zu seh'n, wo Schiff und Gondel schweben,
  Wenn die Lagune, ruhig, spiegeleben,
  In sich verfließt, Venedig sanft umspühlet!

In's Innre wieder dann gezogen fühlet
  Das Auge sich, wo nach den Wolken streben
  Palast und Kirche, wo ein lautes Leben
  Auf allen Stufen des Rialto wühlet.

Ein frohes Völkchen lieber Müssiggänger,
  Es schwärmt umher, es läßt durch nichts sich stören,
  Und stört auch niemals einen Grillenfänger.

Des Abends sammelt sich's zu ganzen Chören,
  Denn auf dem Markusplatze will's den Sänger,
  Und den Erzähler auf der Riva hören.

4.

Venedig liegt nur noch im Land der Träume,
  Und wirft nur Schatten her aus alten Tagen,
  Es liegt der Leu der Republik erschlagen,
  Und öde feiern seines Kerkers Räume.

Die eh'rnen Hengste, die durch salz'ge Schäume
  Dahergeschleppt, auf jener Kirche ragen,
  Nicht mehr dieselben sind sie, ach sie tragen
  Des korsikan'schen Ueberwinders Zäume.

Wo ist das Volk von Königen geblieben,
Das diese Marmorhäuser durfte bauen,
Die nun verfallen und gemach zerstieben?

Nur selten finden auf der Enkel Brauen
Der Ahnen große Züge sich geschrieben,
An Dogengräbern in den Stein gehauen.

5.

Es scheint ein langes, ew'ges Ach zu wohnen
In diesen Lüften, die sich leise regen,
Aus jenen Hallen weht es mir entgegen,
Wo Scherz und Jubel sonst gepflegt zu thronen.

Venedig fiel, wiewohl's getrotzt Aeonen,
Das Rad des Glücks kann nichts zurückbewegen:
Oed' ist der Hafen, wen'ge Schiffe legen
Sich an die schöne Riva der Sclavonen.

Wie hast du sonst, Venetia, geprahlet
Als stolzes Weib mit goldenen Gewändern,
So wie dich Paolo Veronese malet!

Nun steht ein Dichter an den Prachtgeländern
Der Riesentreppe staunend und bezahlet
Den Thränenzoll, der nichts vermag zu ändern!

An Winckelmann.

Wenn ich der Frömmler Gaukelei'n entkommen,
So sei der Dank dafür an dich gewendet:
Wohl fand dein Geist, was nie beginnt noch endet,
Doch fand er's nicht im Predigtbuch der Frommen.

Dir ist das Licht des Göttlichen entglommen
Im Werk der Heiden, die es reich gespendet;
Denn himmlisch ist, was immer ist vollendet,
Und Christus selbst gebietet: Seid vollkommen!

Zwar möchten gern gewisse schwarze Röcke
Den Geist verwickeln, der sich will befreien,
Wo nicht, uns stellen in die Zahl der Böcke.

Doch laßt nur ab, die Heiden zu beschreien!
Wer Seelen hauchen kann in Marmorblöcke,
Der ist erhaben über Litaneien.

Anstimmen darf ich ungewohnte Töne.

Anstimmen darf ich ungewohnte Töne,
Da nie dem Halben ich mein Herz ergeben:
Der Kunst gelobt' ich ganz ein ganzes Leben,
Und wenn ich sterbe, sterb' ich für das Schöne.

Doch wünscht' ich, daß man Bessere bekröne,
Mich aber ziehen lasse, wo ich neben
Dem Höchsten lernen kann nach Hohem streben,
Ja, daß man mir mein Vaterland verpöne!

Ich lieb' es drum in keinem Sinne minder,
Da stets ich mich in seinem Dienst verzehre,
Doch wär' ich gern das fernste seiner Kinder.

Geschieht's, daß je den innern Schatz ich mehre,
So bleibt der Fund, wenn längst dahin der Finder,
Ein sichres Eigenthum der deutschen Ehre.

Wie's auch die Tadler an mir tadeln mögen.

Wie's auch die Tadler an mir tadeln mögen,
Ich halte nie der Seele Muth in Schranken:
Was wären wir, mit denen Alle zanken,
Wenn wir uns selbst das bischen Ruhm entzögen?

Soll bergen ich mein innerstes Vermögen,
Was ich empfinde, zu bekennen schwanken?
Ich schämte mich der eigenen Gedanken,
Wenn sie, wie Schwalben, an der Erde flögen.

Hienieden lohnt's der Mühe nicht, zu zagen,
Und wahr und frei zu sprechen, kleidet Jeden,
Da bald wir Alle ruhn in Sarkophagen.

Es werden Spät're meinen Geist in Eden
Beschwören und entschuldigen und sagen:
Er dachte groß, wie konnt' er kleinlich reden?

Dies Land der Mühe.

Dies Land der Mühe, dieses Land des herben
Entsagens werd' ich ohne Seufzer missen,
Wo man, bedrängt von tausend Hindernissen,
Sich müde quält und dennoch muß verderben.

Zwar mancher Vortheil läßt sich hier erwerben,
Staatswürden, Wohlstand, eine Last von Wissen,
Und unsre Deutschen waren stets beflissen,
Sich abzuplagen und geplagt zu sterben.

Ein Solcher darf zu keiner Zeit ermatten,
Er fördre sich, er schmeichle jeder Mode
Und sei dabei, wo Glück und Muth sich gatten.

Mir, der ich blos ein wandernder Rhapsode,
Genügt ein Freund, ein Becher Wein im Schatten,
Und ein berühmter Name nach dem Tode.

Es sehnt sich ewig dieser Geist in's Weite.

Es sehnt sich ewig dieser Geist in's Weite,
Und möchte fürder, immer fürder streben;
Nie könnt' ich lang an einer Scholle kleben,
Und hätt' ein Eden ich an jeder Seite.

Mein Geist, bewegt von innerlichem Streite,
Empfand so sehr in diesem kurzen Leben,
Wie leicht es ist, die Heimat aufzugeben,
Allein wie schwer, zu finden eine zweite.

Doch wer aus voller Seele haßt das Schlechte,
Auch aus der Heimat wird es ihn verjagen,
Wenn dort verehrt es wird vom Volk der Knechte.

Weit klüger ist's, dem Vaterland entsagen,
Als unter einem kindischen Geschlechte
Das Joch des blinden Pöbelhasses tragen.

Romanzen und Balladen.

Colombo's Geist.

1818.

Durch die Fluthen bahnte, durch die dunkeln,
Sich das Schiff die feuchte Straße leicht;
Stürme ruhn und alle Sterne funkeln,
Als den Wendepunkt die Nacht erreicht.

Und der neu entthronte Kaiser stützte
Seine Stirne mit der tapfern Hand,
Eine Welle nach der andern sprützte
Um das Steuer des Northumberland.

An die Schlachten denkt der Held im Geiste,
Die er schlug, an sein erprobtes Heer;
Doch um ihn und seine Trümmer kreiste,
Einer Riesenschlange gleich, das Meer.

Den des Südens Steppen nicht bezwangen,
Den der Frost des Nordens kaum besiegt,
Fühlt sich nun im engen Raum gefangen,
Auf dem Schaum sich hin und her gewiegt.

Als er hadernd solchem Truggeschicke
Gottes Rathschluß fordert vor Gericht,
Sieh, da zeigt sich seinem nassen Blicke
Eines Helden Schattenbild und spricht:

Klage nicht, wenn auch die Seele duldet,
Klage nicht, dir ist ein Trost bereit:
Was du leidest, litt ich unverschuldet,
Und Colombo nannte mich die Zeit.

Ich zuerst durchschnitt die Wasserwüste,
Ueber der du deine Zähren weinst;
Der Atlantis frühverlorne Küste,
Dieser Fuß betrat zuerst sie einst.

Nun erglänzt in heller Morgenstunden
Auferstehung jenes theure Land,
Das der Menschheit ich zum Heil gefunden,
Nicht zum Frohndienst einem Ferdinand!

Du erlagst dem unbezwingbar'n Norden;
Aber jene, die darob sich freun,
Werden zitternd vor entmenschten Horden
Ihren blinden Jubel bald bereun!

Aber kommt der große Tag der Schmerzen,
Und es hemmt ja nichts der Zeiten Lauf,
Nimm, Columbia, dann die freien Herzen,
Nimm Europa's letzte Helden auf!

Wann das große Henkerschwert geschliffen,
Meinen Kindern dann ein werther Gast
Kommt die Freiheit auf bekränzten Schiffen,
Ihre Mütze pflanzt sie auf den Mast!

Segle westwärts, sonne dich am Lichte,
Das umglänzt den stillen Ozean;
Denn nach Westen flieht die Weltgeschichte:
Wie ein Herold segelst du voran!"

Sprach's das Schattenbild und schien vergangen,
Wie ein Stern, der im Verlöschen blinkt:
Freude färbt des großen Würgers Wangen,
Weil Europa hinter ihm versinkt.

Der Pilger vor St. Just.

1819.

Nacht ist's und Stürme sausen für und für,
Hispanische Mönche, schließt mir auf die Thür!

Laßt hier mich ruh'n, bis Glockenton mich weckt,
Der zum Gebet euch in die Kirche schreckt!

Bereitet mir, was euer Haus vermag,
Ein Ordenskleid und einen Sarkophag!

Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein!
Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein.

Das Haupt, das nun der Scheere sich bequemt,
Mit mancher Krone ward's bediademt.

Die Schulter, die der Kutte nun sich bückt,
Hat kaiserlicher Hermelin geschmückt.

Nun bin ich vor dem Tod den Todten gleich,
Und fall' in Trümmer, wie das alte Reich.

Das Grab im Busento.

1820.

Nächtlich am Busento lispeln, bei Cosenza, dumpfe Lieder,
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder!

Und den Fluß hinauf, hinunter, ziehn die Schatten tapfrer Gothen,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Todten.

Allzufrüh und fern der Heimat mußten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schulter blond umgaben.

Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette;
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.

In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüstung, auf dem Pferde.

Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.

Abgelenkt zum zweiten Male, ward der Fluß herbeigezogen:
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.

Und es sang ein Chor von Männern: „Schlaf in deinen Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je dein Grab versehren!"

Sangen's, und die Lobgesänge tönten fort im Gothenheere;
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

Luca Signorelli.

1830.

Die Abendstille kam herbei,
Der Meister folgt dem allgemeinen Triebe;
Verlassend seine Staffelei,
Blickt er das Bild noch einmal an mit Liebe.

Da pocht es voll Tumult am Haus
Und ehe Luca fähig ist zu fragen,
Ruft einer seiner Schüler aus:
Dein einz'ger Sohn, o Meister, ist erschlagen!

In holder Blüthe sank dahin
Der schönste Jüngling, den die Welt erblickte:
Es war die Schönheit sein Ruin,
Die oft in Liebeshändel ihn verstrickte.

Vor eines Nebenbuhlers Kraft
Sank er zu Boden, fast in unsrer Mitte;
Ihn trägt bereits die Brüderschaft
Zur Todtenkirche, wie es heischt die Sitte.

Und Luca spricht: O mein Geschick!
So lebt' ich denn, so strebt' ich denn vergebens?
Zu nichte macht ein Augenblick
Die ganze Folge meines reichen Lebens!

Was half es, daß in Farb' und Licht
Als Meister ich Cortona's Volk entzückte,
Mit meinem jüngsten Weltgericht
Orvieto's hohe Tempelhallen schmückte?

Nicht Ruhm und nicht der Menschen Gunst
Beschützte mich, und nicht des Geistes Feuer:
Nun ruf' ich erst, geliebte Kunst,
Nun ruf' ich dich, du warst mir nie so theuer!

Er spricht's, und seinen Schmerz verräth
Kein andres Wort. Rasch eilt er zur Kapelle,
Indem er noch das Malgeräth
Den Schülern reicht, und diese folgen schnelle.

Zur Kirche tritt der Greis hinein,
Wo seine Bilder ihm entgegentreten,
Und bei der ew'gen Lampe Schein
Sieht er den Sohn, um den die Mönche beten.

Nicht klagt er oder stöhnt und schreit,
Kein Seufzer wird zum leeren Spiel des Windes,
Er setzt sich hin und konterfeit
Den schönen Leib des vielgeliebten Kindes.

Und als er ihn so Zug für Zug
Gebildet, spricht er gegen seine Knaben:
Der Morgen graut, es ist genug,
Die Priester mögen meinen Sohn begraben.

Harmosan.

1830.

Schon war gesunken in den Staub der Sassaniden alter Thron,
Es plündert Mosleminenhand das schätzereiche Ktesiphon;
Schon langt am Oxus Omar an, nach manchem durchgekämpften Tag,
Wo Chosru's Enkel Jesdegerd auf Leichen eine Leiche lag.

Und als die Beute mustern ging Medina's Fürst auf weitem Plan,
Ward ein Satrap vor ihn geführt, er hieß mit Namen Harmosan;
Der letzte, der im Hochgebürg dem kühnen Feind sich widersetzt;
Doch ach, die sonst so tapfre Hand trug eine schwere Kette jetzt!

Und Omar blickt ihn finster an und spricht: „Erkennst du nun, wie sehr
Vergeblich ist vor unserm Gott der Götzendiener Gegenwehr?"
Und Harmosan erwiedert ihm: „„In deinen Händen ist die Macht,
Wer einem Sieger widerspricht, der widerspricht mit Unbedacht.

„„Nur eine Bitte wag' ich noch, abwägend dein Geschick und meins:
Drei Tage focht ich ohne Trunk, laß reichen einen Becher Weins!""
Und auf des Feldherrn leisen Wink steht ihm sogleich ein Trunk bereit;
Doch Harmosan befürchtet Gift, und zaudert eine kleine Zeit.

„Was zagst du," ruft der Sarazen, „nie täuscht ein Moslem seinen Gast,
Nicht eher sollst du sterben, Freund, als bis du dieß getrunken hast!"
Da greift der Perser nach dem Glas und, statt zu trinken, schleudert hart
Zu Boden er's auf einen Stein mit rascher Geistesgegenwart.

Und Omar's Mannen stürzen schon mit blankem Schwert auf ihn heran,
Zu strafen ob der Hinterlist den allzuschlauen Harmosan;
Doch wehrt der Feldherr ihnen ab, und spricht sodann: „Er lebe fort!
Wenn was auf Erden heilig ist, so ist es eines Helden Wort."

Oden.

Die Pyramide des Cestius.

— ◡ — — — ◡ ◡ — ◡ — —
— ◡ — — — ◡ ◡ — ◡ — —
— ◡ — — — ◡ ◡ — ◡ — —
— ◡ ◡ — —

Oeder Denkstein, riesig und ernst beschaust du
Trümmer blos, Grabhügel, den Scherbenberg dort,
Hier die weltschuttführende, weg von Rom sich
Wendende Tiber!

Stolze Prunksucht thürmte dich einst, o Grabmal,
Als vor zwei'n Jahrtausenden hier Augustus
Sich der Welt aufdrang, der erschreckten, durch die
Leiche des Cäsar.

Rom jedoch, kaum neigte dem Untergang sich's,
Als das Saatkorn neuer Gewalt gesät ward;
Denn es schuf hier jener Apostelfürst zum
Throne den Altar.

Aber Deutschlands rauhes Geschlecht, das ehmals
Deinen Kriegsruhm, herrschendes Rom, zerstörte,
Stürmt noch einmal, stürmt, o geweihtes Rom, dein
Heiliges Bollwerk!

Allzuschwer fast schwebte der Rachedämon
Ueber Roms Haupt, Rache, daß einst des frechen
Priesters Goldsteigbügel an Hohenstaufens
Eiserne Hand klang.

Aber Rom trotzt, doppelt besiegt und doppelt
Unbesiegbar scheint es, gewöhnt an Hoheit,
Seines Dreireichs blitzende Krone wankt zwar,
Aber sie bebt nicht.

Wehe, wer nicht spielend, ein Kind der Kirche,
Ihr im Schooß ruht! Wehe, denn jeden Tag droht
Priestermund ihm, Priestergemüth in Rom ihm
Stäte Verdammniß!

Aber huldreich gönnten sie doch des Irrthums
Söhnen gern hier eine geheime Ruhstatt,
Ja, es kühlt dein Schatten, o Bau des Cestius,
Nordische Gräber!

Möchten hier einst meine Gebeine friedlich
Ausgestreut ruhn, ferne der kalten Heimat,
Wo zu Reif einfriert an der Lippe jeder
Glühende Seufzer.

Gern vermißt sei, neben dem Heidengrabstein,
Was so streng Rom jedem Verirrten weigert:
Jenes Jenseits, das des Apostels goldner
Schlüssel nur aufthut.

Führt mich dorthin lieber, und sei's die Hölle,
Wo der Vorwelt würdigen Seelen Raum ward,
Wo Homer singt oder der lorbermüde
Sophokles ausruht.

Aber schweigt jetzt, Sterbegedanken! Blüht nicht
Lebenslust rings unter dem Römervolk noch,
Einem Volk, dem zehrendes Feur die Lieb' ist,
Liebe die Freundschaft?

Daure Herz, ausdulde die Zeit des Schicksals,
Wenn auch einsam! Stimme geheim, o stimme
Deinen bergstromähnlichen, echoreichen
Starken Gesang an!

Acqua Paolina.

Kein Quell, wie viel auch immer das schöne Rom
Fluthspendend ausgießt, ob ein Triton es sprützt,
Ob sanft es perlt aus Marmorbecken,
Oder gigantischen, alten Schalen:

Kein Quell, so weit einst herrschte der Sohn des Mars,
Sei dir vergleichbar, auf dem Janiculum
Mit deinen fünf stromreichen Armen
Zwischen granitene Säulen plätschernd.

Dort winkt mir Einsamkeit, die geliebte Braut,
Von dort beschaut, vielfältig ergötzt, der Blick
Das Rom des Knechts der Knechte Gottes
Neben dem Rom der Triumphatoren.

Kühn ragt, ein halbentblätterter Mauerkranz,
Das Colosseum; aber auch dir, wie steigt
Der Trotz der Ewigkeit in jedem
Pfeiler empor, o Palast Farnese!

Wo sonst des finsterlockigen Donnergotts
Siegreicher Aar ausbreitete scharfe Klau'n,
Da hob sich manch Jahrhundert über
Giebel und Zinne das Kreuz und herrschte.

Bis jüngst, der Schicksalslaune gewaltig Spiel,
Ein zweiter Cäsar lenkte den Gang der Welt,
Der pflanzte sein dreifarbig Banner
Neben den schönen Koloß des Phidias;

Ein Sohn der Freiheit; aber uneingedenk
Des edlen Ursprungs, einem Geschlechte sich
Aufopfernd, das ihn wankelmüthig
Heute vergötterte, morgen preis gab.

O hätte dein weitschallendes Kaiserwort
Dem Volk Europa's, was es erfleht, geschenkt,
Wohl wärst du seines Lieds Harmodius,
Seines Gesanges Aristogiton!

Nun ist verpönt dein Name, Musik erhöht
Ihn nicht auf Wohllautsfittigen; nur sobald
Dein Grab ein Schiff umsegelt, singen
Müde Matrosen von dir ein Chorlied.

Und Rom? Es fiel nochmaliger Nacht anheim,
Doch schweigt's, und lautlos neben der herrschenden,
Sechsrossig aufgezäumten Hoffart
Schleicht der Beherrschten unsäglich Elend.

Nicht mehr das Schwert handhaben und nicht den Pflug
Quiriten jetzt, kaum pflegt die entwöhnte Hand
Den süßen Weinstock, wurzelschlagend
Ueber dem Schutte der alten Tugend.

Im Flammenblick nur, oder im edlen Bau
Des schönen, freiheitlügenden Angesichts
Zeigt Rom sich noch, am Scheideweg noch,
Aber es folgte dem Wink der Wollust!

Florenz.

Dich hat, Florenz, dein altes Etruskervolk
Mit wahrem Fug dich blühende Stadt genannt,
Nicht, weil der Arno nagt an Hügeln,
Deren der kahlste von Wein und Oel trieft;

Nicht, weil die Saat aus wucherndem Boden keimt,
Nicht, weil des Lustparks hohe Zipressen und
Steineichen, sammt Oliv' und Lorbeer,
Neben der Pinie nie verwelken;

Nicht, weil Gewerbfleiß oder Verkehr dir blüht,
Den andre Städte missen, indeß du stolz
Freiheit genießest, Ruhm genießest
Unter der milden Gesetze Weisheit;

Nicht, weil im Prunksaal Schätze der Kunst du häufst,
Vor denen jetzt stumm gaffende Briten stehn:
Wie manches Denkmal ist, Florenz, dir
Fremder geworden, als selbst dem Fremdling!

Nie wieder tritt die Sonne der Medicis,
Was auch gescheh'n mag, über den Horizont,
Längst schläft Da Vinci, Buonaroti,
Macchiavell und der alte Dante;

Allein du blühst durch deine Gestalten fort,
Und jener Kunst Vorbilder, sie wandeln am
Lungarno heut wie sonst, sie füllen
Deine Theater noch an, wie vormals.

Kaum hat der Blick, vor zögerndem Unbestand
Sich scheuend, freudvoll eine Gestalt erwählt,
Als höchste Schönheit kaum gefeiert:
Wandelt die schönere schon vorüber!

Und hat das florentinische Mädchen nicht
Von frühster Jugend liebend emporgestaunt
Zur Venus Titian's und tausend
Reize der Reizenden weggelauschet?

Und deiner Söhne Mutter, o sprich, Florenz!
Ob nie die sehnsuchtsvolleren Blicke sie
Gesenkt vor Benevenuto's Perseus,
Oder dem himmlischen Apollino?

Wohl mag der Neid euch zeihen der Ueppigkeit,
Frei spricht die Lieb' euch. Liebt und genießt, und stets
An seiner Göttin Busen kühle,
Kühle die leuchtende Stirn Adonis!

Hier tändle Glück und Jugend, den Dichter nur,
Zum strengsten Ernst anfeuert die Zeit nur ihn,
Und ihm zerbricht sein frühres Leben
Unter den Händen, wie Knabenspielzeug.

Er rafft sich auf, dem reifere Stunden grau'n,
Ihm naht der Wahrheit wehender Flügelschlag,
Und mehr und mehr Zukunft im Herzen,
Lernt er entsagen der kalten Mitwelt.

Du aber blühe, glückliche Stadt, hinfort
In solcher Schönheit, solchem Gefühl der Kraft,
Wie auf dem Springquell hier der Meergott
Jenes unsterblichen Gian Bologna!

Der Vesuv im Dezember 1830.

Schön und glanzreich ist des bewegten Meeres
Wellenschlag, wann tobenden Lärms es anbraust;
Doch dem Feu'r ist kein Element vergleichbar
Weder an Allmacht,

Noch an Reiz für's Auge. Bezeug' es Jeder,
Der zum Rand abschüssiger Kratertiefe,
Während Nacht einhüllt die Natur, mit Vorwitz
Staunend emporklimmt,

Wo im Sturmschritt rollender Donner machtvoll
Aus dem anwuchsdrohenden, steilen Kegel
Fort und fort auffahren in goldner Unzahl
Flammige Steine,

Deren Wucht, durch Gluthen und Dampf geschleudert,
Bald umher auf aschige Höh'n Rubine
Reichlich sät, bald auch von des Kraters schroffen
Wänden hinabrollt:

Während still, aus nächtlichem Grund, die Lava
Quillt. — Des Rauchs tiefschattige Wolk' umdüstert,
Holder Mond, dein ruhiges, friedenreiches
Silbernes Antlitz.

Loos des Lyrikers.

Stets am Stoff klebt unsere Seele, Handlung
Ist der Welt allmächtiger Puls, und deßhalb
Flötet oftmals tauberem Ohr der hohe
Lyrische Dichter.

Gerne zeigt Jedwedem bequem Homer sich,
Breitet aus buntfarbigen Fabelteppich;
Leicht das Volk hinreißend erhöht des Drama's
  Schöpfer den Schauplatz;

Aber Pindars Flug und die Kunst des Flaccus,
Aber dein schwerwiegendes Wort, Petrarca,
Prägt sich uns langsamer in's Herz, der Menge
  Bleibt's ein Geheimniß.

Jenen ward blos geistiger Reiz, des Liedchens
Leichter Takt nicht, der den umschwärmten Putztisch
Ziert. Es dringt kein flüchtiger Blick in ihre
  Mächtige Seele.

Ewig bleibt ihr Name genannt und tönt im
Ohr der Menschheit; doch es gesellt sich ihnen
Selten freundschaftsvoll ein Gemüth und huldigt
  Körnigem Tiefsinn.

Herrscher und Volk.

Nie sehnt ein willkürübender Herrscher sich
Nach Dichterweihrauch, dessen er nicht bedarf;
  Er legt an's Schwert kraftvoll die Faust und
    Wen er zum Opfer sich wählt und wer ihm

Mißfällt und wer Freiheit zu verkünden wagt,
Den trifft der Tod, den decken Sibiriens
  Schneefelder zu, der wird geschmiedet,
    Tief in der Grotte des Felseneilands,

Titanenhaft auf eisernen Rost, zu dem
Das Meer emporschlägt. Aber das Volk bedarf,
  Ohnmächtig schmerzvoll, eines Mannes,
    Welcher im Lied es empfiehlt der Nachwelt

Als Stoff des Mitleids, welcher erzählt, wie schnell
Zusagen wehn aus fürstlichem Mund, und ach!
  Gleichschnell verweht sind, wie man Schwüre
    Bricht in der Nähe des Pols und südwärts!

Sind Schwüre nicht (leicht löst sie der Pabst) ein Spiel
Herzloser Bourbons? Nichtigem, falschem Eid,
  Ach, lauschte Frankreich, lauschte Spanien,
    Lauschte das Land um Messina's Pharus,

Diesseits und jenseits! Einen erblickten wir,
Der seines Zwingherrn blutige Hand geküßt,
  Nachdem umsonst sein Volk des Wagens
    Stricke zerhau'n, den geliebten König

Nicht lassen wollend. Jener entwich, da focht's
Sechs Jahr' um ihn, sechs Jahre, befreit zuletzt
Ihn aus der Haft. Er kommt und liefert
Seine Beschützer dem Blutgerüst aus.

War solches Undanks fähig ein Nero selbst?
Dem, der für ihn sich opferte, mindestens
Dem Strang des Henkers ihn entrückend,
Hätt' er ein rühmliches Grab gegönnt ihm!

Ihr fürchtet nichts, Tyrannen, allein den Tod
Doch fürchtet ihr, der kein Diadem verschont:
So möge denn um's Sterbelager
Drängen sich euch der verhaßte Chorus

All derer, die dumpfbrütende Kerkerluft
Frühzeitig wegrafft, all der Gequälten Geist,
Die auf Galeeren euch, mit Mördern
Eng aneinander gekoppelt, fluchen,

All derer, die, weit über die Welt zerstreut,
Vom Bild der Heimat ihre Gemüther voll,
An fremder Thür ihr Brod erbetteln,
Ja, zu Barbaren verbannt, des Moslems

Mildthätigkeit anflehen! Um euer Bett
Wird manch Gespenst mit drohendem Finger stehn,
Durch Kettenlärm euch weckend, oder
Priester und Priestergebet verscheuchend.

Der künftige Held.

Rückwärts gewandt blickt oft in der Fabel Nacht
Der Dichter, späht Heroen sich aus, und forscht
Durch manches Zeitlaufs Thatenwirrwarr,
Liederbegierigen Sinns, nach Helden.

Ich wähle den mir, welcher dereinst erscheint,
Und will vom Tod nicht wecken Gemoderte:
Den Mann der Zukunft preisend, wandelt
Vor dem Erwarteten mein Gesang her!

Er komme bald uns, welchem des Ewigen
Rathschluß verliehn ruhmwürdiges Rächeramt
Gehäufter Unthat; aus den Zähnen
Reiß' er dem Wolfe das Lamm, er komme

Dem Stamm verderblich jener Semiramis
Mit ihrem zahllos wimmelnden Buhlerheer,
Die schon der Vorzeit graues Wort uns
Als babylonische Metze weissagt!

Er komme, der mit strafendem Geißelhieb
Nach Asien heim stumpfnüstrige Sklaven peitscht,
Sie selbst und ihre längst entnervten,
Weibisch entgürteten Dschingiskane,

Die nur des Mords noch pflegen, und nicht der Schlacht,
Des Völkermords! Dir, Siegender, möge dann
Mongolenblut aus jeder Locke
Ueber den faltigen Mantel triefen!

Kassandra.

Deinem Loos sei'n Klagen geweiht, Europa!
Aus dem Unheil schleudert in neues Schreckniß
Dich ein Gott stets; ewig umsonst erflehst du
Frieden und Freiheit!

Kaum versank allmälig, im trägen Zeitlauf,
Jener Zwingburg südlicher Bau zu Trümmern,
Wo des Weltherrn Zepter dem Inquisitor
Schürte den Holzstoß:

Sieh, da keimt schon, unter dem Hauch des Nordpols,
Frischen Unheils wuchernder Same leis auf:
Hoch als Giftbaum ragt in der Luft bereits dies
Riesige Scheusal!

Selbst dem Beil fruchtloser Begeisterung trotzt
Dieser Stamm, der Alles erdrückt, und keiner
Wolke, weh uns, rettender Blitz zerschmettert
Wipfel und Ast ihm!

Ketten dräu'n, wie nie sie geklirrt, der Menschheit
Bangen Hals zuschnürend, und parricidisch
Reiht im Wettlauf mächtiger Ungeheu'r sich
Frevler an Frevler!

Noch einmal, wie's kündet die alte Fabel,
Ueber'm Haus blutgieriger Tantaliden
Sein Gespann rückwärts mit Entsetzen lenkend,
Schaudert Apollo!

Zwar der Hahn kräht; aber er weckt die Welt nicht!
Selbst des Einhorns Stachel vielleicht zersplittert:
Adler Deutschlands, doppelter, kreise wachsam,
Schärfe die Klau'n dir!

Aus:

Der romantische Oedipus.

Schlußparabase.

Chorführer.

(An den Rand der Bühne vortretend.)

Wenn streng der Poet, voll feurigen Spotts, der empor sich schraubenden Ohnmacht
Schwerfälligen Wahn, der platt, wie er ist, den begeisterten Schwärmer sogar noch
Will spielen, wie einst in die Saiten Apoll's des Silen's Maulesel hineingriff:
Wenn streng der Poet ihn strafte, verdient er den Dank und die Liebe der Mitwelt.
Da die Feinde zumal und die Hefe des Volks und die Stimmangeber in Deutschland
Ihn tief in den Staub ziehn möchten, damit er verliere sich unter der Mehrzahl,
So geziemt es gewiß der befreundeten Schaar, um so mehr ihn rettend zu flüchten,
Auf prangendem Schild ihn tragend empor, den Beherrscher des Worts in der [Dichtkunst!
Seit ältester Zeit hat hier es getönt, und so oft im erneuenden Umschwung,
In verjüngter Gestalt aufstrebte die Welt, klang auch ein germanisches Lied nach.
Zwar lange verhallt ist jener Gesang, den einst des Arminius Heerschaar
Anstimmend gejauchzt in des Siegs Festschritt, auf römischen Gräbern getanzt ihn;
Doch blieb von der Zeit des gewaltigen Karl's wohl noch ein gewaltiges Lied euch,
Ein gewaltiges Lied von der mächtigen Frau, die erst als zarteste Jungfrau
Dasteht und verschämt, voll schüchterner Huld, dem erhabenen Helden die Hand reicht,
Bis dann sie zuletzt, durchs Leben gestählt, durch glühende Rache gehärtet,
Graunvoll auftritt, in den Händen ein Schwert und das Haupt des enthaupteten [Bruders.
Auch lispelt um euch der melodische Hauch aus späteren Tagen des Ruhms noch,
Als mächtigen Gangs zu des Heilands Gruft die gepanzerten Friedriche wallten;
An den Höfen erscholl der Gesang damals aus fürstlichem Mund und der Kaiser,
Dem als Mitgift die Gestade Homers darbrachte die Tochter des Normanns,
Sang lieblichen Ton! Kaum aber erlosch sein Stamm in dem herrlichen Knaben,
Der, unter dem Beil hinsterbend, erlag capetingischer teuflischer Unthat,
Schwieg auch der Gesang, und die göttliche Kunst fiel unter die Meister des [Handwerks.
Spät wieder erhub sich die heilige Kraft, als neue befruchtende Regung
Weit über die Welt, aus Deutschlands Gau'n, der begeisterte sächsische Mönch trug;
Doch strebte sie nun langsamer empor, weil blutiger Kriege Verderbniß
Das entvölkerte Reich, Jahrhunderte lang, preisgab der unendlichen Rohheit;
Weil Wechsel des Lauts erst hemmte das Lied, da der bibelentfaltende Luther
Durch männlichern Ton auf immer vertrieb die melodische rheinische Mundart.
Doch sollte das Wort um so reicher erblühn, und es lehrte zugleich es Melanchthon
Den gediegenen Klang, den einst anschlug die beglücktere Muse von Hellas,
Und so reifte heran die germanische Kunst, um entgegen zu gehn der Vollendung!
ang schlich sie dahin, lang schleppte sie noch nachahmende Fessel und seufzte,
is Klopstock naht und die Welt fortreißt in erhabener Odenbeflüglung,

Und das Maß herstellt, und die Sprache beseelt und befreit von der gallischen
Knechtschaft,
Zwar starr noch und herb und zuweilen versteint, auch nicht Jedwedem genießbar;
Doch ihm folgt bald das Gefällige nach und das Schöne mit Goethischer Sanftheit.
Manch großes Talent trat später hervor und entfaltete himmlischen Reichthum;
Doch Keiner erschien, in der Kunst Fortschritt, dem unsterblichen Paare vergleichbar:
Keusch lehnt Klopstock an den Lilienstab und um Goethe's erleuchtete Stirne
Glühn Rosen im Kranz! Kühn wäre der Wunsch, zu ersingen verwandte Belohnung!
Ansprüchen entsagt gern unser Poet, Ansprüchen an euch! An die Zukunft
Nicht völlig, und stets wird löblicher That auch löblicher Lohn in der Zukunft!
Er beneidete nie die gefeierte Schaar um ein rauschendes Zeichen des Beifalls,
Wenn lallenden Tons sie zu stammeln begann die gestotterte Phrase der Unkunst;
Denn er hörte sie wohl und erkannte sie wohl, und verbiß die gerechte Verachtung:
Nie wird er sie nun mehr hören vielleicht, und er wandelt im Garten Europa's,
Der schadlos ihn für manchen Verlust, für manches verkannte Gedicht hält:
In dem Pinienhain, an den Buchten des Meers,
Wo die Well' abfließt voll triefenden Schaums,
Geht gern er allein, und wofern kein Ohr
Ihm mehr zuhorcht jenseits des Gebürgs,
Dann spornt zum Gesang zwar kein Beifall
Der Befreundeten ihn,
Doch Fülle des eigenen Wohllauts.

Eklogen und Idyllen.

Bilder Neapels.

1827.

— ⏓ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ —

Fremdling, komm in das große Neapel, und sieh's, und stirb!
Schlürfe Liebe, geneuß des beweglichen Augenblicks
Reichsten Traum, des Gemüthes vereitelten Wunsch vergiß,
Und was Quälendes sonst in das Leben ein Dämon wob:
Ja, hier lerne genießen, und dann, o Beglückter, stirb! —
Im Halbzirkel umher, an dem lachenden Golf entlang,
Unabsehlich benetzt von dem laulichen Wogenschwall,
Liegt von Schiffen und hohen Gebäuden ein weiter Kreis;
Wo sich zwischen die Felsengeklüfte des Bacchus Laub
Drängt, und stolz sich erhebt in die Winde der Palmenschaft —
Stattlich ziehn von den Hügeln herab sich die Wohnungen
Nach dem Ufer, und flach, wie ein Garten, erscheint das Dach:
Dort nun magst du die See von der Höh' und den Berg besehn,

Der sein aschiges Haupt in den eigenen Dampf verbirgt,
Dort auch Rosen und Reben erziehn und der Aloe
Starken Wuchs, und genießen die Kühle des Morgenwinds. —
Fünf Kastelle beschirmen und bändigen keck die Stadt:
Dort Sankt Elmo, wie droht's von dem grünenden Berg herab!
Jenes andere, rings von Gewässern umplätschert, einst
War's der Garten Lukulls, des entthronten Augustulus
Schönes Inselasyl, in die Welle hinausgestreckt. —
Wo du gehst, es ergießen in Strömen die Menschen sich,
Willst zum Strande du folgen vielleicht und die Fischer sehn,
Wie mit nerviger Kraft an das Ufer sie ziehn das Netz,
Singend, fröhliches Muths, in beglückender Dürftigkeit?
Und schon lauert der bettelnde Mönch an dem Ufersand,
Heischt sein Theil von dem Fang, und die Milderen reichen's ihm.
Ihre Weiber indeß, in beständiger Plauderlust,
Sitzen unter den Thüren, die Spindel zur Hand, umher.
Sieh, da zeigt sich ein heiteres Paar, und es zieht im Nu
Kastagnetten hervor und beginnt die bacchantische
Tarantella, den üppigen Tanz, und es bildet sich
Um die Beiden ein Kreis von Beschauenden flugs umher;
Mädchen kommen sogleich und erregen das Tamburin,
Dem einfacheren Ohr der Zufriedenen ist's Musik:
Zierlich wendet die Schöne sich nun, und der blühende
Jüngling auch. Wie er springt! wie er leicht und behend sich dreht,
Stampfend, Feuer im Blick! Und er wirft ihr die Rose zu.
Anmuth aber verläßt den Begehrenden nie, sie zähmt
Sein wollüstiges Auge mit reizender Allgewalt:
Wohl dem Volke, dem glücklichen, dem die Natur verliehn
Angeborenes Maß, dem entfesselten Norden fremd! —
Durch's Gewühle mit Müh', ein Ermattender, drängst du dich
Andre Gassen hindurch; der Verkäufer und Käufer Lärm
Ringsum. Horch, wie sie preisen die Waare mit lautem Ruf!
Käuflich Alles, die Sache, der Mensch, und die Seele selbst.
Aus Karossen und sonstigem Pferdegespann, wie schrei'n
Wagenlenker um dich, und der dürftige Knabe, der
Auf die Kutsche sogleich, dir ein Diener zu seyn, sich stellt.
Sieh, hier zügelt das Kabriolet ein beleibter Mönch,
Und sein Eselchen geißelt ein anderer wohlgemuth.
Kuppler lispeln indeß, und es winselt ein Bettler dir
Manches Ave, verschämt das Gesicht mit dem Tuch bedeckt.
Dort steht müßiges Volk um den hölzernen Pulcinell,
Der vom Marionettengebälke possierlich glotzt;
Hier Wahrsager mit ihrer gesprenkelten Schlangenbrut. —
Alles tummelt im Freien sich hier: der geschäftige
Garkoch siedet, er fürchtet den seltenen Regen nicht;

Ihn umgibt ein Matrosengeschwader, die heiße Kost
Schlingend gieriges Muths. An die Ecke der Straße dort
Setzt ihr Tischchen mit Kupfermoneten die Wechslerin,
Hier den Stuhl der gewandte Barbier, und er schabt, nachdem
Erst entgegen dem sonnigen Strahl er ein Tuch gespannt.
Dort im Schatten die Tische des fertigen Schreibervolks,
Stets bereit zu Bericht und Suppliken und Liebesbrief:
Ob ein Knabe diktire der fernen Ersehnten sein
Seufzen, oder ein leidendes Weib den verwiesenen
Gatten tröste, verbannt nach entlegener Insel, ihn,
Den sein freies Gemüth in dem untersten Kerker quält
Hoffnungslos, und den Lohn, der erhabenen Tugend Lohn
Erntet. — Aber entferne die schattende Wolke, Schmerz! —
Auch zum Molo bewegt sich die Menge, wo hingestreckt
Sonnt die bräunlichen Glieder der nackende Lazzaron.
Capri siehst du von fern in dem ruhigen Wellenspiel;
Schiffe kommen und gehn, es erklettern den höchsten Mast
Flugs Matrosen, es ladet die Barke dich ein zur Fahrt.
Den Erzähler indessen umwimmelt es, Jung und Alt,
Stehend, sitzend, zur Erde gelagert und über's Knie
Beide Hände gefaltet, in horchender Wißbegier:
Roland singt er, er singt das gefabelte Schwert Rinalds;
Oft durch Glossen erklärt er die schwierigen Stanzen, oft
Unterbrechen die Hörer mit muthigem Ruf den Mann.
Auferstehʼ, o Homer! Wenn im Norden vielleicht man dich
Kalt wegwiese von Thüre zu Thür: o so fändst du hier
Ein halbgriechisches Volk und ein griechisches Firmament! —
Mancher Dichter vielleicht, in der Oede des Nords erzeugt,
Schleicht hier unter dem Himmel des Glücks, und dem Heimatland
Stimmt er süßen Gesang und gediegenen Redeton,
Den es heute vermag zu genießen und morgen noch,
Der zunimmt an Geschmack mit den Jahren, wie deutscher Wein;
Freiheit singt er und männliche Würde der feigen Zeit,
Schmach dem Heuchler und Fluch dem Bedrücker und Jedem, der
Knechtschaft prediget, welche des Menschengeschlechts Verderb.
Ach, nicht wähnt er den Neid zu besiegen und weilt entfernt,
Taub den Feinden und hoffend, es werde die spätre Welt
Spreu vom Weizen zu scheiden verstehn. — Wie erhaben sinkt
Schon die Sonne! Du ruhst in der Barke, wie süß gewiegt!
Weit im Zirkel umher, an dem busigen Rand des Golfs,
Zünden Lichter und Flämmchen sich an in Unzähligkeit,
Und mit Fackeln befahren die Fischer das goldne Meer.
O balsamische Nächte Neapels! Erläßlich scheintʼs,
Wenn auf kurze Minuten das schwelgende Herz um euch
Selbst Sankt Peter vergißt und das göttliche Pantheon,

Monte Mario selbst, und o Villa Pamphili, dich,
Deiner Brunnen und Lorberumschattungen kühlsten Sitz! —
Doch der Morgen erscheint, und der Gipfel des Tags nach ihm:
Traust du schon dem Gelispel der Welle dich an? Wohin?
Führt ein Wind die Orangengerüche Sorrents heran?
Ja, schon schimmert von fern an dem Strande, mit Tasso's Haus,
Jene felsige Stadt, die berauschende, voll von Duft.

Die Fischer auf Capri.

1827.

Hast du Capri gesehn und des felsenumgürteten Eilands
Schroffes Gestad' als Pilger besucht, dann weißt du, wie selten
Dorten ein Landungsplatz für nahende Schiffe zu spähn ist:
Nur zwei Stellen erscheinen bequem. Manch mächtiges Fahrzeug
Mag der geräumige Hafen empfahn, der gegen Neapels
Lieblichen Golf hindeutet und gegen Salern's Meerbusen.
Aber die andere Stelle (sie nennen den kleineren Strand sie)
Kehrt sich gegen das ödere Meer, in die wogende Wildniß,
Wo kein Ufer du siehst, als das, auf welchem du selbst stehst.
Nur ein geringeres Boot mag hier anlanden, es liegen
Felsige Trümmer umher, und es braust die beständige Brandung.
Auf dem erhöhteren Fels erscheint ein zerfallenes Vorwerk,
Mit Schießscharten versehn; sei's, daß hier immer ein Wachtthurm
Ragte, den offenen Strand vor Algiers Flagge zu hüten,
Die von dem Eiland oft Jungfrauen und Jünglinge wegstahl;
Sei's, daß gegen den Stolz Englands und erfahrene Seekunst
Erst in der jüngeren Zeit es erbaut der Napoleonide,
Dem Parthenope sonst ausspannte die Pferde des Wagens,
Ihn dann aber verjagte, verrieth, ja tödtete, seit er
An's treulose Gestad durch schmeichelnde Briefe gelockt ward.
Steigst du herab in den sandigen Kies, so gewahrst du ein Felsstück
Niedrig und platt in die Wogen hinaus Trotz bieten der Brandung;
Dort anlehnt sich mit rundlichem Dach die bescheidene Wohnung
Dürftiger Fischer, es ist die entlegenste Hütte der Insel,
Blos durch riesige Steine beschützt vor stürmischem Andrang,
Der oft über den Sand wegspült und die Schwelle benetzt ihr.
Kaum hegt, irgend umher, einfachere Menschen die Erde;
Ja, kaum hegt sie sie noch, es ernährt sie die schäumende Woge.
Nicht die Gefilde der Insel bewohnt dies arme Geschlecht, nie
Pflückt es des Oelbaums Frucht, nie schlummert es unter dem Palmbaum:
Nur die verwilderte Myrte noch blüht und der wuchernde Kaktus
Aus unwirthlichem Stein, nur wenige Blumen und Meergras;
Eher verwandt ist hier dem gewaltigen Schaumelemente

Als der beackerten Scholle der Mensch und dem üppigen Saatfeld.
Gleiches Geschäft erbt stets von dem heutigen Tage der nächste:
Immer das Netz auswerfen, es einziehn; wieder es trocknen
Ueber dem sonnigen Kies, dann wieder es werfen und einziehn.
Hier hat frühe der Knabe versucht in der Welle zu plätschern,
Frühe das Steuer zu drehen gelernt und die Ruder zu schlagen,
Hat als Kind muthwillig gestreichelt den rollenden Delphin,
Der, durch Töne gelockt, an die Barke heran sich wälzte.
Mög' euch Segen verleihen ein Gott, sammt jeglichem Tagwerk,
Friedliche Menschen, so nah der Natur und dem Spiegel des Weltalls!
Möge, da größeren Wunsch euch nie die Begierde gelispelt,
Möge der Thunfisch oft, euch Beute zu seyn, und der Schwertfisch
Hier anschwimmen! Es liebt sie der Esser im reichen Neapel.
Glückliche Fischer! wie auch Kriegsstürme verwandelt den Erdkreis,
Freie zu Sklaven gestempelt und Reiche zu Dürftigen, ihr nur
Saht hier Spanier, saht hier Briten und Gallier herrschen,
Ruhig und fern dem Getöse der Welt, an den Gränzen der Menschheit
Zwischen dem schroffen Geklüft und des Meers anschwellender Salzfluth.
Lebet! Es lebten wie ihr des Geschlechts urälteste Väter,
Seit dies Eiland einst von dem Sitz der Sirene sich losriß,
Oder die Tochter Augusts hier süße Verbrechen beweinte.

Hymnen.

Hymnus aus Sizilien.

1835.

Gestirnerleuchtete Nacht, o geuß
In mein Gemüth tiefsinnigen Gesanges unerschöpflichen reichen Quell!
Denn der Natur gleich sei das Festlied,
Die den Tag nicht blos, den erfreulichen, uns
Durch farbige Gebilde reizend ausschmückt,
Nein, dem Dunkel sogar der Lichtfunken stets wachen Glanz verlieh.

Es bangt die Seele zur ernsten Zeit,
Des fremden Eilands Küste, die umdunkelte, betrachtend im Mondenlicht,
Welche voreinst glanzhell umstrahlt war,
Als die Luft, durch griechische Lieder bewegt,
Sanft bebete dem Saitenspiel Apollons,
Den Päane des Volks am buschreichen Bergquell verherrlichet:

Es bangt des Späteren Seele, der
Sich selber mißtraut, nordischen Gefilden an den eisigen See'n entsproßt,
Wenn er im Wettstreit soll der Vorwelt

Kunstbegabt nachringen, ein ernstlicher Kampf!
Doch reifere Genüsse beut der Herbst ja,
Wenn das üppige Veilchen auch nie zurückbringt den Würzeduft.

Es scherzt Proserpina, länger nicht
Um dich die Schaar braunlockiger Gespielinnen im öderen Ennathal;
Dornen umblühn jetzt jenen Bergschlund,
Den der zweizackmächtige Gatte verließ,
Als dunkle Hiazinthen pflückend harmlos
Dich der Liebende fand, des frau'nschönen Eilandes höchste Zier.

Der Nymphen Klage verscholl umsonst,
Am Flammenberg anzündete die mütterliche Fackel umsonst der Schmerz,
Streifend umher stets. Jener Gott hob
Auf's Gespann schwarzmähniger Hengste die Braut:
Hochwipflige Zipressen nahmen auf dich,
Durch Asphodeloswiesen quoll dir der lichtscheue Lethestrom.

Die Insel aber erhieltest du
Von Zeus zur Mitgift. Mütterlich umpflegete sie deiner Erzeugerin
Reichliche, füllhornmilde Hand stets;
Denn es liebt inbrünstige Liebe den Ort,
Wo zärtlichen Ergusses einst gepflegt sie,
Auf verlassener Stelle rückwünschend Niewiederkehrendes.

Und seit entlediget dieses Land
Der holden Obhut, schmachtet es in trägem, unermeßlichem Zauberschlaf:
Heimischer Gottheit ist's beraubt nun.
Nach des Nords reizloseren Triften entfloh
Thatkräftige Gewalt und reger Kunstfleiß:
Auch die spröde Natur bezwingt, traun! der niemüde Menschengeist.

Germaniens Helden eroberten
Das Nordgefild sammt wonnigeren Auen an dem Strand des Oreto selbst.
Dieses Gestad' ist noch des Ruhms voll,
Den zurückließ ihre gewaltige Faust:
Wo Friederich im Grabe schläft und Heinrichs
Frühbestatteter Leib zugleich ruht im porphyrnen Sarkophag.

Erlauchte Thaten begleite stets
Des Sängers Wort, das rühmlichem Beginnen unerschwinglichen Lohn verheißt,
Der der Gemeinschaft nicht erreichbar.
Schön erwuchs Deutschland in heroischer Kraft;
Doch schöner, die entwölkte Stirn mit Weisheit
Krönend, stehet es jetzt, und stolz hebt's den wahnfreien Blick empor.

So darf der redliche Dichter nicht
Verzagen, der ehmaliger Bekränzungen entblätterten Raum betritt:
Hellas erscheint nicht mehr so furchtbar. —
Mich des Hochmuths zeihen die Meisten, und doch
War Keiner so bescheiden, weil ich langsam
Hob der Fittige Schwung, und spät erst die kunstreichste Form ergriff.

Der Herzogin von Leuchtenberg.

1835.

Aufbewahrt hat graue Vorzeit dieses erfreuliche Wort
[Wenn je der Schmerz uns des Erfreuns theilhaft erscheint,
Den das Mutterauge dem Sohn
Nachweint, des Hoffnungsvollen zu frühe beraubt],
Daß stets in der Blüthe dahinsinkt jugendlich,
Wer der Gottheit süßer Liebling.

Hohe Frau! Dir fern umstehn zwo Witwen den offenen Sarg,
Trostleeren Blick neigend in sehnsuchttiefer Noth,
Nach dem Bruder, nach dem Gemahl
Hinschauend, durch urplötzlichen Jammer bewegt;
Doch über das nächtliche Schauspiel liebevoll
Wirft die Dichtkunst ihren Lichtstreif!

Ewig soll dein Mutterherz dastehn, wie ein Niobebild,
Hoch auf des schönstimmigen Festlieds Fußgestell.
Aber selig werde genannt,
Wer frühe schon eingeht in das Schattengefild'!
Nicht schleppt er die Sorge des krankheitmüden Leibs
Schritt vor Schritt angstvollem Grabe zu;

Auch der Schönheit, auch der Kraft Abnahme, des lieblichen Paars,
Nicht kennt er, schaut nichts in des Jahrs tieferństem Tanz,
Als den reigenführenden Lenz.
Nicht durch des Daseyns Wechselgeschicke das Herz
Fühlt tief er empört: Es kredenzt selbst Glücklichen
Herben Wermuthskelch das Schicksal.

Wer erfuhr mehr denn du selbst raschlaunigen Wandel des Tags?
Dir wurde manch freudiger Kranz neidvoll entführt:
Einem Heldensohne vermählt
Ruhmreich, an Schönheit Krone der irdischen Frau'n,
Bald seines umfunkelten Sternbilds Untergang
Sahst du, bald ihn selbst begrubest du.

Thronberaubt dann kehrte gen Europa die Tochter zurück;
Doch goldne Frucht hangt an des Unheils morschem Ast
Häufig als ein labendes Pfand
Freudvoller Zukunft. Auf dem Gefieder des Siegs
Schwang liebebeseelt sich empor dein Schwiegersohn,
Der vom Thron warf jenen Bluthund.

Muthbegabt, festwillig, voll ausdauernder Kraft in des Kampfs
Langwierigkeit, immer voran, wo's galt Gefahr,
Sah die Welt den Herrlichen, ihm
Zujauchzend Beifall. Häßliche Nymphe der Spree,
Du saßest allein, um das Aug' neidgelben Ranft,
Kalt, in theilnahmloser Bosheit;

Denn sich selbst bleibt treu des Sinns ursprüngliche Jämmerlichkeit:
Lichtscheues Nachteulengeschlecht flieht sonnenkrank
Deine Scheibe, rosiger Tag!
Manch Hirngespinnst ausheckt es und mancherlei
Schulstaubige Dünste. Die Weisheit aber zieht
Ihre Glanzbahn jung und aufrecht.

Ihr, der Selbstsucht Söhne, die krampfhaft, in des zähen Gemüths
Irrwahn, so fest halten der Herrschaft Eisenstab:
Wißt, ein Fürst, ein Kaiser sogar
Starb für die Freiheit! Jugendlich ach! in den Rausch
Neuduftigen Sieges, an Schönheit Herkules,
Sank des Manns kraftvoller Leib hin!

Ja, er starb. Frohlocke nicht, irrsinniger Pöbel! Es trug
Niemals der Tod, der des Triumphs Thürschwell' umwand,
Eine honigsüßere Form.
Einhüllt des Weihrauchs Wolke das Leichengepräng
Sammt festlichen ewigen Lorbeers Wohlgeruch:
Thräne fleuch, hier steht der Nachruhm

Riesenhaft! Oft sah die Welt duldsam des Erobererschwerts
Blitzartig aufzuckenden Glanz. Freiheit indeß
Fand der Helden wenige nur;
Doch diese schmückt stets reineren Heiligenscheins
Sanftleuchtende Krone, dem Herrschaftsmächtigen
Zwängt die Stirn blos ein Metallreif.

Ewig Heil drum Jedem, der einheimische Fluren befreit
Aus doppeltschwer drückender Noth: Pfaff sammt Tyrann
Ankerketten sind's an Gewicht.
Heil Jenem, der echt ritterlich auf der Gewalt
Thronstufen erhebend ein schuldlos Mädchen, ihr
Deines Sohns Hand anvermählt hat,

Hohe Frau! Zwar warf die Hochzeitfackel betrüglichen Schein,
Halbdunkler Gruftlampe vergleichbar; doch es hat
Solches uns der Glaube gelehrt,
Daß stets in undurchdringlicher Nächte Gewölk
Einhüllt die erleuchtete Vorsicht ihren Pfad,
Während Blindheit unser Loos ist!

Kein Warum frommt. Ewig bleibt stillschweigend und ernst das Geschick;
Doch wälzt die Dichtkunst der Beredsamkeiten Fluth,
Strömt Ergebung aus und Geduld:
Antheil am Schmerz, Antheil an der Freude geziemt
Ihr, welche die Fittige festhält selbst Saturns,
Ihm des Daseyns Spiegel vorhält.

Ueber's Meer fernhin gesandt sei dieses, o nenn' es, Gedicht,
Das auf gebirgsmächtigem Eiland sinnend ich
Unter'm Hauch des Lenzes erfand,
Der auch der Sehnsucht mildere jeglichen Schmerz.
Stets brause jedoch des Gesangs Strom, welcher um
Wittelsbachs liedfrohe Burg schäumt!

Epigramme.

An die Poetaster.

Schlechten, gestümperten Versen genügt ein geringer Gehalt schon,
Während die edlere Form tiefe Gedanken bedarf:
Wollte man euer Geschwätz ausprägen zur sapphischen Ode,
Würde die Welt einsehn, daß es ein leeres Geschwätz.

Halbdichter.

Das nicht heißt ein Gedicht, wenn irgend ein guter Gedanke,
Irgend ein glücklicher Vers zwischen erbärmlichen steht:
Jegliche Sylbe verrathe den Dichter, wofern er es ganz ist,
Was er gedacht, scheint uns niedergeschrieben in Erz.

Die wahre Pöbelherrschaft.

Nicht wo Sophokles einst trug Kränze, regierte der Pöbel;
Doch wo Stümper den Kranz ernten, regiert er gewiß!
Pöbel und Zwingherrschaft sind innig verschwistert, die Freiheit
Hebt ein geläutertes Volk über den Pöbel empor.

Geisterfurcht.

Dieser entsetzlichen Furcht vor dem Geist, ihr Guten, entschlagt euch:
Kommt ihm näher, er ist lieblich und ohne Gefahr.

An einen Despoten.

Teuflischer Heuchler! Du machst mit der Rechten das Zeichen des Kreuzes,
Doch mit der Linken indeß schlägst du die Völker an's Kreuz.

Alte und Neuere.

Sprecht von den Alten mit mehr Ehrfurcht, ihr Jünger der Seichtheit,
Weil ihr ihnen ja doch Alles in Allem verdankt:
Kunst habt ihr von den Griechen erlernt, Politik von den Römern,
Habt selbst Religion blos von den Juden gelernt.

Baukunst.

Alles verleiht beinahe dem Maler die schöne Natur schon,
Baukunst aber erheischt feineren geistigen Sinn:
Pomp, Zierrathen und dorische Säulen und gothische Schnörkel,
Spielzeug sind sie, wofern fehlt der geheime Begriff;
Aber ein wirkliches Bauwerk ist ein versteinerter Rhythmus,
Deßhalb selten, wie auch selten ein gutes Gedicht.

Auferstehung.

Möge die Krämer verschonen der wiedererwachende Christus;
Aber die Pfaffen indeß peitsch' er zum Tempel hinaus!
Weil dies feige Geschlecht ihn stets ein geduldiges Lamm schilt,
Zeig' er sich ihm schreckhaft als ein gewaltiger Leu.

Deutsche Genie's.

Allzu bequem doch möchte das Volk die unsterbliche Blume
Pflücken! Es folgt Nachruhm blos der herkulischen That.

Naturstudien.

Emsig studirt' ich und gern die Natur; doch fühlt' ich am Ende,
  Daß sie poetisch allein spräche zu meinem Verstand.

Beschränkte Wißbegierde.

Früher in Deutschland las ich so viel, zwölf Sprachen erlernt' ich;
  Doch mir blieben zuletzt wenige Bücher getreu.

Sprache.

Wer sich zu dichten erkühnt, und die Sprache verschmäht und den Rhythmus,
  Gliche dem Plastiker, der Bilder gehau'n in die Luft!
Nicht der Gedanke genügt; die Gedanken gehören der Menschheit,
  Die sie zerstreut und benutzt; aber die Sprache dem Volk:
Der wird währen am längsten von allen germanischen Dichtern,
  Der des germanischen Worts Weisen am besten verstand.

Selbstlob.

Wie? Mich selbst je hätt' ich gelobt? Wo? Wann? Es entdeckte
  Irgend ein Mensch jemals eitle Gedanken in mir?
Nicht mich selber, ich rühmte den Genius, welcher besucht mich,
  Nicht mein sterbliches, mein flüchtiges, irdisches Nichts!
Weil ich bescheiden und still mich selbst für viel zu gering hielt,
  Staunt' ich in meinem Gemüth über den göttlichen Gast.

Theater und Dichtkunst.

Ehmals wollt' ich in Hast ausmisten den Stall des Augeias,
  Aber es trat Hermes, während ich keuchte, zu mir:
Nimm hier, sagte der Gott, die unsterblichen Saiten des Orpheus;
  Jedes Bemühns unwerth ist der verpestete Stall.

Kunstverfall.

Schönes Italien, ach, du erlagst der hispanischen Fratze!
  Herrliche Tempel, in euch, die der Urbiner gemalt,
Schlich sich Abscheuliches ein, die abscheuliche Seele Loyola's:
  Wirklicher Glaube gebiert Schönes und Liebliches nur.

Manier.

Ohne beständige, stets fortschreitende, mächtige Bildung
Wird der moderne Poet nie der Manier sich entziehn:
Wer oft recht volksthümlich und deutsch in Gedichten zu seyn glaubt,
Eh' er die Hand umkehrt, fällt er in leere Manier.

Aufmunterung.

Schön ist's, Großes zu thun und Unsterbliches. Fühl' es, o Jüngling!
Früh von der Stirn mühvoll rinne der männliche Schweiß!
Aber vergiß niemals, daß stets die geschwätzige Trägheit,
Werthlos, ohne Verdienst, große Verdienste beschmutzt!

Jetzt und Einst.

Höchst genial zwar nennt sprachwidrige Verse die Mitwelt,
Aber du wirst, Nachwelt, lieben ein edleres Deutsch!

Griechen und Briten.

Mächtig ergreift Shakespear, er zerfleischt und erschüttert das Herz dir;
Aber so viel Wahrheit ist ein fataler Genuß:
Griechen erhoben den Jammer sogar in die Sphäre der Anmuth,
Dir, dem Erstaunten, erscheint selbst das Unleidliche schön.

Spanisches Theater.

Höchst volksmäßig und eigen und reich, voll gläubiger Andacht,
Ist's, an Entwicklung zwar, griechischer Bühne verwandt;
Doch es erscheint sein Ehrengesetz, sein gläubiger Sinn selbst
Gegen des heidnischen Volks sittliche Größe Manier.

Triumph.

Einer Lawine vergleich' ich den Dichter, es wälzt ja der Feind selbst
Rasch ihn weiter; es kommt eine gerechtere Zeit.

Zweites Buch.

Von H. Heine bis N. Lenau.

Jahrhunderte ziehen hinab, die Jahreszeiten rollen vorüber, es wechselt die Witterung des Glücks; die Stufen des Alters steigen auf und steigen nieder. Nichts ist dauernd als der Wechsel, nichts beständig als der Tod. Jeder Schlag des Herzens schlägt uns eine Wunde, und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn nicht die Dichtkunst wäre. Sie gewährt uns, was uns die Natur versagt: eine goldene Zeit, die nicht rostet; einen Frühling, der nicht abblüht; wolkenloses Glück und ewige Jugend. Der Dichter ist der Tröster der Menschheit; er ist es, wenn der Himmel selbst ihn bevollmächtigt, wenn ihm Gott sein Siegel auf die Stirne gedrückt, und wenn er nicht um schnöden Botenlohn die himmlische Botschaft bringt.

L. Börne.
(In seiner Rede auf Jean Paul.)

Heinrich Heine

wurde, nach eigener Angabe, in der Neujahrsmitternacht 1800 zu Düsseldorf geboren. Sein Vater, der israelitische Kaufmann Samson Heine, privatisirte später und noch 1825 in Lüneburg; seine Mutter, eine geborne v. Geldern, war Christin. Zum Handel bestimmt und erzogen, war Heinrich Heine eine Zeit lang zu Hamburg in einem Kaufmannshause thätig; wendete sich aber bald aus innerem Drang den Wissenschaften zu; bezog die Universitäten zu Bonn, Berlin und Göttingen, wo er die Rechte studirte und, namentlich auf letztgenannter Hochschule, „umgeben von Pedanterei und Rohheit, von steifem Zeremoniell der Professoren-Gesellschaften und der Sittenlosigkeit des Studentenlebens, sich seines Genius inne ward“; erhielt daselbst 1825 die akademische Würde eines Doktors beider Rechte; trat am 28. Juni desselben Jahres zum Christenthum über; bereiste Italien und England; lebte hierauf abwechselnd in Berlin, München und Hamburg und wählte seit der großen, weltgeschichtlichen Katastrophe in Frankreich im Jahre 1830 Paris zum bleibenden Aufenthalt. Als im Jahre 1835 der Bundestag über das „Junge Deutschland“ Strafe und Verbot seiner Literatur verhängte, traf ihn als Haupt dieser Genossenschaft zunächst dieser Strafbeschluß, von dem er sich im Journal de Debats unter'm 28. Januar 1836 durch eine besondere Zuschrift an den Bund: „Keine Protestation, sondern nur eine Bitte“ zu lösen suchte. Seit 1836 bis zum Sturze des Ministeriums Guizot im Februar 1848 bezog er aus dem Fond der geheimen Gelder ein Jahrgehalt von 4000 Franks, laut eigener Erklärung vom 15. Mai 1848, in der er, der sonst mit so viel Stolz als Vorkämpfer europäischer Freiheit sich Geberdende, gegen die Anklage, als habe er an die Julidynastie für bestimmte Summen seine Feder verkauft, sich zu rechtfertigen unternahm. Im Winter 1843 bis 44 war er zum letztenmal in Deutschland und beschrieb diese Reise in seinem „Wintermärchen.“ — Jetzt ist Heine ein wahres Bild des Jammers, erblindet, abgezehrt und gequält von den heftigsten Schmerzen in Folge eines Rückenmarkübels, an dem er schon seit Jahren hoffnungslos daniederliegt.

Heine kann als Begründer jener neuen Schule gelten, aus welcher die Poesie der Zerrissenheit, der innern Verzweiflung der Zeit und der völlig losgebundenen Subjektivität hervorging und ist, wäre er auch nicht der bedeutende Dichter, jedenfalls vom kulturgeschichtlichen Gesichtspunkt eine äußerst wichtige Erscheinung. Seine Poesie und noch mehr seine Prosa haben in unserer Literatur einen tiefgreifenden Umschwung bewirkt. Er hat uns einen neuen Styl geschaffen, den „intuitiven“, wie ihn Gutzkow nennt, und in seinem Reisebild hat die Romantik die ganze Schärfe ironischer Negativität hervorgekehrt. Er wird, ungeachtet seiner gänzlichen Charakterlosigkeit, in der Geschichte unserer Literatur merkwürdig bleiben durch die in der That neue Wagniß, die Ironie in ihrem ganzen Umfange zum Organ der Poesie zu machen und — wie die Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik im September 1842 und März

1829 berichten — durch die unleugbare Grazie seiner Behandlungsweise, mit welcher er die tiefstliegenden Stoffe nicht in die Poesie erhoben, doch ihr genähert hat; ferner, indem er vorzüglich auf die Zeit vermöge seiner Neuheit einen so großen Einfluß geübt hat, wie vielleicht in der ganzen neueren Lyrik außer Goethe und Uhland Keiner. — Heine stellt die Welt dar in ihrer modern übertünchten Gemeinheit, sein Herz von ihr verletzt und zerrissen, sich selbst hoch über beiden schwebend und mit dem Humor der Verzweiflung ihrer spottend. Die Freiheit und Kraft, mit der er die Verdorbenheit des Zeitalters und seine eigene Zerrissenheit schildert, die Naivetät des Lasters, die Offenherzigkeit der Schuld, der lächelnde Humor unsittlicher Leiden im leichtesten Gewande einschmeichelnder Formen, haben einen Reiz, den man sich ungern gesteht. Aber mag auch die Zeit lebendig und wahr erscheinen in seinen Schöpfungen: dies Leben ist doch nicht das Leben der Liebe, diese Wahrheit ist nicht vollständig; denn die edlere Seite des Lebens ward, bei allem Sinn, den er dafür hat, doch nicht sein Eigenthum. Auch er ist ein Sohn seiner Zeit, aber er liebt seine Mutter nicht; er malt ihre Schwächen mit der halben Wahrheit des muthwilligen Zerrbildes, geistreich aber widerlich. So haben denn seine Dichtungen den Reiz scharfer Eigenheit und leichter Anmuth neben dem Mißgefühl des getrübten Ideals, und seine Kunst wird, wenn auch großartig, dennoch zur Manier. Manche haben bei Heine an Byron erinnern wollen, gewiß zu seinem Nachtheil; denn wenn auch der Brite in der Lebensansicht ihm nahe stehen mag, so hat er doch unendlich mehr von der Welt gesehen und ergriffen, und ist, wenn auch nicht besser, doch unvergleichlich größer als er. —

„Die Kraft und Lebendigkeit von Heine's Poesie“ — schreibt Dr. Mises in den Blättern für literarische Unterhaltung, Nr. 182 f., 1835 — „haben auch dessen entschiedenste Gegner zugestanden; aber ihm die unverschämte Nacktheit und Rücksichtslosigkeit vorgeworfen, mit der sie im Bewußtseyn, daß sie eben Poesie sei, sich nun nicht kümmere, was sie sonst noch sei und die poetische Freiheit oder vielmehr Lizenz von der Form auf die Materie ausdehne. Sie wollen, daß die Poesie eben außer der Poesie noch etwas Anderes seyn, wenigstens ein vernünftiges Gehirn und moralisches Herz aufweisen solle. Und sie haben nicht ganz Unrecht. Eigentlich soll ja nichts so rein für sich selbst seyn, daß es nicht wenigstens den Keim oder den Reflex, oder die Stütze, oder die Schranke von etwas Höherm oder doch etwas Anderm entlehnte; aber Heine's Lieder kümmern sich um nichts als um sich selber; sie sagen Alles, was und wie es ihnen beliebt, und klingen in die Welt hinein, unbekümmert, zu was sie mitklingen oder mißklingen. Schönheit, Wahrheit und Tugend sollten immer beisammen wohnen und gesellig wirken und schaffen; aber Heine's Poesie ist den Schwestern entwichen und hat ihnen nur Einiges, was sie gerade zu brauchen denkt, diebisch mitgenommen, was nun das Wahre und Gute ist, das man noch an Heine's Poesie findet; aber schön bleibt sie durch und durch, so weit es eben für sich allein geht. Da sitzt sie mit goldnem Kamme und singt ihr ‚Lied dabei, das hat eine wundersame, gewaltige Melodei‘, und so zieht sie das Gemüth in ihren Zauberstrudel hinein, daß man sich an den Mastbaum binden möchte, um nicht fortgerissen zu werden; aber vermag es für nichts zu kräftigen und stärken als für einen gleichen Taumel, als in dem sie sich selbst bewegt. Heine's Poesie ist in ihrer Art so abstrakt, als bei Andern der Verstand; es ist die Quintessenz der Poesie, rein heraus destillirt aus den Gegenständen; nichts Holziges, nichts Klümperiges, nichts Fettiges noch Mehliges ist mitübergegangen, obwohl manches feine, flüchtige, wohlschmeckende Gift. Soll das dein alleiniges Getränk seyn, so bist du verloren an Leib und Seele; Verstand, Vernunft und Moral verfaulen und blos die Phantasie bleibt als ein luftiges Gespenst übrig, das nun

von der ganzen unendlich reichen Welt auch blos noch das phantastische Element als Speise verträgt und genießt, und das Uebrige als grobe Masse verwirft, weil es keinen gesunden Magen mehr hat, um es zu verdauen und in sich zu verkörpern. Und nun der Inhalt: Diese Gedichte sind nicht unschuldig, sie sind zum Theil sogar giftig, bösartig, teuflisch, und es ist nicht der gemeine Teufel, es ist der gefährlichere, der den Pferdefuß in schöne Stiefeletten von goldverbrämtem Leder versteckt, freundlich mit der Hahnenfeder nickt. Ich glaube, dieser Teufel ist der Herr des Gartens. Aber es spielen auch Engel in den Baumzweigen, die er wie Vögelchen zu seinem Vergnügen zu halten scheint; es glänzen schöne Burgen im Abendgolde und silberne Wellen, und unschuldige Fischer und Fischerinnen wohnen darin, die nichts vom Bösen wissen, und er geht umher und sagt: wenn ich euch haben will, habe ich euch doch.

Alles in Allem ist der ganze Grundzug seiner Gedichte eine Libertinage der Empfindungen, die aber so liebenswürdig und leichtsinnig spielt, daß keine Perücke vor ihr auf dem Kopfe sicher ist. Andere Dichter, wenn sie einmal ein Gefühl erlegt haben, weiden es aus, zergliedern es, stopfen den Leser voll damit und lassen ihn nicht eher von hinnen, als bis der Rest faul und stinkend geworden ist; aber Heine spielt mit den Gefühlen wie die Katze mit der Maus, läßt sie laufen, hascht sie wieder und mordet sie zuletzt, nachdem er sie eben aufs freundlichste gestreichelt hat, blos aus Spaß und Scherz, um einem andern nachzulaufen und es mit gleicher Lust zu liebkosen und zu zerstören. Seine wunderbarsten Lieder kommen mir doch manchmal vor wie jene Dämonen in Callot's Bilde von der Hölle, die man von Martern gepeinigt und furchtbar schreien sieht, und denen man doch ansieht, sie fühlen eigentlich keinen Schmerz und schreien blos aus Spaß und um zu zeigen, daß sie es besser können als die armen Menschen, denen wirkliche Qual die Töne auspreßt. Es ist immer die leuchtendste Fülle der Poesie, die in Heine's Gedichten erscheint, aber auch nur erscheint, denn greifen muß man nicht dahinter wollen. Sie hat von der Blume die köstlichsten Farben und den erquickendsten Duft, vom Himmel den glänzendsten Sonnenschein und das reinste Sternenlicht, aber es ist keine Blume, keine Sonne, kein Stern dahinter, sondern ein zügelloses, chaotisches Wesen, was das Alles für einen Augenblick und im nächsten wieder das Gegentheil ist, ja das Gegentheil schon dahinter ist." —

Das „Buch der Lieder" und die „Reisebilder" mit ihrer anmuthig-leichten, originellen und keck-humoristischen Darstellung, bezeichnen den Höhepunkt seiner schriftstellerischen Wirksamkeit. Zu bemerken bleibt noch, daß sich das erstere im Einzelnen ganz besonders auszeichnet durch den Charakter frischer Unmittelbarkeit, wie sie der Volksdichtung eignet und von Goethe und Uhland so ächt und rein beibehalten wurde; daß es aber auch, und leider zum größeren Theile, des Dichters Mangel an allem höhern künstlerischen Selbstbewußtseyn bestätigt durch die trüben Elemente grober Leidenschaftlichkeit, faunenhafter Frivolität und dämonischer Zerstörungslust. Mit dem schmachvollen Buch „über Börne", den wegen ihrer Schamlosigkeit großentheils ganz ungenießbaren „neuen Gedichten"; dem „Salon" und der „romantischen Schule", welche eben so sehr von seinem sprudelnden Witz und seinem „göttlichen Styl", als von seiner Charakterlosigkeit Zeugniß geben; dem grillenhaften, frivolen Heldenbärengedicht „Atta Troll", das er „das letzte freie Waldlied der Romantik" nennt, romantisch, um durch die Romantik die moderne Poesie zu persifliren; und dem „Wintermärchen", worin er deutsches Leben und deutsche Zustände in seiner bekannten Manier verhöhnt und besudelt: gewann die Ruhmessonne Heine's keinen neuen Glanz, wohl aber unaustilgbare Flecken.

Junge Leiden.

(1817 — 1821.)

Lieder.

1.

Lieb Liebchen, leg's Händchen auf's Herze mein; —
Ach, hörst du, wie's pochet im Kämmerlein?
Da hauset ein Zimmermann schlimm und arg,
Der zimmert mir einen Todtensarg.

Es hämmert und klopfet bei Tag und Nacht;
Es hat mich schon längst um den Schlaf gebracht.
Ach! sputet Euch, Meister Zimmermann,
Damit ich balde schlafen kann.

2.

Berg und Burgen schau'n herunter
In den spiegelhellen Rhein,
Und mein Schiffchen segelt munter,
Rings umglänzt von Sonnenschein.

Ruhig seh' ich zu dem Spiele
Goldner Wellen, kraus bewegt;
Still erwachen die Gefühle,
Die ich tief im Busen hegt'.

Freundlich grüßend und verheißend
Lockt hinab des Stromes Pracht;
Doch ich kenn' ihn, oben gleißend,
Birgt sein Inn'res Tod und Nacht.

Oben Lust, im Busen Tücken,
Strom, du bist der Liebsten Bild!
Die kann auch so freundlich nicken,
Lächelt auch so fromm und mild.

Romanzen.

Die Bergstimme.

Ein Reiter durch das Bergthal zieht
Im traurig, stillen Trab:
Ach, zieh' ich jetzt wohl in Liebchens Arm,
Oder zieh' ich in's dunkle Grab?
Die Bergstimm' Antwort gab:
Ins dunkle Grab!

Und weiter reitet der Reitersmann
Und seufzet schwer dazu:
So zieh' ich denn hin in's Grab so früh, —
Wohlan, im Grab ist Ruh.
Die Stimme sprach dazu:
Im Grab ist Ruh!

Dem Reitersmann eine Thräne rollt
Von der Wange kummervoll:
Und ist nur im Grabe die Ruhe für mich, —
So ist mir im Grabe wohl.
Die Stimm' erwiedert hohl:
Im Grabe wohl!

Die Grenadiere.

Nach Frankreich zogen zwei Grenadier',
Die waren in Rußland gefangen.
Und als sie kamen in's deutsche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.

Da hörten sie Beide die traurige Mär:
Daß Frankreich verloren gegangen,
Besiegt und zerschlagen das große Heer, —
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen.

Da weinten zusammen die Grenadier'
Wohl ob der kläglichen Kunde.
Der Eine sprach: „Wie weh wird mir,
Wie brennt meine alte Wunde!“

Der Andere sprach: „„Das Lied ist aus,
Auch ich möcht' mit dir sterben,
Doch hab' ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben.““

„Was scheert mich Weib, was scheert mich Kind,
Ich trage weit bess'res Verlangen;
Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind, —
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!

„Gewähr' mir, Bruder, eine Bitt':
Wenn ich jetzt sterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab' mich in Frankreichs Erde.

„Das Ehrenkreuz am rothen Band
Sollst du auf's Herz mir legen;
Die Flinte gib mir in die Hand
Und gürt' mir um den Degen.

„So will ich liegen und horchen still,
Wie eine Schildwach', im Grabe,
Bis einst ich höre Kanonengebrüll,
Und wiehernder Rosse Getrabe.

„Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen;
Dann steig' ich gewaffnet hervor aus dem Grab, —
Den Kaiser, den Kaiser zu schützen.

Der Minnesänger.

Zu dem Wettgesange schreiten
Minnesänger jetzt herbei;
Ei, das gibt ein seltsam Streiten,
Ein gar seltsames Turnei!

Phantasie, die schäumend wilde,
Ist des Minnesängers Pferd,
Und die Kunst dient ihm zum Schilde,
Und das Wort, das ist sein Schwert.

Hübsche Damen schauen munter
Vom beteppichten Balkon,
Doch die rechte ist nicht drunter
Mit der rechten Lorbeerkron.'

Andre Leute, wenn sie springen
In die Schranken, sind gesund;
Doch wir Minnesänger bringen
Dort schon mit die Todeswund'.

Und wem dort am besten dringet
Liederblut aus Herzensgrund,
Der ist Sänger, der erringet
Bestes Lob aus schönstem Mund.

Das Liedchen von der Reue.

Herr Ulrich reitet im grünen Wald,
Die Blätter lustig rauschen.
Er sieht eine holde Mädchengestalt
Durch Baumeszweige lauschen.

Der Junker spricht: Wohl kenne ich
Dies blühende, glühende Bildniß,
Verlockend stets umschwellt es mich
In Volksgewühl und Wildniß.

Zwei Röslein sind die Lippen dort,
Die lieblichen, die frischen;
Doch manches häßlich bittre Wort
Schleicht tückisch oft dazwischen.

Drum gleicht dies Mündlein gar genau
Den hübschen Rosenbüschen,
Wo gift'ge Schlangen wunderschlau
Im dunkeln Laube zischen.

Dort jenes Grübchen wunderlieb
In wunderlieben Wangen,
Das ist die Grube, worein mich trieb
Wahnsinniges Verlangen.

Dort seh' ich ein schönes Lockenhaar
Vom schönsten Köpfchen hangen;
Das sind die Netze wunderbar,
Womit mich der Böse gefangen.

Und jenes blaue Auge dort,
So klar, wie stille Welle,
Das hielt ich für des Himmels Pfort',
Doch war's die Pforte der Hölle. —

Herr Ulrich reitet weiter im Wald,
Die Blätter rauschen schaurig:
Da sieht er von fern eine zweite Gestalt,
Die ist so bleich, so traurig.

Der Junker spricht: O Mutter dort,
Die mich so mütterlich liebte,
Der ich mit bösem Thun und Wort
Das Leben bitterlich trübte!

O, könnt' ich dir trocknen die Augen naß,
Mit der Gluth von meinen Schmerzen!
O, könnt' ich dir röthen die Wangen blaß
Mit dem Blut aus meinem Herzen!

Und weiter reitet Herr Ulerich,
Im Wald beginnt es zu düstern,
Viel seltsame Stimmen regen sich,
Die Abendwinde flüstern.

Der Junker hört die Worte sein
Gar vielfach wiederklingen.
Das thaten die spöttischen Waldvöglein,
Die zwitschern laut und singen:

Herr Ulrich singt ein hübsches Lied,
Das Liedchen von der Reue,
Und hat er zu Ende gesungen das Lied,
So singt er es wieder auf's Neue.

Sonette.

An A. W. v. Schlegel.

Im Reifrockputz, mit Blumen reich verzieret,
Schönpflästerchen auf den geschminkten Wangen,
Mit Schnabelschuh'n, mit Stickerei'n behangen,
Mit Thurmfrisur, und wespengleich geschnüret:

So war die Aftermuse ausstaffiret,
Als sie einst kam, dich liebend zu umfangen;
Du bist ihr aber aus dem Weg gegangen,
Und irrtest fort, von dunkelm Trieb geführet.

Da fandest du ein Schloß in alter Wildniß,
Und drinnen lag, wie'n holdes Marmorbildniß,
Die schönste Maid in Zauberschlaf versunken.

Doch wich der Zauber bald; bei deinem Gruße
Aufwachte lächelnd Deutschlands ächte Muse,
Und sank in deine Arme liebestrunken.

An meine Mutter B. Heine,

geborne von Geldern.

1.

Ich bin's gewohnt, den Kopf recht hoch zu tragen,
Mein Sinn ist auch ein bischen starr und zähe;
Wenn selbst der König mir in's Antlitz sähe,
Ich würde nicht die Augen niederschlagen.

Doch, liebe Mutter, offen will ich's sagen:
Wie mächtig auch mein stolzer Muth sich blähe,
In deiner seligsüßen, trauten Nähe
Ergreift mich oft ein demuthvolles Zagen.

Ist es dein Geist, der heimlich mich bezwinget,
Dein hoher Geist, der Alles kühn durchdringet
Und blitzend sich zum Himmelslichte schwinget?

Quält mich Erinnerung, daß ich verübet
So manche That, die dir das Herz betrübet,
Das schöne Herz, das mich so sehr geliebet?

2.

Im tollen Wahn hatt' ich dich einst verlassen,
Ich wollte geh'n die ganze Welt zu Ende,
Und wollte seh'n, ob ich die Liebe fände,
Um liebevoll die Liebe zu umfassen.

Die Liebe suchte ich auf allen Gassen,
Vor jeder Thüre streckt' ich aus die Hände,

Und bettelte um g'ringe Liebesspende, —
Doch lachend gab man mir nur kaltes Hassen.

Und immer irre ich nach Liebe, immer
Nach Liebe, doch die Liebe fand ich nimmer,
Und kehrte um nach Hause, krank und trübe.

Doch da bist du entgegen mir gekommen,
Und ach! was da in deinem Aug' geschwommen,
Das war die süße, langgesuchte Liebe.

Intermezzo.

(1822–1823.)

Lieder.

1.

Ich will meine Seele tauchen
In den Kelch der Lilie hinein;
Die Lilie soll klingend hauchen
Ein Lied von der Liebsten mein.

Das Lied soll schauern und beben
Wie der Kuß von ihrem Mund,
Den sie mir einst gegeben
In wunderbar süßer Stund!

2.

Auf Flügeln des Gesanges,
Herzliebchen, trag' ich dich fort,
Fort nach den Fluren des Ganges,
Dort weiß ich den schönsten Ort.

Dort liegt ein rothblühender Garten
Im stillen Mondenschein;
Die Lotosblumen erwarten
Ihr trautes Schwesterlein.

Die Veilchen kichern und kosen
Und schaun nach den Sternen empor;
Heimlich erzählen die Rosen
Sich duftende Märchen in's Ohr.

Es hüpfen herbei und lauschen
Die frommen, klugen Gazell'n;
Und in der Ferne rauschen
Des heiligen Stromes Well'n.

Dort wollen wir niedersinken — Unter dem Palmenbaum,
Und Liebe und Ruhe trinken — Und träumen seligen Traum.

3.

Die Lotosblume ängstigt
Sich vor der Sonne Pracht,
Und mit gesenktem Haupte
Erwartet sie träumend die Nacht.

Der Mond, der ist ihr Buhle,
Er weckt sie mit seinem Licht,
Und ihm entschleiert sie freundlich
Ihr frommes Blumengesicht.

Sie blüht und glüht und leuchtet
Und starret stumm in die Höh;
Sie duftet und weinet und zittert
Vor Liebe und Liebesweh.

4.

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh'.
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die, fern im Morgenland,
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

5.

Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen Andern erwählt;
Der Andre liebt eine Andre,
Und hat sich mit dieser vermählt.

Das Mädchen heirathet aus Aerger
Den ersten besten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen;
Der Jüngling ist übel dran.

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu;
Und wem sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

6.

Mir träumte von einem Königskind'
Mit nassen, blassen Wangen;
Wir saßen unter der grünen Lind',
Und hielten uns liebumfangen.

„Ich will nicht deines Vaters Thron,
Und nicht sein Szepter von Golde,
Ich will nicht seine demantene Kron',
Ich will dich selber, du Holde!"

Das kann nicht seyn, sprach sie zu mir,
Ich liege ja im Grabe,
Und nur des Nachts komm' ich zu dir,
Weil ich so lieb dich habe.

7.

Aus alten Märchen winkt es
Hervor mit weißer Hand,
Da singt es und da klingt es
Von einem Zauberland:

Wo große Blumen schmachten
Im goldnen Abendlicht,
Und zärtlich sich betrachten
Mit bräutlichem Gesicht; —

Wo alle Bäume sprechen
Und singen, wie ein Chor,
Und laute Quellen brechen
Wie Tanzmusik hervor; —

Und Liebesweisen tönen,
Wie du sie nie gehört,
Bis wundersüßes Sehnen
Dich wundersüß bethört!

Ach, könnt' ich dorthin kommen
Und dort mein Herz erfreun,
Und aller Qual entnommen,
Und frei und selig seyn!

Ach! jenes Land der Wonne,
Das seh' ich oft im Traum,
Doch kommt die Morgensonne,
Zerfließt's wie eitel Schaum.

Die Heimkehr.

(1823 — 1824.)

Lieder.

1.

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldnes Haar;

Sie kämmt es mit goldenem Kamme,
Und singt ein Lied dabei,
Das hat eine wundersame
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan.

2.

Mein Herz, mein Herz ist traurig,
Doch lustig leuchtet der Mai;
Ich stehe, gelehnt an der Linde,
Hoch auf der alten Bastei.

Da drunten fließt der blaue
Stadtgraben in stiller Ruh';
Ein Knabe fährt im Kahne
Und angelt und pfeift dazu.

Jenseits erheben sich freundlich
In winziger bunter Gestalt
Lusthäuser, und Gärten und Menschen
Und Ochsen, und Wiesen und Wald.

Die Mägde bleichen Wäsche
Und springen im Gras' herum;
Das Mühlrad stäubt Diamanten,
Ich höre sein fernes Gesumm.

Am alten grauen Thurme
Ein Schilderhäuschen steht;
Ein rothgerockter Bursche
Dort auf und nieder geht.

Er spielt mit seiner Flinte,
Die funkelt im Sonnenroth,
Er präsentirt und schultert —
Ich wollt', er schösse mich todt.

3.

Die Nacht ist feucht und stürmisch,
Der Himmel sternenleer;
Im Wald, unter rauschenden Bäumen,
Wandle ich schweigend einher.

Die blinde Großmutter sitzt ja
Im ledernen Lehnstuhl dort,
Unheimlich und starr, wie ein Steinbild,
Und spricht kein einziges Wort.

Es flimmert fern ein Lichtchen
Aus dem einsamen Jägerhaus;
Es soll mich hin nicht verlocken,
Dort sieht es verdrießlich aus.

Fluchend geht auf und nieder
Des Försters rothköpfiger Sohn,
Und wirft an die Wand die Büchse
Und lacht vor Wuth und Hohn.

Die schöne Spinnerin weinet
Und feuchtet mit Thränen den Flachs;
Wimmernd zu ihren Füßen
Schmiegt sich des Vaters Dachs.

4.

Du schönes Fischermädchen,
Treibe den Kahn an's Land;
Komm zu mir und setze dich nieder,
Wir kosen Hand in Hand.

Leg' an mein Herz dein Köpfchen,
Und fürchte dich nicht zu sehr,
Vertraust du dich doch sorglos
Täglich dem wilden Meer.

Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb' und Fluth,
Und manche schöne Perle
In seiner Tiefe ruht.

5.

Der Mond ist aufgegangen
Und überstrahlt die Well'n;
Ich halte mein Liebchen umfangen,
Und unsre Herzen schwell'n.

Im Arm des holden Kindes
Ruh' ich allein am Strand; —
Was horchst du bei'm Rauschen des Windes?
Was zuckt deine weiße Hand?

„Das ist kein Rauschen des Windes,
Das ist der Seejungfern Gesang,
Und meine Schwestern sind es,
Die einst das Meer verschlang."

6.

Der Wind zieht seine Hosen an,
Die weißen Wasserhosen!
Er peitscht die Wellen, so stark er kann,
Die heulen und brausen und tosen.

Aus dunkler Höh', mit wilder Macht,
Die Regengüsse träufen;
Es ist, als wollt' die alte Nacht
Das alte Meer ersäufen.

An den Mastbaum klammert die Möve sich
Mit heiserem Schrillen und Schreien;
Sie flattert und will gar ängstiglich
Ein Unglück prophezeien.

7.

Der Sturm spielt auf zum Tanze,
Er pfeift und saust und brüllt;
Heisa! wie springt das Schifflein!
Die Nacht ist lustig und wild.

Ein lebendes Wassergebirge
Bildet die tosende See;
Hier gähnt ein schwarzer Abgrund,
Dort thürmt es sich weiß in die Höh'.

Ein Fluchen, Erbrechen und Beten
Schallt aus der Kajüte heraus;
Ich halte mich fest am Mastbaum
Und wünsche: wär' ich zu Haus.

8.

Der Abend kommt gezogen,
Der Nebel bedeckt die See;
Geheimnißvoll rauschen die Wogen,
Da steigt es weiß in die Höh'.

Die Meerfrau steigt aus den Wellen,
Und setzt sich zu mir an den Strand;
Die weißen Brüste quellen
Hervor aus dem Schleiergewand.

Sie drückt mich und sie preßt mich
Und thut mir fast ein Weh.
‚Du drückst ja viel zu fest mich,
Du schöne Wasserfee!'

„Ich preß' dich in meinen Armen
Und drücke dich mit Gewalt;
Ich will bei dir erwarmen,
Der Abend ist gar zu kalt."

Der Mond schaut immer blasser
Aus dämmriger Wolkenhöh'.
‚Dein Auge wird trüber und nasser,
Du schöne Wasserfee!'

„Es wird nicht trüber und nasser,
Mein Aug' ist naß und trüb,
Weil, als ich stieg aus dem Wasser,
Ein Tropfen im Auge blieb."

Die Möven schrillen kläglich,
Es grollt und brandet die See.
‚Dein Herz pocht wild beweglich,
Du schöne Wasserfee!'

„Mein Herz pocht wild beweglich,
Es pocht beweglich wild,
Weil ich dich liebe unsäglich,
Du liebes Menschenbild!"

9.

Wenn ich an deinem Hause
Des Morgens vorüber geh',
So freut's mich, du liebe Kleine,
Wenn ich dich am Fenster seh'.

Mit deinen schwarzbraunen Augen
Siehst du mich forschend an:
Wer bist du, und was fehlt dir,
Du fremder, kranker Mann?

„Ich bin ein deutscher Dichter,
Bekannt im deutschen Land;
Nennt man die besten Namen,
So wird auch der meine genannt.

„Und was mir fehlt, du Kleine,
Fehlt Manchem im deutschen Land;
Nennt man die schlimmsten Schmerzen,
So wird auch der meine genannt."

10.

Was will die einsame Thräne?
Sie trübt mir ja den Blick;
Sie blieb aus alten Zeiten
In meinem Auge zurück.

Sie hatte viel leuchtende Schwestern,
Die alle zerflossen sind,
Mit meinen Qualen und Freuden,
Zerflossen in Nacht und Wind.

Wie Nebel sind auch zerflossen
Die blauen Sternelein,
Die mir jene Freuden und Qualen
Gelächelt in's Herz hinein.

Ach, meine Liebe selber
Zerfloß wie eitel Hauch!
Du alte, einsame Thräne,
Zerfließe jetzunder auch.

11.

Das Herz ist mir bedrückt, und sehnlich
Gedenke ich der alten Zeit;
Die Welt war damals noch so wöhnlich,
Und ruhig lebten hin die Leut'.

Doch jetzt ist Alles wie verschoben,
Das ist ein Drängen! eine Noth!
Gestorben ist der Herrgott oben,
Und unten ist der Teufel todt.

Und Alles schaut so grämlich trübe,
So krausverwirrt und morsch und kalt,
Und wäre nicht das bischen Liebe,
So gäb' es nirgends einen Halt.

12.

Nun ist es Zeit, daß ich mit Verstand
Mich aller Thorheit entled'ge;
Ich hab' so lang als ein Komödiant
Mit dir gespielt die Komödie.

Und nun ich mich gar säuberlich
Des tollen Tand's entled'ge,
Noch immer elend fühl' ich mich,
Als spielt' ich noch immer Komödie.

Die prächt'gen Koulissen, sie waren bemalt
Im hochromantischen Style,
Mein Rittermantel hat goldig gestrahlt,
Ich fühlte die feinsten Gefühle.

Ach Gott! im Scherz und unbewußt
Sprach ich, was ich gefühlet;
Ich hab' mit dem Tod in der eig'nen Brust
Den sterbenden Fechter gespielet.

13.

Du bist wie eine Blume,
So hold und schön und rein;
Ich schau' dich an, und Wehmuth
Schleicht mir in's Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände
Auf's Haupt dir legen sollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und schön und hold.

14.

Habe mich mit Liebesreden
Festgelogen an dein Herz
Und, verstrickt, in eignen Fäden,
Wird zum Ernste mir mein Scherz.

Wenn du dich, mit vollem Rechte,
Scherzend nun von mir entfernst,
Nah'n sich mir die Höllenmächte,
Und ich schieß' mich todt im Ernst.

15.

Selten habt ihr mich verstanden,
Selten auch verstand ich euch,
Nur wenn wir im Koth uns fanden,
So verstanden wir uns gleich.

16.

Zu Halle auf dem Markt,
Da stehn zwei große Löwen.
Ei, du hallischer Löwentrotz,
Wie hat man dich gezähmet!

Zu Halle auf dem Markt,
Da steht ein großer Riese.
Er hat ein Schwert und regt sich nicht,
Er ist vor Schreck versteinert.

Zu Halle auf dem Markt,
Da steht eine große Kirche.
Die Burschenschaft und die Landsmannschaft
Die haben dort Platz zum Beten.

17.

Dämmernd liegt der Sommerabend
Ueber Wald und grünen Wiesen;
Goldner Mond, im blauen Himmel,
Strahlt herunter, duftig labend.

An dem Bache zirpt die Grille,
Und es regt sich in dem Wasser,
Und der Wandrer hört ein Plätschern,
Und ein Athmen in der Stille.

Dorten, an dem Bach alleine,
Badet sich die schöne Elfe;
Arm und Nacken, weiß und lieblich,
Schimmern in dem Mondenscheine.

18.

Der Tod, das ist die kühle Nacht,
Das Leben ist der schwüle Tag.
Es dunkelt schon, mich schläfert,
Der Tag hat mich müd' gemacht.

Ueber mein Bett erhebt sich ein Baum,
Drin singt die junge Nachtigall;
Sie singt von lauter Liebe,
Ich hör' es sogar im Traum.

Aus der Harzreise.

(1824.)

Bergidylle.

1.

Auf dem Berge steht die Hütte,
Wo der alte Bergmann wohnt;
Dorten rauscht die grüne Tanne
Und erglänzt der gold'ne Mond.

In der Hütte steht ein Lehnstuhl,
Ausgeschnitzelt wunderlich,
Der darauf sitzt, der ist glücklich,
Und der Glückliche bin ich!

Auf dem Schemel sitzt die Kleine,
Stützt den Arm auf meinen Schooß;
Aeuglein wie zwei blaue Sterne,
Mündlein wie die Purpurros'.

Und die lieben, blauen Sterne
Schau'n mich an so himmelgroß,
Und sie legt den Liljenfinger
Schalkhaft auf die Purpurros'.

Nein, es sieht uns nicht die Mutter,
Denn sie spinnt mit großem Fleiß,
Und der Vater spielt die Zither,
Und er singt die alte Weis'.

Und die Kleine flüstert leise,
Leise, mit gedämpftem Laut;
Manches wichtige Geheimniß
Hat sie mir schon anvertraut.

„Aber seit die Muhme todt ist,
Können wir ja nicht mehr gehn
Nach dem Schützenhof zu Goslar,
Dorten ist es gar zu schön.

„Hier dagegen ist es einsam
Auf der kalten Bergeshöh',
Und des Winters sind wir gänzlich
Wie begraben in dem Schnee.

„Und ich bin ein banges Mädchen,
Und ich fürcht' mich wie ein Kind
Vor den bösen Bergesgeistern,
Die des Nachts geschäftig sind."

Plötzlich schweigt die liebe Kleine,
Wie vom eignen Wort erschreckt,
Und sie hat mit beiden Händchen
Ihre Äugelein bedeckt.

Lauter rauscht die Tanne draußen,
Und das Spinnrad schnurrt und brummt,
Und die Zither klingt dazwischen,
Und die alte Weise summt:

„Fürcht' dich nicht, du liebes Kindchen,
Vor der bösen Geister Macht!
Tag und Nacht, du liebes Kindchen,
Halten Englein bei dir Wacht!"

2.

Tannenbaum, mit grünen Fingern,
Pocht an's nied're Fensterlein,
Und der Mond, der gelbe Lauscher,
Wirft sein süßes Licht herein.

Vater, Mutter, schnarchen leise
In dem nahen Schlafgemach,
Doch wir beide, selig schwatzend,
Halten uns einander wach.

‚Daß du gar zu oft gebetet,
Das zu glauben wird mir schwer,
Jenes Zucken deiner Lippen
Kommt wohl nicht vom Beten her.

‚Jenes böse, kalte Zucken,
Das erschreckt mich jedesmal,
Doch die dunkle Angst beschwichtigt
Deiner Augen frommer Strahl.

‚Auch bezweifl' ich, daß du glaubest,
Was so rechter Glauben heißt,
Glaubst wohl nicht an Gott den Vater,
An den Sohn und heil'gen Geist?' —

„Ach, mein Kindchen, schon als Knabe,
Als ich saß auf Mutters Schooß,
Glaubte ich an Gott den Vater,
Der da waltet gut und groß;

„Der die schöne Erd' erschaffen,
Und die schönen Menschen d'rauf,
Der den Sonnen, Monden, Sternen
Vorgezeichnet ihren Lauf.

„Als ich größer wurde, Kindchen,
Noch viel mehr begriff ich schon,
Ich begriff, und ward vernünftig,
Und ich glaub' auch an den Sohn;

„An den lieben Sohn, der liebend
Uns die Liebe offenbart,
Und zum Lohne, wie gebräuchlich,
Von dem Volk gekreuzigt ward.

„Jetzo, da ich ausgewachsen,
Viel gelesen, viel gereist,
Schwillt mein Herz, und ganz von Herzen
Glaub' ich an den heil'gen Geist.

„Dieser that die größten Wunder,
Und viel größ're thut er noch;
Er zerbrach die Zwingherrnburgen,
Und zerbrach des Knechtes Joch.

„Alte Todeswunden heilt er,
Und erneut das alte Recht:
Alle Menschen, gleichgeboren,
Sind ein adliges Geschlecht.

„Er verscheucht die bösen Nebel,
Und das dunkle Hirngespinst,
Das uns Lieb' und Lust verleidet,
Tag und Nacht uns angegrinst.

„Tausend Ritter, wohlgewappnet,
Hat der heil'ge Geist erwählt,
Seinen Willen zu erfüllen,
Und er hat sie muthbeseelt.

„Ihre theuern Schwerter blitzen,
Ihre guten Banner wehn!
Ei, du möchtest wohl, mein Kindchen,
Solche stolze Ritter seh'n?

„Nun, so schau' mich an, mein Kindchen,
Küsse mich und schaue dreist;
Denn ich selber bin ein solcher
Ritter von dem heil'gen Geist."

Der Hirtenknabe.

König ist der Hirtenknabe,
Grüner Hügel ist sein Thron;
Ueber seinem Haupt die Sonne
Ist die große, goldne Kron'.

Ihm zu Füßen liegen Schafe,
Weiche Schmeichler, rothbekreuzt;
Kavaliere sind die Kälber,
Und sie wandeln stolz gespreizt.

Hofschauspieler sind die Böcklein;
Und die Vögel und die Küh',
Mit den Flöten, mit den Glöcklein,
Sind die Kammermusizi.

Und das klingt und singt so lieblich,
Und so lieblich rauschen drein
Wasserfall und Tannenbäume,
Und der König schlummert ein.

Unterdessen muß regieren
Der Minister, jener Hund,
Dessen knurriges Gebelle
Wiederhallet in der Rund'!

Schläfrig lallt der junge König:
„Das Regieren ist so schwer,
Ach, ich wollt', daß ich zu Hause
Schon bei meiner Kön'gin wär'!

„In den Armen meiner Kön'gin — Ruht mein Königshaupt so weich,
Und in ihren schönen Augen — Liegt mein unermeßlich Reich!"

Die Ilse.

Ich bin die Prinzessin Ilse,
Und wohne im Ilsenstein;
Komm mit nach meinem Schlosse,
Wir wollen selig seyn.

Dein Haupt will ich benetzen
Mit meiner klaren Well',
Du sollst deine Schmerzen vergessen,
Du sorgenkranker Gesell!

In meinen weißen Armen,
An meiner weißen Brust,
Da sollst du liegen und träumen
Von alter Märchenlust.

Ich will dich küssen und herzen,
Wie ich geherzt und geküßt
Den lieben Kaiser Heinrich,
Der nun gestorben ist.

Es bleiben todt die Todten,
Und nur der Lebendige lebt;
Und ich bin schön und blühend,
Mein lachendes Herze bebt.

Komm in mein Schloß herunter,
In mein kristallenes Schloß,
Dort tanzen die Fräulein und Ritter,
Es jubelt der Knappentroß.

Es rauschen die seidenen Schleppen,
Es klirren die Eisenspor'n,
Die Zwerge trompeten und pauken,
Und fiedeln und blasen das Horn.

Doch dich soll mein Arm umschlingen,
Wie er Kaiser Heinrich umschlang; —
Ich hielt ihm zu die Ohren,
Wenn die Trompet' erklang.

Die Nordsee.

(1825 — 1826.)

Sturm.

Es wüthet der Sturm,
Und er peitscht die Wellen,
Und die Well'n, wuthschäumend und bäumend
Thürmen sich auf, und es wogen lebendig
Die weißen Wasserberge,
Und das Schifflein erklimmt sie,
Hastig mühsam,
Und plötzlich stürzt es hinab
In schwarze, weitgähnende Fluthabgründe.

O Meer!
Mutter der Schönheit, der Schaumentstiegenen!
Großmutter der Liebe! schone meiner!
Schon flattert, leichenwitternd,
Die weiße, gespenstige Möve,
Und wetzt an dem Mastbaum den Schnabel,
Und lechzt, voll Fraßbegier, nach dem Herzen,
Das vom Ruhm deiner Tochter ertönt,
Und das dein Enkel, der kleine Schalk,
Zum Spielzeug erwählt.

Vergebens mein Bitten und Flehn!
Mein Rufen verhallt im tosenden Sturm,
Im Schlachtlärm der Winde.
Es braust und pfeift und prasselt und heult,
Wie ein Tollhaus von Tönen!
Und zwischendurch hör' ich vernehmbar
Lockende Harfenlaute,
Sehnsuchtswilden Gesang,
Seelenschmelzend und seelenzerreißend,
Und ich erkenne die Stimme.

Fern an schottischer Felsenküste,
Wo das graue Schlößlein hinausragt
Ueber die brandende See,
Dort, am hochgewölbten Fenster,
Steht eine schöne, kranke Frau,
Zartdurchsichtig und marmorblaß,
Und sie spielt die Harfe und singt,
Und der Wind durchwühlt ihre langen Locken,
Und trägt ihr dunkles Lied
Ueber das weite stürmende Meer.

Meeresstille.

Meeresstille! Ihre Strahlen
Wirft die Sonne auf das Wasser,
Und im wogenden Geschmeide
Zieht das Schiff die grünen Furchen.

Bei dem Steuer liegt der Bootsmann
Auf dem Bauch, und schnarchet leise;
Bei dem Mastbaum, segelflickend,
Kauert der betheerte Schiffsjung'.

Hinter'm Schmutze seiner Wangen
Sprüht es roth, wehmüthig zuckt es
Um das breite Maul, und schmerzlich
Schau'n die großen, schönen Augen.

Denn der Kapitän steht vor ihm,
Tobt und flucht und schilt ihn: Spitzbub.
„Spitzbub! einen Hering hast du
Aus der Tonne mir gestohlen!"

Meeresstille! Aus den Wellen
Taucht hervor ein kluges Fischlein,
Wärmt das Köpfchen in der Sonne,
Plätschert lustig mit dem Schwänzchen.

Doch die Möve, aus den Lüften,
Schießt herunter auf das Fischlein,
Und den raschen Raub im Schnabel
Schwingt sie sich hinauf in's Blaue.

Frieden.

Hoch am Himmel stand die Sonne,
Von weißen Wolken umwogt,
Das Meer war still,
Und sinnend lag ich am Steuer des Schiffes,
Träumerisch sinnend, — und halb im Wachen
Und halb im Schlummer schaute ich Christus,
Den Heiland der Welt.
Im wallend weißen Gewande
Wandelt' er riesengroß
Ueber Land und Meer;
Es ragte sein Haupt in den Himmel,
Die Hände streckte er segnend
Ueber Land und Meer;
Und als ein Herz in der Brust
Trug er die Sonne,
Die rothe, flammende Sonne,
Und das rothe, flammende Sonnenherz
Goß seine Gnadenstrahlen
Und sein holdes, liebseliges Licht,
Erleuchtend und wärmend,
Ueber Land und Meer.

Glockenklänge zogen feierlich
Hin und her, zogen wie Schwäne,
An Rosenbändern, das gleitende Schiff,
Und zogen es spielend an's grüne Ufer,
Wo Menschen wohnen, in hochgethürmter,
Ragender Stadt.

O Friedenswunder! Wie still die Stadt!
Es ruhte das dumpfe Geräusch
Der schwatzenden, schwülen Gewerbe,
Und durch die reinen hallenden Straßen
Wandelten Menschen, weißgekleidete,
Palmzweig-tragende,
Und wo sich zwei begegneten,
Sahn sie sich an, verständnißinnig,
Und schauernd, in Liebe und süßer Entsagung,
Küßten sie sich auf die Stirne,
Und schauten hinauf
Nach des Heilands Sonnenherzen,
Das freudig versöhnend sein rothes Blut
Hinunterstrahlte,
Und dreimalselig sprachen sie:
Gelobt sei Jesus Christ!

Fragen.

Am Meer, am wüsten, nächtlichen Meer,
Steht ein Jüngling-Mann,
Die Brust voll Wehmuth, das Haupt voll Zweifel,
Und mit düstern Lippen fragt er die Wogen:
„O löst mir das Räthsel des Lebens,
Das qualvoll uralte Räthsel,
Worüber schon manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und schwarzem Barett,
Perückenhäupter und tausend andre
Arme, schwitzende Menschenhäupter —
Sagt mir, was bedeutet der Mensch?
Woher ist er kommen? Wo geht er hin?
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?"

Es murmeln die Wogen ihr ew'ges Gemurmel,
Es wehet der Wind, es fliehen die Wolken,
Es blinken die Sterne, gleichgültig und kalt,
Und ein Narr wartet auf Antwort.

Neuer Frühling.

Lieder.

1.

In dem Walde sprießt und grünt es
Fast jungfräulich lustbeklommen,
Doch die Sonne lacht herunter:
Junger Frühling, sei willkommen!

Nachtigall! auch dich schon hör' ich,
Wie du flötest selig trübe,
Schluchzend langgezogne Töne,
Und dein Lied ist lauter Liebe!

2.

Leise zieht durch mein Gemüth
Liebliches Geläute.
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling' hinaus in's Weite.

Kling' hinaus, bis an das Haus,
Wo die Blumen sprießen.
Wenn du eine Rose schaust,
Sag', ich lass' sie grüßen.

3.

Gekommen ist der Maie,
Die Blumen und Bäume blühn,
Und durch die Himmelsbläue
Die rosigen Wolken ziehn.

Die Nachtigallen singen
Herab aus der laubigen Höh',
Die weißen Lämmer springen
Im weißen grünen Klee.

Ich kann nicht singen und springen,
Ich liege krank im Gras;
Ich höre fernes Klingen,
Mir träumt, ich weiß nicht was.

4.

Die blauen Frühlingsaugen
Schau'n aus dem Gras hervor;
Das sind die lieben Veilchen,
Die ich zum Strauß erkor.

Ich pflücke sie und denke,
Und die Gedanken all,
Die mir im Herzen seufzen,
Singt laut die Nachtigall.

Ja, was ich denke, singt sie
Lautschmetternd, daß es schallt;
Mein zärtliches Geheimniß
Weiß schon der ganze Wald.

5.

Durch den Wald im Mondenscheine
Sah ich jüngst die Elfen reuten;
Ihre Hörner hört' ich klingen,
Ihre Glöckchen hört' ich läuten.

Ihre weißen Rößlein trugen
Güldnes Hirschgeweih und flogen
Rasch dahin; wie wilde Schwäne
Kam es durch die Luft gezogen.

Lächelnd nickte mir die Kön'gin,
Lächelnd, im Vorüberreuten.
Galt das meiner neuen Liebe,
Oder soll es Tod bedeuten?

6.

Sterne mit den goldnen Füßchen
Wandeln droben bang und sacht,
Daß sie nicht die Erde wecken,
Die da schläft im Schooß der Nacht.

Horchend steh'n die stummen Wälder,
Jedes Blatt ein grünes Ohr!
Und der Berg, wie träumend streckt er
Seinen Schattenarm hervor.

Doch was rief dort? In mein Herze — Dringt der Töne Wiederhall.
War es der Geliebten Stimme, — Oder nur die Nachtigall?

7.

Die holden Wünsche blühen
Und welken wieder ab,
Und blühen und welken wieder —
So geht es bis an's Grab.

Das weiß ich, und das vertrübet
Mir alle Lieb' und Lust;
Mein Herz ist so klug und witzig,
Und verblutet in meiner Brust.

Daß du mich liebst, das wußt' ich.

Daß du mich liebst, das wußt' ich,
Ich hatt' es längst entdeckt;
Doch als du mir's gestanden,
Hat es mich tief erschreckt.

Ich stieg wohl auf die Berge
Und jubelte und sang;
Ich ging an's Meer und weinte
Beim Sonnenuntergang.

Mein Herz ist wie die Sonne — So flammend anzusehn,
Und in ein Meer von Liebe — Versinkt es groß und schön.

Graue Nacht liegt auf dem Meere.

Graue Nacht liegt auf dem Meere,
Und die kleinen Sterne glimmen.
Manchmal tönen in dem Wasser
Lange hingezogne Stimmen.

Und die Sterne, immer größer,
Glühen auf mit Lustgewimmel,
Und am Ende groß wie Sonnen
Schweifen sie umher am Himmel.

Dorten spielt der alte Nordwind
Mit den blanken Meereswellen,
Die wie Orgelpfeifen hüpfen,
Die wie Orgelpfeifen schwellen.

Zur Musik, die unten tönet,
Wirbeln sie die tollsten Weisen;
Sonnennachtigallen sind es,
Die dort oben strahlend kreisen.

Heidnisch halb und halb auch kirchlich
Klingen diese Melodeien,
Steigen muthig in die Höhe,
Daß sich drob die Sterne freuen.

Und das braust und schmettert mächtig,
Meer und Himmel hör' ich singen,
Und ich fühle Riesenwollust
Stürmisch in mein Herze dringen.

Es ragt in's Meer der Runenstein.

Es ragt in's Meer der Runenstein,
Da sitz' ich mit meinen Träumen.
Es pfeift der Wind, die Möven schrei'n,
Die Wellen, die wandern und schäumen.

Ich habe geliebt manch schönes Kind
Und manchen guten Gesellen —
Wo sind sie hin? Es pfeift der Wind,
Es schäumen und wandern die Wellen.

Gesanglos war ich und beklommen.

Gesanglos war ich und beklommen
So lange Zeit — nun dicht' ich wieder!
Wie Thränen, die uns plötzlich kommen,
So kommen plötzlich auch die Lieder.

Melodisch kann ich wieder klagen
Von großem Lieben, größerm Leiden,
Von Herzen, die sich schlecht vertragen
Und dennoch brechen, wenn sie scheiden.

Manchmal ist mir, als fühlt' ich wehen
Ueber dem Haupt die deutschen Eichen —
Sie flüstern gar von Wiedersehen —
Das sind nur Träume — sie verbleichen.

Manchmal ist mir, als hört' ich singen
Die alten, deutschen Nachtigallen —
Wie mich die Töne sanft umschlingen! —
Das sind nur Träume — sie verhallen.

Wo sind die Rosen, deren Liebe
Mich einst beglückt! — All' ihre Blüthe
Ist längst verwelkt! — Gespenstisch trübe
Spukt noch ihr Duft mir im Gemüthe.

Anno 1829.

Daß ich bequem verbluten kann,
Gebt mir ein edles, weites Feld!
O, laßt mich nicht ersticken hier
In dieser engen Krämerwelt!

Sie essen gut, sie trinken gut,
Erfreu'n sich ihres Maulwurfglücks,
Und ihre Großmuth ist so groß
Als wie das Loch der Armenbüchs.

Cigarren tragen sie im Maul
Und in der Hosentasch' die Händ';
Auch die Verdauungskraft ist gut, —
Wer sie nur selbst verdauen könnt'!

Sie handeln mit den Spezerei'n
Der ganzen Welt, doch in der Luft,
Trotz allen Würzen, riecht man stets
Den faulen Schelfischseelenduft.

O, daß ich große Laster säh',
Verbrechen, blutig, kolossal, —
Nur diese satte Tugend nicht
Und zahlungsfähige Moral!

Ihr Wolken droben, nehmt mich mit,
Gleichviel nach welchem fernen Ort!
Nach Lappland oder Afrika,
Und sei's nach Pommern — fort! nur fort!

O, nehmt mich mit! — sie hören nicht —
Die Wolken droben sind so klug!
Vorüberreisend dieser Stadt
Aengstlich beschleun'gen sie den Flug.

Romanzen.

Childe Harold.

Eine starke, schwarze Barke
Segelt trauervoll dahin.
Die vermummten und verstummten
Leichenhüter sitzen drin.

Todter Dichter, stille liegt er,
Mit entblößtem Angesicht;
Seine blauen Augen schauen
Immer noch zum Himmelslicht.

Aus der Tiefe klingt's, als riefe — Eine kranke Nixenbraut,
Und die Wellen, sie zerschellen — An dem Kahn, wie Klagelaut.

Die Nixen.

Am einsamen Strande plätschert die Fluth,
Der Mond ist aufgegangen,
Auf weißer Düne der Ritter ruht
Von bunten Träumen befangen.

Die schönen Nixen, im Schleiergewand,
Entsteigen der Meerestiefe.
Sie nahen sich leise dem jungen Fant,
Sie glaubten wahrhaftig, er schliefe.

Die Eine betastet mit Neubegier
Die Federn auf seinem Barette,
Die Andre nestelt am Bandelier
Und an der Waffenkette.

Die Dritte lacht und ihr Auge blitzt,
Sie zieht das Schwert aus der Scheide,
Und auf dem blanken Schwert gestützt
Beschaut sie den Ritter mit Freude.

Die Vierte tänzelt wohl hin und her
Und flüstert aus tiefem Gemüthe:
„O, daß ich doch dein Liebchen wär',
Du holde Menschenblüthe!"

Die Fünfte küßt des Ritters Händ'
Mit Sehnsucht und Verlangen;
Die Sechste zögert und küßt am End'
Die Lippen und die Wangen.

Der Ritter ist klug, es fällt ihm nicht ein,
Die Augen öffnen zu müssen;
Er läßt sich ruhig im Mondenschein
Von schönen Nixen küssen.

Bertrand de Born.

Ein edler Stolz in allen Zügen,
Auf seiner Stirn Gedankenspur,
Er konnte jedes Herz besiegen,
Bertrand de Born, der Troubadour.

Es kirrten seine süßen Töne
Die Löwin des Plantagenets;
Die Tochter auch, die beiden Söhne,
Er sang sie alle in sein Netz.

Wie er den Vater selbst bethörte!
In Thränen schmolz des Königs Zorn,
Als er ihn lieblich reden hörte,
Den Troubadour, Bertrand de Born.

Begegnung.

Wohl unter der Linde erklingt die Musik,
Da tanzen die Burschen und Mädel,
Da tanzen zwei, die Niemand kennt,
Sie schau'n so schlank und edel.

Sie schweben auf, sie schweben ab,
In seltsam fremder Weise,
Sie lachen sich an, sie schütteln das Haupt,
Das Fräulein flüstert leise:

'Mein schöner Junker, auf Eurem Hut
Schwankt eine Neckenlilje,
Die wächst nur tief in Meeresgrund —
Ihr stammt nicht aus Adams Familie.

Ihr seid der Wassermann, Ihr wollt
Verlocken des Dorfes Schönen.
Ich hab' Euch erkannt, beim ersten Blick,
An Euren fischgrätigen Zähnen.'

Sie schweben auf, sie schweben ab
In seltsam fremder Weise,
Sie lachen sich an, sie schütteln das Haupt,
Der Junker flüstert leise:

„Mein schönes Fräulein, sagt mir, warum
So eiskalt Eure Hand ist?
Sagt mir, warum so naß der Saum
An Eurem weißen Gewand ist?

Ich hab' Euch erkannt, beim ersten Blick,
An Eurem spöttischen Knixe —
Du bist kein irdisches Menschenkind,
Du bist mein Mühmchen, die Nixe."

Die Geigen verstummen, der Tanz ist aus,
Es trennen sich höflich die Beiden.
Sie kennen sich leider viel zu gut,
Suchen sich jetzt zu vermeiden.

Zeitgedichte.

Doktrin.

Schlage die Trommel und fürchte dich nicht,
Und küsse die Marketenderin!
Das ist die ganze Wissenschaft,
Das ist der Bücher tiefster Sinn.

Trommle die Leute aus dem Schlaf,
Trommle Reveilje mit Jugendkraft,
Marschiere trommelnd immer voran,
Das ist die ganze Wissenschaft.

Das ist die Hegel'sche Philosophie,
Das ist der Bücher tiefster Sinn!
Ich hab' sie begriffen, weil ich gescheidt,
Und weil ich ein guter Tambour bin.

Geheimniß.

Wir seufzen nicht, das Aug' ist trocken,
Wir lächeln oft, wir lachen gar!
In keinem Blick, in keiner Miene
Wird das Geheimniß offenbar.

Mit seinen stummen Qualen liegt es
In unsrer Seele blut'gem Grund;
Wird es auch laut im wilden Herzen,
Krampfhaft verschlossen bleibt der Mund.

Frag' du den Säugling in der Wiege,
Frag' du die Todten in dem Grab,
Vielleicht daß diese dir entdecken,
Was ich dir stets verschwiegen hab'.

Lebensfahrt.

Ein Lachen und Singen! Es blitzen und gaukeln
Die Sonnenlichter. Die Wellen schaukeln
Den lustigen Kahn. Ich saß darin
Mit lieben Freunden und leichtem Sinn.

Der Kahn zerbrach in eitel Trümmer,
Die Freunde waren schlechte Schwimmer,
Sie gingen unter, im Vaterland;
Mich warf der Sturm an den Seinestrand.

Ich hab' ein neues Schiff bestiegen,
Mit neuen Genossen; es wogen und wiegen
Die fremden Fluthen mich hin und her —
Wie fern die Heimat! mein Herz wie schwer!

Und das ist wieder ein Singen und Lachen —
Es pfeift der Wind, die Planken krachen —
Am Himmel erlischt der letzte Stern —
Wie schwer mein Herz! die Heimat wie fern!

Die Tendenz.

Deutscher Sänger! sing' und preise
Deutsche Freiheit, daß dein Lied
Unsrer Seelen sich bemeistre
Und zu Thaten uns begeistre,
In Marseillerhymnenweise.

Girre nicht mehr wie ein Werther,
Welcher nur für Lotten glüht —
Was die Glocke hat geschlagen,
Sollst du deinem Volke sagen,
Rede Dolche, rede Schwerter!

Sei nicht mehr die weiche Flöte,
Das idyllische Gemüth —
Sei des Vaterlands Posaune,
Sei Kanone, sei Karthaune,
Blase, schmettre, donn're, tödte!

Blase, schmettre, donn're täglich,
Bis der letzte Dränger flieht —
Singe nur in dieser Richtung,
Aber halte deine Dichtung
Nur so allgemein als möglich!

Wartet nur.

Weil ich so ganz vorzüglich blitze,
Glaubt ihr, daß ich nicht donnern könnt'!
Ihr irrt euch sehr, denn ich besitze
Gleichfalls für's Donnern ein Talent.

Es wird sich grausenhaft bewähren,
Wenn einst erscheint der rechte Tag;
Dann sollt ihr meine Stimme hören,
Das Donnerwort, den Wetterschlag.

Gar manche Eiche wird zersplittern
An jenem Tag der wilde Sturm,
Gar mancher Palast wird erzittern
Und stürzen mancher Kirchenthurm!

Aus:

Deutschland.

Ein Wintermärchen. Geschrieben im Januar 1844.

Caput IX.

Von Cöllen war ich drei Viertel auf Acht
Des Morgens fortgereiset;
Wir kamen nach Hagen schon gegen Drei,
Da wird zu Mittag gespeiset.

Der Tisch war gedeckt. Hier fand ich ganz
Die altgermanische Küche.
Sei mir gegrüßt, mein Sauerkraut,
Holdselig sind deine Gerüche!

Gestofte Kastanien im grünen Kohl!
So aß ich sie einst bei der Mutter.
Ihr heimischen Stockfische, seid mir gegrüßt!
Wie schwimmt ihr klug in der Butter!

Jedwedem fühlenden Herzen bleibt
Das Vaterland ewig theuer —
Ich liebe auch recht braun geschmort
Die Bücklinge und Eier.

Wie jauchzten die Würste im spritzelnden [Fett!
Die Krammetsvögel, die frommen
Gebratenen Englein mit Apfelmuß,
Sie zwitscherten mir: Willkommen!

Willkommen, Landsmann, — zwitscherten [sie:
Bist lange ausgeblieben,
Hast dich mit fremdem Gevögel so lang
In der Fremde herumgetrieben!

Es stand auf dem Tische eine Gans,
Ein stilles, gemüthliches Wesen,
Sie hat vielleicht mich einst geliebt,
Als wir beide noch jung gewesen.

Sie blickte mich an so bedeutungsvoll,
So innig, so treu, so wehe!
Besaß eine schöne Seele gewiß,
Doch war das Fleisch sehr zähe.

Auch einen Schweinskopf trug man auf
In einer zinnernen Schüssel;
Noch immer schmückt man den Schweinen bei uns
Mit Lorbeerblättern den Rüssel.

Caput XII.

Im nächtlichen Walde humpelt dahin
Die Chaise. Da kracht es plötzlich —
Ein Rad ging los. Wir halten still.
Das ist nicht sehr ergötzlich.

Der Postillon steigt ab und eilt
In's Dorf, und ich verweile
Um Mitternacht allein im Wald.
Ringsum ertönt ein Geheule.

Das sind die Wölfe, die heulen so wild
Mit ausgehungerten Stimmen.
Wie Lichter in der Dunkelheit
Die feurigen Augen glimmen.

Sie hörten von meiner Ankunft gewiß,
Die Bestien, und mir zu Ehre
Illuminirten sie den Wald,
Und singen sie ihre Chöre.

Das ist ein Ständchen, ich merke es jetzt,
Ich soll gefeiert werden!
Ich warf mich gleich in Positur
Und sprach mit gerührten Geberden:

„Mitwölfe! Ich bin glücklich heut,
In Eurer Mitte zu weilen,
Wo so viel edle Gemüther mir
Mit Liebe entgegenheulen.

„Was ich in diesem Augenblick
Empfinde, ist unermeßlich;
Ach! diese schöne Stunde bleibt
Mir ewig unvergeßlich.

„Ich danke Euch für das Vertraun,
Womit Ihr mich beehret,
Und das Ihr in jeder Prüfungszeit
Durch treue Beweise bewähret.

„Mitwölfe! Ihr zweifeltet nie an mir,
Ihr ließet Euch nicht fangen
Von Schelmen, die Euch gesagt, ich sei
Zu den Hunden übergegangen.

„Ich sei abtrünnig und werde bald
Hofrath in der Lämmerhürde —
Dergleichen zu widersprechen war
Ganz unter meiner Würde.

„Der Schafpelz, den ich umgehängt
Zuweilen, um mich zu wärmen,
Glaubt mir's, er brachte mich nie dahin,
Für das Glück der Schafe zu schwärmen.

„Ich bin kein Schaf, ich bin kein Hund,
Kein Hofrath und kein Schelfisch —
Ich bin ein Wolf geblieben, mein Herz
Und meine Zähne sind wölfisch.

„Ich bin ein Wolf, und werde stets
Auch heulen mit den Wölfen —
Ja, zählt auf mich und helft Euch selbst,
Dann wird auch Gott Euch helfen!"

Das war die Rede, die ich hielt,
Ganz ohne Vorbereitung;
Verstümmelt hat Kolb sie abgedruckt
In der Allgemeinen Zeitung.

Der Liebe Leichenbegängniß.

(In neuerer Zeit geschrieben.)

Du bist gestorben und weißt es nicht,
Erloschen ist dein Angesicht,
Erblichen ist dein rothes Mündchen,
Und du bist todt, mein todtes Kindchen.

In einer schaurigen Sommernacht
Hab' ich dich selber zu Grabe gebracht;
Klaglieder die Nachtigallen sangen,
Die Sterne sind mit zur Leiche gegangen.

Der Zug, der zog den Wald vorbei,
Dort widerhallte die Litanei;
Die Tannen, in Trauermäntel vermummet,
Sie haben Todtengebete gebrummet.

Am Weidensee vorüber ging's,
Die Elfen tanzten inmitten des Rings;
Sie blieben plötzlich stehen und schienen
Uns anzuschauen mit Beileidsmienen.

Der Mond, der stieg vom Himmel herab
Und hielt eine Red' auf deinem Grab;
Die Sterne weinten, die Vögel sangen,
Und in der Ferne die Glocken klangen.

Franz Freiherr von Gaudy

wurde am 19. April 1800 zu Frankfurt an der Oder geboren. Sein Vater war später Gouverneur des Kronprinzen, jetzigen Königs von Preußen, und zuletzt Generalgouverneur von Sachsen; seine Mutter eine Gräfin Schmettow. Die Heimat seiner Vorfahren war das schottische Hochland. Seine gelehrte Bildung erhielt er im College français zu Berlin und zumeist in Schulpforta von 1815 bis 18. Er sollte erst die Rechte studiren, trat jedoch auf des Vaters Geheiß, als Grenadier in die Potsdamer Garde und rückte 1819 zum Offizier auf. Später nach Breslau zur Linie versetzt, machte er sich besonders durch Spottlieder, Liebeshändel und Duelle bemerkbar, bis des Vaters Tod 1833, und die durch Veruntreuung von Seite eines Sachwalters herbeigeführte plötzliche Verarmung der Familie, eine düstere Färbung in Gaudy's Leben brachte. In Folge der angezettelten Händel saß der Lieutenant-Dichter wiederholt auf der Festung zu Kosel, und warf in der Muße dieser mehrfachen Gefangenschaft „dem Teufel der Langeweile manches Dintenfaß an den Kopf." Unter dem Plack dieser romantischen Misere im preußischen Garnisonsleben gestaltete sich—mit Gustav Kühne's Worten—Gaudy's satyrische Lyrik und seine barocke Selbstbeschaulichkeit. Im Jahre 1830 kam er mit seinem Regimente nach Posen, wo er sich viel mit polnischer Sprache und Literatur beschäftigte, Niemcewicz's „geschichtliche Gesänge der Polen" metrisch bearbeitete und die humoristischen „Gedankensprünge eines der Cholera Entronnenen" schrieb. Den schon früher vergeblich nachgesuchten Abschied erhielt er 1833. Der Kronprinz (jetzt König) von Preußen setzte ihn in den Stand, seiner Muse zu leben und Gaudy entwickelte von nun an zu Berlin, im Verkehr mit Chamisso, Alexis, Streckfuß, Kopisch u. A. eine außerordentliche literarische Thätigkeit, verfaßte die des deutschen Adels Wappen poetisch auslegenden „Schildsagen" und die an Jean Pauls humoristische Personen erinnernde Novelle „Desengaño"; brachte Robert Wace's, des altnormännischen Dichters, „Roman von Rollo und den Herzogen der Normandie" in metrischer Bearbeitung; übersetzte die altfranzösischen „Dichtungen der Clotilde Vallon-Chalys" und gemeinschaftlich mit Chamisso „Beranger's Lieder"; dichtete die durch Schwung, dichterische Auffassung der Momente, Schönheit und Neuheit der Bilder und edlen Ausdruck ausgezeichneten „Kaiserlieder" u. s. w. Zweimal besuchte er inzwischen Italien, veröffentlichte nach der ersten Reise den „Römerzug" in drei Bänden, voll feiner Ironie und oft treffenden Witzes, und das komische „Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen", eine Parodie auf den „Flohfänger" Nicolai; schrieb nach der zweiten Reise die reizenden Skizzen „Portogalli" und die, einem öffentlichen Erzähler an der Riva degli Schiavoni abgelauschten „Venezianischen Novellen" und gab den für 1838 mit Chamisso redigirten „Deutschen Musenalmanach" nach dessen Tode für 1839 heraus. Am 5. Februar 1840 erlag er, noch nicht volle 40 Jahre alt, den Folgen eines Blutschlags.

Gaudy hat sich an modernen Mustern, Heine, Chamisso, Beranger u. A. herausgebildet. Des Ersteren Einfluß auf ihn, besonders in seiner „Erato" überschriebenen Gedichtesammlung (1829), ist unverkennbar. Hier begegnet uns, wie bei seinem Vorbilde, ein Gemisch von Sentimentalität und Ironie; er beginnt meistens hochsentimental, um plötzlich mit Scherz und Spott gegen sich oder die Gesellschaft, welche seine Wünsche durchkreuzt, zu enden. Aber trotzdem gewinnt die liebenswürdige und reiche Individualität des Dichters unsere Theilnahme und seine „barocke Selbstbeschaulichkeit" verleiht diesen Liedern ein gewisses eigenthümliches Gepräge. Größere Selbstständigkeit bei einer mehr reinen, dem Höheren zugewandten Lebensanschauung offenbart sich bereits in dessen „Korallen" (1834). Später arbeitete sich sein eigenthümlicher Sinn zu freieren Schöpfungen durch, namentlich in den berühmt gewordenen „Kaiserliedern" (1835), in denen freilich seine Bewunderung des Helden den deutschen Patriotismus über Gebühr in den Hintergrund drängt. Im Allgemeinen können als charakteristische Merkmale seiner Gedichte (1847) gelten: ein feiner satyrischer Zug, treffender Witz und heitere Laune; eine noble und selbstständige Gesinnung; Gedankenfülle bei tiefen Gefühlsanklängen; Freiheit, Mannichfaltigkeit und Anmuth des Verses und der Bilder. Vorzüglich glücklich ist er in der poetischen Genremalerei, wie „des Hagestolzen Geburtstag", — „Besuch" — „Vollkommene Größe" u. a. beweisen; aber auch in der Darstellung des Ernsten und Erhabenen bewährt er sich nicht selten als Meister, z. B. in der tiefgreifenden Legende „Ewigkeit," in der Romanze „Armand von Bearn" u. a. m.

Werthvoll sind seine Nachbildungen slavischer Poesieen, besonders des Polnischen nach Miekiewicz, Niemcewicz; beachtenswerth auch seine Bearbeitungen nach dem Provencalischen des Bertran de Born (Vicomte von Hautefort), Wilhelm von St. Gregory; nach V. Hugo, Beranger u. A. Seine Prosa zeugt von klarem sicherem Urtheil und humoristischer Kraft.

Lieder.

Meine Lieder.

Zaunkönig just am hellsten singt
Bei Wind und Regenwetter,
Wenn Sturm mit alten Eichen ringt,
Abschüttelnd welke Blätter.
Wohl stürmt es jetzt in Ost und West,
Doch ich will nicht verstummen,
Und wie der Vogel ohne Nest
Mein freies Liedchen summen.

Die Lieder sind mein Spiegelbild,
Bald düster und bald wählig,
Einmal zu zahm, einmal zu wild,
Bald tiefbetrübt, bald selig.
Nur Eins bleibt immer gleich: der Haß
Dem Faulen und dem Dummen;
Ankämpfend ohne Unterlaß
Will ich mein Liedchen summen.

Ein Jeder seufzt in unsrer Zeit,
Der laut und Der im Stillen.
Verscheucht mit Sang das Herzeleid,
Verdudelt euch die Grillen!
Nur lauter singen heischt die Pflicht,
Je lauter Ochsen brummen,
Und paßt zum Sang mein Liedchen nicht,
Man kann's doch leise summen.

Besuch.

Klinglingling! — Das reißt mir heute
Noch den Glockendrath entzwei.
Hol' der Henker das Geläute!
Hänschen, sieh, wer draußen sei?

„Herr, 'ne respektable Dame,
Falt' und Runzeln im Gesicht,
Weisheit, spricht sie, sei ihr Name.“ —
Weisheit braucht ein Dichter nicht.
Hänschen, heiß' sie zu den Ständen,
Oder zur Ministerbank
Sich mit ihren Sprüchen wenden.
Hänschen, sprich, ich läge krank.

Klinglingling! — Das reißt mir heute
Noch den Glockendrath entzwei.
Hol' der Henker das Geläute!
Hänschen, sieh, wer draußen sei?

„Herr, 'ne bleiche, hagre Alte
Mit geschontem Gingham-Kleid.
Sparsamkeit, so heißt sie.“ — Halte
Mir die Frau vom Leibe — weit!
Meine Schätze sind nur Lieder
Und mit Blüthen geizt man nicht,
Sprießen zwiefach Knospen wieder,
Wo man eine Blume bricht.

Klinglingling! — Das reißt mir heute
Noch den Glockendrath entzwei.
Hol' der Henker das Geläute!
Hänschen, sieh, wer draußen sei?

„Herr, 'ne junge, kecke Dirne,
Recht verwegen schaut sie drein,
Trägt 'nen Kranz um ihre Stirne.
Freiheit heißt sie.“ — Nur herein!

Aber halt! Ob's auch die Rechte?
Spricht sie viel? — „Ja, fort und fort.“ —
Heiß' sie gehn! Es hält die Aechte
Nichts von Worten, nur vom Wort.

Klinglingling! — Das reißt mir heute
Noch den Glockendrath entzwei.
Hol' der Henker das Geläute!
Hänschen, sieh, wer draußen sei?

„Herr, ein allerliebstes Kindchen!
Zindelröckchen blink und blank,
Schelm'sches Grübchen, Rosenmündchen—
Thorheit heißt sie.“ — Gott sei Dank!
Hätt' ich ihre Gunst verloren,
Wär's mit meinem Dichten aus —
Dichter bleiben ew'ge Thoren.
Stets bin ich für sie zu Haus.

Vollkommene Größe.

(Mel.: Das Volk steht auf, der Sturm bricht los.)

Es steh'n die Diener starr und stumm
Um den gnädigen Herrn im Kreis herum.
Der spricht stolz zum Bedientenpacke,
Seifend die recht' und die linke Backe:
Schaut, ihr Hallunken, in mir den Mann,
Ja in mir den Mann,
Aus dem nichts Höh'res werden kann.
Gott machte mich zum Edelmann,
Der Fürst hing mir den Schlüssel an.
Was bleibt nun
Mir zu thun?
Mich zu rasiren und auszuruhn.

Und er prüft die Messer von Londner Stahl,
Und spricht nach langer, bedächtiger Wahl:
Nach Veredlung ringen und laufen
Mag der rohe, plebeje Haufen.
Schaut, ihr Hallunken, in mir den Mann,
Ja in mir den Mann,
Aus dem nichts Höh'res werden kann.
Gott machte mich zum Edelmann,
Der Fürst hing mir den Schlüssel an.
Was bleibt nun
Mir zu thun?
Mich zu rasiren und auszuruhn.

Und er setzt das Messer an's Gesicht,
Und schabt, und putzt, und glättet, und spricht:
Stets durch Bewegung gibt man Blößen,
Stillstand bedingt des Weltalls Größen.
Schaut, ihr Hallunken, in mir den Mann,
Ja in mir den Mann,
Aus dem nichts Höh'res werden kann.
Gott machte mich zum Edelmann,
Der Fürst hing mir den Schlüssel an.
Was bleibt nun
Mir zu thun?
Mich zu rasiren — und auszuruhn.

Rococo.

Der Popanz — seinem Pesthauch dankt die Welt
Den katzenjämmerlichsten Katzenjammer —
Der Fäulniß für die frische Blüthe hält,

Für reif, was in Verwesung mürb zerfällt,
Der Gegenwart, des Werdenden Verdammer,
Deß Wort, entmarkender als Scirocco,
Den Arm erschlafft, der kühn bereit zur That,
Und dörrend streicht durch grüne Hoffnungssaat —
Er heißt Rococo.

Wie er die Nase rümpft, die Achseln zuckt,
Soll er ein Urtheil über Dichtung fällen,
Lumpenpapier und Lumpenzeug bedruckt!
Schwab, Uhland, Chamisso — kein Kluger kuckt
In das Geschreibsel aller der Gesellen —
Ich gebe für den Kram nicht 'nen Bajocco.
Ja, Zachariä, Klamer Schmidt und Uz,
Das waren Dichter, die nehm' ich in Schutz,
Ich, der Rococo.

Verfassung! — Auch so 'n widerwärtig Wort,
Der bettelhaften Zungendrescher Fahne.
Ist das nicht ein Geschrei, ein Zetermord,
Wirft man nicht gleich die Privilegien fort,
Die uns vererbt von unsres Stammes Ahne!
Der wahre Musterstaat ist mir Marocco:
Dort spricht allein der Dey, und allenfalls
Der Günstling — kürzt der Herr ihm nicht den Hals!
Beschwört Rococo.

Auch England, wo fast ein Jahrtausend lang
Kein Stein gerückt — jetzt wird es mir zum Grause.
Die Anarchie seh' ich im schönsten Gang:
Ja, reformirt nur, löst des Zehnten Zwang,
Stutzt Krall' und Fittige dem Oberhause!
Ein altes Weib ist Melbourne, Brougham ein Jocko!
Nur Wellington und Lord Londonderry
Sind Männer — wenn gleich viel zu mild auch sie
Für den Rococo.

Das Siegel Salomonis sprang. Der Zeit
Unsaubrer Geist steigt aus der Flasche Mündung.
Von Reich zu Reich mit Blitzes Schnelligkeit
Führt ihn — wenn auch: halt an! der Censor schreit —
Der Eisenbahnen teuflische Erfindung;
Dampfschiffe ziehn vom Don zum Orinocco —
Gehemmt hat Josua der Sonne Lauf,
Wer aber hält den mächt'gen Zeitgeist auf?
So seufzt Rococo.

Des Hagestolzen Geburtstag.

Ein Brief? Von wem? Von meinem Neffen.
'Ne theure Sippschaft! Was wird's seyn!
Die unfrankirten Schreiben treffen
Posttag für Posttag wieder ein.
Der kurze Sinn der langen Klagen
Ist doch das leid'ge: Schicke Geld!
Ich werde 'mal Susannen fragen,
Was sie von dem Geschreibsel hält?

Was Tausend! Verse! — das gesteh' ich —
Wird der Patron noch gar Poet?
Hm! Kurz und lang gereimt — was seh' ich?
„Geburtstag — Lenze — Kränze — spät —
Glück — Augenblick — in fernsten Tagen" —
Wo hat der Jung' in aller Welt —
Da will ich doch Susannen fragen,
Was die von dem Gedichte hält?

'S ist richtig. Zwei und sechzig Jahre
Sind's heut — — ich dachte nicht daran,
Doch still davon. Kein Mensch erfahre
Ein Wort. Noch sieht man mir's nicht an.
Fest ist mein Schlaf, gesund mein Magen,
Wenn auch das Haar in's Graue fällt —
Ich will doch gleich Susannen fragen:
Wie alt mich wohl die Alte hält?

Dem Neffen aber zwölf Dukaten —
Weiß Gott, der Schlingel hat Talent.
Dem Sohn der Schwester, meinem Pathen,
Muß ich doch manchmal ein Präsent —
Selbst will zur Post den Brief ich tragen,
So kräht kein Hahn nach jenem Geld —
Doch will ich erst Susannen fragen:
Ob sie's nicht für Verschwendung hält?

Susanne ist ja sonst verständig —
Nur das Gebrumme meidet man
Wo möglich. Sagt sie nein, so wend' ich
Ein neu' Merinokleid daran.
Kein Mensch darf mich zu meistern wagen —
Frei bin ich, kein Pantoffelheld —
Susannen will ich auch nur fragen
Pro forma, was sie davon hält?

Mein Gimpel pfeift mit leisem Tone:
„God save the King,“ als wünscht' er Glück.
Das alte treue Thier — ich lohne
Ihm mit dem größten Zuckerstück.
Und Nachmittags nehm' ich 'nen Wagen
Vor's Thor — ja — nach dem türk'schen Zelt —
Nur will ich erst Susannen fragen:
Ob heute sich das Wetter hält?

Alt und Jung.

Der Birnbaum, ein geschwätz'ger Greis,
Das Lockenhaupt wie Silber weiß,
Beugt weit sich über den Plankenzaun,
Um in die weite Welt zu schaun.

Des Greises Enkel, starr und stumm,
Sie wenden nicht Hals, nicht Aug' herum:
Baumschüler sind's in langen Reihn
Manierlich stehend, gezogen fein.

Sie lernen, daß der Kopf so raucht,
Was alles ein tücht'ger Birnbaum braucht:
Den Katechismus von Blüth' und Laub
Und Sprüche, warnend vor Käfer und Raup'.

Der Humaniora edles Reis,
Das treiben sie mit Eifer und Fleiß,
Studiren, wie nach log'schem Schluß
Ein Baum die Zweige bilden muß.

Und luckt ja faselnd umher ein Ast,
Gleich schnüret ihn der zähe Bast;
Und will er sich regen frank und frei —
So steht der fatale Stock dabei.

Die Jungen murren vor sich leis:
Was hat voraus der morsche Greis?
Der steht am Zaun, schaut um sich stolz,
Als wär' sein Stammbaum edler Holz.

Auch unser Haupt ist kränzeschwer —
Und Früchte, die kommen wohl hinterher.
Und unsern Puls schwellt frischer Saft —
Wir aber schmachten in dumpfer Haft.

Der Alte wendet sich grämlich um:
Wie ist die Welt so grau, so dumm!
Sonst zogen des Wegs gar stattliche Leut',
Und nicht solch Lumpenpack wie heut.

Weiß nicht, wie's kommt, daß mir die Welt
Auch nicht im mind'sten mehr gefällt:
Und wenn ich die jetzige Jugend seh',
Da wird mir vollends übel und weh. —

Er schmäht die Jungen, sie den Greis,
Und schneeweiß schimpft auf naseweiß.
Der Streit währt sechs Jahrtausend lang —
Die Welt geht ruhig ihren Gang.

Der Veilchenstein.

Ich denke des alten Riesen
Im schönen Schlesierland;
Sein Fuß versinkt in Wiesen,
Wald seinen Gürtel umspannt.

Gefügt von steinerner Schuppe
Trägt er das Panzerkleid,
Es glänzt der Helmeskuppe
Schneeweiße Feder weit.

Um Fuß und Gürtel sprießen
Viel Blumen mannichfalt;
Um Stirn und Brust des Riesen
Weh'n Stürme eisigkalt.

Dort wagt sich in die Klüfte
Die Sonne nie hinein;
Dort küssen Lenzeslüfte
Nur todtes Urgestein.

Doch wenn von Frühlings Lippe
Den Fels ein süßer Hauch
Umweht, dann theilt die Klippe
Den Blüthenzauber auch.

Dem dürren, braunen Moose
Vermählt sich Veilchenduft,
Die Koppe, die blumenlose,
Wiegt sich in Blumenduft.

Und jeder pilgernde Fremde
Bricht eine Schuppe dort
Aus steinernem Panzerhemde,
Und trägt die duftende fort.

Den Felsensplitter hebet
Er sorglich auf im Schrank,
Und Veilchenhauch entschwebet
Ihm Menschenlebenlang. —

Ein Herz, das Liebe kannte,
Es gleicht dem Veilchenstein:
Wohin das Herz sich wandte,
Die Liebe zieht hinterdrein.

Magst auch das Herz verschließen
In der Brust geheimsten Schrank —
Liebeshauche entsprießen
Ihm Menschenlebenlang.

Der Handwerksbursch.

Bei'm Heil'gen auf der Brücken
Sitz' ich auf steinerner Bank,
Und werfe das Ränzel vom Rücken
Und schau' den Fluß entlang.

Es schwellt der Wind das Segel —
Heldi! das geht vom Fleck,
Der Schiffer, der faule Flegel,
Ruht schmauchend auf dem Deck.

Den Schiffer drückt kein Ranzen,
Der stößt an keinen Stein,
Der braucht nur die Füße zum Tanzen—
So'n Schiffer möcht' ich seyn.

Was keucht denn dort an Stricken
Mastschleppend ein ganzer Hauf?
Sie stöhnen, die Kniee knicken —
Schwer geht der Kahn stromauf.

Da scheint mir auch der Segen
Bei'm Schiffer nicht weit her.
Stromabwärts — meinetwegen;
Stromaufwärts — da paff' ich sehr.

Die Biene, der Käfer, der Schmetterling,
Die lassen nie das Wandern,
Sie summen, tanzen, schwirren flink
Von einer Blume zur andern.

Vor jedem Kelche halten sie,
Das Handwerk zu begrüßen,
Und ihrem Sprüchlein wird sich nie
Das Blumenthor verschließen.

Nicht Blüthenduft, nicht Honigthau
Vermißt der genäsch'ge Geselle,
Und nimmer brummt die geiz'ge Frau,
Betritt ein Neuer die Schwelle.

Doch Biene, Käfer, Schmetterling,
Wahrt euch nur vor Gend'armen,
Vor Schwalbe, Spatz und Distelfink—
Die kennen kein Erbarmen.

Die ewigen Pappel=Alleen
Langweilen mich zu Tod;
Die Kiesel der Chausseen
Sind erst die wahre Noth.

Verlockend ruft dem Trägen
Das neugedeckte Haus:
Zeit wär' es sich zu pflegen,
Ruh' hier ein Stündchen aus.

Das Pferd mit Kummt und Schelle,
Erblickt's den goldnen Stern,
Will nicht mehr von der Stelle,
Da hält der Kärner gern.

Das Pferd mit Kummt und Schelle,
Fürwahr, das räth mir klug:
Spann' aus, spann' aus, Geselle,
Geld hast du ja genug.

Ich greife in die Tasche —
Wo steckt der Beutel doch?
O weh! statt Geld's erhasche
Ich nur ein weites Loch.

Wurmstichig ward die Tasche,
Zum Henker ging der Kern.
Ade, du grüne Flasche!
Ade, du goldner Stern!

Da ständ' ich denn an der Mauer
Der alten, grauen Stadt.
Heut ward das Wandern sauer,
Heut kriegt' ich's herzlich satt.

Es weiden im trocknen Graben
Die Kühe tief im Gras.
Am Wachtthurm krächzen die Raben,
Der Unt'roffizier nach dem Paß.

Sah ich Zeit meines Lebens
Doch nicht solch stattlich Thor.
Im Kriege lägen vergebens
Wohl tausend Mann davor.

Dort hängt das Eisengitter,
Das zwinge mir einer mit Sturm!
Und drüber bohrt der Ritter
Den Spieß in den ringelnden Wurm.

Der Stadt Wahrzeichen merke
Ich mir vor Allem genau.
Sie fragen wohl im Gewerke
Mich einst nach dem Lindwurm schlau.

Wo wohl vordem Schießscharten
Gewesen mögen seyn,
Dort blüht ein lustiger Garten
Vor jedem Fensterlein.

Sonst starrten aus den Luken
Wallbüchs und Falkonett:
Jetzt seh' ich niederkucken
Ein Dirnlein schlank und nett.

Reseda, Myrt' und Rose
Begießt sie emsiglich.
Bin ich 'ne Blume, du Lose?
Weßhalb besprengst du mich?

Sankt Jürgen mit dem Wurme
Prägt sich vortrefflich ein,
Blickt drüber her vom Thurme
Thorwächters Töchterlein.

Mit Staub bedeckt ist Hut und Rock,
Auf dem Pflaster klappert der Knotenstock,
Das Ränzel drückt, noch mehr der Schuh—
Mein Engel, wo geht's der Herberg zu?

Du wendest ab stolz dein Gesicht?
Scheint dir der wandernde Bursche nicht?
Bis Sonntag ist es nicht mehr weit,
Dann wird das Sprödethun dir leid.

Dann zieh' ich im besten Staat und Glanz
Mit einer andern hinaus zum Tanz;
Du sitzest einsam auf der Bank
Und schaust mir nach die Straß' entlang.

Armand von Béarn.

„Nach Orthez reit' ich, wie's der Graf geboten,
Denk an der Väter Spruch: des Mannes Wort
Ist schnell geschürzter, nie gelöster Knoten.

Leb' wohl, mein Bruder! Wahre treu das Fort
Von Lourdes. Nicht auf fränk'sche Losung höre;
Nur Sankt Georg sei des Kastelles Hort.

Ob als Vasall dem Grafen ich gehöre —
Das Schloß ist Englands. Rettest du, Johann,
Des Bruders heil'ge Treu? Schwörst du's?“ — „„Ich schwöre.““

„Genug. Wir kennen uns. Ein Wort, ein Mann.
Unselig Loos, dem Diener zugefallen,
Erkennt er zwei statt eines Herren an.“ —

Herr Armand steht jetzt in des Grafen Hallen
Vor seines Lehnsherrn Angesicht; gedrängt
Um ihn die Freiherrn, Ritter, die Vasallen.

Es schweigt Graf Foix. Den Blick stirnrunzelnd senkt
Er auf den Boden, nestelt mit der Hand
Am Dolch, der an des Gürtels Ketten hängt.

Dann bricht er los mit heis'rer Stimm': ‚Armand,
Bist du mein Lehnsmann? Sprich!‘ — „Daß ich Euch pflichtig
Als meinem Herrn, wann hätt' ich's je verkannt?“ —

‚Nach Thaten, nicht nach eitlen Worten richt' ich.
Mein Kriegsvolk, nimmst du es in Lourdes ein?
Dem fremden Herrn gelobte Treu' ist nichtig.‘

„Ein armer Ritter bin ich, nenne mein
Die Ehre nur.“ — ‚Des Knechtes Widerstreben
Beschönigt kein Geschwätz. Ja oder Nein?‘ —

Armand erbleicht und leis die Lippen beben:
„Um Gott, Herr Graf, was muthet Ihr mir zu?
Ich darf, ich kann das Schloß nicht übergeben.“ —

‚Verräther!‘ schreit der Graf, ‚so weigerst du?
Nimm Schelmes Lohn!‘ — Fünf blut'ge Quellen rinnen
Vom Dolch gebohrt aus Armands Brust im Nu.

„O Herr, dies ist kein adliges Beginnen.
Vergeb' Euch Gott!" ruft Armand von Béarn,
Um dessen Aug' sich Todesflöre spinnen.
Lautlos im weiten Kreis die Ritter starr'n.

Ewigkeit.

In einem Kloster, das im Schwedenland
Hart an den Marken zauberkund'ger Finnen
Der Vorhut gleich von Christi Streitern stand,

Lebt' einst — zwölfhundertjähr'ge Nebel spinnen
Sich um die Sage — Petrus Forschegrund,
Ein Meister, ernsten Räthseln nachzusinnen.

Die Laute, die, so weit der Erde Rund,
Durchwebt von Seufzern auf zum Himmel steigen,
Der Völker Sprachen, hegte Petri Mund.

Die Zukunft las er aus der Sterne Reigen,
Und ob im Thierkreis feindlich oder mild
Dem Neugebornen sich Aspekte zeigen.

Die Wunderkraft, die dem Juwel entquillt,
Wenn ihm der Runen Zauber aufgepräget;
Das Wort, das nur der rechten Stunde gilt;

Den Saft, der sich im Mark der Pflanze reget,
Erkennt er, Wurzel, Dolde, Schale, Kern,
Die schleichend Gift, die Gegengift geheget.

Und dennoch, wie in Wolkennacht ein Stern,
Versank sein Geist in nebelhaftes Brüten —
Der Demuth Friede blieb dem Forscher fern.

Einst als im Morgenlicht die Wipfel glühten,
Schritt Petrus sinnend aus dem Klosterthor;
Es war im Lenz, und Wald und Anger blühten.

Im Laube schmetterte der Vögel Chor,
Kein Wölkchen schattete des Himmels Bläue,
Da richtete der Mönch den Blick empor:

„O Herr, so kehrt dein Frühling denn auf's Neue —
Dem Sommer folgt der Herbst, bis Winter dann
Das Feld mit flock'gem Silber überstreue.

Doch deiner Ewigkeit erstarrten Bann —
Dies stete Gleich — — unendlicher Gedanke,
Den nur die Gottheit selbst umspannen kann —

Kein Menschenherz — ich fühl's, mein Glaube schwanke —
Erbarme dich, Herr! gib mir einen Stab,
An dem mein blöder Geist empor sich ranke!

Ich scheue nicht den Tod so nah' dem Grab,
Nur vor dem ew'gen Eins muß ich verzagen,
Theilt es äonenlang kein Wechsel ab.

Nicht Schlaf, nicht Wachen, keine Lust, kein Klagen —
Auf deine Herrlichkeit fort, immerfort
Zu schauen, wessen Sinn vermag's zu tragen?

Und Ewig — Ewig! Sinnverwirrend Wort!
Wem schon zu träg des Tages Stunden schleichen,
Wird ihm zur Folter nicht dies ew'ge Dort?" —

Da blickt er auf. Verschwunden sind die Eichen,
Schwermüth'ger Föhrenwälder Immergrün
Verdrängt ein Blüthenwald von Myrtensträuchen.

Die Zeder schwingt sich in die Lüfte kühn,
Wollüstig wiegen Palmen ihre Kronen,
Die Blüthen duften, die Orangen glühn.

„Hat," fragt der Mönch, „mich in des Südens Zonen
Ein Traum entrückt? Seit wann der Zauberhain
In meines Schwedens eis'gen Regionen?" —

Da tönt hoch aus der Wolke glockenrein
Ein Klang wie südwärts zieh'nder Schwäne Lieder,
Wie Elfensang beim Tanz im Mondenschein.

Ein Vogel mit goldschillerndem Gefieder,
Des Paradieses farb'ges Wunderkind,
Senkt auf den Palmenzweig sich flatternd nieder.

Er singet. Seine Wundertöne sind,
Wie wenn der Aeolsharfe goldne Saiten
Mit leisem Kuß berührt der Abendwind.

Bald klagend, trauernd, sehnend, schluchzend gleiten
Der Töne Wellen in des Lauschers Ohr,
Bald freudig wie Verheißung beff'rer Zeiten.

Bald hochaufjubelnd, wie der Sieger Chor,
Bald schmerzlich seufzend, gleich der Mutter Stöhnen,
Wenn sie den Sohn, den einzigen, verlor.

Und seligschauernd horcht der Mönch den Tönen,
Mit Thrän' im Aug' bei thränenvollem Sang,
Still lächelnd, wenn die Klänge mild versöhnen.

Der Vogel schwieg, und Petri Brust entrang
Der Seufzer sich: „Dürft' ich dem Sänger lauschen
Aeonen durch, wie jetzt minutenlang!"

Drauf kehrt er heim, um Süd mit Nord zu tauschen,
Die Fichtennadel für das Palmenblatt,
Hört wieder Sturm durch Eichenwipfel rauschen.

Des Waldes Saum erreicht er müd' und matt;
Doch dort sein Kloster — ist es wohl das Münster,
Das er vor Stunden erst verlassen hat?

Der Glockenthurm schaut jetzt ergraut und finster
Hernieder; seinen greisen Schädel schmückt
Ein Kranz von Epheu, von gelb blüh'ndem Ginster.

Das Kirchenthor, die Fenster sind verrückt,
Verschoben ist die Steinbank an der Schwelle,
Am Boden liegt des Heil'gen Bild zerstückt.

Und hastig stürzt der Mönch nach seiner Zelle;
Den Kreuzgang findet er — die Klause nicht,
Und Mauer thürmt sich an des Pförtchens Stelle.

Aus dem von Schreck beklemmten Busen bricht
Ein Schrei. Die Mönche nah'n — sie kommen Alle —
Er starrt sie an — er kennt nicht Ein Gesicht.

Betroffen steh'n die Brüder in der Halle,
Stumm schauend auf den seltsam fremden Mann,
Stumm lauschend seiner Klagen fremdem Schalle.

„Wo ist Johannes? Brüder, sagt mir's an?
Den Prior mein' ich," fragt jetzt Petrus bebend:
Sind all' die Alten fort? Wohin? Seit wann?" —

Darauf der Mönche ält'ster Antwort gebend:
„„Pius heißt unser Probst. Doch thu' mir kund,
Wer bist du, solche eitle Frag' erhebend?"" —

„Des Klosters Bruder, Petrus Forschegrund,
Der in den Wald gezogen erst vor Stunden.
Ihr zweifelt? Lügen konnte nie mein Mund." —

Da sprach der Greis: „„Vom Forschegrund bekunden
Die Chroniken, daß vor eintausend Jahr
Ein solcher spurlos in dem Wald verschwunden.

Warst du's? Die Zeit ist anders, als sie war;
Doch wenn Geschlecht auch auf Geschlecht verwehte,
Des Herrn Erbarmen währet immerdar."" —

Da hob die Hände Petrus zum Gebete;
„Unwürdig bin ich, Gott," so seufzt er bang,
„Daß ich vor deines Thrones Schwelle trete.

Mir Thoren war die Ewigkeit zu lang,
Um dich und deine Herrlichkeit zu schauen —
Und tausend Jahr' lauscht' ich des Vogels Sang.

Lebt wohl! Ich will mir eine Zelle bauen
Im Wald, wo ich entzückt vernahm das Lied
Des Boten aus des Paradieses Auen." —

Er sprach's und ging. Da sank sein Augenlied.
Der tausendjähr'ge Traum verrann, und leise
Von todverfall'nem Leib die Seele schied. —
Still sprachen ihr Gebet die Mönch' im Kreise.

Die Reiterin.

Ich sah jüngst—es war im Traume—
Einen wunderseltnen Ritt:
Auf bejahrtem, steifem Klepper,
Welcher schleichend Schritt vor Schritt
Mit den Ranken, Dornen, Nesseln
Sich schwerfäll'gen Hufes stritt,
Saß ein Weib, das schlafend nickte,
Und doch nicht vom Sattel glitt.

Saß verkehrt doch gar die Donna,
In der Hand den Schwanz als Zaum,
Wankt' hinüber und herüber,
Murmelt' auch, doch wie im Traum.
Wen'ge Worte nur vernahm ich,
Die ich hört', verstand ich kaum,
Gab auch nicht drauf acht, und mustert'
Ihres Kleides bunten Saum.

Sah ich doch, Zeit meines Lebens,
Nicht so farbigen Talar;
Grau nur gegen ihn bedünkte
Mich der Regenbogen gar:
Große Lappen, kleine Fetzen,
Angestückt fast wunderbar —
Nun, der Himmel mag es wissen,
Wer des Kleides Schneider war.

Groß und herrlich war zu schauen
Dieser Edelfrau Gestalt,
Zeugte gleich gebogner Nacken
Spuren von der Zeit Gewalt,
Hatte sie mit häm'schem Finger
Gleich manch Fältchen eingekrallt —
Immer ließ sich noch ermessen,
Daß die Frau mit Ehren alt.

Zu erwachen schien die Dame,
Leis' und schüchtern fragt' ich da:
Wenn nicht meine Ahnung lüget,
Seid Ihr Frau Germania?—
„Bis zu Achtzehnhundert neune
Ward ich so genannt. O ja."
Und jetzt? — „Hab' ich hundert Namen,
Nennt mich Frau Etcätera."

Wie Ihr wollt. Doch edle Herrin,
Welchen fabelhaften Gaul
Reitet Ihr? So abgetrieben,
Buglahm, hinkend, träg und faul.
Seht—doch nein, Ihr könnt nicht sehen—
Im Moraste wühlt sein Maul;
Kommt nicht haarbreit von der Stelle,
Schafft ihn ab. Es ist ein Grau'l.

„Naseweiser Neurungsthümler,
Welch ein übermüth'ger Wahn
Treibt Euch, meinen Gaul zu lästern,
Dem ich herzlich zugethan?
Der mich schon seit grauen Jahren
Sicher trug auf dorn'ger Bahn,
Der den ält'sten Stammbaum vorweist—
Ihn, den alten Schlendrian?"

Die Harfe.

Wo gegen scharfe Klippen
Die graue Welle treibt,
Aufbäumt, und an den Rippen
In Perlenschaum zerstäubt,
Dort steht auf schroffem Rande
Ein altersgrauer Thurm,
Und trotzt am öden Strande
Den Fluthen wie dem Sturm.

Auf silberlock'gen Wogen
Tanzt leicht ein Fischerkahn,
Bald tief hinabgezogen,
Bald schwebend himmelan.
Willst du am Schloß die Landung
Ertrotzen, keckes Schiff,
Als gäb' es keine Brandung,
Als gäb' es keinen Riff?

Und der im Boote stehet,
Lenkt nicht besorgt den Lauf.
Treib's wie es woll', er spähet
Starr nach dem Thurm hinauf.
Mag's auf-, mag's abwärts gleiten —
Was kümmert ihn das Schiff?
Auf seiner Harfe Saiten
Wagt er manch' vollen Griff.

Das Lied vom Knaben gesungen,
Wohl hat es auf zum Thurm
Sich Nacht für Nacht geschwungen,
Durch Wogenschwall und Sturm.
Wohl zitterten die Klänge
Empor in's Steingemach,
Wohl hielten die Gesänge
Die Königstochter wach.

Und schmeichelten die Lieder,
Erklang die Harfe lind,
Dann neigte sich hernieder
Holdselig das Königskind.
Vernahm mit stiller Wonne
Den Schwur, ihr zugehaucht,
Bis daß die junge Sonne
Dem Purpurbett enttaucht.

Die Saiten schwirren, rauschen,
Noch lauter rauscht das Meer,
Nur weiße Möven lauschen
Von nackten Klippen her.
Der Sang tönt lauter, heller,
Die Saiten schrillen wild —
Doch von des Thurmes Söller
Neigt sich kein holdes Bild.

Noch einmal greift, wie fragend,
Der Sänger den Akkord,
Noch einmal flüstert er klagend
Das bittre Scheidewort;
Dann nimmt er die Harfe, senket
Sie in die Fluthen stumm,
Ergreift das Steu'r und lenket
Zur Heimfahrt wieder um.

Den Jüngling sah man nimmer,
Kein Auge die Jungfrau mehr,
Der Thurm zerfällt in Trümmer,
Bald sinkt er hinab in's Meer.
Doch wenn aus glatten Wellen
Das Fischlein abends springt,
Dann hört man Töne schwellen,
Hört, wie die Harfe klingt.

Die Meerjungfrauen singen
Die sinkende Harfe auf,
Und ihre Lieder dringen
Aus feuchter Grott' herauf.
Die Meerjungfrauen haben
Belauscht des Jünglings Sang:
Sie singen das Lied des Knaben,
Und wie sein Spiel versank.

Der Landschaden.

Auf hohem Fels am Rheine
Thront ein gewalt'ger Greis,
Lang über die Schultern wallet
Der Locken fließend Weiß;

Des Bartes Silberwelle
Weit über'n Gürtel rollt.
Fernhin in's Rheinthal funkelt
Der Krone rothes Gold.

Der hohe Fels am Rheine
Ist greisen Königs Thron.
Der ries'gen Ebenharfe.
Entlockt er ernsten Ton.

Und wenn die Harfe dröhnet,
Wenn dumpf die Stimme schallt,
Dann peitscht Gewitterwolken
Der Sturmwind mit Gewalt;

Dann kreuzen falbe Blitze,
Wild wogend schäumt der Rhein,
Und bange zieht der Schiffer
Des Nachens Segel ein.

Er singt die alte Märe
Vom Nibelungen-Hort,
Von Frau Brunhildens Rache,
Und Hürnin-Siegfrieds Mord.

Es ist der König Gunthar,
Der dort verzaubert ist
Und keine Ruhe findet,
Seit Siegfried fiel durch List.

Den hohen Fels am Rheine
Erklimmt ein junger Hirt.
In düstern Bergesschluchten
Hat sich ein Lamm verirrt.

In Strömen schießt der Regen,
Laut heult des Sturms Gesaus—
Das Schäflein muß er finden,
Sonst kehrt er nicht nach Haus.

Und suchend, spähend, lockend
Steigt er den Gipfel an:
Da steht der Knab' erschrocken
In greisen Königs Bann.

„Wie kannst du dich erkühnen,
Du keckes Menschenbild,
Dich meinem Thron zu nahen?"
So zürnt der König wild.

„Wenn ich zur Harfe singe
Hinaus in Wind und Sturm,
Wagst du dich mir zu nähern,
Du frecher Erdenwurm?"

Erzitternd nennt's der Knabe,
Was an verfehmten Ort
Ihn führte, und der König
Winkt streng den Buben fort.

‚So schenke Gott Euch Frieden!'
Spricht drauf der Knab' im Gehn.
Da tönt des Greises Stimme
Gar freundlich: „Bleibe stehn!"

Verschwunden ist das Zürnen
Von eisernem Gesicht;
Gefurchte Wange lächelt,
Mild strahlt der Augen Licht.

„Bleib stehen, guter Knabe!
Du sprachst ein Friedenswort.
Geendet ist die Buße
Für meines Schwähers Mord.“

Die dunkeln Wolken fliehen,
Der Abendsonne Schein
Vergoldet Berg und Fluren,
Und spiegelt sich im Rhein.

„Und reich will ich vergelten,“
Fährt drauf der König fort,
„Daß harten Zauber löste
Dein friedenbringend Wort.

„So weit dein Auge reichet,
Sei Alles, Alles dein,
Und Berg und Wald und Fluren
Gehören dir allein.“

Das Königsbild zerfließet
Wie Rauch in luft'gem Raum.
Den Hirtenknaben dünkt es
Ein fabelhafter Traum.

Da drängen sich viel Tausend
Herbei von nah und fern,
Und huldigen dem Knaben
Als ihrem jungen Herrn.

Josephine.

(15. Dezember 1809.)

(Aus den „Kaiserliedern“.)

In der kaiserlichen Halle thronet ernst Napoleon;
All' die Fürsten, all' die Großen drängten sich um seinen Thron.
All' die Fürsten, all' die Großen lauschen jenem Wort gespannt,
Das, noch eh'r als Tod, zerreißen soll der Liebe zartes Band.

In der kaiserlichen Halle thronet, jetzt zum Letztenmal,
An des Kaisergatten Seite sein tieftrauerndes Gemahl.
Von der Stirne, von dem Busen glänzen Perlen des Geschmeids,
In dem Auge schimmern Perlen aus dem Meer des Seelenleids.

Was der Herrscher auf dem Throne mit bewegter Stimme spricht,
Wie des Reiches Kanzler schmeichelt, Josephine hört es nicht:
Worte mögen nicht betäuben des zerriss'nen Herzens Qual,
Und der Blumenkranz versöhnet nicht das Opfer mit dem Stahl.

Thrän' im Auge, Thrän' im Herzen, denkt die Kaiserin der Zeit,
Wo den Gatten Robespierre's Blutspruch dem Schaffott geweiht;
Wo ihr Knabe kühnen Trotzes forderte des Vaters Schwert,
Wo er, stolz des ersten Sieges, an des Feldherrn Hand gekehrt.

Jener sonn'gen Tage denkt sie, wo ihr des Jahrhunderts Held
Huldigend zu Füßen legte die Trophäen einer Welt;
Wo in Notre-Dame's Hallen sie dieselbe Hand geschmückt
Mit der Krone lichtem Golde, die den Reif ihr jetzt entrückt.

So bewährten die Gestirne, was des Negerweibes Mund,
In der Hand des zarten Kindes Zukunft lesend, machte kund:
Heil dir, Herrin, die dereinst du über Königinnen ragst!
Weh dir, Herrin, die dereinst du deinen tiefen Sturz beklagst! —

Und die Kaiserin erhebt sich, zeichnet rasch das Pergament,
Das sie von der Herrscherkrone, das sie von dem Gatten trennt,
Scheidet mit verhülltem Auge, weinet unter Blumen fern,
Weinet bis zum Tod: — entwichen ist mit ihr des Kaisers Stern.

Lätitia.

(Aus den „Kaiserliedern.")

An des Kapitoles Schwelle ragt vereinzelt in die Luft
Eine Marmorsäule, träumend schweigsam auf der Trümmergruft.
Staub bestreut die andern alle; sie allein erhebt, umlaubt
Von des Epheu's Wittwenschleier, ihr vom Blitz verschontes Haupt.

An des Kapitoles Schwelle steht ein hoher Lorberbaum:
In dem höchsten Wipfel regt sich zögernd noch ein Lebenstraum;
An der Felsen Rippen klammert sich der Wurzeln zähe Kraft,
Doch die welken Arme starren weithin, leblos, geisterhaft.

Stolzer strebte keine Krone zu des Himmels Dom empor:
Ueberschattend sieben Reiche, glich ihr keine je zuvor;
Keine haben die Orkane, Blatt für Blatt, gleich ihr entlaubt,
Haben keiner, langsam mordend, Sproß für Sproß gleich ihr geraubt.

Auf des Kapitoles Schwelle thront ein Weib, das Haar gebleicht,
Deren Größe, deren Leiden noch kein andres Weib erreicht,
Deren Wonne, deren Jammer keiner Mutter Busen kennt,
Deren Hoheit, deren Elend keines Volkes Sage nennt.

Ragend so vor allen Frauen, wie vor Männern ragt ihr Sohn,
Thronet sie, der Mütter erste, Mutter von Napoleon,
Sie, der jeden Kelch zu leeren ward das unerhörte Loos,
Sie, die lebende Ruine, auf Ruinen hehr und groß.

Alle Kränze, die das Fatum eines Weibes Scheitel weiht,
Jugend, holde Leibesschöne, Kinder, Macht und Herrlichkeit,
Alle waren ihr verliehen, alle nahm ihr das Geschick:
Nur grausamer Spott des Namens blieb ihr, und die Thrän' im Blick.

Eines halben Welttheils Throne nahmen ihre Kinder ein;
Leuchten sah von Jedes Stirne sie des Diademes Schein,
Sah, wie gleich des Traums Gebilden, jedes Goldreifs Glanz erblich,
Tiefer senkte ihre Krone nur, die Märtyrkrone, sich.

Alle: Vater, Mutter, Gatten riß der Tod von ihrer Brust,
Knickte Knospen, die des Schwellens, des Entfaltens kaum bewußt,
Ließ den Riesensohn verschmachten auf dem meerumrollten Stein,
Mordete den Sohn des Sohnes, — sie verschmäht' er, sie allein.

Neiden darfst du das Gewebe, ja nur du, Lätitia,
Das die finstern Schicksalsschwestern flochten einst für Hekuba:
Aller Kinder Leichen thürmten sich zum Hügel um sie her,
Und dann öffnete die Arme der Verzweifelnden das Meer.

Früher trockneten die Thränen, welche Niobe vergoß,
Als die blüh'nden Sprossen grausam traf des Götterpaars Geschoß.
Auf die Todten fiel ein todtes Auge, früh zu Stein erstarrt,
Während deins noch auf den Zähren-still'nden Todesschleier harrt.

Fallen soll des Weltendrama's Vorhang: Omnes exeunt!
Spricht des großen Trauerspieles Schöpfer jetzt mit ernstem Mund.
Dem Verhängniß hingeopfert, sanken Fürsten, sank der Chor, —
Und nun trete du, die Letzte, als der Epilog hervor.

Frage, Bild der ew'gen Roma, von der Riesin Gruft herab,
Frage: ob es einen Helden, deinem Sohne gleichen, gab?
Frage jede deiner Schwestern: ob sie mehr als du beweint? —
Deine Frage wird von Jeder mit verhülltem Haupt verneint.

August Heinrich Hoffmann,

der Sohn eines Handelsmanns, nach seinem Heimatsort sich schreibend von Fallersleben, wurde daselbst, drei Meilen von Braunschweig, am 2. April 1798 geboren; besuchte 1812 das Pädagogium zu Helmstedt, 1814 als Primaner das Catharineum zu Braunschweig, und bezog zwei Jahre später die Universität Göttingen, wo er neben klassischer besonders deutsche Philologie studirte. Darin bestärkte ihn namentlich Wilhelm Grimm, dem er 1818 in Kassel einen Besuch machte. Im Frühling 1819 begab er sich nach Bonn, nahm lebhaften Antheil am Studentenleben, schrieb ein Kommersbuch: „Bonner Burschenlieder", wendete sich jedoch bald, zunächst in Folge der Karlsbader Beschlüsse, ernsteren Studien zu, spürte den noch erhaltenen Resten altdeutschen Volksgesanges fleißig nach, und veröffentlichte die von ihm entdeckten „Bonner Bruchstücke von Otfried." Nachdem er während der Ferien die Rhein- Mosel- und Maasgegenden, die Eifel, Westphalen und Belgien zum Besuch der Bibliotheken und Archive durchwandert, führten ihn 1821 Forschungen über die altniederländische Literatur nach Leyden. Aus Holland zurückgekehrt, lebte Hoffmann als Privatgelehrter in Berlin, bis er 1823 eine Anstellung als Kustos an der königlichen und Universitätsbibliothek zu Breslau erhielt, wo er 1830 zum außerordentlichen, und 1835 zum ordentlichen Professor der deutschen Sprache und Literatur ernannt wurde. Mit seiner literarischen Thätigkeit im engen Zusammenhang standen die Reisen, die er 1834 in's südöstliche und südliche Deutschland (in Prag gab er „Merigarto, Bruchstück eines bisher unbekannten deutschen Gedichts aus dem 11. Jahrhundert", in Wien „Sumerlaten, mittelhochdeutsche Glossen aus den Handschriften der Hofbibliothek" heraus), 1836 nach Dänemark und Holland, 1837 nach Belgien und Nordfrankreich (in Valenciennes fand er das verloren gegangene, in „Monumenta Elnonensia" abgedruckte Ludwigslied), 1839 nach Oesterreich, in die Schweiz und Paris u. s. w. unternahm und auf denen er, außer den genannten, noch eine Menge bis dahin theils unbekannter, theils schlecht herausgegebener Denkmäler der deutschen Sprache und Literatur gewann. Sein Kustodiat bei der Bibliothek hatte er bereits 1838 freiwillig niedergelegt.

Durch den Freimuth seiner satyrischen Muse, womit er die Mängel der Zeitverhältnisse und des Staatslebens angriff, gerieth er nach und nach in eine Stellung, die mit der seinigen zur Universität unvereinbar schien. Nach Herausgabe seiner „Unpolitischen Lieder" (1840 und 41) wurde er in Untersuchung gezogen, den 14. April 1842 von seinem Amte suspendirt, den 4. Dezember durch Beschluß des Staatsministeriums, welchen der König am 20. desselben Monats bestätigte, ohne Pension abgesetzt und in der Folge aus mehreren deutschen Bundesstaaten polizeilich ausgewiesen. Er führte seither, einen kurzen Aufenthalt in Italien im Jahre 1844 abgerechnet, ein unstätes Wanderleben in Deutschland, verweilte zumeist im Mecklenburgischen und am Rhein, und wohnte in letzterer Zeit zu Bingerbrück, Bingen gegenüber, im Kreise Kreuznach. Im Oktober 1849 vermählte er sich mit seiner Nichte Ida zum Berge, Pfarrerstochter aus Bothfeld bei Hannover.

Das eigentliche Element der Muse Hoffmanns aus der Zeit vor 1840 ist die leichtere epische und besonders die heiter-naive, launige und feinere komische Poesie mit anstreifender, selten derber Satyre. In seinen kleinen, aber plastischen Darstellungen von Bildern, Gruppen und einzelnen Figuren, wie solche Heine nach einigen scherzhaften Vorzeichnungen Goethe's eingeführt hat, zeigt er sich hinsichtlich der epigrammatischen Form und Anschaulichkeit jenem Meister verwandt, überragt ihn aber weit an Achtbarkeit der Gesinnung. Sein poetisches Gebiet ist freilich beschränkt; seine Lieder verrathen keine besondere Originalität in Gedanke und Bildern; seine Naturanschauung ist weder neu, noch tief; seine Phantasie entbehrt des höheren Schwunges; der tiefe Blick in die Welt und die Abgründe des Menschengemüthes, der höhere historische Sinn für die Weltgeschichte sind ihm versagt; dagegen weiß er den wenigen Saiten, womit seine Lyra bespannt ist, den wenigen Empfindungen, die sein Gemüth beherrschen und erfüllen, einen reinen, vollkräftigen und nicht selten neuen und volksthümlichen Ausdruck zu geben, sie mit wirklichem Lebensodem zu beseelen. Zu manchen seiner jugendfrischen, zarten und anmuthigen, oder schalkhaften Liederweisen hat er selbst die Melodieen erfunden; viele, von geachteten Tonmeistern komponirt, haben in ihrer harmlosen Naivität und ungesuchten, herzlichen Freudigkeit der Gesinnung den Weg in's Volk gefunden. Seine kernhaften „Landsknechtlieder“ (in Vilmar's Literaturgeschichte denn doch etwas über Gebühr gerühmt) liefern den Beweis, wie glücklich der Dichter auch den Volkston entlegener Zeiten aufzufassen vermag. In den Gedichten späterer Jahre, besonders in den „unpolitischen Liedern“, den „deutschen Liedern aus der Schweiz“, den „deutschen Salonliedern“, „Hoffmann'schen Tropfen“, „Spitzkugeln“ u. s. w. wird seine Komik beißend und steigert sich seine Satyre nicht selten zum grimmigen verletzenden Sarkasmus. Immerhin aber hat die seinem oppositionellen Eifer zu Grunde liegende treue Nationalgesinnung etwas Ehrwürdiges.

Seiner Verdienste als literarischer Forscher ist bereits gedacht. Zu nennen sind von ihm noch vorzugsweise: die größtentheils aus österreichischen Bibliotheken geschöpfte Sammlung altdeutscher Gedichte, „Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache“; — „Horae belgicae, holländische Volkslieder, erläutert“; — „Literarhistorische Monographieen“, enthaltend: Joh. Christ. Günther, Barth. Ringwaldt, Benj. Schmolck; und die „Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luther's Zeit.“

Morgenlied.

Die Sterne sind erblichen
Mit ihrem gülden Schein;
Bald ist die Nacht entwichen,
Der Morgen dringt herein.

Noch waltet tiefes Schweigen
Im Thal und überall;
Auf frisch bethauten Zweigen
Singt nur die Nachtigall.

Sie singet Lob und Ehre
Dem hohen Herrn der Welt,
Der über'm Land und Meere
Die Hand des Segens hält.

Er hat die Nacht vertrieben,
Ihr Kindlein, fürchtet nichts!
Stets kommt zu seinen Lieben
Der Vater alles Lichts.

Abendlied.

Herz, und verlangst du nicht Ruhe?
Welt ist so still wie das Grab;
Hinter die dunkele Fluhe
Sank schon die Sonne hinab.
Horch — und die Glocke, sie läutet zum Ruhn.
Ruhe, ruhe du nun!
Läutet dir, dir auch zum Ruhn.

Flieht nicht die herrlichste Wonne,
Ehe der Morgen erwacht?
Sind nicht erloschen der Sonne
Strahlen in finsterer Nacht?
Horch — und die Glocke, sie hallt und verhallt,
Hallt, verhallt, und wie bald
Schweigest auch du, o wie bald!

Frühlingsfeier.

Wälder knospen, Wiesen grünen,
Neues Leben dringt hervor;
Auch das Gräschen auf den Dünen
Streckt sein Händlein froh empor.
An den Bächen, an den Quellen
Tanzen Mücken hier und dort,
Fische hüpfen auf den Wellen,
Schwalben segeln drüber fort.
Alles webet, schwebet, ringt,
Freut sich, schwingt sich, jauchzt und singt
Auf gen Himmel, auf gen Himmel.

Sollen wir denn jetzt noch trauern,
Wie der Winter, ernst und kalt?
Wir in unsern alten Mauern
Ohne Himmel, Feld und Wald?
Nein, wir wandeln draußen wieder!
Freude gibt uns ihr Geleit,
Liebe lehrt uns neue Lieder,
Schenkt uns neue Seligkeit.
Uns're Seele ringt und strebt,
Singt und schwingt sich, webt und schwebt
Auf gen Himmel, auf gen Himmel.

Auf gen Himmel alles Leben! — Denn vom Himmel kam's herab;
Drum so laß uns wiedergeben, — Was er uns so gnädig gab.
Ja, froh sind wir jetzt und singen — Auf des Frühlings Freudenau,
Thun, als wollten wir gleich springen — In des Himmels ew'ges Blau.
Alle Sorg' und Traurigkeit, — Jeder Gram und jedes Leid
Bleibt der Erde, nur der Erde!

Sonntag.

Der Sonntag ist gekommen,
Ein Sträußchen auf dem Hut;
Sein Aug' ist mild und heiter,
Er meint's mit Allen gut.

Er steiget auf die Berge,
Er wandelt durch das Thal,
Er ladet zum Gebete
Die Menschen allzumal.

Und wie in schönen Kleidern
Nun pranget Jung und Alt,
Hat er für sie geschmücket
Die Flur und auch den Wald.

Und wie er Allen Freude
Und Frieden bringt und Ruh,
So ruf' auch du nun Jedem:
„Gott grüß' dich!" freundlich zu.

Wanderlied.

Staub in die Höhe,
Staub wehet herab.
Froh zu der Taufe
Und ernst an das Grab!

Wo sich noch gestern
Die Halme geregt,
Heute die Wachtel
In Stoppeln schon schlägt.

Drüben ein Kirchhof
Und hüben ein Krug.
Korn auf dem Wagen
Und Ochsen am Pflug.

Freundliches Häuschen,
Gern hätt' ich dich auch —
Ach! da vergeht's schon
In Asch' und in Rauch.

Jäger und Hunde
Durchstreiften die Au,
Wo sich die Hirsche
Jetzt laben am Thau.

Froh zu der Taufe
Und ernst an das Grab!
Staub in die Höhe,
Staub wehet herab.

Wiegenlied.

Die Aehren nur noch nicken,
Das Haupt ist ihnen schwer,
Die müden Blumen blicken
Nur schüchtern noch umher.

Da kommen Abendwinde,
Still wie die Engelein,
Und wiegen sanft und linde
Die Halm' und Blumen ein.

Und wie die Blumen blicken,
So schüchtern blickst du nun,
Und wie die Aehren nicken,
Will auch dein Häuptlein ruhn.

Und Abendklänge schwingen,
Still wie die Engelein,
Sich um die Wieg' und singen
Mein Kind in Schlummer ein.

Das Kind.

1.

Was eine Kindesseele
Aus jedem Blick verspricht!
So reich ist doch an Hoffnung
Ein ganzer Frühling nicht.

Wie uns den Frühling kündet
Ein Veilchen schon im März,
So ward dein Kind ein Frühling
Für dich, o Mutterherz!

Es wird zur Rose werden
In Zucht und Sittsamkeit
Und dir erneu'n auf Erden
Die eigne Frühlingszeit.

2.

Schön wie's Lied der Nachtigallen,
Schön wie eines Sternes Licht,
Ist des Kindes süßes Lallen,
Ist sein lächelnd Angesicht.

Aus den blauen Augen schauen
Himmelsfried' und sel'ge Ruh.
Heiter wie voll Gottvertrauen
Lächelt es uns Allen zu.

So in Reden und Geberden — Sei auch du den Kindern gleich;
Ihnen gab schon hier auf Erden — Gott der HErr das Himmelreich.

Auf der Wandrung.

Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald,
Da wachsen unsre Reben.
Grüß' mein Lieb am grünen Rhein,
Grüß' mir meinen kühlen Wein!
Nur in Deutschland,
Da will ich ewig leben.

Fern in fremden Landen war ich auch,
Bald bin ich heimgegangen.
Heiße Luft und Durst dabei,
Qual und Sorgen mancherlei —
Nur nach Deutschland
Thät mein Herz verlangen.

Ist ein Land, es heißt Italia,
Blüh'n Orangen und Zitronen.
Singe! sprach die Römerin,
Und ich sang zum Norden hin:
Nur in Deutschland,
Da muß mein Schätzlein wohnen.

Als ich sah die Alpen wieder glühn
Hell in der Morgensonne:
Grüß' mein Liebchen, goldner Schein!
Grüß' mir meinen grünen Rhein!
Nur in Deutschland,
Da wohnet Freud' und Wonne.

Landsknechtlieder.

1.

Schlacht von Pavia.

„Das Fähnlein auf! die Spieße nieder!
Dem Kaiser Sieg! dem Feinde Tod!
Das Leben ist gar wohlfeil heuer,
Ihr Landsknecht', drum verkauft es theuer"
So war des Frundsberg erst Gebot.

Da sah man Spieß' und Schwerter blitzen,
Wie Sternlein in der blauen Nacht.
Die Kugeln in den Lüften flogen,
Es sprang das Blut wie Regenbogen
Wohl zu Pavia in der Schlacht.

Das war kein Tag, wie alle Tage,
Das war ein rother, heil'ger Tag,
Als fern vom deutschen Vaterlande [Schande
Vor deutschem Muth mit Schmach und
Das fremde Heer im Kampf erlag.

Nach Gott dem Frundsberg Lob und Ehre
Denn er ist aller Ehren werth.
Du hast dein Völklein wohl geleitet,
Du hast den schönen Sieg bereitet!
Da, Alter, nimm das Königsschwert!

2.

Des Landsknechts Kirmeßlied.

Jedem das Seine
Am besten gefällt:
Einem sein Mädel,
Dem Andern sein Geld.

Werbe der Teufel
Um Güter und Geld!
Ehrliche Herzen
Geh'n grad durch die Welt.

Wär' ich ein Bettler
Und wärst du gar reich,
Macht uns auf Erden
Die Liebe doch gleich.

Macht uns auf Erden
Auch gleich wohl die Noth.
Auch an den Kaiser
Kommt endlich der Tod.

Warum so traurig?
Wie? hat's dich gekränkt,
Daß du mir neulich
Ein Küssel geschenkt!

Will's nicht behalten,
Es ist kein Gewinn;
Geb' es dir wieder,
Da nimm es nur hin!

3.

Lied eines festgetrunkenen Landsknechts.

Nun noch ein Lied! und noch ein Lied!
Ich kann die Laute schlagen:
Was das die Herzen lockt und zieht!
Kannst nur die Mägdlein fragen.

Was schaut der Mond zum Fenster 'nein,
Ich will ihm eins kredenzen.
Trink diese Neige, Brüderlein!
Dann kannst du besser glänzen.

Und noch ein Lied aus grauer Zeit
Von Hildebrand, dem Alten.
Es sei dir lieb, es sei dir leid,
Ich muß das Feld behalten.

Ich bin ein König ohne Land,
Ein Held in jedem Streite.
Mein Hort dies Glas in meiner Hand,
Das Schwert an meiner Seite.

Die Feder hab' ich aufgesteckt
Zum Raufen und zum Schlagen,
Und wer den braven Landsknecht neckt,
Den fass' ich gleich bei'm Kragen.

Hier sitz' ich fest, ein Fels im Meer,
Woran die Wellen toben;
'S geht drunter, dran und drüber her —
Ich bleibe fortan oben!

4.

Der alte Landsknecht in seiner Heimat.

Mir geh'n die Augen über,
Mir altem, greisen Mann.
Ich beb' in Freud' und Wonne,
Mich sieht die liebe Sonne
Noch einmal freudig an.

Das ist dieselbe Sonne,
Die uns bei Ulmo schien,
Und über Feindes Wolke
Dort unserm kleinen Volke
Den hellen Sieg verliehn.

„Ihr Handvoll nackter Leute!
Verderbt in eurem Thal;
Wir stehn auf allen Wegen,
An Schaar euch überlegen,
In Harnisch und in Stahl.

„Ihr Handvoll nackter Leute!
Ihr könnt nicht mehr entfliehn;
Wenn ihr euch wollt ergeben,
So lassen wir euch leben,
Mit weißen Stäblein ziehn."

Das dünkt dem Frundsberg Schande:
„„Nackt sind die Knaben mein.
Bei Gott! sie sind mir werther!
In Wein getaucht die Schwerter,
Zerhau'n sie Stahl und Stein.""

Da ging's zum Reigentanze
Mit Trommeln und Juchhei.
Die Röslein roth entsprungen,
Wo wir die Schwerter schwungen,
Und ich war mit dabei.

Mir geh'n die Augen über,
Mir altem greisen Mann.
Die Sonne sinket unter,
Wie bin ich doch so munter,
Als ging's erst eben an!

Trinklied.

Das Glas in der Rechten,
Die Flasch' in der Linken
So wollen wir fechten,
Nicht wanken, nicht sinken!
Krieg dem Durst und Krieg dem Kummer!
Und ein Bündniß mit dem Wein;
Krieg der Nacht und Krieg dem Schlummer!
Schenkt mir Muth und Feuer ein!

Das Glas in der Rechten,
Die Flasch' in der Linken:
So wollen wir fechten,
Nicht wanken, nicht sinken!
Wohlig sitzen wir im Weinhaus,
Unser Krieg ist wie ein Traum;
Selbst die Welt, das alte Beinhaus,
Hat Respekt und rührt sich kaum.

Das Glas in der Rechten,
Die Flasch' in der Linken:
So wollen wir fechten,
Nicht wanken, nicht sinken!
Eine Flasche hat geschlagen
Unsre Feinde kreuz und quer;
Und da stehen wir und fragen:
Gibt's denn keine Feinde mehr?

Das Glas in der Rechten,
Die Flasch' in der Linken:
So wollen wir fechten,
Nicht wanken, nicht sinken!
Und das Ende von dem Liede?
Ei, was machen wir uns draus!
Alles Strebens Frucht ist Friede —
Wir, wir geh'n im Sturm nach Haus.

Weinlied.

Wer fragte je nach deinem Glauben,
Wenn er vor dir mit Andacht saß,
Bei dir, du edler Sohn der Trauben,
Die Zeit und alle Welt vergaß?

Willkommen, reiner Gottessegen,
Sei uns willkommen tausendmal!
Genährt vom Himmelsthau und Regen,
Getränkt vom Licht und Sonnenstrahl!

Aus welcher Ehe du entsprungen,
Gesegnet sei das Eheband!
Und sprichst du auch in fremden Zungen,
Gesegnet sei dein Vaterland!

Und wärst ein Ketzer du, ein Heide,
Wir Gläubigen verehren dich,
Wir fliehn zu dir in unserm Leide,
Wir freu'n mit dir uns inniglich.

Dich hat der Herr der Welt begnadet,
Nur du darfst ohne Glauben seyn;
Der große Wirth der Gläub'gen ladet
Uns Alle, Alle zu dir ein!

Frösch' und Unken.

Die Frösch' und die Unken
Und andre Hallunken,
Die können nur zechen
Mit röchelnden Rachen,
Sie schlürfen aus Bächen,
Aus Pfützen und Lachen,
Aus Gruben und Klüften,
Aus Weihern und Teichen,
Aus Gräben und Grüften
Und manchem dergleichen,
Und plärren im Chor
Auf Moder und Moor
Nur Schnickschnack, Schnackschnack,
Und Unkunk, Quackquack.

Wir sitzen so sinnig,
Treuherzig und minnig,
Wir frohen Gesellen,
Wir machen es besser,
Denn unsere Quellen
Sind Flaschen und Fässer;
Wir lassen sie fließen
Bei Lachen und Scherzen,
Bis sie sich ergießen
In unsere Herzen;
Draus tönt dann der Wein
Gar lieblich und fein
Nur Liedes-Singsang
Und Liebes-Klingklang.

Höchst tragische Geschichte von einem Goldkäfer.

Ein Käfer liegt erschlagen
In seiner schönsten Zeit,
Der wie ein Fürst getragen
Ein goldnes Ehrenkleid.

Wie er stolziren konnte,
Der junge muntre Held!
Wie er sich freut' und sonnte,
Und rannte durch die Welt!

Nun trauert keine Blume,
Kein Blüthenauge bricht;
Von seinem Preis und Ruhme
Spricht kein Vergißmeinnicht.

Einst neigten tief die Hälmchen
Und Gräser ihm Respekt,
Und manches Blumenschelmchen
Das stand vor ihm erschreckt.

Jetzt ist er eine Leiche,
Hin ist sein stolzer Schein:
In seinem ganzen Reiche
Denkt kaum ein Liebchen sein!

Das neue Jerusalem.

Welch ein kindlich frommes Streben!
Welch ein inniger Verein!
An dem Theetisch —
Welch ein heilig reines Leben!
Welch ein Gottversunkenseyn!
An dem Theetisch.

Wenn sie ein Traktätchen lesen,
Nimmt die Seele höhern Schwung
An dem Theetisch,
Und es schwelgt ihr ganzes Wesen
In der Gottvereinigung
An dem Theetisch.

Ihres Glaubens süße Blüthe
Duftet wie die Rosenflur
An dem Theetisch,
Lauter Milde, Lieb' und Güte
Träuft von ihren Lippen nur
An dem Theetisch.

Wie sie ihren Bräut'gam preisen,
O die Gottesbräutlein fein!
An dem Theetisch —
Ihn und sich mit Andacht speisen
Und mit heil'gen Melodein
An dem Theetisch.

Alles, was den Körper nähret
Und erquicket, wird verschmäht
An dem Theetisch, —
Ihre Augen sind verkläret,
Jeder Blick ist ein Gebet
An dem Theetisch.

Ach, kein Mund vermag zu sprechen,
Was entzückt die Seele schaut
An dem Theetisch,
Und das Herzlein möchte brechen
Jeder frommen Gottesbraut
An dem Theetisch.

O, daß meine Seele wüßte,
Wie sie würd' auch ihnen gleich
An dem Theetisch!
Aus dem Sodom ihrer Lüste
Käm' in's liebe Himmelreich
An dem Theetisch!

Deutsche Philisterei.

Welch ein Leben, welch ein Streiten
Für die Wahrheit und das Recht
Auf der Bierbank!
Unsre Sitten, unsre Zeiten,
Nein, sie sind fürwahr nicht schlecht!
Auf der Bierbank.

Weg mit Gilde, Zunft und Innung,
Weg mit allem Rang und Stand!
Auf der Bierbank —
Hier gilt nur allein Gesinnung,
Hier gilt nur das Vaterland!
Auf der Bierbank.

Alle Lauheit geht zu nichte,
Und der Freisinn wird gestählt
Auf der Bierbank —
Und dem Gang der Weltgeschichte
Fühlen wir uns mitvermählt
Auf der Bierbank.

O, wie sind wir treuverbunden,
Gutes Muths und gleichgesinnt!
Auf der Bierbank —
O, die süßen, lieben Stunden,
Warum fliehn sie so geschwind!
Auf der Bierbank.

Deutschland ist noch nicht verloren!
Deutschland strotzt von Kraft und Geist
Auf der Bierbank —
Allem sei der Tod geschworen,
Was nur wälsch und undeutsch heißt
Auf der Bierbank!

Das Lied der Deutschen.

Deutschland, Deutschland über Alles,
Ueber Alles in der Welt,
Wenn es stets zu Schutz und Trutze
Brüderlich zusammenhält,
Von der Maas bis an die Memel,
Von der Etsch bis an den Belt —
Deutschland, Deutschland über Alles,
Ueber Alles in der Welt!

Deutsche Frauen, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang
Sollen in der Welt behalten
Ihren alten schönen Klang,
Uns zu edler That begeistern
Unser ganzes Leben lang —
Deutsche Frauen, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang!

Einigkeit und Recht und Freiheit
Für das deutsche Vaterland!
Danach laßt uns Alle streben
Brüderlich mit Herz und Hand!
Einigkeit und Recht und Freiheit
Sind des Glückes Unterpfand;
Blüh' im Glanze dieses Glückes,
Blühe deutsches Vaterland!

Mein Lieben.

Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist,
Wenn auch die Welt ihr Liebstes
Und Bestes bald vergißt.
Ich sing' es hell und ruf' es laut:
Mein Vaterland ist meine Braut!
Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist.

Wie könnt' ich dein vergessen!
Dein denk' ich alle Zeit;
Ich bin mit dir verbunden,
Mit dir in Freud' und Leid.
Ich will für dich im Kampfe stehn
Und, soll es seyn, mit dir vergehn.
Wie könnt' ich dein vergessen!
Dein denk' ich alle Zeit.

Wie könnt' ich dein vergessen! — Ich weiß, was du mir bist,
So lang' ein Hauch von Liebe — Und Leben in mir ist.
Ich suche nichts als dich allein, — Als deiner Liebe werth zu seyn.
Wie könnt' ich dein vergessen! — Ich weiß, was du mir bist.

Du siehst mich an und kennst mich nicht.

Du siehst mich an und kennst mich nicht,
Du liebes Engelsangesicht!
Die Wünsche weißt du nicht, die reinen,
Die du so unbewußt erregt.
Ich muß mich freu'n und möchte weinen,
So hast du mir mein Herz bewegt.

Kenn' ich dein Glück, du kennst es nicht,
Du liebes Engelsangesicht!
Welch schönes Loos ist dir beschieden!
Wie eine Lilie auf dem Feld,
So heiter und so still zufrieden
Lebst du in deiner kleinen Welt.

Mich treibt's im Leben hin und her,
Als ob ich niemals glücklich wär',
Kann keinen Frieden mir erjagen,
Und keine Heiterkeit und Ruh';
Und hab' in meinen schönsten Tagen
Nur einen Wunsch: lebt' ich wie du!

Sommergang in die Heimat.

Wie traurig blicken Au'n und Matten!
Die Sonne brennt, die Luft ist schwül,
Kein flüchtig Wölkchen bringt uns Schatten,
Kein Bäumchen säuselt sanft und kühl.
Wer aber trägt nicht gern ein Leid
In solcher heißen Sommerzeit?
Ist auch der Tag so drückend schwül,
Der Abend wird ja labend kühl,
Wenn man, wie wir, zur Heimat zieht
Und all die Lieben wieder sieht!

Und Abend wird's, die Sonne sinket,
Thau träuft herab auf Au und Feld,
Und aus dem nahen Walde blinket
Ein Thurm, vom Abendroth erhellt.
Ein Stündlein noch, dann sind wir da!
Dann ist das Herz dem Herzen nah,
Und Mutterlieb' im Vaterhaus
Gießt ihre Sonnenstrahlen aus,
Und was auf Blumen Thau hier war,
Ist Freudenthrän' im Augenpaar.

Lied eines Verbannten.

Im Frühling 1843.

Und wieder hatt' es mich getrieben
Dahin, wo ich gewandert aus:
Ich kehrte heim zu meinen Lieben,
Froh trat ich ein in's Vaterhaus.

Es zogen alte Kläng' und Lieder
Beseligend durch meine Brust.
Ich war in meiner Heimat wieder,
Im Reiche meiner Jugendlust.

Da wollt' ich unter Blüthenbäumen
Die alten stillen Tag' erneun
Und meine Kindheit wieder träumen,
Und mich wie Kinder wieder freun.

Da wollt ich voller Sehnsucht warten,
Gelehnt auf meinen Wanderstab,
Bis in dem öden Friedhofsgarten
Grün würde meiner Mutter Grab.

Doch nein — ich soll den Frühling sehen
Nur fern vom väterlichen Haus:
Ich bin verbannt — so muß ich gehen
In eine fremde Welt hinaus.

August Kopisch

wurde am 26. Mai 1799 in Breslau geboren. Nachdem er den Gymnasialunterricht seiner Vaterstadt unter Leitung des Humanisten und Aesthetikers Manso genossen, bezog er 1815 die Kunstakademie zu Prag, um sich zum Maler auszubilden; konnte jedoch in Folge eines unglücklichen Sturzes auf dem Eise, der seine rechte Hand schwer verletzte, seine Absicht nur unvollständig erreichen. Hierauf ging er nach Wien, wurde daselbst durch Stephanowitsch mit den Volksliedern der Serben bekannt und übte sich, nach Art der serbischen, des Lesens und Schreibens unkundigen Improvisatoren, im sogenannten Kopfdichten von Balladen und größeren Erzählungen, ohne vorher etwas niederzuschreiben, wodurch er sich eine gewisse Popularität verschaffte. In Dresden lebte er dann einige Jahre der Kunst und begab sich von da nach Italien. Im Umgange mit Donizetti, dem Lustspieldichter Camerano, der ihn als Don Augosto Prussiano auf's Theater brachte, seinem Freunde Platen u. A. verweilte er in Neapel bis 1828, ganz dem Studium des Volkslebens, Volkstheaters und der Volkspoesie zugewandt und fast noch mehr als zu Wien im Volke und mit demselben bekannt. Auf Capri entdeckte er vermöge seiner Fertigkeit im Schwimmen die berühmte blaue Grotte (grotta azurra), worüber er in Reumont's Taschenbuch „Italia" (Jahrg. 1. 1838) berichtet. Seit 1828 lebt Kopisch in Berlin, als Professor titulirt seit 1844.

Ein entschieden eigenthümlicher Dichter. Gefühl, Einbildungskraft und die Gabe, seine Anschauung auch Andern anschaulich zu machen; ein geregelter und gerundeter Versbau, den er wohl zunächst dem Umgange mit Platen verdankt; ein sicheres Urtheil, das für jede Dichtart auch den richtigen Ton anschlägt, und vor Allem ein gesunder, köstlicher Humor sind das Charakteristische seiner zumeist lyrisch-epischen Gedichte. Allbekannt und gesungen sind seine Weinlieder, namentlich die „Historie von Noah." Mit ganz besonderem Glücke hat er in seiner Sammlung „Allerlei Geister" (1848) altdeutsche Schwänke und Märchen von Nixen, Gnomen, Kobolden und Spukgeistern aller Art aufzufassen und zu behandeln verstanden, in einer den volksthümlichen Stoff meistens scharf charakterisirenden Form des Komischen und anmuthig Burlesken. Aber auch in Darstellung zarter und lieblicher Sagen, in der ernsten Erzählung, z. B. „Psaumis und Puras", und selbst in der erhaben-feierlichen Ode, z. B. „auf Platens Tod" u. m. a., zeigt sich Kopisch als Meister. — Werthvoll, besonders durch die beigegebenen Abhandlungen und Erläuterungen, ist seine metrische ungereimte Uebersetzung der göttlichen Komödie des Dante (1837), und beachtenswerth vom literarhistorischen Gesichtspunkte die Sammlung von ihm übersetzter volksthümlicher Poesieen aus allen Mundarten Italiens: „Agrumi". (1838) — Auch in der Novellendichtung („Ein Karnevalsfest auf Ischia" u. a.) hat er sich hin und wieder mit Glück versucht.

Serenate am Vesuv.

Unruh'ge du, du rufest Ruh' mir zu;
Bin todesmüd, und finde doch nicht Ruh.
Wo ruht des Schiffers Haupt in Sturmesdrang?
Ach Gott, ach Gott, wie ist die Nacht so lang!

Ich bin der glüh'nde Stein, der dort entfleugt
Dem Schlund, und schon im Fallen wieder steigt,
Emporgewirbelt von erneutem Drang —
Ach Gott, ach Gott, wie ist die Nacht so lang!

Ein Ameis'haufen bin ich, den gestört
Die Lieb', all meine Sinne sind verkehrt;
Am Himmel wankt vor mir der Sterne Gang —
Ach Gott, ach Gott, wie ist die Nacht so lang!

Ich bin die Wachtel, über'm Meer verirrt,
Kein Land erblickt sie, jagt und schlägt und schwirrt,
Dicht unter ihr der Wellen Grabgesang —
Ach Gott, ach Gott, wie ist die Nacht so lang!

Historie von Noah.

Als Noah aus dem Kasten war,
Da trat zu ihm der Herre dar;
Der roch des Noä Opfer fein,
Und sprach: „Ich will dir gnädig seyn,
Und weil du ein so frommes Haus,
So bitt' dir eine Gnaden aus."

Der Noah sprach: ‚Ach lieber Herr,
Das Wasser schmeckt mir gar nit sehr,
Dieweil darin ersäufet sind
All' sündhaft Vieh und Menschenkind;
Drum möcht' ich armer alter Mann
Ein anderweit Getränke ha'n.'

Da griff der Herr in's Paradies,
Und gab ihm einen Weinstock süß,
Und sprach: „Den sollst du pflegen sehr!"
Und gab ihm guten Rath und Lehr',
Und wies ihm alles so und so:
Der Noah ward ohnmaßen froh.

Und rief zusammen Weib und Kind,
Darzu sein ganzes Hausgesind,
Pflanzt' Weinberg' rings um sich herum;
Der Noah war fürwahr nicht dumm!
Baut Keller dann und preßt den Wein,
Und füllt ihn gar in Fässer ein.

Der Noah war ein frommer Mann,
Stach ein Faß nach dem andern an,
Und trank es aus zu Gottes Ehr',
Das macht' ihm eben kein Beschwer.
Er trank, nachdem die Sündfluth war,
Dreihundert noch und fünfzig Jahr.

Nützliche Lehre.

Ein kluger Mann hieraus ersicht,
Daß Weins Genuß ihm schadet nicht;
Und item, daß ein guter Christ
Zu Wein niemalen Wasser gießt,
Dieweil darin ersäufet sind
All' sündhaft Vieh und Menschenkind.

Die Perlen im Champagner.

Ein großer Monarche guckt' einst in den Pokal:
„Ihr hochstudirten Herren, nun saget mir einmal:
Woher es arriviret,
Daß, wenn der Wein moussiret,
Die Perle stets vom Grund aufsteigt,
Nie in der Mitten sich erzeugt:
Erklärt mir das Miracul,
Besiegt mir die Obstacul,
Die der gelahrten Welt
Natura hingestellt!"

„„O großer Monarche, das hielte nicht so schwer,
Wenn Wein bei uns Gelehrten nicht so was Rares wär! —
Champagner ist gar theuer;
Wenn Majestäten Euer
Uns subveniren wollte recht,
Mit sechzig Flaschen, die nicht schlecht,
Bald sollte das Miracul,
Durch jegliches Obstacul,
Bis auf den Grund hinein
Perillustriret seyn!""

Der große Monarche war just de bonne humeur
Und gab den Herrn Gelehrten ein Schock Champagner her.
Da saß Herr Apparatus,
Excerptus und Citatus
Mit viel gelahrtem Heididum
Um den Champagnertisch herum,
Man ließ die Perlen steigen,
Studirt' am End' die Neigen
Rein aus; doch Keiner fund
Den wahren Perlengrund.

„„O großer Monarche, nur noch ein einzig Mal
Vom selbigen Champagner, dieselbe Flaschenzahl!
Dann lieget, wie wir hoffen,
Der Grund so klar als offen
[Schon kamen wir ihm ziemlich nah]
Vor dem gelehrten Auge da.
Wenn sich die Perlen lösen,
Ist's ein behendes Wesen:
Das will, bei mehrem Wein,
Scharf attrapiret seyn!""

Der große Monarche sprach: „Nein, das nehm' ich krumm,
Ihr kehrt zuletzt den Keller mir gänzlich um und um!
Was ihr bei sechzig Flaschen
Nicht sahen könnt und haschen,
Bringt ihr mit allem Saufen nicht
Herfür an's rechte Tageslicht!
So lange wir regieren,
Soll weiter nichts passiren!
Das Perlen hat nun Ruh:
Die Kellerthür ist — zu."

„„O großer Monarche, du gehst hinweg im Zorn!
Vorstudium und Alles ist nun umsonst verlor'n!
Gewiß, in ein paar Stunden
Hätt' man das Ding gefunden!
Nun trinkt im Wein sich — wer ihn hat —
Ohn' sonderlich Verständniß satt!
Wie auch der Geist floriret,
Wird ihr nicht subveniret,
So hat die Wissenschaft
Niemals die volle Kraft!""

Coeur-König.

Coeur-König fragt' einmal so im Parliren
Seinen Herrn Minister:
Wie man das Volk wohl könne melioriren?
Es gäb' so viel Philister, so viel Philister, so viel Philister!
Da ging der Herr Minister,
Nahm Bücher und Register,
Klappt auf und zu, wend't um und um,
Schreibt blind sich, hockt sich lahm und krumm,
Bespricht es laut, bedenkt es stumm,
Und wird zuletzt mehr dumm wie dumm, mehr dumm wie dumm! ... (ad libitum.)

Da trat der lust'ge Rath, recht mit Manieren
Her und sprach mit Lachen:
„Herr König, ließ't ihr mich einmal regieren,
Wollt' euch das Ding schon machen, das Ding schon machen, das Ding schon machen!"
Coeur-König sprach: „„Nun sage,
Wie brächtest du's zu Tage?"" —
„Ich nähm' zuerst den Zoll vom Wein,
Kommt er umsonst in's Maul hinein,
So singt das Volk und macht sich fein, und macht sich fein, und macht sich fein! (ad libit.)

„Wein und Gesang, weg sind da die Philister
Sammt den Unglücksunken!“
„„Still Narr,““ begann mit Ernst der Herr Minister,
„„So wird das Land vertrunken, das Land vertrunken, das Land vertrunken!““
Coeur-König sprach: „„Minister,
Ihr seid ein Erzphilister.
Der Narr hat Recht,
Gesang und Wein,
Sie sollen frei heraus, herein!““
Da sang, was singen konnte, fein:
Coeur-König soll Herz-König seyn, Herz-König seyn, Herz-König seyn! (ad libit.)

Johann Cicero,

Kurprinz von Brandenburg.

Der König aus dem Ungerland und Kasimir von Polen,
Jedweder opfert großes Volk, sich Schlesien zu holen:
Der Pole streitet für den Sohn, Mathias für sich selber:
Vor Neid und Hasse sieht man sie tagtäglich immer gelber!
Sie schießen sich, sie schlagen sich,
Sie drängen sich, sie jagen sich
Um alle Gränzen aus und ein:
Bald ist der draus, bald ist der drein!
Sie reiten, daß der Boden dampft,
Und Saat und Ernte wird zerstampft!
„Das trifft am End' uns selber,“ spricht zu Brandenburg der Prinz Johann,
„Ich will zum Guten reden, gebt, Herr Vater, mir sechstausend Mann!“
Da sprach der Alte froh:
„„So muß man reden, so!
Du bist ein Cicero!
Reit' hin, mein Cicero!
Mein Cicero! Cicero!
Cicero! Cicero!““ (in infinitum.)

Ein ritt der Prinz mit seiner Schaar, und lud die Herrn nach Mackern,
Hub an, ihr hartgewordnen Herz mit Reden umzuackern:
Der Pol', im dicken Pelz, will sich zum Beugen nicht bequemen,
Der Ungar trägt 'nen Rautenkranz, den Hut nicht abzunehmen.
Da schließt die Rede Prinz Johann:
„Seht die sechstausend Reiter an,
Die stoßen zu deß Königs Macht,
Dem hier der andre Unruh' macht!
Sechstausend Reiter hau'n wohl ein:
Ich denk', ich rede klar Latein?

Vertragt euch friedlich, gebt heraus das mit Gewalt besetzte Land,
Laßt Andre schlichten hier, es sei drei Jahre Waffenstillestand!" —
So sprach der Jüngling, so!
Das Land rief herzensfroh:
„Das ist ein Cicero,
Ein wahrer Cicero!
Ein Cicero! Cicero!
Cicero! Cicero! (in infinitum.)

Die Kön'ge beide loben ihn, indem sie sich verbeugen:
„Ihr sprecht ein treffliches Latein, das muß man Euch bezeugen!
Um Euretwillen reicht man sich zum Frieden gern die Hände!" —
So ward durch Johann Cicero der langen Noth ein Ende.
Er lud die Herrn zur Tafel ein,
Die Schüssel raucht', es floß der Wein:
Der Haß, der grimme, ward gedämpft,
Und manch' ein Becherkampf gekämpft,
Der Ungar that gewalt'ge Schlück',
Und Polenland blieb nicht zurück!
Da sprach Johann: „Wohl besser ist's, wenn man des Landes Frucht genießt,
Als wenn man kämpfend niederstampft, was aus dem Gottesboden sprießt!" —
So sprach er herzensfroh.
Es lebe Cicero,
Herr Johann Cicero,
Prinz Johann Cicero!
Prinz Cicero! Cicero!
Cicero! Cicero! (in infinitum.)

Blücher am Rhein.

Die Heere blieben am Rheine stehn:
Soll man hinein nach Frankreich gehn?
Man dachte hin und wieder nach,
Allein der alte Blücher sprach:
„Generalkarte her!
Nach Frankreich geh'n ist nicht so schwer.
Wo steht der Feind?" — „„Der Feind? — Dahier!"" —
„Den Finger drauf, den schlagen wir!
Wo liegt Paris?" — „„Paris? — Dahier!"" —
„Den Finger drauf! das nehmen wir!
Nun schlagt die Brücken über'n Rhein,
Ich denke, der Champagnerwein
Wird, wo er wächst, am besten seyn!"

Psaumis und Puras.

„Wer zuerst gefaßt den Enterhaken,
Wer zuerst in Mehon's Schiff gesprungen,
Wer allein ihn in den Grund geschmettert, —
Jeder weiß es hier im Volk von Maina!
Komm nur, Psaumis, komm und nimm mir, nimm mir
All' die Waffen Mehon's! Nimm den Säbel,
Gürt' ihn um dir! Nimm die bunte Flinte!
Nimm das ganze Schiff mir, nimm es, nimm es,
Nimm's — und trag' es deinem Weib in's Haus hin!
Nimm ganz Maina, wirf es in den Schooß ihr!
Ruhig werd' ich zuschau'n, ungereget,
Ungeregt wie jener Thurm der Klippe!
Doch es wird dereinst sich Puras rächen,
Nicht wie schwache Kinder, nein, wie Puras!"

Puras spricht's, und wirft die Heldenwaffen,
Die von Gold und Prachtjuwelen schimmern,
Zu den Füßen Psaumis'; der entgegnet:
„„Schmähend vor die Füße wirfst du, Puras,
Mir die Waffen, die mit Blut erkämpften,
Die getheilt ich wollte? — Wisse, Puras,
So beschmähte Schenkung nimmt kein Psaumis!
Liegen mögen sie am Strand und faulen,
Faulen sammt dem Schiff, das wir erbeutet!
Geh' und droh' mir! All dein Drohen ist mir
Wie die Welle, die vom Stein hinabtrieft!
Aber wahr' vor mir dich: Psaumis' Feindschaft
Wird im heilen Leib das Herz dir treffen!"" —
Psaumis spricht es. Trauernd, rings umdrängt ihn
Maina's Volk; die Krieger und die Greise
Müh'n umsonst sich ab, den Haß zu sühnen.
Auseinander trennen sich die Führer,
Scheiden ihre Krieger, ihre Schiffer
Und, die Beute dort am Ufer lassend,
Wild die Locken schüttelnd, wandeln jetzt sie —
Der am Strand hin, der im Myrtenwalde;
Keiner denkt der Seinen, jeder sinnt nur,
Wie er Leid auf Leid am höchsten thürme,
Wie den Andern er am tiefsten kränke.

Nur gefolgt von Zween seiner Krieger,
Um den Klippenrand hin wandelt Puras,
Fliegt sein Blick hinauf zur Felsentreppe,
Wo aus uneinnehmbar hoher Grotte

Psaumis' junge Gattin niedersteiget;
Nieder steigt sie, allen Streit zu sühnen!
Aber Puras rufet die Gefährten,
Läßt sie rauben und, hinabgetragen,
In ein Boot sie schleppen, springt hinein dann:
„Schnell hinüber!“ ruft er, „schnell hinüber!
Zu der Rhede, zu dem Sklavenkäufer!
Schwinden wird vor Gram der stolze Psaumis,
Hört er, wie sein Weib als Sklavin dienet!“
Schreien vor Entsetzen will die Schöne;
Doch man hält den Dolch ihr dicht an's Auge,
Bis sie stumm wird, gleich dem Bild von Marmor.
Leicht beschwingt von schnellen Ruderschlägen
Theilt der Kiel die purpurblaue Meerfluth.

Als zum Sklavenkäufer sie gelanget,
Nimmt ihr Puras vom Gesicht den Schleier,
Bietet sie zu Kauf' für neunzig Goldstück'.
„Nicht zu tadeln ist sie,“ spricht der Fremde,
„Nicht zu tadeln; doch von Psaumis kauft' ich
Eben eine Schön're für die Hälfte!“
Da erzitterten die Kniee Puras':
„„Laß sie schaun, die du gekauft von Psaumis!““
„Schau'! sie liegt am Boden hier, in Ohnmacht,
Bleich von Schrecken; doch sie röthet bald sich
Wie das Blatt der jungen Frühlingsrose!“ —
Als nun Puras hinschaut, füllt sein Auge
Schwarzes Dunkel, und das Herz erstarret,
Wie er seine Gattin sieht als Sklavin!
Wo die Seele war, wer sagt es? Aber
Zu sich selber sprach die Seele Puras':
„Wahrlich, Psaumis trifft im heilen Leibe
Dir das Herz, wie er vorhin gedrohet!“

Als die Seele Puras' nun zurück kam,
Blickt' er auf, als sänn' er einen Anschlag, —
Spricht zum Fremden: „Schön ist die Gekaufte,
Schön; doch die ich bringe dir, nicht minder!
Nimm sie, für den Preis, den du geboten! —
Mir nicht, — gib das Geld dort meinen Leuten!“ —
Als nun Psaumis' Gattin so verkauft war
Und entwandert in das Schiff als Sklavin,
Rufet Puras: „Nun, du Sklavenkäufer!
Auf die Segel! Flieg' in alle Winde,
Daß von Maina dich kein Schiff erreiche!“ —
Nicht versteht der Fremde diese Drohung;

Aber Puras jaget nach dem Ufer,
Mit beschwingtem Ruder nach dem Ufer,
Wo bereits die Kunde sich verbreitet
Von des Psaumis That und der von Puras.

Als er nun an's Land springt jähen Sprunges,
Ihm entgegen kommet, tritt ihm Psaumis.
Staunend vor einander stehn sie, starren
Aug' in Aug' sich an. Gedenkend Beide,
Wie sie sich vordem nur Holdes thaten,
Wie sie jetzt das Bitterste gethan sich,
Starren lange sie; bis Beider Augen
Sich mit Thränen füllen, bis sie weinen,
Bis sie sinken Herz an Herz! Da drängt sich
Freudig rings herzu das Volk von Maina.
Aber Puras hebt das Haupt und rufet:
„Auf nun, Psaumis! auf ihr, meine Freunde!
Auf! zu Schiff! der Fremde spannt die Segel:
Zeigen wir ihm schnell ein Schiff von Maina!"
Ha, wie rührt sich Alles nun am Strande,
Auf dem Schiff, im Tauwerk, auf den Masten,
Auf den Raaen! Alle Segel fliegen,
Und im Winde schwebt das Schiff! wie Schwalben,
Nur der Wogen weiße Spitzen rührt es,
Tragend Psaumis und den kühnen Puras!
Bald erjagen sie des Fremden Fahrzeug,
Rufen schnell hinüber durch das Sprachrohr:
„Nimm das Gold zurück, das du gezahlet!
Gib heraus die Frauen, gib heraus sie!"
Doch — der Ueberkühne! nicht mit Worten,
Mit Kanonen donnert er die Antwort. —
Ha! wie jagt da das Mainottenschiff ihm
Dicht hinan, mit gleichen wilden Donnern!
Es verwickelt sich mit Jenes Schnabel!...
Muthig wehrt der Feind sich; doch sein Schiff ist
Bald erklettert und zu Grund geschmettert;
Ueberall hin treiben seine Planken! —
Heimwärts mit den Weibern ziehn die Sieger,
Jubellaut empfängt am hohen Strand sie —
Und ein Feuer schüren sie am Strande,
Mächtig, übergroß und überprächtig;
Puras selbst und Psaumis tragen Brände,
Zu verbrennen jene Feindeswaffen,
Mehon's Waffen, die den Streit erreget.

Bei der Nachricht von Platen's Tode.

Schwermüthig tönt, meerüber und fern
Von Ortygia's Fels her Sage: wie du
Einsam starbst! Ach! und es hat Freundeshand,
Pflegende, dich nimmer gelabt.

Fern war von dir ich, ferne von dir!
Und es warf kein Freund dir Erd' in das Grab:
Als hineinsank in den Schlund, was an dir
Sterbliches war, Staub zu dem Staub! —

Trauernd gedenk' ich dein . . . und es dringt
In das Herz mir Weh! — Du aber vielleicht
Schüttelst nun Fittige schon, frei des Grams,
Welcher des Leibs Wohner befängt . . .

Froh! denn du warst unheimisch dahier
Und ein Pilger stets. Unstät, unerfreut
Sangst du hier Anderer Glück, deines nicht!
Wurde dir viel Wonne zu Theil?

Ach, Liebe gab dir Schmerzen genug,
Und sie ließ der Lust dich kosten, vom Rand
Kosten nur; aber im Fliehn ließ sie dir
Tief in der Brust haften den Pfeil!

Schönheit allein umschwebte dich treu
Und erhielt allein noch Odem in dir;
Für sie zogst kämpfend du aus, mühevoll
Wider den Schwarm frevelnden Volks!

Ein Fremdling ward Schönheit! Unerkannt,
Ungehört, verfolgt, schwermüthigen Schritts
Geht sie nun, Wenigen hold, ihre Bahn;
Sie, die, geehrt, Selige schafft!

Einst wollten wir, ihr folgend, die Welt
Uns beschaun, vereint, — Ortygia auch!
Trennung kam, lange! und wollt' ich zu dir
Reden, so nahm Trauer das Wort!

* * *

Misch' ihm den Staub, Ortygia, nun,
Von dem Meer umhallt, zu Aeschylos' Staub!
Nachtigall, griechische, komm! töne gern,
Ihm um die Gruft flatternd, Gesang!

Klage der irischen Jungfrauen
um die schöne Seinin.

Ihr Jungfrau'n in den Bergen
Von Munster, löst das Haar,
Klagt um die schöne Seinin
Und bringt ihr Spenden dar!

Sie badete im Strom sich,
Im Strome tief und klar,
Die schönste Königstochter,
Anmuthig — wunderbar.

Da lauschen junge Männer.
Als sie es ward gewahr,
Schnell barg sie unter'm Strom sich,
Eh' sie erröthet war! —

O klagt die schöne Seinin,
Streut Blumen Paar um Paar;
Der Strom hat sie bedecket,
Eh' sie erröthet war.

Der Nöck.
(Nordische Sage.)

Es tönt des Nöcken Harfenschall:
Da steht der wilde Wasserfall,
Umschwebt mit Schaum und Wogen
Den Nöck im Regenbogen;
Die Bäume neigen
Sich tief und schweigen,
Und athmend horcht die Nachtigall. —

„O Nöck, was hilft das Singen dein?
Du kannst ja doch nicht selig seyn!
Wie kann dein Singen taugen?" —
Der Nöck erhebt die Augen,
Sieht an die Kleinen,
Beginnt zu weinen . . .
Und senkt sich in die Fluth hinein.

Da rauscht und braust der Wasserfall,
Hoch fliegt hinweg die Nachtigall;
Die Bäume heben mächtig
Die Häupter, grün und prächtig!
O weh, es haben
Die wilden Knaben
Den Nöck betrübt im Wasserfall!

„Komm wieder, Nöck, du singst so schön!
Wer singt, kann in den Himmel gehn!
Du wirst, mit deinem Klingen,
Zum Paradiese dringen!
O komm, es haben
Gescherzt die Knaben:
Komm wieder, Nöck, und singe schön!"

Da tönt des Nöcken Harfenschall
Und wieder steht der Wasserfall,
Umschwebt mit Schaum und Wogen
Den Nöck im Regenbogen;
Die Bäume neigen
Sich tief und schweigen,
Und athmend horcht die Nachtigall.

Es spielt der Nöck und singt mit Macht
Von Meer und Erd' und Himmelpracht!
Mit Singen kann er lachen
Und selig weinen machen! —
Der Wald erbebet,
Die Sonn' entschwebet . . .
Er singt bis in die Sternennacht.

Der unsichtbare Flöter.
(Elbsage.)

„Es klingt so süß im Apfelbaum:
Wach' auf, wach' auf vom Mittagstraum!
Wie fallen auf dich der Blüthen so viel:
Sie löste der Flöter mit seinem Spiel,
Der Unsichtbare, der Frühlingsgeist,
Der Nachtigallen unterweist."

Da flattert hernieder der süße Klang —
Und hinter ihm folget der Kinder Drang;
Auf dem Platz im Dorfe weilt er mehr,
Da ringeln die Kleinen um ihn her.
Jetzt scheint er mitten, nun wieder dort:
Es wechselt Alles mit ihm den Ort.

Und wo er hin flattert und wo er hin geht,
Kein Mensch auf den richtigen Füßen steht,
Das ganze Dorf es folgt dem Schall
Und jubelt und jauchzt allüberall,
Die Wassermühle stehet still:
Den holden Geist sie hören will.

Einst hatt' ihn Einer in's Haus gelockt,
Die süßeste Milch ihm eingebrockt:
Da spielt' er eine Weile schön,
Doch mußt' er am End' durch's Fenster gehn,
Biribitz, wie der Blitz die Scheiben hinaus!
Es sprangen die Fenster im ganzen Haus.

Er leidet niemals einen Zwang:
In der Stube wird ihm die Zeit zu lang;
Doch draußen, so weit der Himmel blau,
Spielt gern er den Hirten in Feld und Au.
Man sieht ihn nicht: es ist der Geist,
Der Nachtigallen unterweist.

Der Hexenritt.

In der Sommernacht
Der Knecht erwacht,
Da sieht er die Mägde geschäftig gehn,
Und mit Marei am Herde stehn;
Mit Salbe beklexen
Sich Besen die Hexen,
Dann geht es im Saus
Zum Schornstein hinaus.
Zieht eine fort,
So ist ihr Wort:
Flieg' auf, flieg' aus, flieg' um, nicht an!
Mir nach, mir nach, wer's auch so kann!
Dann reitet die Hexe
Auf Besen-Gezäckse
Zum süßen Konnexe
Zum Gänsegeschleckse:
Hih, hoh, heh, heeh!
Hah, hih, hoh, heeh!
Durch die Lüfte geschwind
Wie der sausende Wind.

Jetzt meint der Knecht,
Das wär' mir recht!
Nimmt einen Stock und sucht im Rauch
Die Hexensalbe, und salbt ihn auch.
O welch Vergnügen
Ihr nach zu fliegen!
Die fang' ich im Tanz
Um den Kessel der Gans!
Im Zorn will er fort
Und spricht das Wort;
Allein anstatt „flieg' um, nicht an"
Sagt „um und an" der arme Mann.
Nun bleibt er nicht stecken;
Doch fliegt er zum Schrecken
(Er kann sich nicht decken)
An Mauern und Ecken:
Piff, paff, ho, heh!
Rumm, numm, weh, weh!
Mit dem Kopf an den Baum:
Ihm wird wie im Traum! —

Fort und fort,
Von Ort zu Ort, [die Fahn':
Im Sturm an den Thurm, pirr! klirr! an
Er reißt in die Lüfte den Wetterhahn.
Schwirr! pirr! an die Mühle,
In's Flügelgewühle! —
Blautz! prallt er ab;
Der Kopf fliegt ab;
Doch er noch fest
Zum Geiernest
Fliegt an — da rupft und zupft ihn vorn,
Rechts, links und hinten Klau' und Dorn.
So wird er verschlissen,
Zu Faden zerrissen,
Heruntergeschmissen:
Es bleibt nicht ein Bissen! —
Ueber Stock und Block
Hin fliegt sein Stock
Ganz selig allein
Zum Hexenverein.
Dort fliegt er an,
An Weib und Mann,
Man flieht und flüchtet vor ihm her,
Stürzt, stolpert hin, die Kreuz und Quer.
Man kann sich nicht decken,
Es tanzet der Stecken,
Fliegt an und um
Im Kreis herum.
Das Zauberwort
Wirkt fort und fort. [tapp!
Wupp wupp, wupp wupp, tipp tapp, tipp
Klitsch klatsch, klitsch klatsch, klipp klapp,
Auch ist so erpicht er [klipp klapp!
Auf Hexengesichter
Und nimmer zerbricht er,
Bis fort das Gelichter,
Ha hih, ho heh!
Hih hoh, heh heh!
Bis Alles zerstäubt,
Und Nichts mehr bleibt.

Wie Schaum und Faum
Zerrinnt der Traum.
Von Neuem erwacht der gute Knecht
Und reibt die Augen und wacht erst recht:
Da scheint die Sonne,
O Freud', o Wonne,
Weg ist der Tanz,
Er fühlt sich ganz!
Und welch ein Spaß,
Er liegt im Gras:
Marei hat Essen ihm gebracht,
Klopft in die Hand und steht und lacht:
„Was muß ich ersehen?
Statt fleißig zu mähen,
Im Schlafe sich drehen,
In der Sonne sich bähen!" —
Ha, hi, ho, hei,
Komm Hexe Marei!
Den Traum er vergißt
Und küßt und ißt.

Roger und Morgana.

Graf Roger sah vom Thurme
Des dunklen Scyllafelsen
Hinüber nach Sizilien,
Wo nun die Sarazenen
Der Erde Früchte lasen;
In seinem Herzen dacht' er
Der Noth bedrängter Christen. —

Da sah die Fee Morgana
Den wunderschönen Helden;
Von Lieb' entbrannt erschien sie
In ihrem Zauberwagen:
‚Komm mit mir nach Sizilien!
Beschau' das reiche Land dir,
Mit allen seinen Burgen!' —
Held Roger aber sagte:
„Zu Schiff und Rosse fahr' ich
Und nicht in Zauberwagen!"
Nun schwang den Stab Morgana
Und sprach: ‚So hab es leichter!'
O, welch ein Wunder sah nun
Der kühnste der Normannen:
Herüber kam das Land ihm,
Mit allen seinen Bergen,
Mit allen seinen Städten,
Mit Strömen und mit Feldern!
Messina sieht er staunend,
Nun hoch vom Aetnagipfel
Ringshin die ganze Insel!
Nun, in Olivenwäldern,
Umsingen ihn Zikaden,
Auf Syracusa's Trümmern
Nun sieht er Rinder weiden,
Nun summen Bienenschwärme
Um ihn am Hyblaberge.
Nun schaut er Alicata's
Goldwogige Aehrenfelder,
Nun reiche Handelstraßen,
Getümmel von Kamelen!
Und prangend kommt Palermo,
In Hesperidengärten,
Mit schimmernden Palästen
Und tausend bunten Schiffen!
So schwebet alles Land ihm
Bis Trapani herüber,
Bis zu dem letzten Berge,
Auf dem Cytherens Tempel
Erbaut im Zauberwalde. —
Da sprach die Fee Morgana:
‚Bleib hier, mit mir zu wohnen!
Sei du Siziliens König,
Ich will es und mich selber
Dir ganz zu eigen schenken!' —

Held Roger aber sagte:
„Nicht will ich Land von Feen
Durch Minne mir gewinnen,
Doch darum kämpfen will ich
In Christengottes Namen:
Bis ich sein heilig Banner
Gepflanzt auf Thürm' und Mauern!" —
Als Roger so gesprochen,
Zerstob der bunte Zauber:
Berg', Städte, Ström' und Felder
Hinunter in die Meerfluth!
Da lag Sizilien ferne.

Morgana rief: ‚O wehe!
Wie viele Jahre wirst du
Nun schwere Schlachten kämpfen!' —
„Muß ich viel Jahre kämpfen,
So ist's der Helden Sitte
In langem Streit zu dauern!"
— Damit verschwand Morgana
Und ihre Thränen fielen
Hinunter in die Wirbel
Der tobenden Charybdis: —
Wie vieles Weh entstand da! —
Er aber stieg vom Thurme
Des schwarzen Scyllafelsen.
Zu seinen Schiffen ging er;
Der Helden Muth zu höhen,
Ließ er Drommeten schmettern!
Da schwollen hundert Segel,
Zu tausend Siegen flogen
Sie stürmend, nach Sizilien!

Das grüne Thier und der Naturkenner.

Die Thadener zu Hamerau sind ausgewitzte Leute:
Wär' noch kein Pulver in der Welt, erfänden sie es heute!
Allein, allein
So wird es immer seyn:
Was man zum erstenmal ersicht,
Kennt selber auch der Klügste nicht!
Und — wie einmal die Thadner mähn,
Sie einen grünen Frosch ersehn,
So grüne, so grüne!

So grüne war der liebe Frosch, und blähte mit dem Kropfe,
Den Thadnern fiel vor Schreck dabei die Mütze von dem Kopfe:
Mit Beinen vier
Ein grünes, grünes Thier!
Das war für sie zu wunderlich,
Zu neu und zu absunderlich!
Da mußte gleich der Schultheiß her:
Sollt' sagen, welch ein Thier das wär,
Das grüne, das grüne!

Das grüne Thier der Schultheiß sah, als einen Hupf es machte!
Die Thadner wollten schon davon; da sprach der Alte: Sachte!
Lauft nicht davon,
Es sitzt und ruhet schon.
Seid still! und ich erklär' es bald:
Das Thier kommt aus dem grünen Wald:
Der grüne Wald ist selber grün;
Davon ist auch das Thier so grün,
So grüne, so grüne!

So grüne; denn es lebt darin von eitel grünem Laube:
Und — wenn es nicht ein Hirschbock ist — ist's eine Turteltaube!
Da hub der Hauf
Den Schulz mit Schultern auf,
Sie riefen: Das ist unser Mann,
Der jeglich Ding erklären kann,
Er kennt und nennt es keck und kühn,
Kein' Kreatur ist ihm zu grün,
Zu grüne, zu grüne!

Wilhelm Smets,

ein Sohn der berühmten Sophie Schröder, wurde am 15. September 1796 zu Reval im Esthlande geboren, wo sein Vater Joh. Nik. Smets von Ehrenstein (der 1786 als Kriminalrichter am kurkölnischen Gerichtshofe zu Bonn, 1802 als Hofrath beim regierenden Reichsgrafen von Plettingen-Miethingen-Ratibor angestellt war), unter dem Namen Stollmers Kotzebue's deutsche Bühne als Direktor leitete. Nach erfolgter Ehescheidung seiner Eltern kam Smets 1802 mit dem Vater nach Aachen und in die dortige Schule. Als dieser 1812 als praktischer Rechtsgelehrter und Ergänzungsrichter am dortigen Friedensgerichte starb, verließ Smets, obwohl vorzugsweise zum Maler bestimmt, diese Laufbahn und setzte die angefangenen Studien auf dem damals kaiserlich französischen Lyceum zu Bonn fort; sah sich aber genöthigt, wegen einer daselbst im Geiste der deutschen Burschenschaft gestifteten Verbindung zu entfliehen. Im Jahre 1814 ward er Hauslehrer bei einem rheinländischen Freiherrn auf dem Schlosse Rauschenberg bei Opladen nächst Köln; trat 1815 in die freiwillige Jägerschaar des Niederrheins und rückte, in Gneisenau's Hauptquartier angestellt, noch vor der Schlacht bei Waterloo zum Lieutenant auf. Nach der Schlacht flog er den Siegesflug nach Paris mit, nahm aber in der eroberten Hauptstadt nach dem Friedensschlusse seinen Abschied, um an den Rhein nach Schloß Rauschenberg zu seinem Gönner zurückzukehren. Im Jahre 1816 begleitete er den Sohn desselben nach Wien, wo er zu freudigster Ueberraschung in der allgefeierten Künstlerin Sophie Schröder, nach fünfzehnjähriger Trennung, seine Mutter wiederfand, von der er durch eine ganz besondere Verwicklung der Familienverhältnisse nicht wußte, daß sie noch lebe. Nachdem er sich unter ihren Auspizien auf mehreren Bühnen Wiens nicht ohne Glück, aber keineswegs mit dem erwarteten Beifall versucht, ging er, der Bretter überdrüssig, an den Rhein zurück und fand eine Anstellung als Lehrer der deutschen und französischen Sprache und Literatur an der Kriegsschule, nachher am Gymnasium zu Koblenz. Im Herbst 1819 begab sich Smets nach Münster, studirte unter Georg Hermes Theologie und trat 1822, von innerer Ueberzeugung getrieben, zu Köln in den geistlichen Stand. Er erhielt bald die Aemter eines ersten ordentlichen Religionslehrers und Pensionatinspektors am katholischen Gymnasium daselbst und wurde später auch Sonntagsprediger. Körperlich leidend, zog er sich 1828 auf die Landpfarre Jersel bei Bonn zurück; wurde 1832 Oberpfarrer und Schulinspektor zu Münstereifel; verwaltete drei Jahre später die Pfarre zu Nibeggen und privatisirte von 1837 bis 1844 aus Gesundheitsrücksichten meistens in und bei Köln. Diesen Aufenthalt unterbrach 1842 eine Reise nach Rom. 1845 sah er sich zum Domherrn in Aachen erwählt. Im Sturm des Jahres 1848 sandte ihn die Aachener Bürgerschaft als Mann des mäßigen Fortschrittes in die deutsche Reichsversammlung nach Frankfurt; aber seine verjährten Leiden brachen hier mit erneuter Heftigkeit hervor. Er suchte Abhilfe in dem benachbarten Bade Soden, wo er den Sommer über verweilte. Noch immer leidend kam er in die Heimat zurück und starb daselbst den 14. Oktober 1848.

Smets hat seinen Dichterberuf als Lyriker und Epiker nicht selten mit begeisterndem Aufblitzen des Genius beurkundet. Wie ein großer Wechsel des Lebens, so offenbart sich auch ein weiter Umfang seines poetischen Gesichtskreises in seinen Gedichten, Reichthum der Anschauungen und Empfindungen, gepaart mit Kraft, Anmuth und Würde der Darstellung. Besonders rein, schön und tief tönen seine lyrischen Ergüsse, wo sie unmittelbar Erlebtes darstellen und Beziehungen zu des Dichters Mutter enthalten. In seinen geistlichen Liedern erfreut der ungeheuchelte Ausdruck religiöser Ueberzeugung und der edle Geist religiöser Duldung. Auch die politische Lyra hat Smets hin und wieder angestimmt; „auch ihm regen sich" — mit seinen eigenen Worten — „die Schwingen nach dem Gut, für das die unzufriedenen Poeten der Gegenwart glühen; auch er will von Freiheit singen, aber kein Zerstörungslied." Unter seinen Volkssagen, Romanzen und heroischen Darstellungen dürfen sich manche in Betracht der wahren und kräftigen Auffassung, der phantasiebelebten Schilderung und technischen Geschmeidigkeit den besten, die wir besitzen, an die Seite stellen. Außer der von ihm bei Cotta vollständig erschienenen Sammlung „Gedichte" (1840) und dem älteren Trauerspiele „Tasso's Tod" (Koblenz 1819), worin er Situationen anzulegen und wenn auch idealische, doch Charaktere von Haltung zu zeichnen verstand, sind unter seinen poetischen Schriften noch hervorzuheben: „Kleinere epische Dichtungen" (Aachen, 1835); „des Kronprinzen von Preußen Jubelfahrt auf dem Rheine; romantisches Gedicht in 3 Gesängen" (Köln 1833); „Spruchlieder" (Bonn 1835) und „Epheukränze" (Aachen, 1838). Seine letzte Arbeit sind die „frommen Lieder von Friedrich Spee;" der heutigen Sprachweise angeeignet mit einer biographischen und literargeschichtlichen Einleitung (Bonn 1849).

Des Dichters Lebensbilder.

Es spricht aus dreizehn Bildern
Mein ernster Lebensgang,
Gleich edlen Wappenschildern
Sie geben guten Klang;
Und wie ein Bild vorüber
Nun trüb, dann heiter zieht,
Bald heiter und bald trüber
Ertönet auch mein Lied

Das erste zeigt am Strande,
Den Finnlands Fluth benetzt,
Ein Kind, das sich im Sande
Am Muschelspiel ergötzt.
Durch vielverschlungne Wege
Gelangt's zum schönen Rhein; —
Ach, ohne Mutterpflege,
An Vaters Leichenstein.

Das zweite läßt ertönen
Des Jünglings Zitherklang,
Den Kummer zu versöhnen
Durch tiefen Herzenssang:
Und wo in Frühroths Milde
Am Berg das Schloß sich zeigt,
Dem schönsten Frauenbilde
Sich fromm ein Sänger neigt.

Das dritte ruft zum Streite
Mit Kreuzfahn', Speer und Schwert,
Drob ziehn viel wackre Leute
Von ihrer Heimat Herd:
Da sucht mein junges Leben
Im Opfertod sein Ziel,
Dem Vaterland ergeben
Mit Schwert und Saitenspiel.

Das vierte läßt mich schauen
Ein altes Christenhaus,
Viel hundert Jahr' dran bauen
Und bauen's nimmer aus:
Und drin ein Jüngling knieet,
Verworren, trüb und bleich,
Bis Gnade ihn durchglühet,
An Ruh' und Glauben reich.

Das fünfte nennt das klare,
Holdsel'ge Mutterherz:
Treu sucht' ich's viele Jahre, —
Da schwand der Trennung Schmerz:
Wie heb' ich kühn die Lanze
Gen Ränke, Neid und Hohn!
Doch, groß im Lorbeerkranze,
Die Mutter wehrt's dem Sohn.

Das sechste zeigt der Lande
Mir mannichfaltig viel',
Erst an des Meeres Strande,
Da ist des Wandrers Ziel:
Der eilet durch die Menge
Mit still verschämtem Blick,
Doch läßt er der Gesänge
Kühn redend Wort zurück.

Das siebente geleitet
Den Sänger wunderbar:
Im Priesterschmucke schreitet
Er zu des Herrn Altar,
Und wendet sich zum Volke,
Und spricht ein tröstend Wort,
Doch scheucht er selbst die Wolke
Sich von der Stirn nicht fort.

Das achte zeigt daneben
Manch reines Jünglingsherz,
Mir innig hingegeben,
Mich flügelnd himmelwärts;
Des Schülers Blicke sehen
Begeistert auf mich hin,
Nicht ahnend mein Gestehen,
Wie unwerth daß ich bin.

Das neunte nennt die Namen
Der Freunde, Arm in Arm,
Die mir entgegenkamen
Mit Herzen treu und warm:
Der Eine schlägt die Saiten,
Der Andre singt ein Lied,
Für ächte Kunst zu streiten
Sind Alle heiß erglüht.

Das zehnte ist in Trauer
Des Siechthums eingehüllt,
Und kalter Todesschauer
Des Mannes Herz erfüllt;
Doch will noch von der Lippe
Der letzte Hauch nicht wehn,
Es soll an dieser Klippe
Dies Herz noch nicht vergehn.

Das eilfte hebt den Schleier
Vom lang verhaltnen Gram,
Der von des Lebens Feier
Früh seinen Theil sich nahm;
Doch ganz nicht überwunden
Hat er die Lebenslust,
Die noch in Weihestunden
Schwellt die verletzte Brust.

Das zwölfte froh mir zeiget
Manch herrliches Gemüth,
Das schonend sich geneiget
Zu mir aus meinem Lied;
Da seh' ich Alle wieder,
Die mir so hold gesinnt;
Nicht schönern Lohn der Lieder
Ein Sänger je gewinnt!

Das Schlußbild zeigt den Sänger
Ernst und gedankenvoll,
Ob Gram und Siechthum länger
Ihn noch bedrängen soll?
Doch hat ihn nie so sinnig
Die Muse angeblickt,
Und nie so treu und innig
Die Freundschaft ihn beglückt.

So spricht aus dreizehn Bildern
Mein ernster Lebensgang,
Gleich edlen Wappenschildern
Sie geben guten Klang;
Der Klang, dem ich gelauschet,
Der sanft wie Weste bald,
Bald wie der Waldstrom rauschet,
In meinen Liedern schallt.

Todesboten.

Was willst du mir, o Lüftchen, trauernd sagen
Mit bangem Flüstern, das mich leis umwehet?
Die ihr mit Thränenaugen auf mich sehet,
O Rosen, was bedeutet euer Zagen?

Welch stöhnend Seufzen redet aus dem Schlagen
Der Welle, die durch Blumenthale gehet?
Und Sterne, die ihr sonst so leuchtend stehet,
Ihr scheinet auch ein Leid um mich zu tragen?

Antwortet mir; wohl muß ich mit euch weinen,
Wenn mir auch nichts noch euer Leiden nannte,
Kann ich euch trösten, möchtet ihr genesen.

Da sprachen sie: wir trauernd uns vereinen,
Zu sagen dir, was jener Traum dem Dante:
Todt ist die Herrin, die so schön gewesen!

Gelübde.

(1818.)

Wie waren bleich die süß verschämten Wangen
Vom Todeshauch, gleich zarten Blüthenflocken,
Verklungen ganz der Silberstimme Glocken,
Die meines Lebens Sabbathfeier sangen;

Woran so oft mein trunkner Blick gehangen,
So starrten, kalt und feucht die dunkeln Locken,
Ich sah das Wellenspiel der Glieder stocken, —
Da lag sie blaß und starr im Leichenprangen.

Und so auch sah ich sie voll Schmerz und Süße
Im sel'gen Traum als Klosterjungfrau glänzen,
Im Blick der Geisterliebe Heilgewährung:

Mir war's, als ob mich Himmelshauch begrüße,
Und mit der Priesterbinde mich zu kränzen
Gelobt' ich ihr, — und sah sie in Verklärung.

Frühlings-Täuschung.

Zwei heitre Frühlingsgrüße,
Wie haben sie geweckt
So schnell die Blüthenfüße,
Das Veilchen, still versteckt,

Und haben schnell erschlossen
Das Grab des Schmetterlings,
Gelocket tausend Sprossen
Aus allen Gründen rings.

Das war ein heitres Leben
Im lauen Lenzeshauch,
Ein Wirken und ein Weben
Im Menschenherzen auch .....

Doch aus dem Norden schrecket
Ein Frost den Sonnenstrahl,
Des Schneees Schleier decket
Aufs Neue Berg und Thal;

Da welken alle Blüthen,
Der laue West entweicht,
Und wild die Stürme wüthen,
Der Vogel schüchtern schweigt.

Ein Bild von meinem Leben,
Von meinem Herzen auch,
Ist mir im Frost gegeben
Nach flücht'gem Lenzeshauch:

Kaum dringt zu meinem Herzen — Der Freude Sonnenschein,
Das Leichentuch der Schmerzen — Hüllt gleich sie wieder ein.

Glocken und Sterne.

Des Jahres ganze Blumenzeit
Gleich einem Tag nur ist,
Der morgens anhebt mit Geläut,
Mit Sternen abends schließt.

Kaum will der Frost von dannen ziehn,
Kaum daß der Schnee zerrinnt,
Da sieht man auch Schneeglöckchen blühn:
Der Blumentag beginnt.

Und daß die Sonne höher steigt,
O schönster Morgentag!
Das duft'ge Maienblümchen zeigt
Mit Glöcklein tausendfach.

Und ist der volle Tag nun da,
Stehn Blumen mannichfalt,
In allen Farben, fern und nah,
In jeglicher Gestalt.

Ihr Tagewerk nun jede thut,
Zur Sonne hingewandt,
Mit Thau und Duft und Liebesgluth
Gefüllt bis an den Rand.

Doch wenn der Blumentag sich neigt,
Flieht auch der Farben Pracht,
Der letzte heitre Glanz erbleicht,
Es thaut die kühle Nacht.

Da blüht die späte Aster auf, — Ein stiller Abendstern,
Und schließt des Blumentages Lauf, — Nun lobet Gott den Herrn!

Am Abend.

Wie sinkt dort mit dem Abendroth
Der schwüle Tag hinab!
So ruft auch Jeden einst der Tod,
Und Jeder sinkt ins Grab.

Doch mit der Abendröthe sinkt
Die Sonne wie ein Held,
Und ihr erneutes Leuchten winkt
Bald einer andern Welt.

Ach, möcht' auch so, will nun der Tod
Mit uns zur Rüste gehn,
In unsers Lebens Abendroth
Ein Bild der Sonne stehn,

Ein Zeichen, daß vergebens nicht
Auf Erden wir gelebt,
Und noch durch ferne Zeiten bricht,
Was Gutes wir erstrebt!

Edelste Männlichkeit.

An dem Mann erweist sich Eines,
Edelstes der Männlichkeit,
Und es ist von Allem Keines,
Das ihm solche Würde leiht.

Was er wolle, wie er strebe,
Wie er wirkt und gibt und nimmt,
Was ihn preise, was erhebe,
Dies nur seinen Werth bestimmt.

Ist es Adel der Gestaltung,
Hohes Antlitz, männlich schön?
Ist es jene hehre Haltung,
Stets mit Lust und Neid geseh'n?

Ist es Kraft, der, kühn vermessen,
Sicher, was sie will, gelingt?
Geistesmacht, wie selbst vergessen,
Die das fernste Ziel erschwingt?

Ist's Erforschung aller Schätze,
Die ihm Höh' und Tief' erschließt?
Prüfung, Kenntniß der Gesetze,
Draus des Weltall's Kreisung fließt?

Nein, es ist von allen diesen
Keine Würde, die am Mann
Sich als Edelstes erwiesen,
Als das Schönste, was er kann;

O, es ist wie Schattenkühle
In des Eichwalds Einsamkeit:
Demuth bei dem Hochgefühle
Hoher Kraft und Tüchtigkeit.

Schönste Weiblichkeit.

Eines lebet in dem Weibe,
Schönstes aller Weiblichkeit,
Das vom Herzen, Geist und Leibe
Allen höchsten Zauber leiht.

Aus dem Bündniß dieser Dreie
Schwebt es wie ein Frühlingstag,
Und erhebt zu sel'ger Weihe
Wie auf Taubenflügelschlag.

Ist es Schönheit, strahlend, blendend,
Angestaunt, wo sie sich zeigt,
Deren Reizen, nimmer endend,
Selbst die Zeit sich huld'gend neigt?

Ist es Geistesklarheit, thronend
Auf der Stirn mit Siegespracht?
Schärfe des Verstands, die, schonend,
Sich doch halb nur geltend macht?

Ist es Kunstgeschick und Wissen,
Selten nur so reich vereint?
Bildungstrieb, der, hochbeflissen,
Nur von selbst zu wirken scheint?

Nein, es ist von allen diesen
Keine Zier, die sich im Weib
Als das Schönste hat erwiesen,
Ein'gend Herz und Geist und Leib.

O, es ist wie Maienblüthe,
Die ein ew'ger Frühling weiht:
Im Verein mit Herzensgüte
Anmuth und Holdseligkeit.

Der Fischer und der Papst.

Es malt der Sonne früher Strahl
Sankt Peters hohen Dom,
Und von Gewerben ohne Zahl
Wird's laut im alten Rom,
Und emsig naht ein Fischer auch
Dem dunkeln Tiberstrom.

Er wirft sein Netz vertrauend aus,
Und sieh, gleich ist's so schwer,
Als wenn's, ihn bleichen Freud' und Graus,
Sankt Petri Fischzug wär';
Denn zu der nahen Kirche schritt
Papst Innozens einher.

Doch als das Netz er aufwärts zog,
Da hörte man ihn schrei'n:
Weh mir, wie mich die Fluth betrog,
Was für ein Fang ward mein! —
Es trug das Netz im feuchten Schooß
Drei todte Knäbelein.

Wie diesen Fang der Papst erschaut,
Ihn Mitleid tief bewegt;
Du arme Roma! ruft er laut,
Die solchen Gräuel hegt,
Daß sich, von Noth und Qual erdrückt,
Das Mutterherz nicht regt.

Und sinnend, nach dem heil'gen Amt,
Betritt er den Palast;
Das Herz vom heil'gen Geist entflammt,
Er rasch den Vorsatz faßt:
Ein Haus zu gründen, groß und reich,
Für manchen armen Gast.

Bald hebet sich der hohe Bau,
Nach Gottes Geist benannt,
Durchströmet von des Mitleids Thau,
Gleich wie aus Gottes Hand:
Wer arm und krank und älternlos,
Hier Trost und Rettung fand.

Und über'm Thor bis diesen Tag
Dem Mitleid uns zu weih'n,
Ragt hoch das Bild der Noth und Schmach
Aus hartem Marmelstein:
Wie jener Fischer fing im Netz
Drei todte Knäbelein.

Die Begegnung im Vatikan.

Am Abend durch des Vatikanes Hallen
Ein edler Jüngling eilet, hehr und schlicht,
Von hoher Stirne reich die Locken wallen,

Und Kindessinn aus Blick und Mienen spricht;
Wie ihren Meister Jünger still begleiten,
Sieht eine Jünglingsschaar man um ihn schreiten.

Es ist der Göttliche, der seinen Pinsel
In's Morgenroth der ew'gen Schönheit taucht,
Den stete Jugend von der Sel'gen Insel
Zu immer neuer Schöpfung angehaucht,
Und der, gleich einem Hort der Himmelsgeister,
Genannt ist Raphael, der große Meister.

Und ihm entgegen aus der Säulen Dunkel
Tritt Einer, hochgestaltig und allein,
Aus seinen Augen strahlt's wie Gluthgefunkel,
Und um die Lippen zuckt's wie Wetterschein;
Gleich jenem auch genannt als Gottes Bote,
Ist's Michel Angelo, der Bonarote.

Wie der den sanften Jüngling sieht umgeben
Vom Chor der Schüler, herrscht er so ihn an:
Du nahest ja, als gält's auf Tod und Leben
Dir zu erobern kühn den Vatikan;
Gleich einem Feldherrn vor der Schaar der Krieger
Ziehst du einher, als wärst du schon der Sieger!

Und Raphael, von edlem Zorn erglühet,
Geht stolzen Schrittes seines Weges fort,
Das sonst so milde Auge Funken sprühet,
Es zürnt sein holder Mund das strenge Wort:
Und du trittst wie ein Henker mir entgegen,
Der unbegleitet geht auf seinen Wegen!...

So schieden sie, und folgten mit Vertrauen
Der Anmuth hier und dort des Schreckens Ruf; —
Und Raphael in übersel'gem Schauen
Das Bild der hohen Gottesmutter schuf;
Doch Michel Angelo sah man die Qualen
Der Hölle mit der Hölle Gluthen malen.

August Graf von Platen's Bestattung.

Krank zu Syrakus darnieder,
Fern dem deutschen Vaterland,
Liegt der Sänger wackrer Lieder,
Graf von Platen, ruhmbekannt.

Und der Gastfreund, tiefbekümmert,
Sendet nach dem Priester aus;
Von der Stola Schmuck umschimmert
Tritt er bald in's Sterbehaus.

Doch bei halbgebrochnem Blicke
Weiset freundlich mit der Hand
Ihn der Dichter still zurücke,
Lispelnd: „Ich bin Protestant.“
Jener drauf mit leisem Schritte
Wendet sich zum Hintergrund,
Als der Dichter diese Bitte
Thut mit bleichen Lippen kund:

„Wollt Ihr Güte mir erzeigen,
Reichet mir ein Kruzifix.“
Und mit tiefgerührtem Schweigen
Gibt man ihm es augenblicks;
Und im Glauben an den Heiland
Auf dem Bild die Lippe bebt,
Bis sein Geist vom schönen Eiland
Nach dem dunkeln Jenseit schwebt.

Da verbreitet sich die Kunde
In der Stadt des Theokrit,
Wo von manchem Dichtermunde
Tönte manch melodisch Lied:
Daß ein deutscher Sänger eben
Ausgehaucht den edeln Geist,
Dessen kühnes, reines Streben
Laut des Ruhmes Stimme preist.

Und zur würdigen Bestattung
Ist geschäftig manche Hand,
In der Lorbeerzweig' Umschattung
Bald die hohe Bahre stand;
Auf den Sarg den Kranz man legte
Und des Dichters Odenbuch,
Dann vom Sterbehaus bewegte
Schweigsam sich der Trauerzug.

Aber sieh, wer dran sich reihet,
Harrend an der Kirche Thor!
Würd'ner, dem Altar geweihet,
Und der Kathedrale Chor:
Ja, es naht der Syrakusen
Erzbischof, und rings um ihn
Das Kapitel, hold den Musen,
Nach des Dichters Grab zu ziehn.

Hat der Glaube sie getrennet,
Einte sie des Geistes Kraft,
Die ein jedes Herz bekennet,
Wie sie Hohes, Edles schafft .....
Als zur Heimat dann gedrungen
Solcher edlen Duldung Gruß,
Haben still wir dir gesungen:
Ruhe sanft in Syrakus!

Der alte Grenadier

1830.

Armand, von jenen Braven
Ein alter Grenadier,
Sitzt nun, nach zwanzig Schlachten,
Vor seiner Hütte Thür;
Er denket an Marengo,
Und an sein Bataillon,
Vor Allem aber denket
Er an Napoleon:

Wie er zum letzten Male
Bei Waterloo ihn sah,
Und wie der nun begraben
Liegt auf Sankt Helena.
Da murrt der narb'ge Graukopf
Und starret vor sich hin,
Und eine Thräne rinnet
Ihm auf sein rauhes Kinn.

Wie sollt' er wohl besiegen
Den Schmerz in seiner Brust,
Wie könnt' er wohl vergessen
Den schrecklichen Verlust?
Und wie in jenen Tagen
Des alten Zauberbann's,
Faßt ihn auf's Neu' der Zauber
Des wunderbaren Mann's.

Und wo er liegt begraben,
Da treibt's ihn hin mit Macht,
Da möcht' er Wache stehen
Nur Eine dunkle Nacht.
So geht's ihm nach, gespenstig,
Und läßt ihm keine Ruh,
Bis endlich er marschieret
Dem nächsten Hafen zu.

Es liegt hier segelfertig,
Zu reisen um die Welt,
Ein Schiff, das auch am Felsen
Des Grabs vor Anker hält.
Der Kapitän erkennt ihn,
Ein alter Kriegskam'rad;
Sie grüßen sich im Namen
Der alten Zeit und That.

Drauf segeln sie von dannen,
Seh'n schon das Grab im Geist,
Da hebet sich der Sturmwind
Und Tau' und Segel reißt.
Mit Mühe sie entkommen
Dem Untergang, so nah,
Und retten sich zum Hafen,
Der kaum sie scheiden sah.

Und wie der Sturm die Wogen
Des Meeres hatt' empört,
So ward auch von Paris her
Des Sturmes Wuth gehört:
Da floh der Bourbonide,
Und Philipp d'Orleans
Nahm wieder die drei Farben
Als Reichsverweser an.

Drum starret auf dem Schiffe
Dem Grenadier das Blut,
Als hab' in langem Schlafe
Er fünfzehn Jahr' geruht:
Es tönt die Marseillaise
In sein betäubtes Ohr,
Und von den Thürmen flagget
Die Fahne trikolor.

Da ruft der alte Brave:
„Der todte Kaiser lebt,
Ob ihn auch Hudson's Täuschung
Noch tausendmal begräbt!"
Und preßt, im Todeskrampfe,
An's Herz sein Croix-d'honneur,
Und ruft mit hohler Stimme
Sein letztes: „Vive l'Empereur!"

Die Kameraden tragen
Den Treuen in die Gruft,
Und Trauersalven schallen,
Ihn ehrend, durch die Luft.
So starb von jenen Braven
Ein alter Grenadier,
Treu folgend seinem Kaiser
In's letzte Feldquartier.

Aus meinem Leben.

1. Reval.

Dunkel geheimnißvoll, wie längst entschwundene Träume,
Stehst du an Finnlands Golf mir vor dem inneren Sinn.
Ist es Erinnrung, ist's nur liebliche Täuschung, zu wähnen,
Daß ich noch deiner gedenk', wo mich die Mutter gebar?
Wo mir in's Auge zuerst einströmte die heitere Bläue
Deines Himmels, so klar leuchtend am herbstlichen Tag,
Wo sich meiner gefreut nach lastendem Schicksal der Vater,
Wo mich die Mutter zuerst drückt' an die schwellende Brust,
Wo mit geweiheter Fluth im Tempel des heil'gen Olaï
Gläubig der Diener des Herrn netzte mir Scheitel und Stirn.
Kaum noch umwallte Gelock, goldfarbig erglänzend, das Haupt mir,
Als mich der Schlitten dir schon, früheste Heimat, entführt.
Aber wohin mich auch trug, aufwogend, die Welle des Lebens,
Zog mich ein dunkles Gefühl sehnend nach dir doch zurück,

Wo ich dem goldenen Licht zuerst entgegengelächelt,
Wo mir die Thräne zuerst blühende Wangen genetzt,
Und wohin mich auch fürder, gelangt nun schon zu des Lebens
Mittag, führe mein Loos dunklern und lichteren Pfad:
Immer doch werd' ich nach dir mich sehnen mit kindlicher Neigung,
Reval, am finnischen Golf, wo mich die Mutter gebar.

---

2. Breslau.

Sei wehmüthig gegrüßt, du spätere Heimat des Knaben,
Deutlich erkenn' ich noch Haus, Garten und Straße und Fluß,
Denke des Tischchens auch noch, woran ich, umstellet von Muscheln,
Bilder aus Gellerts Buch singend und emsig bemalt,
Und der Gespielen, die mich, den zu schüchternen Knaben, ermuntert,
Nahmen zum lauteren Spiel blumige Wiesen uns auf.
Aber nicht konnt' ich verstehn tiefernstere Blicke des Vaters,
Nicht den gedehnteren Kuß, welchen die Mutter mir gab:
Die mich in Liebe gezeugt, an Alter ungleich und Gesinnung,
Lösten ein Bündniß, das kaum sieben der Jahre gewährt.
Stählt zum Kampfe das Herz frühzeitig die Strenge des Vaters,
Vieles doch mangelt dem Kind, welchem die Mutter gebricht.
Nicht mehr sollt' ich sie seh'n am Lenztag glücklicher Jugend,
Nur wie ein Traumbild noch dämmert der Abend mir auf,
Wo sie zuletzt mich hielt im Arm auf schaukelndem Schooße,
Mir mit thränendem Blick spendend den heiligen Christ.

---

3. Des Vaters Grab bei Aachen.

Dreimal geweiheter Ort mir, wo unter beblümetem Hügel
Schlummert die Asche des Manns, welchen ich Vater genannt.
Guter, dir wurde bescheert, zu kosten die bitterste Hefe,
Noch im Alter der Kraft raubte dich hastig der Tod.
Rastlos entführt' ein unselig's Geschick dich der rheinischen Heimat,
Keiner Bestrebung Preis sahst du am lohnenden Ziel.
Von so Vielen verkannt, mit dem feurigen Herzen im Busen,
Und unbestechlichen Sinn's, sankst du in's ruhmlose Grab.
Selber noch war ich ein Knabe, geneigt schon zum Alter des Jünglings,
Aber durch deinen Verlust welkten die Blüthen mir bald.
Wie ein verderblicher Reif anhauchet die Blüthe des Pfirsichs,
Daß sie zur schwellenden Frucht nimmer gedeihe fortan:
So mit eisigem Hauch anwehte dein Tod mir die reich're
Blume des Geists und schnell welkt', unerschlossen sie hin.
Einst mich im Tempel der Kunst ruhmvoll als Bildner zu schauen,
War dein heißester Wunsch, deiner Entbehrungen Ziel,

Hochauf klopfte dein Herz und strahlender wurde der Blick dir,
Wenn ich, freudig behend, reihte Gemäld' an Gemäld';
Aber dich raffte der Tod, du sahst nur mein knabenhaft Streben,
Und, abhängig, verfiel selber ich fremdem Geheiß.
Doch was treu du gepflegt im Geist des empfänglichen Knaben,
Wie du für edles Gebild Herz mir erschlossen und Blick,
Nie mein verändertes Loos hat Trieb mir und Neigung gewandelt,
Bleibt mir doch Krone des Glücks, Blüthe des Lebens — die Kunst! —
Drum sei heilig mir stets Grabhügel des edelsten Mannes,
Der die Besel'gung der Kunst früh mir im Herzen erweckt.

---

4. Im französischen Lyceum zu Bonn.

„Weg mit Palett' und Pinsel, die Kunst geht immer nach Brod doch;
Lern' was Tüchtiges sonst, das dich auch sicher ernährt!"
So nun erging an mich wohlmeinender Rath der Verwandten,
Und dem versäumten Scholarch mußt' ich mich weihen auf's Neu';
Aber es wollte nicht ruhn tiefwurzelnde Neigung des Kunstsinn's,
War mir die Farbe verwehrt, bot mir Ersatz Poesie!
Ha, wie standen gereiht, Lieblinge der Jugend, die Dichter
Klopstock, Hölty und Kleist, Schiller und Bürger und Gleim!
Aber verstohlen doch nur, da verpönt war Rede der Deutschen,
Schwer lag Fremdherrschaft längst auf den Ufern des Rheins.
Mich, harmlos wie ich war, umspann, eh' ich's dachte, Verrath schon,
Denn ich sündigt' am Staat, sündigt' am guten Geschmack.
Was großartig verbrach an Deutschen der Cäsar, das ahmten,
Schmach anhäufend auf uns, kleinlich die Kleinen ihm nach.
Wie auf den Wagen des Siegs zehnfach der Gewaltige Raub lud,
So trug leicht der Pedell Dichter im Korbe mir fort.
Und es ergoß sich leicht des Direktors höhnende Rede,
Daß mir das Antlitz hoch glühte vor Scham und vor Zorn:
Deutschlands Dichter benannt' er Bänkelsänger, — Corneille,
Racine und Boileau nur sei mir zu lesen erlaubt.
Polternd verließ er den Saal, in Haft festhaltend die Dichter;
Doch nicht konnt' er ihr Lied bannen, das stets ich vernahm,
Und nicht ahnt' ihm, wie bald sich wandten der Völker Geschicke;
Doch der entfesselte Strom rauschte bei deutschem Gesang!

---

5. Die Spur der Mutter.

Ob mir die Mutter noch leb' und wo? das war mir Geheimniß;
Aber die Ahnung verhieß: sicherlich lebet sie noch!
Still, ihr getreu, nachforscht' ich mit Sehnsucht des kindlichen Herzens,
Und ich entdeckte der Spur zweifelhaft dämmerndes Licht.

So wie nach Osten gewandt, nach dem goldenen Thore des Morgens,
Dort der Erwartungen Ziel hoffet der Pilger zu schau'n:
So nach Osten auch zeigte die Spur, und schwellende Segel,
Heiliger Sehnsucht Bild, führten zum Ziele mich hin!

---

6. Sophie Schröder.

Sie, sie sollt' es doch seyn, die gefeiertste Mime der Deutschen,
Die aus der Kindheit Traum mir noch als Mutter erschien.
Solches verhieß mir die Spur, der ich treu sehnsüchtig gefolgt war:
Nun, der Ersehnten so nah, faßte mich Zweifel auf's Neu'!
Aber es trieb mich zuerst nach Melpomene's Tempel die Ahnung,
Hier, hier sollt' ich sie seh'n, hier sie erkennen vielleicht!
O, wie ward ich erfaßt von dem Bild, das jetzt vor den Blicken
Staunend erwartenden Volks wurde vorübergeführt:
„Salomo's Urtheil" war's; es standen die Mütter, die beiden,
Schon vor dem Throne, das Schwert zuckte schon über dem Kind.
Aber in schrecklicher Qual stürzt nieder die eine der Mütter:
„König, verschone mein Kind! Gib es der Anderen hin!" —
Gott, wie wurde mir da! Ganz deutlich vernahm ich die eig'ne
Stimme, so wie sie mir selbst tönt aus der volleren Brust,
Thränenden Blicks entdeckt' ich im Antlitz die eigenen Züge:
Stirn und Augen und Mund, selbst auch das Grübchen im Kinn.
— „Mutter, du bist's! Ich zweifle nicht mehr, es lebet dein Kind noch!"
„„Wilhelm, mein ältester Sohn!"" rief sie, und sank mir an's Herz.

Johannes Wilhelm Meinhold

wurde am 27. Februar 1797 in Utzelkow auf der Insel Usedom in Pommern geboren, wo sein Vater Prediger war. Das Ländchen seiner Geburt bildet unter dem Namen „Gnitz" wieder eine Halbinsel auf der größeren Insel und ist so einsam gelegen, daß der Knabe, welcher von seinem Vater unterrichtet wurde, nie einen Gespielen seiner Bildung gehabt, ja auch nur im Leben gesehen hatte. In diesem Zustande ward er, nun 16 Jahre alt und mit sehr nothdürftiger Vorkenntniß, von seinem Vater auf die damals noch schwedische Universität Greifswald gebracht, um Theologie zu studiren. Hier bereiteten ihm seine natürlichen Schroffheiten Verkennung aller Art; indeß wußte der Dichter Ludwig Theobul Kosegarten die damals schon hervorbrechenden dichterischen Anlagen des Jünglings hinlänglich zu würdigen und soll ihn wiederholt mit einer Nuß verglichen haben, die unter rauher Schale einen süßen Kern verberge.

Nur zwei Jahre erlaubten es die beschränkten Mittel des Vaters, unsern Meinhold studiren zu lassen, der seit dem Herbst 1815 in mehreren Familien als Hauslehrer fungirte, bis er 1818 als Prädikant von dem Magister Gering, erstem Prediger in dem Neu-Pommer'schen Städtchen Gützkow, angenommen wurde. Hier verlobte er sich mit dessen zweiter Tochter Julie und ward auch schon 1820 als Rektor der Schule zu Usedom, der Hauptstadt seiner vaterländischen Insel, berufen.

Ein Trauerspiel „Herzogin Sophie von Pommern," welches Meinhold von hier an Jean Paul sandte, fand unerwartete Aufmunterung. Aber auch an dem damaligen Vorsteher der Provinz Pommern, dem wirklichen Geheimrath und Oberpräsidenten Sack fanden die poetischen Versuche Meinholds einen solchen Gönner, daß er ihn schon nach 9 Monaten seines Schulamtes entband und auf die höchst poetisch und hart an der Ostsee belegene Pfarre zu Koserow versetzte, obgleich er noch nicht das kanonische Alter von 25 Jahren hatte. Hier wurden ihm vier Söhne geboren und hier gab er auch (Greifswald, 1823) die ersten Talentproben, seine „vermischten Gedichte" heraus. Diesem folgte (Greifswald, 1826) das Epos: „Otto, Bischof von Bamberg, oder die Kreuzfahrt nach Pommern," welches den Verfasser weiter auf die umfangreiche Pfarre zu Krummin auf Usedom beförderte. Hier verweilte er fast 18 Jahre, studirte nächst den alten Sprachen und der systematischen Theologie die griechischen und lateinischen Väter, ward Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, und 1840 für eine Schrift über Weissagung und Wunder Doktor der Theologie; ließ 1835 seine Gedichte (Leipzig bei Brockhaus) in zweiter Auflage erscheinen; veröffentlichte 1837 (Stralsund) die „humoristischen Reisebilder von Usedom;" 1839 seinen „Schill", ein kleines vom Publikum wohl wegen des unbedeutenden Verlagorts (Pasewalk) übersehenes Epos; schrieb 1841 die „Bernsteinhere", und veröffentlichte 1844 sein religiöses,

in einzelnen Partieen an Dante und Milton erinnerndes Gedicht: „Athanasia, oder die Verklärung Friedrich Wilhelm des Dritten."

Auf die schöne Pfarre zu Rehwinkel in Pommern befördert, schrieb er seine „Sidonia oder die Klosterhexe," bis das Unglücksjahr 1848 auch über ihn mit seinen Stürmen hereinbrach. Schon seine konservative Brochüre „Die babylonische Sprachen- und Ideenverwirrung der modernen Presse" (Leipzig 1848) machte ihm viele Feinde; ihre Anzahl wuchs aber, als er seine Ausgabe der „Weissagung des Abts Hermann Lehnin um's Jahr 1234" (Leipzig 1849) erscheinen ließ und sich dabei ganz auf den katholischen Standpunkt versetzte. Als sich in Folge dessen seine Gemeinde gegen ihn erklärte, ihre kontraktlichen Verpflichtungen mit Erfolg ihm verweigerte, er überdies bei dem Freigeben der protestantischen Kirche durch den Staat für die letztere einen nothwendigen und gänzlichen Untergang in der nächsten Zeit zu befürchten glaubte, legte er sein Pfarramt nieder und lebt zur Zeit, laut öffentlichen Blättern seinen Uebertritt zur katholischen Kirche vorbereitend, in Charlottenburg bei Berlin.

Eine tüchtige Persönlichkeit spricht aus den Leistungen dieses an älteren Mustern heraufgebildeten Dichters. In seinen Poesieen, zum größeren Theil kirchlich-romantischen Inhalts, vereinigen sich Kraft der Phantasie und des Gedankens, Wahrheit und Wärme des Gefühls; religiöse Begeisterung, fromm-mystische Anschauung und Naturfreude; Erhabenheit der Darstellung und Anmuth der Schilderung, oft reizend durch einen Hauch von Wehmuth, den seine Einsamkeit und Verödung am äußersten Meereswinkel Deutschlands hervorruft. Diese Vorzüge beeinträchtigt mehrfach leider! ein ungehöriges Hervorblicken von Tendenz. Nicht selten auch stört in seinen Erzeugnissen das Eckige und Halbfertige, das Schwerfällige in Ausdruck und Wendung, während der Gedanke blitzt und leuchtet; es sind Edelsteine, denen noch der Schliff oder die feinere Fassung fehlt. Neben seinen die heimatlichen Zustände lebendig und plastisch veranschaulichenden Idyllen, denen Goethe in seinen Schriften unter dem Titel „Individualpoesie" ein ehrenvolles Denkmal gesetzt hat, gebührt seinen Naturbildern und einzelnen seiner heimatlichen Sagen und kirchlich-romantischen Erzählungen der Vorzug. Unter den letzteren ist der „Kraken" ein Meisterstück, durch und durch eigenthümlich, in der Kraft der Auffassung und Schilderung an Schiller's feierlich-erhabene Darstellungsweise erinnernd.

Am berühmtesten wurde Meinhold durch den chronikalischen Roman: „Maria Schweidler, die Bernsteinhexe," den der König von Preußen in Folge der in der Christoterpe gegebenen Proben im Manuskript sich einsenden und, — da der Verfasser in ganz Deutschland keinen Verleger dafür finden konnte! — in Berlin bei Dunker herausgeben ließ. Von dieser Schrift, welche fast Alle für Geschichte nahmen, da sie doch von Anfang bis zu Ende reine Poesie ist, welche nicht blos der getäuschte Laube in ein unbedeutendes Drama verwandelte, sondern die selbst auf der Berliner und Münchener Bibliothek unter „Criminalia" aufgestellt wurde, erschienen bald eine französische und drei verschiedene englische Uebersetzungen. Die englischen Kritiker freuten sich über die Linksheit der Deutschen, welche die Geschichte Christi für Dichtung und die Dichtung Meinholds für Geschichte genommen hatten und wußten in ihrer Literatur an Originalität der Erfindung nur den Robinson von De Foë der Bernsteinhexe entgegenzustellen; sie erkannten in ihm, nur zum Theil auch in Deutschland, einen der ersten Romantiker. (Quarterly Review und Athenaeum von 1844. Fraser's Magazine, Oktober 1848. Allgem. Zeitung vom 17. Dezember 1843.) Dagegen konnte die deutsche Tageskritik unserm Dichter niemals seine wohlgelungene Mystifikation vergessen und blieb, trotz dem beigebrachten Zeugniß der ganzen Synode Usedom, bei der Behauptung: die Bern-

steinhexe sei eben doch Geschichte. Als Gegenstück und zugleich als schlagende Antwort auf jene Beschuldigungen schrieb nun Meinhold seine „Sidonia von Bork, die Klosterhexe“ (Leipzig 1847), gleichfalls wie ersteren Roman in der Sprache des siebenzehnten Jahrhunderts. Zugleich gab er in der Vorrede zum dritten Theil dieser Dichtung Auskunft über die Natur und das Wesen des „chronikalischen Romans,“ als deren Erfinder er sich allein betrachtet. — Er soll sich jetzt mit einem dritten chronikalischen Roman „Ritter Sigismund Hager von und zu Altensteig, oder die Reformation, in Briefen, ꝛc.“ beschäftigen.

Der Gesang.

Wahrhaft wunderbar, ein unerforschtes Geheimniß,
Wenn das göttliche Lied aus der Brust des seligen Sängers
Wie aus Hügeln am Bach ein Frühlingsmorgen emporsingt.
O du Rufer im Geist, woher, unsterblicher Herold?
Traun wie der helle Komet, der freudige Waller im Luftraum,
Plötzlich taucht er hervor aus unermeßlicher Fernwelt,
Die kein Newton gekannt, kein Galilei geahnet,
Und rings weichen die Stern' umher dem strahlenden Fremdling:
Also naht der Gesang aus unergründlichen Tiefen,
Siegend taucht er empor, doch woher? weiß Niemand zu sagen.

Der Wurm am Meere.

Wie dies Gewürm aus unermess'nem Meer,
Taucht auch der Mensch aus deinem dunklen Schooß,
Unendlichkeit, und ahnet nicht, woher! —
So klimmt er auch auf seinen Erdenkloß,
Von Thränen feucht, und tastet um sich her,
Ob er ergreif' ein wenig Gras und Moos
Für seinen Mund, und er ergreift's so schwer!
Der arme Mensch, wie trüb ist doch sein Loos! —
Er ahnet nichts und mühet sich so sehr,
Da kommt die Fluth, da wird die Welle groß,
Und er versinket wiederum in's Meer! — —

Fata Morgana.

O seht, o Wunder! sehet,
Aus offenbarem Meer
Strahlt, wenig Meilen ferne,
Die größte Stadt einher!

Auf hohem Inselrücken
Hebt sie mit Thurm und Thor,
Mit Schlössern und Palästen
Sich aus der Wog' empor.

Da theilt den Morgennebel
Ein klarer Strahl des Lichts,
Und eh' die Möw' aufflattert,
Verschwindet sie in Nichts! —

Und wo die sel'ge Thule
Noch eben vor mir schwamm,
Da wälzt sich jetzt schon wieder
Der öde Wogenkamm.

So wähnt das Herz auf Erden
So nahe oft sein Glück,
Doch will sich's freudig nahen,
Weicht plötzlich es zurück.

Wo liegt die sel'ge Thule
Mit ihrer sel'gen Stadt,
Die jedes Herz gesehen,
Doch nie erreichet hat?

Ach, nur ihr blasser Schatten — Fällt in die Welt des Wahns,
Sie selber lieget jenseit — Des Erdenozeans!

Abends auf dem Anstand.

Wie scheint der Mond so helle
Am grauen Fichtenrand,
Wie rauscht des Meeres Welle
So dumpf am fernen Strand!

Kein Thier ist mir erschienen,
O daß ich heimwärts wär'! —
Wie schwebt es von den Dünen
So schemenhaft daher!

Wie rauscht es durch die Eichen,
Wie knistert's rings herab
Und senkt wie Menschenleichen
Das welke Blatt in's Grab!

Ich weiß nicht, welches Bangen
Mich wunderbar durchzückt,
Als ob mein Geist den langen
Vernichtungsarm erblickt. — —

Ich schmettre dich nicht nieder, — Komm ruhig, sichres Thier,
Mir graust es durch die Glieder, — Als zielt' es auch nach mir!

Die Schifferbraut.

Ihr Augen, werdet wieder hell,
Versieg' ein wenig, Thränenquell,
Ich klimm' auf dieser Düne Rücken
Und will noch einmal jenseits blicken.

Wo bist du denn, du öder Strand,
Du unbarmherz'ges Inselland? —
Die Ferne ist mit Duft umzogen,
Ich sehe nichts als Luft und Wogen —

Da bricht die Sonne klar hervor
Und, weh! nun taucht es hoch empor,
Weh mir, so wie der Sarg des Lieben,
So steht es schwarz und düster drüben!

Ach Land, ach Land voll tausend Weh,
Du bist gefühllos wie die See,
In dir gibt's keine Menschenherzen
Voll Mitleid mit des Bruders Schmerzen!

Dort lief er auf das tück'sche Riff,
Zerschmettert bebt sein armes Schiff,
Die Woge stürzt in die Kajüte,
Es sinkt, es sinkt, daß Gott behüte!

Er klimmet auf den hohen Mast
Und schreiet ohne Ruh' und Rast;
Drei Tage sitzt er dort und jammert,
Den Baum mit festem Arm umklammert;

Von Glatteis trieft ihm Haar und Kleid,
Bald sinkt sein Arm vor Mattigkeit,
Der Mastkorb schlenkert auf und nieder
Und schlägt ihm blau die theuren Glieder.

Und immer tiefer sinkt das Schiff
Und löst sich auf dem Felsenriff,
Die Masten stehen halb im Wasser,
Der Tod naht graß und immer grasser.

Da läßt auf nahen Uferhöh'n
Sich eine Schaar von Männern sehn,
Schnell rafft er auf die morschen Glieder,
Und schreit noch einmal: „Rettet, Brüder!"
Die wilden Männer gehen fort,
Und Er? — Ach Land, du trägst den Mord —
Verschwinde, Land, in meinen Thränen,
Sonst bricht mein Herz vor Schmerz
und Sehnen!

Trost der Armuth.

Choral.

Was sprichst du, mich hat Gott verstoßen,
Ich such' umsonst mein täglich Brot?
Du lästerst den Erbarmungsgroßen,
Der nah' dir ist, wie deine Noth;
Der deine Haare hat gezählt,
Weiß wohl, was deine Seele quält.

Was neidest du den reichen Sünder
Und wähnst, vor Thränen zu vergehn,
Wenn du und deine nackten Kinder
Umsonst um Schutz und Brot ihn flehn;
Was murrst du, ungetreuer Knecht,
Und nennst den Herren ungerecht? —

Ach, laß verstummen deine Klagen
Und höre Christi Stimme an:
„Du sollst nicht sorgen und nicht sagen,
Was ess' und trink' ich armer Mann;
Gott wußte wohl, was du bedarfst,
Eh' du dich betend niederwarfst!

„Sieh an die Vögel unterm Himmel,
Sie sä'n und ernten nicht, und doch
Ernährt der Vater sie im Himmel
Wie gestern, so auch heute noch.
Bist du denn nicht viel mehr, als sie?
Kleingläubiger, drum zweifle nie!"

So tröstet Christus dich, dein König,
O Herz, und dennoch schlägst du kalt? —
Blieb ihm denn mehr als dir? — Wie wenig
Blieb Gottes Sohn' in Knechtsgestalt;
Sah nicht die Wüste seine Noth,
Versucht' er aber Gott ums Brot? —

Dein König, der so hoch gefürstet,
Wie nie ein Fürst auf Erden ward,
Rief er am Kreuze nicht: „Mich dürstet!"
Wann war dein Schicksal je so hart?
Beut dir die süße Quelle nicht
Den Labetrunk, der ihm gebricht?

Die Füchse haben ihre Gruben,
Der Gott, an den die Menschheit glaubt,
Fand aber, bis sie ihn begruben,
Hier keine Stätte für sein Haupt:
Der Gott, an den die Menschheit glaubt,
Fand keine Stätte für sein Haupt!

Drum leide doch zu Christi Ruhme,
O Herz, und laß dein Weh und Ach,
Das Fischlein und die Broteskrume
Verwandelt er noch tausendfach,
Und wenn die Noth am größten ist,
Ist er am nächsten, lieber Christ!

Abendgemälde.

Hernieder ist gesunken
Das schöne Licht der Welt,
Und purpurrothe Funken
Umsprühn das Himmelszelt,
Indeß von reinster Gelbe
Das blaue Prachtgewölbe
Sich dorten angehellt.

Wie glänzt in seinem Schimmer
Der spiegelklare See,
Der Wald, die Klostertrümmer
Auf ferner Uferhöh',
Die nahe Blumendolde —
Ach, Alles steht im Golde,
Wohin ich geh' und seh'!

Und was noch lebt und webet,
Das jauchzt im frohen Chor,
Aus brauner Furche schwebet
Die Lerche laut empor;
Der Kranich kommt in Schaaren
Helltönend angefahren
Um's goldne Abendthor.

Umsummt vom Dämmrungskäfer
Setzt sich am Uferried
Der frommgerührte Schäfer
Und singt sein Abendlied,
Indeß im Wasserspiegel
Das lockende Geflügel
Purpurne Kreise zieht.

Doch jene fernen Stimmen,
Die in dem falben Raum
Der Dämmerung verschwimmen,
Entwirrt das Ohr sich kaum;
Ihm ist's, als ob es werthe
Bekannte Laute hörte
Im wachen Dichtertraum!

Und einsam um den Abend
Hebt sich ein Wolkenbild,
Fast Menschenformen habend,
Holdblickend, vatermild,
Als wär's der Geist der Liebe,
Der dorten sich erhübe
Und alle Herzen füllt!

Vineta.

(Aus dem Idyll: „Der Streckelberg oder die Dichterheimat".)

Jenes umwölkte Gestade, das sich mit bläulichen Wäldern
Dort aus den Fluthen erhebt und schwarzen dämmernden Massen,
Ist der gesegneten Oie*) fruchtbares, glückliches Eiland. —
Wenige Männer ernährt die weizenumrauschete Insel,
Doch voll biederen Sinns und alter, löblicher Sitte.
Fruchtlos starret dagegen, ein Hügel wehenden Sandes,
Dort der Ruden empor an der Peene äußerstem Einfluß,
Wüst und todt und still; kein Pflänzchen umwuchert den Boden,
Und kein Vogel erhebt dahier den melodischen Fittig.
Nur das Geflügel des Meers umkreischt die einsame Düne,
Möwen und Taucher der Wog' und die wilde fleckichte Strandgans.
Melancholisch schaut aus dem kleinen Fenster der Lootse
In die düstere See und lebt einförmige Tage,
Bis am äußersten Himmel ein Mast auftaucht aus dem Nebel.
Siehe! dann springt er hervor und hält den Kahn in Bereitschaft,
Holt sich Segel und Ruder herbei und mächtige Taue,
Daß er lootse das Schiff in den wiesenufrigen Flußport. —

Doch nicht sorget er so auch jener Schiffe, die dorten
Dicht wie Wälder geschaart aus dem Meere starren gen Himmel. —
Hier erhob sich einmal in den grau'sten Tagen der Vorzeit
Die weitherrschende Stadt Vineta; doch ein Jahrtausend

*) Die Oie (sprich Eu) und der Ruden sind zwei kleine Inseln zwischen Usedom und Rügen, von welchen die erstere überaus fruchtbar ist und drei oder vier wohlhabende Bauerfamilien ernährt, inzwischen die letztere nur aus einer wüsten Sandscholle besteht und von Niemand, außer einigen königlichen Lootsen, bewohnt wird.

Tilgte die Woge sie schon von des Himmels zürnendem Antlitz! —
Mächtige Trümmer nur tauchen noch dort hervor aus dem Abgrund,
Grünes, beschlammtes Gestein, wohl zween Stunden im Umfang.
Gerne lagert sich hier im Strahl des Morgens der Seehund,
Kletternd mit Grunzen empor auf den weißumwogten Granitblock,
Daß er verzehre den Raub der Nacht; doch ihn necken beständig
Rings anflatternde Taucher der Wog' und der schreiende Seeaar. —
Aber höre nun erst, bevor ich der schwankenden Schiffe
Kühnes Ermessen dir lehre, dafern dir's gefällt, es zu wissen,
Welches herbe Geschick in den Abgrund stürzte die große
Weitgepriesene Stadt, desgleichen nimmer gesehn ward!
Weder die hohe Byzanz, noch die güterreiche Venedig
Raubten einstens den Preis der weltberühmten Vineta.
Völker von jeglicher Zung' und Völker von jeglichem Glauben,
Wenden, Sachsen und Griechen mit weitgeschifften Arabern
Strömten in buntem Gemisch durch die menschenbrausenden Straßen,
Emsig fahrend von hier mit des Bernsteins köstlichem Erdharz
Bis an's Ende der Welt und des Südens entlegenste Pole.
Aber dafern ein Christ der Stadt sich nahte, sogleich dann
Griff ihn das grausame Volk und bracht' ihn den Götzen zum Opfer,
Darum vertilgte so jach auch die Stadt der rächende Heiland.

Denn es brüllte dafür — so geht die Sage der Menschen —
Plötzlich gen Himmel das Meer wie tausend Schlachten, wie tausend
Donner der feurigen Höh'; schwarz auf sich richtende Geister
Stiegen die Wogen der Nacht bis an die Feste des Himmels,
Und im Moment, wie von Sand ein Spielwerk müßiger Knaben,
War mit Mauern und Wällen und Thürmen und Menschen und Göttern
Untergegangen die Stadt, und in die hohen Paläste
Zogen die Ungeheuer der Nacht, Scheusale des Abgrunds,
Fraßen die Leichen hinweg von Wodans ragendem Altar,
Und es erblickte kein Auge der Menschen wieder Vineta. — —
Nur am Ostermorgen, zur ersten Stunde der Dämm'rung,
Zieht aus den Wassern empor der triumphirende Heiland
Annoch jährlich die Stadt, zur Warnung seinen Verächtern.
Gräßlicher sträubt sich nicht das Haar dem geängstigten Schiffer,
Wenn er zu nächtlicher Zeit des Ertrunknen schimmernden Schemen
Stehn und winken sieht auf der Fluth, ihm Verderben bereitend,
Als sich dann jegliches Haar dem entsetzten Wanderer aufsträubt. —

Also wurde Vineta gerichtet; dieses Verhängniß
Tilgte die blühende Stadt in den grauen Tagen der Vorzeit,
Bis ihr grünes Gestein, wohl zween Stunden im Umfang,
Mühende Menschen anjetzt aus dem langen Grabe hervorziehn.

Der Kraken.

(Nach Bartholinus hist. anatom.)

Was steiget in der stillen See
Vor Drontheim plötzlich in die Höh',
Gleich einem grauen Inselfelsen,
Bedeckt mit Kabeljau und Welsen,
Mit tausend Fischen groß und klein,
Die blitzend springen im Sonnenschein?
Das neue Land mit seinem grauen
Gestad' ist kaum zu überschauen;
Wild wachsen Bäume drauf hervor
Und ragen mastengleich empor,
Mit Seetang überdecket, oder
Mit grünen Muscheln; grauer Moder
Tropft vom Gezweig, und um und an
Erhebt ein Dampf sich himmelan. — —

Bald sammeln sich zahllose Schaaren,
Das Land in Kähnen zu befahren.
Der Bischof steiget selbst hinein,
Die neue Insel Gott zu weihn.
Schon ätzen drauf sich Möw' und Krähe
In friedlicher und trauter Nähe,
Auch fuhr der Adler schon hinauf
Und hält hier froh wohlfeilen Kauf;
Da landet man und sucht mit Mühe,
Wie man die Kähn' an's Ufer ziehe;
Auch bindet man sie wohl am Saum
Der Küst' an einen nahen Baum,
Dann sieht man jubelnd Alles gehn,
Das neue Eiland zu besehn.

Es scheint ein kahler Fels und hat
Mehr Umfang als die ganze Stadt;
Doch, wie's zu den seltsamen Bäumen
Gelangt, weiß Niemand sich zu reimen.
Der eine scheint, als ob er lebt,
Weil in der stillen Luft er bebt.
Schröpfköpfen ähnlich haben oben
Sich rothe Warzen rings erhoben
Und muthig klettert gleich ein Mann
Den wunderbaren Baum hinan,
Indeß der Bischof schon die Messe
Begonnen, — aber Todtenblässe
Bedeckt alsbald das Volk umher:
Es wirft der Baum den Mann in's Meer
Zehn Klafter weit; er schreit und sinket,
Taucht auf, schreit nochmals und ertrinket! —
Und, fürchterlich! zu gleicher Zeit
Zieht sich der Boden eng und weit,
Und alle, die auf Hügeln eben
Noch standen, stehn in tiefen Gräben,
Und die in Gruben standen, sehn
Sich wunderbar auf Hügeln stehn.
Sind das die Runzeln eines Thieres?
Die Hörner eines Riesenstieres? —
Ein lauter Schrei durchdringt die Luft,
Indeß ein alter Fischer ruft:
„Ich hab's gedacht, es ist der Kraken!
Stoßt ab mit Rudern und mit Staken;
Stoßt ab, um Gotteswillen ab,
Sonst ist es unser Aller Grab!
Herr Bischof, laßt das Messelesen,
Kommt, kommt, dies ist ein lebend Wesen!" —

Jedoch der kühne Bischof spricht:
„Die Messe unterbrech' ich nicht,
Was ich begann, das muß ich enden
Und, wie Gott will, so mag er's wenden;
Auch hier, auf dem Leviathan,
Gehört mein heilig Amt ihm an.
Sein ist, was unter allen Himmeln:
Des Krakens Fahrt, des Fischleins Wimmeln
Regiert mein Gott, ich weiche nicht." —

Wie so der würd'ge Bischof spricht,
Da ist schon alles in den Kähnen
Und bald versammelt sich mit Thränen
Am nahen Ufer Mann an Mann
Und staunt den kühnen Priester an.
„Sagt, könnt ihr solche Kühnheit fassen?
Ganz einsam steht er und verlassen —
Ha, seht das Venerabile,
Jetzt hebt er's segnend in die Höh'!" —
Es wirft das Volk sich kreuzend nieder,
Schreit plötzlich auf, und hebt sich wieder,
Denn — auch das Ungeheuer sinkt: —
„Herr Jesu Christ, hilf, er ertrinkt! —

O Wunder, nein, seht Gottes Treue!
Es steigt das Ungethüm auf's Neue,
Als hätt' es auch den Leib verehrt,
Der aller Welt anbetenswerth;
Seht, seine Riesenarme zittern,
Wie Tannenbäum' in Ungewittern. —
Gott, was ist das, was streckt er da,
Landzungen gleich, dem Ufer nah? —
Sind's seine ungeheuren Finnen?
Wie will der Bischof ihm entrinnen? —
Doch, doch, jetzt steigt er in den Kahn,
Er rudert rasch, bald muß er nahn.
Gott, laß den heil'gen Bischof leben! —
Herr Bischof, unsre Kniee beben,
Kommt, heil'ger Vater, Gott erbarm',
Kommt eilends schnell in unsern Arm!"

Und hundert Kniee sieht man waten
Zu dem ehrwürdigen Prälaten,
Man hebt ihn aus dem Kahn und trägt
An's Land ihn angst- und furchtbewegt. —

Kaum ist der Bischof aus dem Kahne,
So kracht es auf im Ozeane,
Als spaltete der Abgrund sich.
Zwar brüllt Trollhätta fürchterlich,
Doch ist sein Donner gegen diesen
Ein Mückensummen auf Abendwiesen.
Haushoch klatscht gleich das Meer den Strand,
Als abfährt das beseelte Land;
Die Kähne alle, sie zersplittern,
Die Schiffe kentern, die Fenster zittern,
Die Lüfte heulen, die Erde bebt,
Und es entsetzt sich, was da lebt.
Der Adler fährt zu seinen Höhlen,
Nicht heimwärts mehr in die Kiölen,
So wie der nieder'n Vögel Flug,
Bewältigt ihn der Lüfte Zug:
Er stürzet. — In dem Grau'ngetose
Erhebt sich eine Wasserhose
Zum Firmament, schwarz, blau und grün,
Und segelt zum Gebirge hin,
Derweil auf's Land sie Fische regnet
Und rings verheert, was ihr begegnet.

Kein Mensch ein Wörtchen sprechen kann,
So packt ihn das Entsetzen an,
Der Bischof nur spricht ernst-bedächtig:
„Seht, was es heißt: Gott ist allmächtig!" — *)

---

*) In der That berichtete der Bischof Erich Falkendorf von Drontheim im Jahre 1520 an Papst Leo X. über diesen merkwürdigen Vorfall. Vergl. Malten's Bibl. der neuesten Weltkunde. IX. S. 99 ff.

Karl Egon Ebert

wurde am 5. Juni 1801 zu **Prag** geboren, wo sein Vater Landesadvokat und fürstlich fürstenbergischer Hofrath war. Durch diesen und später in einem Erziehungsinstitute der Piaristen zu Wien wissenschaftlich vorgebildet, bezog er die Hochschule seiner Vaterstadt und studirte die Rechte. Bereits 1825 ward er als Bibliothekar und Archivar beim Fürsten Karl Egon zu Fürstenberg in Donaueschingen, welcher auch in Böhmen bedeutende Besitzungen hat, angestellt und 1829, nach seines Vaters Tode, zum Rath und später zum Archivdirektor des Fürsten ernannt. Er lebt meistens in seiner Vaterstadt.

Von besonders günstigem Einflusse auf Ebert war seine Stellung in dem hochgebildeten fürstenbergischen Hause, die es ihm möglich machte, von seinem 24. Jahre an, unangefochten von herabstimmenden Sorgen und unangetastet von der Gemeinheit des Alltagtreibens, den Eingebungen der Muse zu lauschen. Schon als Student hatte er eine Menge Dramen geschrieben, die er jedoch als Vorstudien und Versuche der Oeffentlichkeit entzog. Unglückliche Liebe führte ihn der Lyrik in die Arme; dem ersten Schmerz folgte bald der zweite, dritte: der Verlust seiner Mutter, seines Vaters; in jedem war die Natur seine Trösterin. In seinen „**Dichtungen**" (2 Bde., Prag 1824; 2te Aufl., 1838; dritte vollständige Ausgabe in 3 Büchern bei Cotta 1845) begegnet uns, abgesehen von der übermäßig herrschenden elegisch-sentimentalen Stimmung, ein glückliches Talent für Anschauung und Darstellung der äußeren Natur, deren Erscheinungen er zu verkündigenden Boten der ewigen Liebe umzudichten, oder mit den Gefühlen seines Innern zu beleben liebt und versteht; besonders aber für objektive Darstellung, für's Romantisch-Epische und zunächst für die Wundersagen und Geschichten seiner böhmischen Heimat, in denen sich sein künstlerisches Vermögen, den einzelnen Moment, die einzelne Situation aufzufassen, in nicht gewöhnlichem Grade geltend macht. Vielfach jedoch beeinträchtigt dieselben — was ihm die strengere Kritik mit Recht vorhält — die zu bequeme und breite Ausmalung bei oft unglücklicher Wahl des Stoffes; die Neigung des Dichters zur Moral, und vor allem der Mangel höherer Gestaltungsgabe. Seine größeren, fast die Hälfte des Raums seiner Gedichtesammlung füllenden romantischen Erzählungen sind zunächst aus diesem Grunde ziemlich unbeachtet geblieben, während einzelne seiner Romanzen und Balladen, obgleich sie mitunter — z. B. „Frau Hitt", „Schwerting" u. a. — an bekannte Vorbilder erinnern, vermöge ihrer mehr volksthümlichen Einfachheit allgemeine Verbreitung fanden. — Seine bedeutendste epische Leistung ist das „böhmisch-nationale Heldengedicht „**Wlasta**" (Prag, 1829), eine Darstellung der Sage vom böhmischen Mägdekrieg im Nibelungenversmaße. Die Charaktere, besonders der der Heldin, sind zwar verzeichnet, die sich einmischende moderne Sentimentalität beeinträchtigt die Wahrheit und Wirklichkeit; nichts desto weniger ist ihr Bild schön dargestellt, auch ist die Dichtung reich an vortrefflichen Einzelheiten in Schilderung und Landschaftsmalerei. — Von seinen Dramen haben sich nur zwei, nämlich „**Bretislaw und Jutta**", seit 1829 auf der Prager Bühne (gedruckt: Prag 1835), und „**Czestmir**", zum ersten Mal in Prag dargestellt 1835, günstiger Aufnahme zu erfreuen gehabt.

Perle und Lied.

Die Perle während im Gehäuse,
Das seinen Schatz umfangen hält,
So schifft die stille Muschel leise
Durch's tiefe Wogenmeer der Welt.

Der Muschel gleichen meine Lieder,
Von einer Thräne sind sie schwer,
Und leise zieh'n sie auf und nieder
Durch meiner Schmerzen tiefes Meer.

Die Bergmesse.

Der heil'ge Tag des Herrn bricht an,
Die schwarze Nacht wird grau,
Bald strömt das Volk zur Meff' heran
Und füllt des Münsters Bau;
Auch ich will in mein Gotteshaus,
Durch dessen Hallen ein und aus
Gefühlt nur, nicht gesehen,
Die duft'gen Engel gehen.

Zugleich ertönt der Meßgesang,
Weckt Alles aus der Ruh',
Der Vogel singt mit hellem Klang,
Der Käfer summt dazu;
Der Hirte jauchzt, das Alphorn dröhnt,
Der Heerden klar Geläute tönt,
Und, daß man nichts vergesse,
So klingeln sie zur Messe.

Den Bergpfad steig' ich still hinauf
Bis an die Spitz' empor,
Gleich nimmt der Riesendom mich auf,
Mir wehrt kein ehern Thor;
Mein Betstuhl ist ein Felsen blos,
Mein Schemel ist das grüne Moos,
Ob ein Gebetbuch fehle,
Ich hab' eins in der Seele.

Und dämmrig Dunkel schleicht herbei,
Viel Nebel dringt herein,
Doch kämpft das Licht und ringt sich frei,
Und siegend wächst der Schein;
Die Wandlung naht, der Weltgeist hält
Den Kelch empor vor aller Welt,
Der tränkt das All mit Wonnen, —
Es ist der Kelch der Sonnen.

Hier hält der Weltgeist Messe gern,
Verhüllt in Wolkengrau,
Als Lampe glimmt der Morgenstern,
Den Weihrauch dampft die Au',
Die Orgel spielt der Wasserfall,
Posaune bläst der Wiederhall,
Die Flöte hauchen linde
Die sanften Morgenwinde.

Da stäubt entzwei das Zwielicht all,
Die blüh'nde Erde lacht,
Sie brennt voll Licht, sie tönt voll Schall,
Sie strahlt voll Farbenpracht;
Und unter mir auf grünem Plan
Zieht aus dem Dom das Volk heran,
Ich aber steige munter,
Gestärkt, den Berg herunter.

Die Lilie und der Mondstrahl.

Der Mond hängt in die düstre Nacht
Recht silberklar herein,
Und sendet seiner Strahlen Pracht
Dem Strome und dem Hain.

Da richtet sich aus süßem Traum
Die Lilie still empor,
Und öffnet ihres Kelches Raum,
Und läßt den Duft hervor.

Und flugs in die erschloss'ne Brust
Schwingt sich der leichte Strahl,
Und schmiegt sich an in sel'ger Lust,
Und küßt sie tausendmal.

Sie aber schließt erfreut sich schnell,
Und hält den Buhlen fest,
Der, in der hellen zwiefach hell,
Von ihr sich wiegen läßt.

Und morgens, wenn die Schäferin
Die thau'ge Lilie pflückt,
Und sie mit frommem Kindersinn
An ihren Busen drückt:

Da wird, wenn sich der Kelch erschließt,
Ihr wunderbar zu Muth,
Und unbekannte Sehnsucht fließt
Durch ihr erglühtes Blut.

Und seufzend wallt sie durch das Thal
In jeder lauen Nacht —
Sagt, hat das wohl der Mondenstrahl
Im Lilienkelch gemacht?

Waldlieder.

1.

Morgens.

Ein sanfter Morgenwind durchzieht
Des Forstes grüne Hallen,
Hell wirbelt der Vögel muntres Lied,
Die jungen Birken wallen.

Das Eichhorn schwingt sich von Baum zu Baum,
Das Reh durchschlüpft die Büsche,
Viel hundert Käfer im schattigen Raum
Erfreu'n sich der Morgenfrische.

Und wie ich so schreit' im lustigen Wald
Und alle Bäum' erklingen,
Um mich her Alles singet und schallt,
Wie sollt' ich allein nicht singen?

Ich singe mit starkem, freudigem Laut
Den, der die Wälder säet,
Der droben die luftige Kuppel gebaut
Und Wärm' und Kühlung wehet.

2.

Abends.

Erfrischend sinkt der Abend
Herab auf Feld und Au,
Und sendet mild erlabend
Den Blüthen seinen Thau.

Und durch des Laubdachs Ritze
Blickt Gluthgewölk' herab,
Und spiegelt einzle Blitze
Im nahen Springquell ab.

Schon düster ist's hier innen,
Doch fern winkt ros'ger Schein,
Und Purpurfäden spinnen
Sich durch's Gezweig' herein.

Die Vögel flattern müde
Dem dunklen Dickicht zu,
Und mit dem letzten Liede
Entschlummern sie zur Ruh!

O schlummert, schlummert süße
Und stärkt die kleine Brust,
Daß heller Sang begrüße
Des nächsten Tages Lust.

Der Rhonegletscher.

Ich hatte längst dich lieb gewonnen,
Geschäftig waltende Natur,
In deinen Blumen, Sternen, Sonnen,
In deinen Quellen, deiner Flur;
Und so mich schweres Leiden drückte,
Und arm ich war, dem Aermsten gleich,
Wenn ich in deinen Reichthum blickte,
Da war ich gleich auch wieder reich.

So bin ich denn hinaufgezogen
Bis an der Erde höchste Höh'n,
Dort oben in dem blauen Bogen
Dein Wirken, Herrliche, zu seh'n;
Ich ließ den Wassersturz zur Seite,
Ich flog vorbei am blüh'nden Hang,
Hinauf, und höher stets in's Weite
Trieb mich der Sehnsucht heißer Drang.

Doch immer mehr begann zu zaudern
Der kurz vorher noch flinke Schritt,
Ich sah um mich, und sah mit Schaudern
Ein öd'res Land bei jedem Tritt;
Da war nur Steingeröll' und Klippe,
Was rings sich bot zu banger Schau,
Vergelbtes Gras am Felsgerippe,
Sonst alles kahl und nackt und grau.

Und trauernd klagt' ich: „Glühend Streben,
Wie täuschtest grausam du mein Herz,
Ich finde Tod, und suchte Leben,
Ich suchte Lust, und finde Schmerz!"
Ich rief's, und innerlich erbittert
Klomm ich zum Gipfel, der schon nah',
Und blickte auf, und wie erschüttert
Vom Schlag des Donners stand ich da.

Denn unter mir in Stundentiefe
Lag Eis, gethürmt zu mächt'gen Höh'n,
Als ob allhier der Winter schliefe,
So, wahrlich, war es anzuseh'n,
Und wundersam im Sonnenscheine
In Gelb und Blau und Grün und Weiß,
Wie Millionen Edelsteine,
So flammt' und flimmerte das Eis.

Auch rief ich nun: „Ich Thor der Thoren!
Die höchsten Kräfte klagt' ich an;
Sie, die so Herrliches geboren,
Hat dieses Wunder auch gethan,
Und bildet sich, gewohnt zu wirken,
In diesem öden Felsverließ,
In diesen eisigen Bezirken
Aus Frost ein neues Paradies.

„Und wo kein Baum, erquickt vom Strahle,
Kein Strauch lebt, keine Stimme schallt,
Schafft sie aus Eis sich Berg' und Thale,
Und Kluft und Eb'ne, Busch und Wald,
Und läßt Paläste mitten innen
Und Thürm' und Warten sich erbaun,
Die mit den Gold- und Silberzinnen
Die selt'ne Schöpfung überschaun.

Und, daß sie auch der Drang erfülle,
Zu nützen all und überall,
So rieselt aus der schnee'gen Hülle
Die rege Fluth in stetem Schwall,
Und stürzt hinunter in die Lande,
Und schwillt, und stärkt sich mehr und mehr,
Und schlingt, als Strom, die Segensbande
Um viel beglückte Fluren her."

Kampf vor Ruhe.

Zu ringen mit den Mächten,
Die Unheil uns bereiten,
Das ist dem Mann, dem ächten,
Oft ein willkommnes Streiten;
Erlös't von bangem Krampfe,
Wie wird die Brust erweitert,
In freiem offnen Kampfe
Die rechte Kraft geläutert!

Doch ruhig still zu liegen,
Vom Schicksal längst gerichtet,
In Stumpfheit uns zu wiegen,
Bis uns ein Schlag vernichtet,
Zu harren, Schmerz verhehlend,
Bis uns der Schmerz zerquäle:
Das ist das wahre Elend
Für eine Männerseele.

Das Schiff im Sturmgetose
Fährt hin in kühnem Streben,
Es würfelt um die Loose,
Es ringt um Heil und Leben
Mit Riffen und mit Klippen,
Mit Winden und mit Wellen,
Bis seine harten Rippen
Am härter'n Fels zerschellen.

Doch wenn es nun entmastet
Fort treibt auf ruh'gem Meere
Ein Wrack, entmannt, entlastet,
Ein Leeres in der Leere:
Dann ist's dem Schiff am besten,
Der Fluth sich voll zu trinken,
Und mit den armen Resten
Zum Grund hinab zu sinken.

Vernunft und Herz.

Vernunft, du sprichst zu streng, zu hart, zu trocken,
Mein Sinn, er kann dich eh'rne nicht begreifen,
Du willst die Blüthen all' vom Lenze streifen,
Und gibst dafür des Winters kalte Flocken.
Soll denn das Blut mir in den Adern stocken,
Das erst so rasch war, froh umherzuschweifen,
Soll grausam in die eig'ne Brust ich greifen,
Das Herz draus reißen, lächelnd, unerschrocken?
Du willst's? — Wohlan, bei'm Himmel und der Erden,
Es sei! — Mein eigner Henker will ich werden,
Daß klug der Welt, und folgsam dir ich heiße;
Doch gib wohl Acht, Vernunft, daß mit dem Herzen
Im Flug der Eil', und in der Wuth der Schmerzen,
Ich nicht auch dich aus meinem Haupte reiße!

Sieg.

Vergebens ist das Wollen, Kämpfen, Ringen,
Wie grimm auch Haupt und Herz im Streite liegen,
Wie viele Gründ' auch das Gefühl bekriegen,
Sie prallen ab, der Sieg wird nie gelingen.
Will auch gepanzerter Verstand sich schwingen
Zur Vest' empor, und hat sie schon erstiegen,
Und läßt sein grau Panier im Winde fliegen,
Und seine dröhnende Posaun' erklingen:

Da tritt ihm ohne Harnisch, Helm und Degen,
Ihn warm anhauchend, Liebe sacht entgegen,
Singt süß das zartste, holdste ihrer Lieder,
Und rücklings stürzt der schwere Kriegsmann nieder,
Und sieht, betäubt noch vom gewalt'gen Falle,
Die rothe Fahne flatternd weh'n vom Walle.

Heilung.

O Liebe, wie mit Frührothschein
Hast du mich einst durchhellt,
Du tauchtest mir in Purpur ein
Die sonst so düstre Welt;
Weit aufgethan war dann mein Blick,
Befriedigt jeglich Sehnen,
Und Alles, Alles nannt' ich Glück,
Selbst Thränen.

O Liebe, wie mit Winterfrost
Behauchst du nun mein Herz,
Du gibst mir Gram zur Mittagskost,
Zum Abendmahle Schmerz;
Der Tag ist ohne Rast und Ruh',
Fort schreit' ich hin durch's Trübe —
Wann endest deine Marter du,
O Liebe!

Ich weiß, wann du es enden wirst,
Mein Sehnen und mein Leid:
Wenn mir das Herz im Leib zerbirst
Und sinkt mein Staubeskleid:
Dann ist's mit allem Schmerz vorbei,
Mit ungestilltem Triebe,
Dann schwebt gen Himmel froh und frei
Die Liebe!

Wasser.

Wasser trägt im Ozeane
Tröstend fernhin den Betrübten,
Spült im Fluß auf leichtem Kahne
Den Geliebten zur Geliebten.

Wasser träuft als milder Regen
Kühlend in die trockne Erde,
Wasser labt als Quell an Wegen
Wandrer, Hirten, Wild und Heerde.

Wasser rauscht aus Felsgeklüften
Als Gesang herab zum Thale,
Perlt als Thau aus Morgenlüften
In der Blumen Duftpokale.

Ohne daß es Wasser sauge,
Stürb' auf Erden alles Schöne,
Ach, und nur im Menschenauge
Ist das Wasser — eine Thräne!

Gesinnung.

Vieles träumt' ich, Vieles lebt' ich,
Was in meinen Liedern tönt,
Nach dem Besten rang und strebt' ich,
Und so bin ich mir versöhnt.

Wird der Meister mir's nicht schelten,
Nenn' ich's köstlichen Gewinn,
Aber höher will mir's gelten,
Labt's den schlichten Menschensinn.

Denn der Perle reine Kläre — Freut des Kenners Blick mit Recht,
Doch das frische Mark der Aehre — Nähret ein gesund Geschlecht.

Schwerting der Sachsenherzog.

Der Schwerting, Sachsenherzog, der saß bei Festesmahl,
Da schäumten Weine perlend in eisernem Pokal,
Da rauchten Speisen köstlich in eisernem Geschirr,
Da war von Eisenpanzern ein wild und rauh Geklirr.

Der Dänenkönig Frotho genüber Schwerting saß,
Mit staunender Geberde die Eisenketten maß,
So diesem niederhingen von Hals und Brust und Hand,
Und dann die Eisenspangen am schwarzen Trau'rgewand.

‚Sagt an, was soll das deuten? Herr Bruder, gebt mir kund,
Warum Ihr mich geladen zu solcher Tafelrund'?
Als ich herabgezogen aus meinem Dänenland,
Da hofft' ich Euch zu finden in güldenem Gewand.'

„Herr König, Gold dem Freien, und Eisen für den Knecht:
Das ist der Sachsen Sitte, und so allein ist's recht!
Ihr habt in Eisenbande der Sachsen Arm gezwängt;
Wär' Eure Kette gülden, sie wäre längst zersprengt.

„Doch mein' ich, gibt's noch Mittel, zu lösen solches Erz;
Ein biedrer Sinn und Glaube, ein hoch und muthig Herz,
Das muß den Arm befreien, gefesselt hundertfach,
Das muß den Eidschwur lösen, und tilgen niedre Schmach!"

Als so der Fürst gesprochen, da traten in den Saal
Zwölf schwarze Sachsenritter, mit Fackeln allzumal,
Die harrten stumm und ruhig auf Schwerting's leises Wort
Und sprangen dann in Eile, die Brände schwingend, fort.

Nicht lang, da scholl von unten zu Herrn und Gastes Ohr
Ein Knistern und ein Prasseln von Feuerswuth empor;
Nicht lang, da ward's im Saale gar schwül und sommerheiß,
Und: 's ist die Stund gekommen! sprach dumpf der ganze Kreis.

Der König will entfliehen, der Herzog hält ihn stark:
„Halt! steh und laß erproben dein ritterliches Mark!
Hält es dem rauhen Gegner, der unten prasselt, Stand:
Dein sei die Sachsenkrone, dein sei das Sachsenland!"

Und heißer, immer heißer wird's in der weiten Hall',
Und lauter, immer lauter erdröhnt der Balken Fall,
Und heller, immer heller wird rings der rothe Schein,
Die Thüre sinkt in Trümmer, die Lohe schießt herein.

Da knieen betend nieder die wackern Rittersleut':
„,Herr, sei den Seelen gnädig, die selber sich befreit!'"
Der Herzog doch sieht ruhig der Flamme Windeslauf;
Der König sinkt zu Boden; er reißt ihn wüthend auf:

„Schau' hin, du stolzer Sieger! erzitt're, feiges Herz!
So löst man Eisenbande, so schmilzt dein mächtig Erz!"
Er ruft's, und ihn erfasset der Flamme wild Gesaus,
Und nieder stürzen Alle und nieder stürzt das Haus.

Frau Hitt.

(Tyroler Volkssage.)

Wo schroff die Straße und schwindlich jäh
Hernieder leitet zum Inn,
Dort saß auf der mächtigen Bergeshöh'
Am Weg eine Bettlerinn.
Ein nacktes Kindlein lag ihr im Arm
Und schlummert' in süßer Ruh',
Die zärtliche Mutter hüllt' es warm
Und wiegt' es und seufzte dazu:
‚Du freundlicher Knabe, du liebliches Kind,
Dich zieh' ich gewiß nicht groß,
Bist ja der Sonne, dem Schnee und dem Wind
Und allem Elend bloß.
‚Zur Speise hast du ein hartes Brot,
Das ein Anderer nimmer mag,
Und wenn dir Jemand ein Aepflein bot,
So war es dein bester Tag.
‚Und blickt doch, du Armer, dein Auge hold,
Wie des Junkers Auge so klar,
Und ist doch dein Haar so reines Gold,
Wie des reichsten Knaben Haar.'
So klagte sie bitter und weinte sehr,
Als Lärmen an's Ohr ihr schlug.
Mit Jauchzen trabte die Straße einher
Ein glänzender Reiterzug.
Voran auf falbem, schnaubendem Roß
Die herrlichste aller Frau'n
Im Mantel, der strahlend vom Nacken ihr floß,
Wie ein schimmernder Stern zu schau'n.
Die strahlende Herrin war Frau Hitt,
Die Reichste im ganzen Land,
Doch auch die Aermste an Tugend und Sitt',
Die rings im Lande man fand.

Ihr Goldroß hielt die Stolze an
Und hob sich mit leuchtendem Blick
Und spähte hinunter und spähte hinan,
Und wandte sich dann zurück:
„Blickt rechts, blickt links hin in die Fern',
Blickt vor- und rückwärts herum,
So weit ihr überall schaut, ihr Herrn,
Ist all mein Eigenthum.
„Viel tapfre Vasallen gehorchen mir,
Beim ersten Winke bereit;
Fürwahr, ich bin eine Fürstin hier,
Und fehlt nur das Purpurkleid!"
Die Bettlerin hört's und rafft sich auf
Und steht vor der Schimmernden schon,
Und hält den weinenden Knaben hinauf
Und fleht in kläglichem Ton:
‚O seht dies Kind, des Jammers Bild,
Erbarmet, erbarmt Euch sein,
Und hüllet das zitternde Würmlein mild
In ein Stückchen Linnen ein!'
„Weib bist du rasend?" zürnt die Frau,
„Wo nähm' ich Linnen her?
Nur Seid' ist, was an mir ich schau',
Von funkelndem Golde schwer."
‚Gott hüte, daß ich begehren sollt',
Was fremde mein Mund mir nennt, —
O so gebt mir, gebet, was Ihr wollt,
Und was Ihr entbehren könnt!'
Da zieht Frau Hitt ein hämisch Gesicht
Und neigt sich zur Seite hin,
Und bricht einen Stein aus der Felsenschicht
Und reicht ihn der Bettlerin.
Da ergreift die Verachtete wüthender Schmerz,
Sie schreit, daß die Felswand dröhnt:
‚O würdest du selber zu hartem Erz,
Die den Jammer des Armen höhnt!'
Sie schreit's, und der Tag verkehrt sich in Nacht,
Und heulende Stürme ziehn,
Und brüllender Donner rollt und kracht,
Und zischende Blitze glühn.
Den stutzenden Falben spornt Frau Hitt —
„Ei Wilder, was bist du so faul?"
Sie treibt ihn durch Hieb' und Stöße zum Ritt,
Doch fühllos steht der Gaul.
Und plötzlich fühlt sie sich selbst so erschlafft

Und gebrochen den kecken Muth;
In jeglicher Sehne stirbt die Kraft,
In den Adern stockt das Blut.
Herunter will sie sich schwingen vom Roß,
Doch versagen ihr Fuß und Hand,
Entsetzt will sie rufen dem Rittertroß,
Doch die Zunge ist festgebannt.
Ihr Antlitz wird so finster und bleich,
Ihr herrisches Aug' erstarrt,
Ihr Leib, so glatt und zart und weich,
Wird rauh und grau und hart.
Und unter ihr strecken sich Felsen hervor
Und heben vom Boden sie auf
Und wachsen, und steigen riesig empor
In die schaurige Nacht hinauf.
Und droben sitzt, ein Bild von Stein,
Frau Hitt im Donnergeroll,
Und schaut, umzuckt von der Blitze Schein,
In's Land so grausenvoll.

Dalibor.

Was will wohl um den Thurm herum
Das bunte Volk zuhauf,
Was blicken All' so ernst und stumm
Zum Gitterfenster auf?

Ein Mann steht oben, krank und blaß,
In löchrigem Gewand,
Die Haare wirr, das Auge naß,
Ein Geiglein in der Hand.

Und trotz der Fessel schwerem Zwang,
An der die Kette klirrt,
Ertönt sein Spiel, daß Allen bang
Und wieder wohl auch wird.

Wie Nachtigall im Käfig singt,
Wenn sie in's Freie blickt,
So klagend auch sein Spiel erklingt,
So schmelzend und gedrückt.

Und als er schließt mit dumpfem Ton,
Ruft alles Volk empor:
„O werde Freiheit dir zum Lohn,
Du edler Dalibor!“

Der König geht vorbei am Thurm,
Des Volkes Ruf er hört —
„Wie? duld' ich's, daß mein Volk der Wurm
Mit Saitenklang bethört?

„Bestrafung sprach mein Richterwort.
So wird ihm wohl gethan;
Auf, Wächter, nimm sein Spiel ihm fort,
Und kett' ihn fester an!“

Der Arme schläft im Traumgenuß,
Da tritt der Knecht herein,
Er faßt die Geig', und mit dem Fuß
Tritt er die Brust ihr ein.

Auf schreit sie, wie ein sterbend Kind,
Im Schlaf hört's Dalibor,
Des Traumes süßer Wahn zerrinnt,
Er fährt entsetzt empor:

„O Fluch, du finstrer Scherge, dir,
Fluch deiner schnöden Hand,
Die mein alleinzig Labsal mir,
Den einz'gen Trost entwandt!

„O Spiel, nur du noch labtest mich,
Die Seel' ist mir geraubt;
So brich denn, Herz, du armes, brich,
Und sinke, müdes Haupt!"

So klagt er jammernd, seufzt und weint,
Und nimmer enden will,
So klagt er, bis der Morgen scheint,
Da wird er plötzlich still.

Und Mittag wird's, und Abend graut,
Und nächt'ge Kühle weht,
Da wird's am Fuß des Thurmes laut,
Das Volk versammelt steht.

Erwartend horchen All' schon auf,
Doch Sait' und Bogen schweigt,
Sie spähn zum Fenster starr hinauf,
Doch Niemand dort sich zeigt.

Als aber Nacht am Himmelssaal
Ihr Sternenkleid entrollt,
Da klingt's vom Thurm mit einem Mal
Gar süß und wunderhold.

Wie Nachtigall im Busche singt,
Wenn sie der Haft entfloh'n,
So freudig es und jubelnd klingt,
Ein Jauchzen jeder Ton.

Der König wieder geht vorbei,
Voll Zornes steht er da —
„He, Wächter, noch die Melodei?
Mein Wille nicht geschah?"

„„O Herr, dein Knecht war flink bereit,
Erfüllt ward dein Gebot,
Doch den Gefangnen fand ich heut
Am frühen Morgen todt.""

Der König zittert und erbleicht,
Eilt fort in hast'gem Gang,
Doch nicht aus seinen Ohren weicht
Der wundervolle Klang.

Er hört zu Nacht ihn und am Tag,
Im Kummer und im Glück,
Er hört' ihn, als er sterbend lag,
In Schauder brach sein Blick.

Des Kaisers Herz.

Der Kaiser lag bereit zum Tod,
Da sprach er flüsternd dies Gebot:
„Holt mir das Goldgefäß herbei,
Darin mein Herz verschlossen sei."

Die goldne Kapsel wird gebracht,
Der Kaiser prüft sie mit Bedacht,
Befühlt sie außen und am Rand,
Und innen mit der kühlen Hand.

Dann schüttelt er das Haupt und spricht:
„Mein Herz begriff der Künstler nicht,
Ein Kaiserherz hat hier nicht Raum,
Für das des Bürgers reicht' er kaum.

„Ich aber trug in meiner Brust
Ein Herz, das schlug für Aller Lust,
Für Alle hat's gesorgt, geschafft,
Für Alle hegt' es Liebeskraft.

„Für Millionen hat es oft
Gezagt, gezittert und gehofft,
Für Völker litt es Schmerz und Pein; —
Kann solch ein Herz ein kleines seyn?"

Er sprach's. Sein Herz brach bald darauf,
Und sieh, die Kapsel nahm es auf;
Da lag es ohne Lust und Schmerz,
Das kleine todte Menschenherz.

Doch durch die Erde ging der Ruf, —
Wie Großes dieses Herz erschuf, —
Und später Zukunft wurd' es Saat,
Was es gewirkt in edler That.

Karl Joseph Simrock,

geboren am 28. August 1802 zu Bonn, studirte seit 1818 bis 1823 die Rechte zu Bonn und Berlin, trat dann in den preußischen Staatsdienst als Auskultator und wurde 1826 Referendar beim Kammergerichte. Daneben besuchte er die philosophischen Vorlesungen Hegel's. Zugleich kamen ihm hier die reichen Hilfsmittel und die mächtige Förderung durch Karl Lachmann's Forschungen entgegen und brach sich neben jenem Allem jene Grundneigung seiner Seele Bahn, die schon in seiner Vaterstadt durch A. W. v. Schlegel's Vorlesungen über deutsche Literatur und Sprache Nahrung gefunden und ihn zu Literaturstudien, vorzüglich zu dem deutschen Mittelalter hinführte. Bereits 1827 erschien seine erste Uebersetzung der „Nibelungen," denen 1830 „der arme Heinrich" des Hartmann von Aue folgte. Bei der Nachricht von der französischen Julirevolution brachte der „Freimüthige" sein bekanntes Lied zum Preise der drei Farben, in Folge dessen der Dichter, obgleich sich daraus für seine politische Gesinnung kein juridisch haltbarer Schluß ziehen ließ, vom Staatsdienste durch Kabinetsordre ausgeschlossen ward. Er verweilte noch zwei Jahre in Berlin, bis der herannahende Tod seines Vaters ihn in die Heimat forderte. Seitdem ruht sein juridisches Studium. Er lebt abwechselnd in Bonn und auf seinem Weingute Menzenberg. Die philosophische Fakultät zu Tübingen hat ihn zum Doktor ernannt.

Simrock hat sich durch seine von gründlichem Studium, großer technischer und Sprachfertigkeit zeugenden Uebersetzungen und Umdichtungen mehrerer altdeutscher Gedichte und der bedeutendsten Kunstepen des Mittelalters („Gedichte Walther's von der Vogelweide," übertragen mit W. Wackernagel, 2 Bände, Berlin 1833; — „Wieland der Schmied, deutsche Heldensage," Bonn 1835; — „Zwanzig Lieder von den Nibelungen, nach Lachmann's Andeutungen wiederhergestellt," daselbst 1840; — „Parzival und Titurell, Rittergedicht von Wolfram von Eschenbach," Stuttgart und Tübingen 1842; — „Deutsches Heldenbuch," sammt dem Nibelungen- und Amelungenlied 2c. 2c., 6 Bände, ebendas. 1843 — 48) bleibende Verdienste erworben. Er hat dieselben nicht in eine moderne Form umgegossen, vielmehr mit Beibehaltung des Versmaßes Zeile für Zeile in unserer neuen Sprache wiedergegeben, wie er z. B. bei der Erneuung des Nibelungenliedes, des armen Heinrich, bei Walther von der Vogelweide und dem größten bayerischen Dichter Wolfram von Eschenbach im Urterte sie fand. Keiner wie er hat sich in die alten Sagenkreise so hineingelebt, der Uebertragung neben so viel Treue diesen Guß und Fluß zu geben verstanden. Den Sagenkreis der „Amelungen" (Band IV und V. des Heldenbuchs) hat er ganz wiederhergestellt, nur nach einzelnen Strophen in älteren Handbüchern und nach Andeutungen; „Wieland der Schmied" ist fast ganz aus seiner Feder. Sehr verdienstlich ist auch seine kürzlich erschienene Uebersetzung der älteren und jüngeren „Edda, nebst den mythischen Erzählungen der Skalden" (Frankfurt a. M. 1851) und wegen ihres ächt volksthümlichen und mehrfach neuen Inhalts seine Sammlung „Volkslieder" (1850).

Sein Dichtertalent ist wesentlich plastisch, gestaltenbildend, objektiv; die höhere Lyrik entspricht seiner Eigenthümlichkeit weniger. „Er ist" — wie ein tüchtiger Beurtheiler, G. Kinkel, im Taschenbuche „Vom Rhein" für 1847 schreibt, — „eine ruhige Natur: die mächtigen, von der Sonne der Leidenschaft gereiften, welterschütternden Gedanken darf man in seiner Lyrik nicht suchen, und andererseits geht ihm auch das musikalische Element und das nachttiefe Gemüth ab, das den großen Lyriker macht. Dagegen besitzt er das glückliche Erbtheil des Rheinfranken, die Klarheit, die heitere Weltanschauung, den Humor; seine Lieder sind gesund, warm, innig; aber zwischen diesem milden Empfinden liebt er den Schalk hervorsehen zu lassen. Dieser Zug seiner Natur hat ihn in der lyrischen Gattung vor allen andern Mustern auf Goethe hingewendet; wie bei diesem, ist das gesellige Lied, zu Wein- und Lebensfreude auffordernd, eine Hauptstärke von ihm; der Scherz der Liebe gelingt ihm mehr als der Ausdruck ihres Grames, und sein geliebtes Rheinland preist er in dem schönen Liede: ‚Mein Sohn, mein Sohn, geh' nicht an den Rhein,' indem er schalkhaft vor ihm warnt." — In den romanzen- und balladenartigen Sagen und Erzählungen, rheinischen nebst vielen außerrheinischen, auch frei erfundenen, bewegt er sich vorzugsweise und nicht ohne Glück; aber es ist mehr die äußere Form, als das innere Wesen, welche den Unterschied dieser Poesieen bedingt; Kunstschöpfungen eines ursprünglichen Dichtergeistes sind sie nicht.

Warnung vor dem Rhein.

An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein,
Mein Sohn, ich rathe dir gut:
Da geht dir das Leben zu lieblich ein,
Da blüht dir zu freudig der Muth.

Siehst die Mädchen so frank und die Männer so frei,
Als wär' es ein adlig Geschlecht,
Gleich bist du mit glühender Seele dabei:
So dünkt es dich billig und recht.

Und zu Schiffe, wie grüßen die Burgen so schön
Und die Stadt mit dem ewigen Dom!
In den Bergen, wie klimmst du zu schwindelnden Höh'n
Und blickst hinab in den Strom!

Und im Strome, da tauchet die Nix' aus dem Grund,
Und hast du ihr Lächeln gesehn,
Und sang dir die Lurlei mit bleichem Mund,
Mein Sohn, so ist es geschehn:

Dich bezaubert der Laut, dich bethört der Schein,
Entzücken faßt dich und Graus.
Nun singst du nur immer: Am Rhein, am Rhein,
Und kehrst nicht wieder nach Haus.

Wandeln und Verwandeln.

Auf den Fluren will ich wandeln,
Wenn des Schlitters Glöcklein klingt,
Wenn die Blüthe süßer Mandeln
Frohe Lenzeskunde bringt;
Wenn die Vögel Nester bauen,
Wenn der Rose Pracht erglüht,
Wenn der Schnitter durch die Auen
Mit geschwungner Sense zieht.

Auf den Fluren will ich wandeln:
Mich gelüstet anzusehn
Dieses Blühen, Schwinden, Wandeln,
Dieses Werden und Vergehn.
Wie des ganzen Frühlings Prangen
Einem Nu entgegenstrebt,
Und wie das vorbeigegangen
Nur noch im Gedächtniß lebt.

Auf den Fluren will ich wandeln:
Da erschreckt mich nicht der Tod,
Denn das Leben zu erhandeln
Ist er ein gering Gebot:
Soll der Schmetterling entfliegen,
Spinne, Raupe, bald dich ein;
Soll die Frucht am Ast sich wiegen,
Muß die Blüthe niederschnei'n.

Auf den Fluren will ich wandeln,
In den Thälern, auf den Höh'n:
Dieses Werden und Verwandeln
Ist so tröstlich, ist so schön!
Muß ich auch die Arme breiten
Nach den Freuden, die entfloh'n:
Auch im Hintergrund der Zeiten
Winkt noch mancher schöne Lohn.

Drei Tage und drei Farben.

1830.

Große Dinge hat die Zeit geboren,
Groß und wunderthätig ist die Zeit:
In drei Tagen ward ein Thron verloren,
In drei Tagen ward ein Volk befreit.

Weht' am ersten noch die weiße Fahne,
Netzte sie der zweite **roth** mit Blut,
Und der dritte sagt dem Unterthane,
Treue sei der Bürger höchstes Gut.

Weiß und Roth und Blau, das sind die Farben,
Die der Franke sich erstritten hat,
Denen die Pariser muthig starben,
Farben sind's des Reiches wie der Stadt.

Blau und Weiß und Roth, die lasset wehen
Von den Thürmen, von der Schiffe Bord,
Eure Thürme werden fest bestehen,
Eure Schiffe grüßet jeder Port.

Roth und Blau und Weiß, die mögt ihr tragen
Auf den Hüten, euerm Heer voran,
Eure Bürger werden stolz sich schlagen,
Der drei Tage denket Mann für Mann.

Große Dinge hat die Zeit geboren,
Groß und wunderthätig ist die Zeit:
In drei Tagen ward ein Thron verloren,
In drei Tagen ward ein Volk befreit.

Deutsche Schmach.

Den Franzen zu verachten
Geziemt nicht deutschem Mann:
Er hat in zwanzig Schlachten
Uns Mannheit dargethan.
Es fließt in seinen Adern
Auch unsrer Väter Blut;
Im Frieden mit ihm hadern,
Das kleidet uns nicht gut.

Erst gilt's im Kampf bewähren
Den angestammten Ruhm;
Was lassen wir verjähren
Das beste Eigenthum?
Elsaß und Lotharingen,
Sie rufen uns mit Hohn:
Die deutschen Schwerterklingen
Verrosten lange schon.

Wenn wir des Feindes denken, — Der unser Reich zerbrach,
So sollt' uns billig kränken — Der eignen Schande Schmach.
Und frommt die Scham alleine: — Den Uebermuth verbannt!
Der Franze herrscht am Rheine — Noch über deutsches Land.

Aus der Registratur des Liebeshofes.

(Tenzon.)

Klägerin.

Bittend komm' ich, Recht zu holen,
Denn ein Kuß ward mir gestohlen
Von beklagtem Bösewicht.
Von den Dieben, von den Räubern
Dieses Liebesreich zu säubern,
Ist des Hofes erste Pflicht.

Beklagter.

Wenn ich einen Kuß entwendet,
Hab' ich einen auch gespendet,
So vergeltend Kuß mit Kuß.
Wenn die hohen Richter küssen,
Werden sie wohl selber wissen,
Daß Wer gibt, auch nehmen muß.

Richter.

Höre nun den Spruch mit Beben:
Reuig sollst du wiedergeben,
Was du frevelnd hast entwandt;
Doch den Kuß, den Sie empfangen,
Kannst du auch zurück verlangen,
Und er sei dir zuerkannt.

Pommerische Wünsche.

Sieben Wünsche ding' ich mir aus —
Hab' ich Unrecht, hab' ich Recht?
Hält man noch so sparsam Haus,
Kommt man nicht mit dreien aus,
Denn es muß auf dieser Erden
Noch gar Vieles besser werden:
Hab ich Unrecht, hab' ich Recht?
„Ei ganz Recht." — Ergebner Knecht.

Erstens wünsch' ich, daß in der Welt —
Hab' ich Unrecht, hab' ich Recht?
Jeder Kiesel auf dem Feld
Wär' geschlagnes Silbergeld,
Denn dann könnte man verschnaufen
Und sich Semmelwürste kaufen:
Hab' ich Unrecht, hab' ich Recht?
„Ei ganz Recht." — Ergebner Knecht.

Zweitens wünsch' ich, Wasser wär' Wein —
Hab' ich Unrecht, hab' ich Recht?
Denn es stünde gar zu fein,
Trieb' die Oder Moselwein,
Daß man an der Ostseeküste
In Pispott ersaufen müßte:
Hab' ich Unrecht, hab ich Recht?
„Ei ganz Recht." — Ergebner Knecht.

Drittens wünsch' ich, Pommerisch Land —
Hab' ich Unrecht, hab' ich Recht?
Läge fern in Samarkand,
Oder an der Tiber Strand,
Denn es müßt' in Hinterpommern
Mir auch Herbst und Winter sommern:
Hab' ich Unrecht, hab' ich Recht?
„Ei ganz Recht." — Ergebner Knecht.

Viertens gäb' ich Alles darum —
Hab' ich Unrecht, hab' ich Recht?
Schwämmen gleich den Fischen stumm
Frauen in jedem Teich herum.
Ja, da wollt' ich nicht ermangeln,
Täglich mir ein Paar zu angeln:
Hab' ich Unrecht, hab' ich Recht?
„Ei ganz Recht." — Ergebner Knecht.

Fünftens wär' es herrlich fürwahr —
Hab' ich Unrecht, hab' ich Recht?
Wenn die Nächte stets so klar
Wären wie der Tag es war;
Ich besähe gar zu gerne
Mir bei Tageslicht die Sterne:
Hab' ich Unrecht, hab' ich Recht?
„Ei ganz Recht." — Ergebner Knecht.

Sechstens wünsch' ich, Fürsten und Herrn —
Hab' ich Unrecht, hab' ich Recht?
Gäben auf Verlangen gern
Portefeuille und Ordensstern:
Ich und meine zwölf Geschwister
Würden gleich Finanzminister:
Hab' ich Unrecht, hab' ich Recht?
„Ei ganz Recht." — Ergebner Knecht.

Siebentens wünsch' ich — aber gemach!
Hab' ich Unrecht, hab' ich Recht?
Wünschen auch ist Ungemach
Und ich bin kein Mann vom Fach:
Ei so wünsch' ich, daß beileibe
Künftig nichts zu wünschen bleibe:
Hab' ich Unrecht, hab' ich Recht?
„Ei ganz Recht." — Ergebner Knecht.

Jakobs Leiter.

Laßt jeden Schleier sinken,
Der noch den Sinn umzieht,
Und säumet nicht zu trinken,
Bevor der Geist entflieht.
Die Becher rasch gehoben,
Getrunken Zug auf Zug:
Und wie im Nu zerstoben
Ist aller Erdentrug.

Der Himmel strahlt so heiter:
Nun öffnet sich sein Thor,
An Jakobs Himmelsleiter
Erscheint ein Engelchor.
Sie laden uns von ferne
In ihren Himmel ein;
Wir aber möchten gerne
Hier unten fröhlich seyn.

Was kümmert trunkne Zecher
Der sieben Himmel Lust,
Den Nektar in dem Becher,
Den Himmel in der Brust?
Es brächen auch die Sprossen:
Wir sind vom Weine schwer,
Wir taumelnde Genossen,
Wir schwanken allzusehr.

Doch wollt ihr euch vergnügen,
An unsern Tisch gereiht,
So lernt in vollen Zügen
Von Zechern Seligkeit;
Dann weicht euch aus den Flügeln
Die Armesündergicht,
Und zu des Himmels Hügeln
Braucht ihr der Leiter nicht.

Schweizerreise. 1833.

1.

Vevay.

Blauer Himmel, blaue Wogen,
Rebenhügel um den See,
Drüber blauer Berge Bogen
Schimmernd weiß im reinen Schnee.

Wie der Kahn uns hebt und wieget,
Leichter Nebel steigt und fällt,
Süßer Himmelsfriede lieget
Ueber der beglänzten Welt.

Stürmend Herz, thu' auf die Augen,
Sieh umher und werde mild:
Glück und Frieden magst du saugen
Aus des Doppelhimmels Bild.

Spiegelnd sieh die Fluth erwiedern
Thurm und Hügel, Busch und Stadt:
Also spiegle du in Liedern,
Was die Erde Schönstes hat.

2.

Der Genfersee.

Mir träumt', am Himmelsbogen
Schiff' ich im Kahn umher;
Von himmelblauen Wogen
Wär' es ein endlos Meer.

Es blinkten aus der Tiefe
Gestirne wunderbar,
Und ferne, glaubt' ich, riefe
Mir sel'ger Engel Schaar.

Es hält die Welt umschlossen,
Wie sollt' ein Ende seyn?
Vom Schaum des Ruders flossen
Milchstraßen hinterdrein.

Ich schien noch nicht gestorben,
Doch war's, als hätt' ich schon
Das Himmelreich erworben
Als treuen Strebens Lohn.

Auch noch, als ich erwachte, — Wußt' ich von keinem Weh:
Was mich so selig machte, — Das war der Genfer See.

3.

Montblanc.

O Riesengreis,
Wie wallt dir weiß
Vom Scheitel bis zum Fuß das Haar!
Dort oben schlicht;
Doch unten bricht
Es sich in Locken wunderbar.
O Sonne, gib dich bald zur Ruh:
Der Riese scheint so hell wie du.

Die Nacht war tief
Und alles schlief,
Vom Mondenschimmer nicht erhellt,
Doch du hieltst Wacht
In Silberpracht
Als Hüter unsrer Erdenwelt;
Und heller viel als Mondenstrahl
Erglänztest du dem niedern Thal.

Als Gott noch schuf
Mit Werderuf,
Da hat er dich um Rath gefragt:
So weit du blickst
Und Ströme schickst,
Hast du ihm treu Bescheid gesagt.
Noch immer, wenn der Abend naht,
Hältst du mit Himmelssternen Rath.

Dem Volke Gruß
An deinem Fuß;
Wohl lebt es arm, doch sorgenfrei.
Ein kleines Haus
Sucht' ich mir aus,
Schritt an Palästen stolz vorbei.
Das Glück hat auch nicht andern Brauch:
Wir lieben niedern Herdes Rauch.

4.

Ursern Thal.

Du enges Thal, von hohen
Gebirgen rings umschränkt,
Du hast doch deine frohen
Bewohner reich beschenkt:

Ein Hüttchen an der Quelle,
Wo in der grünen Fluth
Die blinkende Forelle
Im Sonnenstrahl sich ruht;

Die Alpe, wo bis heute
Noch reichlich sprießt das Kraut,
Wo stolz auf ihr Geläute
Die Kuh vom Felsen schaut;

Im Walde Wölf' und Füchse,
Und Gemsen auf der First
So feist, als bei der Büchse
Du Jäger selten wirst;

Ein Kirchlein bis zum Giebel
Mit Epheu überrankt;
Eine Schule, wo der Fibel
Der Knabe Weisheit dankt;

Dazu die Linde grüne,
Wo die Gemeinde dingt,
Und auf der Bretterbühne
Der Hirt sein Liebchen schwingt:

Was rennt ihr nach dem Glücke,
Das ihr doch nie gewinnt?
Schaut her, wie wenig Stücke
Zum Glücke nöthig sind!

Drusus' Tod.

Drusus ließ in Deutschlands Forsten
Goldne Römeradler horsten,
An den heil'gen Göttereichen
Klang die Axt mit freveln Streichen.

Siegend fuhr er durch die Lande,
Stand schon an der Weser Strande,
Wollt' hinüber jetzt verwegen,
Als ein Weib ihm trat entgegen.

Uebermenschlich von Geberde
Drohte sie dem Sohn der Erde:
„Kühner, den der Ehrgeiz blendet,
Schnell zur Flucht den Fuß gewendet!

„Jene Marken unsrer Gauen
Sind dir nicht vergönnt zu schauen,
Stehst am Markstein deines Lebens,
Deine Siege sind vergebens.

„Säumt der Deutsche gerne lange,
Nimmer beugt er sich dem Zwange,
Schlummernd mag er wohl sich strecken,
Schläft er, wird ein Gott ihn wecken."

Drusus, da sie so gesprochen,
Eilends ist er aufgebrochen,
Aus den Schauern deutscher Haine
Führt er schnell das Heer zum Rheine.

Vor den Augen sieht er's flirren,
Deutsche Waffen hört er klirren,
Sausen hört er die Geschosse,
Stürzt zu Boden mit dem Rosse;

Hat den Schenkel arg zerschlagen,
Starb den Tod nach dreißig Tagen.
Also wird Gott Alle fällen,
Die nach Deutschlands Freiheit stellen.

St. Theonest.

Ihr Männer Kaub's, warum vergeßt
Ihr eures Heil'gen, Theonest?
O säht ihr euer altes Siegel,
Da treibt er auf des Rheines Spiegel
In jener Kufe sanft hinab,
Die Kaub erst einen Namen gab.

In Mainz gemartert bis zum Tod,
Besargt in lecker Kufe Boot,
So wiegen ihn die blauen Fluthen
Und wecken neue Lebensgluthen.
Er fühlt sich heil, das Wasser dringt
Nicht ein zu ihm, der Feuer bringt.

Der Salm umhüpft den seltnen Kahn,
Ihn lachen alle Hügel an,
Das Rheingau grüßt mit freud'gem Rufe
Den heil'gen Mann und seine Kufe,
Aufjubelnd rauscht der Niederwald,
Im Nahthal jauchzt ihm Jung und Alt.

Nun schnellt er durch das Binger Loch,
Der Rheinstein denkt: o käm' er doch!
Gefiel' es ihm bei uns zu hausen!
Erseufzen Lorch und Trechdingshausen;
Erwählt' er unser warmes Thal,
Ruft Bacharach und Steg zumal.

Ihr Alle haltet ihn nicht fest,
In Kaub erst landet Theonest;
Er pflanzte mit dem Christenglauben
In Kaub die ersten süßen Trauben,
In seiner Kufe preßt' er sie:
Ihr Kauber, das vergeßt ihm nie.

Wann feiern wir Sankt Theonest?
In den Oktober fällt das Fest,
Wenn aus der Kufe Todesbanden
Der junge Wein ist auferstanden.
Ja, wenn ihr um die Kelter tanzt,
Dann denket Des, der ihn gepflanzt!

Der versenkte Hort.

Es war einmal ein König,
Ein König war's am Rhein,
Der liebte nichts so wenig
Als Haders Noth und Pein.
Es stritten seine Degen
Um einen Schatz im Land
Und wären fast erlegen
Vor ihrer eignen Hand.

Da sprach er zu den Edeln:
Was frommt euch alles Gold,
Wenn ihr mit euern Schedeln
Den Hort erkaufen sollt?
Ein Ende sei der Plage,
Versenkt ihn in den Rhein;
Da bis zum jüngsten Tage
Mag er verborgen seyn.

Da senkten ihn die Stolzen
Hinunter in die Fluth;
Er ist wohl gar geschmolzen,
Seitdem er da geruht.
Zerronnen in den Wellen
Des Stroms, der drüber rollt,
Läßt er die Trauben schwellen
Und glänzen gleich dem Gold.

Daß doch ein Jeder dächte
Wie dieser König gut,
Auf daß kein Leid ihn brächte
Um seinen hohen Muth:
So senkten wir hinunter
Den Kummer in den Rhein,
Und tränken frisch und munter
Von seinem goldnen Wein.

Die Schule der Stutzer.

„In solchem Staat, ihr Herrn vom Rath,
Mit Seide, Gold und Bändern?
Wohl ziemt der Glanz zu Spiel und Tanz,
Zum Reihen oder Ländern;
Zu ernsten Dingen ziemt er nicht:
Drum halt' ich heute kein Gericht,
Auf, laßt uns fröhlich jagen!"

Das Hifthorn schallt im grünen Wald,
An Seilen bellt die Meute,
Dem Freudenschall erjauchzen all'
Die flinken Jägersleute.
Der Kaiser weist sie manchen Pfad,
Wo sich viel Wilds verborgen hat:
Nur zu durch Dick und Dünne!

Ihm folgen gern die schmucken Herrn,
Wie ließen sie sich mahnen?
Doch mancher Dorn nimmt sie auf's Korn
Und zerrt an ihren Fahnen.
Viel bunte Flitter flattern fort,
Ein Läppchen hier, ein Läppchen dort,
Sie müssen Wolle lassen.

Im schlichten Rock hat manchen Bock
Der Kaiser abgefangen.
Sie trafen nie, stets blieben sie
An einem Dornbusch hangen.
Der Kaiser lacht: „Ach wie zerfetzt!
Ihr wurdet heute selbst gehetzt,
Ein ander Mal seid klüger!“

Ballate von der Lorelei.

Wer singet dort so holde Melodei?
Das Schifflein säumt und gleitet sacht vorbei. —
Mein Nachbar sprach: Es ist die Lorelei.

Da droben thront sie auf des Felsen Spitze,
Strählt in den Rhein ihr goldnes Lockenhaar,
Und Geisterchöre tönen wunderbar
Im Rebenlaub an ihrem Herrschersitze;
Doch wie der Strahl durch trüber Wolken Ritze,
So dringt hindurch der Wunderton der Fei.

Ihr Singen regt beglückten Erdensöhnen
Die höchste Lust und alle süße Pein;
Wer sie vernimmt, muß ihr ergeben seyn,
Und kann sein Herz des Wohllauts nicht entwöhnen:
Gefesselt huldigt er der Macht des Schönen
Und lebt und stirbt im Dienst der Lorelei.

Noch hat sie nie sich einem Mann ergeben,
Ob sie auch Vielen gnädiger geblickt:
Ein Ritter einst, von Sangeslust bestrickt,
Sann, mit Gewalt zu fahn ihr holdes Leben;
Das Hifthorn tönt, die frechen Knechte streben
Schon berghinan zur Jagd der Lorelei.

Sie klimmt empor die höchsten Felsenstellen,
Der Frevler folgt, schon faßt er ihr Gewand:
Da schwingt sie sich hinab vom Bergesrand,
Und unten hört man sein Gebein zerschellen.
Sie aber singt lustwandelnd auf den Wellen:
„Mich zwingst du nicht, denn meine Gunst ist frei.

„Den nach der Hand der Lorelei gelüstet,
Umschwebe Wohllaut schon im Mutterschooß;
Früh ringt das Lied sich seinem Busen los
Frei von der Lüge, die sich Wahrheit brüstet;
Er naht dereinst mit Sängerkraft gerüstet,
Und Bräutigam begrüßt ihn Lorelei.“

Und als er kam auf stolzem Schiff gezogen
Den Strom hinab vom goldbeglänzten Main,
Da wandelt sie zum bräutlichen Verein
Dem Freund entgegen auf des Rheines Wogen;
Da kommt ein Wind von Osten hergeflogen,
Entführt das Schiff und trauernd steht die Fei.

„Er war mein werth und konnt' er mich verschmähen?
So welke, Kranz, der höchsten Ehren Lohn.
Nein, grüne fort, denn einem treuern Sohn
Hat dich zum Schmuck der Himmel ausersehen;
Zwar werden noch Jahrzehende vergehen,
Doch treu des Lieblings harrt die Lorelei."

Ballate, sag' den Unberufnen frei,
Daß Musengunst nicht zu erzwingen sei:
Komm Liebling bald der schönen Lorelei!

Adelheid Freiin von Stolterfoth,

verwittwete Freifrau von Zwierlein, wurde den 11. September 1800 zu Eisenach geboren. Ihren Vater, welcher preußischer Husarenoffizier war, verlor sie frühzeitig: er starb, erst 34 Jahre alt, in Folge eines unglücklichen Sturzes mit dem Pferde; ihre Mutter, eine geborene Rheinländerin, Tochter des Nassau-Usingen'schen Oberjägermeisters Freiherrn Schott von Schottenstein, starb 1825. Die erste Ausbildung erhielt unsere Dichterin zu Erlangen, wo ihre Mutter als Wittwe zehn Jahre wohnte, bis sie 1817 mit derselben nach Bingen und 1819 nach Winkel im Rheingau übersiedelte. Seit der Mutter Tod lebte sie abwechselnd bald in der Familie ihres Oheims, des Freiherrn von Zwierlein, zu Geisenheim, bald in Birken bei Baireuth als Kanonissin des gleichnamigen adeligen Damenstiftes. Im Sommer 1826 besuchte sie von Rotterdam aus London; bereiste 1828 mit ihrem Oheim die schönsten Gegenden der Schweiz; ging über den Gotthard durch Oberitalien bis Genua, und kehrte über den Simplon, Chamouni, Genf, Lausanne 2c. an den Rhein zurück. Den größten Theil des Jahres 1829 verlebte sie in derselben Reisebegleitung im Hause eines Verwandten, des ehemaligen schwedischen Staatsministers Grafen von Bremer. Seitdem hat sie den Rhein, kleinere Reisen nach Tyrol u. s. w. abgerechnet, nicht wieder verlassen. Im Jahre 1844 verband sie sich ehelich mit dem Geheimen Rathe von Zwierlein, der aber schon nach wenigen Jahren starb.

Die poetische Eigenthümlichkeit dieser Dichterin, von Matthisson die „Philomele des Rheins“ genannt, offenbart sich nicht sowohl auf Seite des Geistes in schöpferischer Phantasie, als von Seite des Herzens in schöner Gemüthlichkeit und ansprechender Zartheit in Empfindung und Ausdruck. Stimmungen, wie sie der Umgang mit der Natur, an die sie sich mit Innigkeit schmiegt, der Anblick der Landschaft, der Wechsel der Jahreszeit, die Vergänglichkeit des Schönen 2c. hervorrufen, weiß sie mit viel Seele zu gestalten. Aus manchen ihrer späteren Lieder haucht ein schwermüthiger Ton, der sich aber nicht in's Düstere und Farbenlose verliert, indem die Dichterin meistens wieder den Ruhepunkt in sich selbst zu finden weiß. Wie der Ausdruck der Gefühle, z. B. in den herzgewinnenden Liedern: „Nachts“, — „Das Kind,“ gelingt ihr auch die Malerei des Landschaftlichen und das Reliefbild vortrefflich. Ihre „rheinischen Sagen“ (zuerst vollständig veröffentlicht 1839, 3te Auflage 1850; „rheinischer Sagenkreis“ 1835), nicht ohne tieferen Blick in den Gang und die Schickung des Menschenlebens, erheben sich vielfach über die subjektive Empfindung zu festerer Gestaltung und erfreuen nicht selten durch den Reiz ästhetischer Belebung; den höheren Werth aber beeinträchtigt das Vorwalten des romantischen Pathos über die Naivität; die Stimmung des Volksliedes, wie sie z. B. in der Ballade „Der Rächer“ sich ankündigt, tritt zu selten hervor. In der größeren epischen Dichtung „Zoraide“ (1825) und hauptsächlich im Epos „Alfred“ (1834) zeigt sich bei nicht zu verkennender Kraft der Gestaltung besonders das Talent der Auffassung des Aeußern, womit die Malerei es zu thun hat, der Schilderung von Zuständen und Situationen, weniger die Kunst der Darstellung und Anordnung von Ereignissen und Handlungen; übrigens läßt der fremdartige altnordische Stoff ziemlich theilnahmlos. Um so anziehender in Stoff und kunstgemäßem Vortrag bei lebendig anschauender Phantasie ist ihre romantische Erzählung „Burg Stolzenfels“ (1842), eine ihrer anmuthigsten Leistungen.

Lieder.

Lebenspoesie.

(1830.)

Wär' ich als ein Mann geboren,
Braucht' ich meines Geistes Macht,
Durch die Schlechten und die Thoren
Hätt' ich bald mir Bahn gemacht;
Aber mit dem Frauenherzen,
Das nur ruhig dulden muß,
Will ich schweigend alle Schmerzen
Tragen bis zum Ueberdruß.

Darum lieb' ich es zu schweifen
Durch die Fluren dort und hier,
Nach dem Feuerrohr zu greifen,
Wie ein rüst'ger Kavalier;
In den stillen Waldesräumen
Stör' ich zwar den Frieden nie,
Aber frei will ich mich träumen,
Das ist Lebenspoesie!

Denk' ich jener glatten Zimmer,
Wo man schöne Phrasen tauscht,
Wo, beglänzt von Kerzenschimmer,
Alle sitzen, theeberauscht;
Denk' ich jener klugen, armen,
Hochgelehrten, feinen Welt,
Möcht' ich jeden Baum umarmen
Draußen in dem grünen Feld.

Muth'ge Rosse will ich leiten,
Flüchtig rollend über's Land,
Durch die Stromeswellen gleiten
Mit dem Ruder in der Hand;
Auf die Berge will ich steigen,
Wo der Aar im Horste ruht,
Und mit dunklen Tannenzweigen
Schmücken meinen leichten Hut.

Dann auf weichen Rasenmatten — Ruh' ich froh am ersten Quell,
Der aus dunklen Eichenschatten — Niederfluthet klar und hell.
Aller Schmerz ist dann entschwunden; — Aber jedes schöne Glück,
Was ich jemals schon empfunden, — Kehrt mir in die Brust zurück.

Am Rhein erglänzt mein Stern.

(1833.)

„All um den Rhein
Ist's lustig seyn,"
So sangen schon die Alten;
Das liebe Wort
Klang fort und fort,
Denn Jeder wollt's behalten:
All um den schönen Rhein!

Der Welt ist kund:
Im Rheinesgrund
Ruht Gold der Nibelungen;
Doch was für Gold
Die Rebe zollt:
Getrunken und gesungen
Hat's mancher Liedermund!

Von nah und fern,
Wer sieht nicht gern
Die stolzen Wogen fliehen?
Mein Anker ruht
In dieser Fluth,
Ich will nicht weiter ziehen:
Am Rhein erglänzt mein Stern!

Das rechte Wort.

Tief auf des Rheines Grunde
Da liegt ein goldner Hort,
Du findest ihn zur Stunde,
Weißt du das Zauberwort,
Das rechte Wort, zu halten
Mit einem einz'gen Klang
Die mächtigen Gewalten
Des Stroms in seinem Gang.

Im Thale liegt vergraben
Ein Schwert, das immer siegt,
Und wer es könnte haben,
Hätt' bald die Welt bekriegt.
Ein Wort nur muß erschallen,
Dann springt der Boden auf,
Und aus den Felsenhallen
Glänzt hell der Stahl herauf.

Und droben auf den Bergen
Da liegt in dunklem Schacht
Ein Schlüssel, der von Zwergen
Und Gnomen wird bewacht;
Er öffnet alle Pforten,
Und ist auf immer dein,
Weißt du von tausend Worten
Das rechte nur allein!

Wie hab' ich schon gesonnen
Vergebens manches Jahr,
Und Wort um Wort begonnen,
Bis es ein Liedlein war.
Doch immer noch verborgen
Sind Schlüssel, Schwert und Hort,
Und was ich sang mit Sorgen,
War nie das rechte Wort.

Nachts.

(1838)

Umsonst, ich kann nicht ruhen! — Kein Gebet
Senkt das gedankenmüde Haupt in Schlummer,
Und Bild um Bild vergangner Tage geht
An mir vorbei, und weckt entschlafnen Kummer.
Die Todten steigen auf vor meinem Geist,
Weil sie das Herz so gern willkommen heißt.

O meine Mutter! rührende Gestalt,
Mit deinem sanften blaßen Angesichte!
Und du — die hohe Stirn vom Kranz umwallt,
Hier schon verklärt von einem höhern Lichte,
Und du — und du — gleich süßem Wiederhall
Verklungner Melodieen kommt ihr all'!

Ja, grüße wieder mich, geliebte Schaar,
Die selbst im Traum sich oft vor mir versammelt,
Denn meine Seele lebt mit dem, was war,
Obgleich der Mund noch andre Worte stammelt;
Der Erde noch gehör' ich an, der Welt,
Gleich einer Pilgerin, die Rasttag hält.

Doch diesen Staub, ich schüttle bald ihn ab,
Und meines schlummerlosen Hauptes Kissen
Wird dann das harte räthselhafte Grab!
Sei seine Decke leicht und schnell zerrissen,
Sei dann auch mir vergönnt — mit euch vereint —
Ein Herz zu grüßen, das mich einst beweint!

Der Rhein.

(1842.)

„Der Rhein, und immer wieder
In Bild und Sang der Rhein;
Weißt du nicht and're Lieder,
Als nur von ihm allein?"

Ich weiß nicht vieles And're,
'S ist so mein wilder Schlag;
Ich sing' ihn, wenn ich wand're,
Und wand're Tag für Tag!

Ruh' ich auf Bergesspitzen
Und schau' hinab in's Thal,
Seh' ich die Wogen blitzen
Im warmen Sonnenstrahl.

Blick' ich aus Ritterhallen
Hinab in's Abendglühn,
Zu meinen Füßen wallen
Und rauschen sie dahin.

Sie rauschen von den Tagen
Der längst vergangnen Zeit,
Von Liebe, Lust und Klagen,
Von deutscher Herrlichkeit!

Da treibt es mich hernieder
Vom lust'gen Bergesrand —
Ich singe die alten Lieder,
Ich beuge mein Knie am Strand.

Ich hab' von der Stirn gezogen — Den dunklen Epheukranz,
Und küss' ihn und werf' ihn den Wogen — Hinunter im Mondesglanz!

Strandlied.

(1843.)

Wie wunderbar, wie wunderbar,
So in den Strom zu schauen.
Wohl ist er still und silberklar,
Und faßt mich doch ein Grauen.

Es wirbelt und es wogt und kreist
Und kommt, und zieht von hinnen —
Wohnt eine Seele, wohnt ein Geist
In diesen Wassern drinnen?

Ich sinne tief und tiefer nach
Und muß hinunter lauschen,
Es war mir so, als tönt' ein „Ach"
Durch dieses leise Rauschen.

Nun steigt es aus dem tiefsten Grund
Und wallet hin und wieder,
Ein seltsam Tönen thut sich kund:
Das sind die Wellenlieder!

Und wer sie singt, ich wüßt' es gern,
Möcht' in die Tiefe steigen,
Möcht' wie der lichte Abendstern
Mich strahlend drüber neigen.

Das Kind.

(1846.)

Ich schau' dich an wehmüthig
Du blondgelocktes Kind,
Und fühl' es tief, wie selig
Wohl deine Eltern sind.

Was ist das Gold der Reichen,
Was auf der Stirn ein Kranz,
Kind! gegen deine Locken
Und deiner Augen Glanz?

Und was sind alle Stimmen,
Vereint zu Ruhm und Preis,
Gegen dein süßes Lallen
Und — meine Thräne heiß?

O Kind! mir sagt dein Lallen:
Hast Lieb' und Lenz versäumt,
Und hast dein Leben einsam
In Liedern hingeträumt.

Im Herbste. (1849.)

Wie noch ein später Nachtigallenklang
Will durch die blätterlosen Zweige dringen,
Will mit dem Wiederhall, den Lüften ringen,
Als dufte rings die Flur im Blüthendrang;
Und doch ist's Herbst, doch ist die Welt so trübe,
Als hätte sie nicht Maienlust und Liebe,
Als hätte sie nur Weh' und Grabesleid,
Seit abgestreift ihr hoffnungsgrünes Kleid!

Ja, damals, Herz! wie warst du auch berauscht,
Als nur ein Ruf ertönt von allen Zungen!
Wo unsrer besten Männer Wort erklungen,
Da hast auch du einst freudig stolz gelauscht;
Das war im Lenz, im deutschen Völkerlenze,
Nun steht der Winter schon an seiner Grenze,
Nur wenig Früchte reif, so weit ich seh',
Und blut'ge Gräber deckt der frühe Schnee!

Still, Klagelied! Zu Berge will ich gehn,
Einsam und stumm durchstreifen öde Thäler,
Da sind die Stürme wieder mir Erzähler
Von Meer und Land, woher sie brausend wehn.
Da lausch' ich, wenn ein Kranichzug im grauen
Gewölk' des Abends zieht nach andern Gauen,
Ob ich nicht einen Klang vielleicht verstünde,
Der etwas nie Gehörtes mir verkünde!

Nichts! — ob die Herzen brechen und verglühn,
Ob Freiheit siegt, ob Aufruhr schwingt die Fahnen;
Nichts — — immer nur dies alte, trübe Mahnen,
An Gehn und Kommen, Welken und Verblühn!
O, die Natur zieht ruhig ihre Bahnen,
Das Weltgeheimniß bergend, das wir ahnen —
Und es ist Herbst, es ist die Welt so trübe,
Als hätte sie nicht Hoffnung mehr und Liebe!

Romanzen und Sagen.

Kaiser Karl.

(1831)

Der König schaut vom Thurme
Mit ernstem Angesicht,
Rings dräut ein Heer zum Sturme,
Doch ihn bekümmert's nicht.
Sein Purpurmantel flattert in den Winden,
Die Krone drückt sein greises Haupt nicht schwer:
Voll Gluth umher
Rollt noch sein Blick, nur Einen Feind zu finden.

Noch sieht er nicht den Einen,
Vor dem sein Herz erbebt.
Die Kleinen und Gemeinen,
Von niedrem Stoff gewebt,
Sie stürmen an die hochgethürmten Mauern,
Zerschellen sich das jochgewöhnte Haupt,
Und lichtberaubt
Sinkt Schaar um Schaar in blut'gen Todesschauern.

In zwanzig wilden Schlachten
Hat er gekämpft, gesiegt,
Wird sich sein Stern umnachten,
Weil Karol's Banner fliegt?
Er wird's, er wird's! Mit dumpfem Ahnungsgrauen
Blickt er hinunter auf das Todtenfeld.
Wo weilt der Held?
Er fürchtet ihn und wünscht ihn doch zu schauen.

Ha! durch die Feindesschaaren
Ertönt ein Freudenruf,
Die schon gefallen waren,
Zerstampft von Rosseshuf,
Die niedersanken, blutig und zernichtet,
Sie schauen freudig einmal noch zurück,
Schon naht ihr Glück,
Schon naht sich Karl, von Siegerglanz umlichtet.

Getrennt vom Siegertrosse,
So naht er dort — allein!
Er sitzt auf weißem Rosse,
Der Panzer hüllt ihn ein.
Den Helm von Stahl umspannt die goldne Krone,
Hell glänzt das mächt'ge Schwert in seiner Faust,
Ein Schlachtlied braust
Aus seinem Mund, dem Feind umher zum Hohne.

Und seinem Blick entsprühet
So wunderbarer Glanz,
Daß Alles vor ihm fliehet
Im wilden Todtentanz.
Vor seinem Namen beben alle Herzen,
Ein dumpfer Schreckensruf durchtönt das Feld,
Er ist ein Held,
Ein Held der Geister, groß in Lust und Schmerzen.

Und von dem Thurm steigt wieder
Der König ernst und bleich:
„Auf, laßt die Brücke nieder,
Die Pforten öffnet gleich!
Mein Stern versinkt, ich seh' ihn niedergehen,
Er glänzte lang genug durch Sturm und Nacht,
Der Sonne Pracht
Steigt dort empor, wer kann ihr widerstehen?"

Und seine stolze Krone
Er nimmt sie von dem Haar,
Pipin's gewalt'gem Sohne
Bringt er sie selber dar:
„Nimm hin die Krone zu den andern Kronen,
Nimm hin den Purpur zu der andern Gluth,
Einst rauscht die Fluth
Des Zeitenmeers auch über deinen Thronen!"

Frauenlob's Tod.

(1831.)

Es läuten alle Glocken
Zu Mainz mit Trauerklang,
Und durch des Domes Hallen
Tönt ernster Grabgesang.

Ein Zug von edlen Frauen
Zieht ein durch's hohe Thor,
Und schwarze Fahnen wallen,
Es ragt ein Sarg empor.

Und um die schwarzen Fahnen
Flammt helles Kerzenlicht,
Und strahlt auf manches holde,
Verweinte Angesicht.

Und strahlt auf einen Todten
Mit sanftem Glanz hinab,
Den acht der schönsten Frauen
Getragen an das Grab.

Sie weinen und sie singen
Ein Trauerlied zumal,
Und gießen Wein hernieder
Aus goldenem Pokal.

Und streuen Ros' und Myrten
Und helles Rebenlaub
Hinab auf's harte Lager,
Wo ruhen soll sein Staub.

„Wen tragt ihr, edle Frauen,
So trüb und kummerbleich?
War es vielleicht ein König,
Der Krone ließ und Reich?"

„„Wir tragen keinen König,
Geziert mit ird'schem Glanz,
Und unverwelklich schmücket
Dies Haupt ein Lorbeerkranz.""

„So tragt ihr einen Helden
Aus ritterlichem Blut,
Der einst in wilden Schlachten
Gekämpft mit kühnem Muth?“

„„Wir tragen keinen Ritter,
Er ward nicht Held genannt,
Nur eine goldne Harfe
Trug diese fromme Hand.

Doch mit der goldnen Harfe
Kämpft' er im Liederstreit,
Und hat sich Ruhm gewonnen
In allen Landen weit.

Wir tragen einen Sänger
In Traurigkeit und Schmerz,
Er weiht' uns seine Lieder,
Wir weih'n ihm unser Herz.

Und schweigt er gleich auf ewig,
Der uns so hoch erhob,
Tönt doch durch alle Zeiten
Sein Name: — Frauenlob!““

Sie sagen's und sie senken
Den Theuern in das Grab,
Und ihre Thränen fallen
Wie Perlensaat hinab.

Doch eine hohe Jungfrau
Schaut still von Ferne zu, —
Es nahm der bleiche Sänger
Ihr Glück und ihre Ruh.

Sie weint nicht und sie klagt nicht,
Es schweigt allein ihr Mund —
Vielleicht nach wenig Tagen
Deckt sie der kühle Grund!

Der Ritter von Lorch.

(1835.)

„Hinauf trotz Furcht und Grauen,
Hinauf mein starkes Roß,
Dort oben bei grünen Auen
Steht meiner Liebsten Schloß.
Ich will in Wein dich baden,
Dich kämmen mit gold'nem Kamm,
Und ewig mit Brod der Gnaden
Dich füttern wie ein Lamm.

Drum, immer ohne Zagen
Mein treues Roß hinauf,
Hast oft mich zur Schlacht getragen,
Zu Kampf und Siegeslauf.
Ich soll mir mein Lieb gewinnen,
So sprach ihres Vaters Mund.
Und ich will mir mein Lieb gewinnen,
Oder stürzen hinab in den Schlund.“

So ruft der kühne Reiter,
Umstarrt von Tod und Grab —
Das Roß stürmt weiter und weiter,
Der Ritter schaut nicht hinab.
Er hört tief unten brausen
Die Wisper zum wilden Rhein,
Hört Sturm in der Höhe sausen,
Und hängt wie ein Aar am Gestein.

Und wie zwei schwarze Flügel
Umflattert ihn sein Gewand,
Es flattert von Hügel zu Hügel,
Es wallt von Wand zu Wand.
Ha sieh! schon leuchten ihm Sterne,
Zwei Sterne wunderbar,
Und aus der duftigen Ferne
Weht gold'nes Lockenhaar.

Und horch! jetzt tönen Lieder,
Jetzt strahlt's wie Himmelsglanz —
Vom Thurme beugt sich hernieder
Sein Lieb und hält den Kranz.
Ihr Vater rufet bezwungen:
„Willkommen mein junger Held,
Du hast dir die Braut errungen,
Dem Kühnen gehört die Welt!“

Der Rächer.

(1838.)

Ein Wandrer zieht im Abendstrahl
Durch's waldumrauschte Wisperthal,
Er trägt ein Schwert gar lang und breit,
Drin funkelt hell sein rothes Kleid.

Bald kommt er an die Felsenschlucht,
Wo sich die Werk den Ausgang sucht,
Rechts schaut die Kammerburg herab,
Links Rheinberg, manches Pilgers Grab.

Dann tönt es rauh: „Halt an Gesell,
Woher und auch wohin so schnell?“
Die Antwort dumpf entgegen hallt:
„„Woher — wohin? du weißt es bald —

Rheinberger, zieh das Schwert heraus,
Hast du bestellt dein Räuberhaus?
Du schlugest mir den Bruder todt,
Nun kommst du selbst in Todesnoth!““ —

„Und schlug ich todt den Bruder dein,
So wirst du heut noch bei ihm seyn“ —
Er zieht das Schwert und kämpft gewandt,
Der Wandrer schlägt's ihm aus der Hand.

„Wer bist du?“ sagt der Ritter bleich,
„Halt ein, ich mach' dich groß und reich“ —
Der Rothe reißt ihn um und lacht:
„„Brod hat mir stets mein Schwert gebracht.

Scharfrichter bin ich manches Jahr,
Dir nehm' ich nun den Helm fürwahr —““
Und Blut floß in der Felsenschlucht,
Wo sich die Werk den Ausgang sucht.

Lurlei.

(1836.)

Hoch auf ew'gem Gletscher-Eise
Thront der alte König Rhein,
Sammelt dort auf gleiche Weise
Den Tribut des Himmels ein;
Sammelt von der Erde Quellen
Mächt'ge Ströme für sein Reich,
Und entsendet ihre Wellen
Immer voll und immer gleich.

Lurlei, seiner Töchter Eine,
Wohnt im schönsten Felsenthal,
Aber Berge, Strom und Haine
Wurden Zeugen ihrer Qual.
Einen Ritter, schön und blühend,
Liebte sie mit tiefer Gluth,
Er, in andrer Liebe glühend,
Floh die Königin der Fluth.

Wieder einmal aus den Tiefen
Taucht ihr sanftes Angesicht,
Und die langen Locken triefen,
Goldne Fluth im Mondeslicht;
Halb enthüllet vom Gewande
Steigt empor das hehre Weib,
Wellen zittern bis zum Strande,
Wie sich hebt der Schwanenleib.

Und sie horcht, ob Alles stille
An den Ufern, auf der Fluth,
Ob die Nacht den Berg umhülle,
Ob das Thal in Frieden ruht.
Dann in traurig süßer Weise
Athmet ihre Brust Gesang,
Und ein Lied entwallet leise
Wie der Aeolsharfe Klang.

Aber in des Lurlei Klüften
Sind melod'sche Geister wach,
Und verschwebend in den Lüften
Hallt es wieder zwanzigfach.
Aus den Schachten schlüpft der Gnome,
Rollt wie Nebel von dem Berg,
Und der Elfe lauscht am Strome,
Und es lauscht der schwarze Zwerg.

Was sie singt, sind tiefe Klagen,
Wie ihr einsam glühend Herz
Lang und still sie hat getragen,
Aber nun verhaucht in Schmerz.
Was sie klagt, sind ew'ge Leiden,
Unverstanden, ungefühlt,
Wo die Wellenrosse weiden
Und ihr Huf im Goldsand wühlt.

Ihre Boten, schnelle Fische,
Zieh'n vom Gotthard bis zum Meer,
Und in ew'ger Jugendfrische
Dienen Nixen um sie her.
Aber keine fühlt von Allen,
Was verschmäht ihr Herz empfand,
Als sie einst aus ihren Hallen
Den Geliebten fortgesandt.

Längst schon ist er weggeschwunden,
Längst zerstäubte sein Gebein,
Doch ihr scheinen's wenig Stunden,
Seit sie ihn verlor, zu seyn.
Ewig strahlen ihre Wangen
In der Schönheit holdem Licht,
Ein Jahrtausend ist vergangen,
Aber ihre Liebe nicht.

Drum in traurig süßer Weise
Athmet ihre Brust Gesang,
Er entwallet sanft und leise
Gleich der Aeolsharfe Klang.
Jetzt verhallen ihre Lieder,
Schweigen hüllt die Thäler ein,
Und sie tauchet langsam wieder
In den mondbeglänzten Rhein.

Julius Mosen,

geboren am 8. Juli 1803 zu Marienei im sächsischen Voigtlande, der Sohn eines Lehrers, besuchte von seinem 14. Jahre an das Gymnasium zu Plauen und bezog 1822 die Universität Jena. Als 1824 sein Vater starb, mußte er fehlender Mittel wegen die in Leipzig begonnenen juristischen Studien abbrechen; er begab sich auf gut Glück mit einem Freunde nach Italien; kam 1826 mit dem „Lied vom Ritter Wahn" zurück, fand aber erst 1831 dafür einen Verleger. Er setzte nun mit angestrengtem Fleiße sein Fachstudium fort; bestand 1828 das juristische Examen; praktizirte hierauf zwei Jahre lang bei einem Sachwalter in seiner Heimat, ohne Gehalt dafür zu beziehen, „gedrückt, gedrängt und fast an sich selbst verzweifelnd", bis ihn, nachdem er kaum seine Probeschriften zur Erlangung der Advokatur eingesandt hatte, die Julirevolution mächtig erfaßte und aus seiner selbstquälerischen Stimmung aufrüttelte. Er ging nun abermals nach Leipzig, schrieb 1831 die Novelle „Georg Venlot" und trat, nach bereits erlangter Advokatur, die Stelle eines Aktuars beim Patrimonialgerichte zu Kohren an. Als dieses 1834 an den Staat überging, nahm er in Dresden seinen Wohnsitz als Advokat. Im Jahre 1845 folgte Mosen einem Ruf als Dramaturg an das Hoftheater zu Oldenburg und wurde vom Großherzog zum Hofrath titulirt

Mosen, einer unserer vorzüglichsten und gesinnungsreinsten Dichter, mit ächtem und selbstständigem poetischen Kern, hat sich nicht nur als Lyriker und Epiker, sondern auch als Novellist und Dramatiker wohlverdiente Lorbeeren errungen. Aus der romantisch-altdeutschen Periode in das Bewußtseyn der Gegenwart übergehend, waltet in seiner Lyrik der nationale Gehalt vor. Gedankenreich, gefühlsinnig, klar, anmuthig und volksmäßig, sind seine Gedichte, besonders die Romanzen in ihrer Tiefe und Gedrungenheit und in der Kraft des Ausdrucks, zum Theil der männlich-edlen Uhland'schen Weise verwandt; aber seine Romanzenpoesie ist nicht, wie diejenige Uhlands, dem Mittelalter zugewendet, sondern er sucht in dieser Form die sittliche Kraft und den Herzschlag der neuen Zeit zu verherrlichen; alle seine Romanzen haben den Grundton der germanischen Freiheitsidee und Ehre tief in sich aufgenommen. Vor allen volksthümlich geworden sind „Die letzten Zehn" und „Andreas Hofer." Mosen ist seit den Freiheitskriegen überall mitgegangen, „er hat (vgl. Blätter für literarische Unterhaltung 1845) überall mitempfunden und mitgesungen und ist immer noch jung und rüstig geblieben. Er hat keine neuen Bahnen gebrochen und keine neue Epoche begründet, aber er hat im Kampfe sein Leben gefunden; er hat keine partielle Weltanschauung, wie sie den süddeutschen Lyrikern meistens eigenthümlich ist, er baut sie aber überall an und sucht überall das Weben und Walten des Geistes zu verarbeiten und künstlerisch wieder auszudrücken. Ihm ist über das politische Bedürfniß der Zeit und der Menschheit der feine Sinn für ihre übrigen Gestaltungen nicht verloren gegangen; er kennt weder jenen Freiheitsfanatismus, der sich selbst bis zum Wahnsinn steigern will, noch jene einseitige Naturanschauung, welche alles Ringen

des Menschengeistes übersieht und verachtet. Er steht in der Mitte zwischen jenen beiden großen Parteien, welche unsere Lyrik in Besitz genommen haben, und wie er über dem *πολιτικον ζωον* die Liebe und alle übrigen schönen Ausdrücke der Menschennatur nicht verwarf, so verlor er auch über dem Kultus der Natur und der Liebe nicht das stolze adelnde Bewußtseyn der Freiheit. Von diesem Standpunkt aus betrachtet trägt Mosen eben jene beiden Elemente versöhnend in sich, welche sich jetzt in unserer Lyrik feindlich gegenüberstehen und welche sich doch vereinigen müssen, um einen höheren lyrischen Kultus möglich zu machen, als er unter den trüben Reflexen der Gegenwart möglich ist. — Die Begeisterung für alles edle Menschenthum, für die schöne Ausbildung des Göttlichen im Menschen ist es, welche den lyrischen Gedichten Mosens, abgesehen von ihrem ästhetischen Werthe, einen noch ganz besondern Zauber verleiht."

Die höhere Kraft seines Dichtergenius offenbart Mosen als Epiker und Dramatiker. Seine Eposlegende „Ahasver", den Trotz und die Starrheit des Judenthums dem Gotte des Christenthums gegenüber darstellend, und ganz besonders das für klassisch geltende Märchenepos „Lied vom Ritter Wahn", das, auf ein altitalienisches Mandolinenlied (cavaliere Senso) sich gründend, „die uralten Elemente des Weltmythus: Zeit, Raum, Welt, Sinnlichkeit, Vernunft, den durch Stolz verirrten und durch Demuth ins Paradies zurückgeführten Menschengeist als seine höchsten Interessen aufnimmt," gewähren durch ihre universale menschheitliche Bedeutung, Gedankentiefe, romantischen Zauber und harmonische Form einen reinen Genuß. Seine Erzählungen (Georg Venlot; — Helena Valisneria; — Die blaue Blume; — Das Heimweh, letztere im Taschenbuch Urania veröffentlicht) sind reizende, seelenvolle, tiefbedeutsame Darstellungen, die ihm in der Gefühlsnovellistik, schon vermöge ihrer gründlichen Anlage und Anordnung bei vollendeter Sprache, einen hohen Rang anweisen. In die Reihe der besseren historischen Novellisten hat er sich mit seinem „Kongreß von Verona" gestellt.

Das historische Schauspiel ist jetzt fast allein durch ihn würdig vertreten und erkennt ihm die Kritik den Vorrang zu, wenn von der dramatischen Idealisirung der Geschichte seit Schiller die Rede ist, ohne indessen die mancherlei Mängel in seinen Bühnenerzeugnissen zu übersehen. Sie vermißt die Kunst der Spannung, tadelt das Schwelgen in einzelnen Situationen, das Wohlgefallen an allgemeinen Gefühlsergüssen, welche seine Figuren nicht zu festumrissenen Gestalten werden lassen, die oft übergangslose Aneinanderreihung der Begebenheiten, das epigrammatische Zuspitzen der einzelnen Szenen, und daß er praktisch denn doch als Romantiker, oder wenn der Ausdruck nicht gefallen sollte, als Lyriker erscheine. Als eines seiner vortrefflichsten Dramen und der besten neuerer Zeit überhaupt gilt sein Heinrich der Finkler. Sein „Theater" (1842) enthält: Kaiser Otto III.; Cola Rienzi; — Die Bräute von Florenz; — Wendelin und Helena; — Der Sohn des Fürsten; — Die Wette. Noch ungedruckt, aber seit 1843 aufgeführt sind die Trauerspiele: Herzog Bernhard der Große und Don Johann von Oesterreich. Aus seiner neuesten Arbeit „Cromwell" theilt das in Leipzig erscheinende Museum, herausgegeben von Prutz (Jahrg. 1851), Fragmente mit.

Frühlingslieder.

1.

Heraus.

Was ist das für ein Ahnen
So heimlich süß in mir?
Was ist das für ein Mahnen:
Heraus! Heraus mit dir!
Du Träumer aus der Wintergruft,
Heraus! Heraus zur Frühlingsluft!
Heraus!

Der rothe Finke picket
An's Fenster wunderlich
Und blickt mich an und nicket,
Als grüßt' er freundlich mich
Und rief': Du finstres Menschenkind,
Heraus zum frischen Morgenwind!
Heraus!

Sahst du das Hirtenknäblein,
Den Lenz, du kleiner Wicht?
Zerbrich mit deinem Schnäblein
Mir nur das Fenster nicht!
Trieb er schon aus dem Weidenhaus
Die Silberschäfchen klein und kraus
Heraus?

Du meinst: die Fischlein springen
Am warmen Uferrand,
Wir wollten aber singen
So frei durch's ganze Land,
Durch grünen Zaun und Blüthenbusch,
Durch Wälder und durch Auen, husch
Hinaus?

Ade, mein Frühlingsbote!
Laß mich, laß mich allein!
Grämt' ich mich auch zu Tode,
Bei dir könnt' ich nicht seyn;
Denn deine Flügel fehlen mir;
Wie gerne flög' ich doch mit dir
Hinaus!

2.

Die drei Zauberstimmen.

Zu dreienmalen in der Luft
Tönt ein seltsames Klingen,
Davor muß selbst die tiefste Gruft
Mit süßem Schauer springen.

Die Lerche singt zum ersten Mal
In Nebelgrau verborgen;
Sie weckt den ersten Sonnenstrahl
Zum ersten Frühlingsmorgen.

Dann ruft die Wachtel: ich bin da!
Heraus ihr Apfelblüthen!
Wie heiß ist es in Afrika,
Ach, in dem fernen Süden!

Dann aber und zum dritten Mal
Was ist das für ein Flöten?
Willst du mich denn mit süßer Qual,
Du Wundervöglein, tödten? —

Die schönste Blume muß im Thal,
Die Rose muß ersprießen,
Die Zauberin, die Nachtigall
Im Mondschein zu begrüßen, —

Ach, solch dreifacher Zauberbann
Muß alle Welt bestricken!
Ich seh' die Welt, sie sieht mich an,
Und beide mit feuchten Blicken.

3.

Der blühende Apfelbaum.

O Apfelbaum! Was ist es wohl mit dir!
Wo willst du noch mit allen Blüthen hin?
Sprich, Apfelbaum, wo stehet hin dein Sinn?
Willst du dich denn in diesen ros'gen Gluthen
Mit einem Male ganz und gar verbluten?

In Blüthenwogen braust ein Bienenschwarm,
Der Engel Chorgesang in meiner Brust;
Es steht der Baum und sinnt in stiller Lust,
Als hätt' er wieder in so sel'gen Stunden
Sein Heimatland, das Paradies gefunden.

4.

Ruhe am See.

Einsam oben auf dem Hügel
An des Felsens Ueberhang,
An des Seees blauem Spiegel
Ruh' ich Stunden, Tage lang.

Was am Ufer steht und wehet
Und den ganzen Himmelsplan,
Was nur dort vorüber gehet,
Zeigt der treue Spiegel an.

Ueber mir das Laub der Bäume,
Um mich heller Frühlingsschein,
Wie in 's Feeenland der Träume
Schau' ich in den See hinein.

Herz, mein Herz, was soll dein Schlagen?
Bist du wieder gar so wild,
Daß du nicht vermagst zu tragen
Wie der See des Himmels Bild?

Herz, mein Herz, was willst du bangen,
Herz, mein Herz, in deinem Weh?
Sturm und Winter sind gegangen,
Hell und ruhig steht der See!

Der träumende See.

Der See ruht tief im blauen Traum,
Von Wasserblumen zugedeckt;
Ihr Vöglein hoch im Fichtenbaum,
Daß ihr mir nicht den Schläfer weckt!

Doch leise weht das Schilf und wiegt
Das Haupt mit leichtem Sinn;
Ein blauer Falter aber fliegt
Darüber einsam hin!

Rosenblüthe.

Das Röslein gar verborgen
In seiner Knospe sitzt,
Der neue Frühlingsmorgen
Zum Kuß das Mäulchen spitzt;
Doch Röslein mag nichts wissen
Vom Blühen und vom Küssen.

Das Röslein sitzt gar spröde
In seinem engen Haus,
Der Mittag ist nicht blöde,
Strahlt Gluth und Flammen aus;
Doch Röslein mag nichts wissen
Vom Blühen und vom Küssen.

In seiner Zelle drinnen
Das Röslein heimlich steht,
Der Abend kommt zu minnen,
Der Abend weint und fleht:
Ach, alle Blumen müssen
Am Ende blühn und küssen!

Das Röslein steht in Bangen,
Es steht in Liebesnoth,
Roth werden seine Wangen,
Vor Liebe purpurroth,
Und seine Lippen müssen
Zum ersten Male küssen.

Zum ersten Male blühen — Mit allererstem Kuß,
Zum ersten Male glühen — Das holde Röschen muß;
Denn alle Blumen müssen — Am Ende blühn und küssen.

Im Sommer.

Durch des Kornes enge Gassen
Langsam zieh' ich wohl einher,
Wenn die Aehren all' erblassen
Von verborg'nem Segen schwer;
Und so wandl' ich hin und sinne
Und weiß nicht, was ich beginne.

Und der blaue Himmel webet
Sich herunter licht und warm,
Und die ganze Erde schwebet
Bräutlich still in seinem Arm:
Ach, inbrünstig süßes Neigen,
Innig Sehnen, glühend Schweigen!

Die Aloe.

Mein Herz war eine Aloe
So herb in sich befangen,
Doch thut es plötzlich mir so weh,
Seine Ruhe ist vergangen.

Nicht du hast ihm so weh gethan, —
Es zuckt in Schmerz und Wähnen;
Inwendig zündeten es an
Nur deine hellen Thränen.

Nun treibt und drängt es ohne Rast,
Die Brust wird ihm zu enge,
Mir ist, als wenn in Gluth und Hast
Es selber sich zersprenge.

Nun drängt und treibt es wild hervor
In feuerheißem Schmerze,
Nun treibt und drängt es hoch empor
Die flammende Blumenkerze.

Es füllen Glanz und Duft den Raum
In wunderbarem Schrecke,
Und hochauf rauscht der Blüthenbaum,
Es springt entzwei die Decke.

Er streckt die Arme brennend aus,
Es muß das Dach zersplittern,
Und schon seh' ich mit süßem Graus
Hoch oben die Krone zittern.

Mein Gott, was will das werden noch!
Es muß in diesen Flammen,
Es muß das arme Herz nun doch
Brechen in sich zusammen.

Daran ist schuld dein süßer Kuß,
Der schnelle, zündende Funken,
Daran ist schuld dein süßer Kuß,
Den ich hinabgetrunken.

Die Grabblume.

(„Aus der Novelle: „Georg Venlot.")

Sie that die großen braunen Augen zu,
Zwölf Mägdlein trugen sie zur Ruh',

Und Engel glänzend in Silberlahn
Gingen mit Fahnen und Lichtern voran.

Aus dem Kirchenfenster vom Altar herab
Fällt der Kerzenschein auf das grüne Grab.

Da wächst heraus eine Blume roth,
Die überwunden den bittern Tod.

Es kommt ein Ritter frisch im Muth,
Der steckt die Blume auf seinen Hut

Und reitet hinaus in die blaue Fern'
Entgegen dem goldenen Morgenstern.

Sehnsucht.

Wär ich der Regen,
Ich wollte mich legen
Der Erde an's Herz;
Wie sollte sie blühen
Und jauchzen und glühen!

Wär' ich die Sonne,
Ich sög' mich vor Wonne
In's dampfende Meer;
Wie sollt' es da rauschen,
Um Küsse zu tauschen!

Könnt' ich verwehen,
Zu Nebel vergehen,
Zerfließen in Luft;
Ich hielt' vor Erbarmen
Die Welt in den Armen.

So mit dem Herzen
Voll Liebe und Schmerzen
Verglüh' ich allein
Und sinke in Flammen
Und Asche zusammen.

Wanderlied.

(Aus: „Georg Venlot.")

In die Ferne geht mein Sehnen,
Zu den Wolken dringt mein Blick,
Aus dem Auge rinnen Thränen
Um das längst vergang'ne Glück.

Lüfte, die ihr in den Bäumen
Leise flüsternd weiter eilt,
Wißt ihr wohl von jenen Räumen,
Wo die Allerschönste weilt?

Weiden weinen an den Bächen,
Quellen an der Felsenwand;
Klagend scheinen sie zu sprechen
Von dem wunderbaren Land.

Doch mein Leid, wer kann es theilen?
Luft und Welle darf entfliehn,
Ueber Erd' und Himmel eilen,
Ich nur langsam weiter ziehn.

Der eiserne Heinrich.

Ich weiß von alter Sage,
Von einem treuen Mann,
Ich weiß von seiner Klage —
Ein Grauen kommt mir an.

Er trägt drei Eisenringe,
Drei Ringe um das Herz,
Damit es nicht zerspringe
Vor allzu schwerem Schmerz.

Das Herz in Eisenbinden
Irrt er umher im Land,
Er sucht und kann nicht finden
Das alte Vaterland —

Wohl in drei Eisenbändern,
Die halten allzugleich,
Und doch ist nicht zu ändern
Sein Leid um's deutsche Reich.

Er trägt drei Eisenklammern
Um seine Brust herum,
Daß sie nicht springt vor Jammern
Um altes Heldenthum.

Das Herz in Eisenreifen,
Das immer heimlich kracht,
Sieht man ihn traurig schweifen
Im Herbst in stiller Nacht.

O, laß dein Herz zerspringen,
Du Mann voll Gram und Leid!
Dein wildes Herz zerspringen
Zu dieser bösen Zeit!

Andreas Hofer.

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schaar;
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach, in Schmach und Schmerz!
Mit ihm das Land Tyrol.

Die Hände auf dem Rücken
Andreas Hofer ging
Mit ruhig festen Schritten,
Ihm schien der Tod gering;
Der Tod, den er so manchesmal
Vom Iselberg geschickt ins Thal
Im heil'gen Land Tyrol.

Doch als aus Kerkergittern
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah,
Da rief er aus: „Gott sei mit euch,
Mit dem verrathnen deutschen Reich,
Und mit dem Land Tyrol!"

Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unter'm Schlägel vor,
Als nun Andreas Hofer
Schritt durch das finstre Thor; —
Andreas noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tyrol.

Dort soll er niederknieen,
Er sprach: „Das thu' ich nit!
Will sterben, wie ich stehe,
Und wie ich stand und stritt,
So wie ich steh' auf dieser Schanz;
Es leb' mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm sein Land Tyrol!"

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm ein Grenadier;
Andreas Hofer betet
Zum letztenmal allhier,
Dann ruft er laut: „So trefft mich recht!
Gebt Feuer! Ach, wie schießt ihr schlecht!
Ade, mein Land Tyrol!"

Lied der Deutschen.

(Aus: „Heinrich der Finkler.")

Brüder heran!
Vaterland! Vaterland!
Zu dir mit Herz und Hand
Brüder heran!
Brecht durch Tod und Gefahren,
Deutschlands reisige Schaaren,
Jubelnd die Bahn!

Sachsenland hie!
Springe, du stolzes Roß,
Ueber der Feinde Troß
Muthig empor!
Schlachtenfreudiges Sachsen,
Das in Ehren erwachsen,
Sachsenland hie!

Baiern allhier!
Alpen so stolz und hoch
Bändigt nicht Zaum und Joch,
Baierland hie!
Tod für das Vaterland scheuen
Nimmer die Baiern, die Leuen,
Nimmer und nie!

Franken allhier!
Deutsches Land, Heldenlust,
Dein mit der nackten Brust,
Franken zu dir!
Um das Vaterland ranken
Muß das lustige Franken,
Franken allhier!

Schwaben allhier!
Schwerter und Schild empor,
Schwabenland stolz hervor,
Schwaben allhier!
Sich an dem Dränger zu rächen,
Scharf in das Herz ihn zu stechen,
Schwaben allhier!

Lothringen hie!
Vaterland! Vaterland!
Reich' uns die treue Hand!
Lothringen hie!
Laß dein Kind Lotharingen
Deine Kniee umschlingen,
Lothringen hie!

Deutschland allhier!
Gott hält uns seinen Schild
Hoch mit dem Adlerbild
Ueber das Reich.
Deutsche Schwerter, die flammen,
Leuchten herrlich zusammen
Alle zugleich!

Der sächsische Tambour.

(Aus: „Georg Venlot.")

Erschossen liegen zu Namur im Sand
Wohl wackere Leut' aus Sachsenland.

Sie wollten nicht weichen vom Sachsenpanier,
Erschossen liegen die Braven hier;

Und gingen die Andern in's himmlische Haus,
Der Eine steigt nächtens vom Grab heraus.

Er sitzt auf dem Hügel in tiefem Schmerz,
Durchlöchert von Kugeln das treue Herz.

Er singet mit knöchernem Todtengesicht:
„Ich fürchtete eure Kugeln nicht!

O Vaterland, daß du zerrissen bist!
Wie könnt' ich noch schlafen zu dieser Frist!

Die Trommel schlug ich in mancher Schlacht,
Dürft' ich sie rühren in solcher Nacht!

Mußte denn Alles brechen entzwei,
Mit dem deutschen Reiche die deutsche Treu'?"

So singet nächtens auf Namurs Sand
Der todte Tambour vom Sachsenland.

Gott und Vaterland.

(1822.)

Abschied nahm ich von dem Vater,
Wo in heil'gem Waldesgrund
Aus der Erde springt die Mulde,
Und es sprach zu mir sein Mund:

„Wer abtrünnig seinem Gotte
Und dem alten Vaterland,
Dem verdorrt das Herz im Leibe,
Aus dem Grab wächst ihm die Hand."

Dies war meines frommen Vaters
Letztes, allerletztes Wort,
Und ich zog mit allem Segen
Aus dem Wald der Heimat fort.

Doch wie ich nach Beiden fragte,
Gab die Welt mir Spott und Noth;
Denn der Heiland war gekreuzigt
Und das Vaterland war todt.

Und es lag schon längst im Grabe,
Und ein Stein darauf gerückt,
Auf den schweren Felsblock aber
Waren Siegel viel gedrückt.

Denn es geht ein seltsam Märchen,
Als ob doch an einem Tag
Das begrabne auferstände
Wie mit einem Wetterschlag!

Bei dem Grabe aber halten
Kriegsleut' gar bedenklich Wacht,
Und die Jünger stehn von ferne,
Zweifelnd in der Mitternacht. —

Ob du, Rehlein, hier im Walde
Wohl von meinem Kummer weißt,
Da aus deinem dunkeln Auge
Eine helle Thräne fleußt?

Der Kreuzschnabel.

1.

Ich war beim Vogelsteller
Wohl oft in frommer Ruh'
Die ganze Nacht im Walde,
Und that kein Auge zu.

Er wußt' von jedem Vogel
Ein Liedchen wunderhold,
In der berußten Stube
Wuchs helles Märchengold.

Doch der am grünen Fenster
Der Vogel purpurroth
Mit seinem Kreuzesschnabel,
Der half von aller Noth.

Wer sich im Wald beschädigt,
Dem sang er zu die Wund',
Und selbst den Fieberkranken
Machte sein Lied gesund.

Hab' jetzt ein bittres Sehnen,
So einen stillen Gram,
Des Vogels Lied zu hören,
Das sonst ich oft vernahm.

Könnt' ich ihn singen hören
In meiner Seele Schmerz,
Das würde sicher stillen
Mein blutend wundes Herz.

2.

Wenn die Blumen längst verstarben
Vor der weißen Winternacht,
Hat ein Vöglein auf der Fichte
Erst sein kleines Nest gemacht.

Ach, ein blutig rothes Vöglein
Brütet in der Wildniß Graus
Unter den beeisten Zweigen
Still und heiß die Jungen aus!

Kreuzesschnabel, Wundervogel!
Gar zu oft fällst du mir ein,
Schau' ich in die starre Wildniß,
In die öde Welt hinein.

3.

Als der Heiland litt am Kreuze,
Himmelwärts den Blick gewandt,
Fühlt' er heimlich sanftes Zücken
An der stahldurchbohrten Hand.

Blutbeträuft und ohne Rasten
Mit dem Schnabel zart und klein
Möcht' den Heiland es vom Kreuze,
Seines Schöpfers Sohn befrei'n.

Hier von Allen ganz verlassen,
Sieht er eifrig mit Bemühn
An dem einen starken Nagel
Ein barmherzig Vöglein ziehn.

Und der Heiland spricht in Milde:
„Sei gesegnet für und für!
Trag' das Zeichen dieser Stunde,
Ewig Blut und Kreuzeszier!"

Kreuzesschnabel heißt das Vöglein;
Ganz bedeckt von Blut so klar,
Singt es tief im Fichtenwalde
Märchenhaft und wunderbar.

4.

Wie das Vöglein, wohl vergebens!
Möcht' ich ziehen aus der Hand
Einen mörderischen Nagel
Dem gequälten Vaterland.

Doch benetzt von seinen Thränen,
Doch beträuft von seinem Blut,
Sing' ich nun betrübt im Walde
Hoffnungslos und ohne Muth.

Rauscht, ihr finstern Fichtenbäume!
Brause, Gießbach, mit Gewalt!
Daß mein Lied von diesen Bergen
Nicht in's Thal hinunterschallt.

Polonia.

Ein Polenweib in wilder Nacht
Auf einem Hügel ruht;
Ihr Vaterland ist umgebracht,
Zu Eis ward ihr das Blut.

Ihr Vater ritt so hoch voran,
Als Kosciusko rang,
Bis die Kartätsch' in seine Bahn,
Und ihm das Herz zersprang.

Ihr Bruder flog so rasch hinaus
Mit Poniatowski's Glück;
Er aber kehrte nicht nach Haus,
Der Tod hielt ihn zurück.

Ihr Heldenmann ging wiederum,
Als ihn die Freiheit rief,
Doch alle Beide sind nun stumm,
Die Weichsel ist so tief.

Ihr junger Sohn im Walde stritt, —
Es ist die Welt so groß, —
Ihr Sohn, den sie vom Galgen schnitt,
Er ruht auf ihrem Schooß.

Nicht ward ihr noch das Auge naß,
Sie klagt nicht ihre Noth;
Sie aber sinnt mit altem Haß
Dem Russen Schmach und Tod.

Denkspruch.

Der Dichter wurzle tief in seinem Volke
Und steig' empor frisch wie ein Tannenbaum,
Mag dann er brausen mit der Wetterwolke
Und auch sich wiegen in des Lenzes Traum;
Denn mit dem Weltgeist eins in jeder Regung
Fühlt er des Daseyns leiseste Bewegung.

Die letzten Zehn vom vierten Regiment.

In Warschau schwuren Tausend auf den Knieen:
Kein Schuß im heil'gen Kampfe sei gethan!
Tambour, schlag an! Zum Blachfeld lass' uns ziehen!
Wir greifen nur mit Bajonetten an!
Und ewig kennt das Vaterland und nennt
Mit stillem Schmerz sein viertes Regiment!

Und als wir dort bei Praga blutig rangen,
Kein Kamerad hat einen Schuß gethan;
Und als wir dort den argen Todfeind zwangen,
Mit Bajonetten ging es drauf und dran!
Fragt Praga, das die treuen Polen kennt!
Wir waren dort das vierte Regiment!

Drang auch der Feind mit tausend Feuerschlünden
Bei Ostrolenka grimmig auf uns an,
Doch wußten wir sein tückisch Herz zu finden,
Mit Bajonetten brachen wir die Bahn!
Fragt Ostrolenka, das uns blutend nennt!
Wir waren dort das vierte Regiment!

Und ob viel wackre Männerherzen brachen,
Doch griffen wir mit Bajonetten an;
Und ob wir auch dem Schicksal unterlagen,
Doch hatte Keiner einen Schuß gethan!
Wo blutigroth zum Meer die Weichsel rennt,
Dort blutete das vierte Regiment!

O weh! Das heil'ge Vaterland verloren!
Ach, fraget nicht: wer uns dies Leid gethan?
Weh Allen, die in Polenland geboren!
Die Wunden fangen frisch zu bluten an; —
Doch fragt ihr: wo die tiefste Wunde brennt?
Ach, Polen kennt sein viertes Regiment!

Ade, ihr Brüder, die zu Tod getroffen
An unsrer Seite dort wir stürzen sahn!
Wir leben noch, die Wunden stehen offen,
Und um die Heimat ewig ist's gethan;
Herr Gott im Himmel schenk' ein gnädig End'
Uns letzten noch vom vierten Regiment! —

Von Polen her im Nebelgrauen rücken
Zehn Grenadiere in das Preußenland
Mit düstrem Schweigen, gramumwölkten Blicken.
Ein „Wer da?" schallt; sie stehen festgebannt,
Und Einer spricht: „Vom Vaterland getrennt,
Die letzten Zehn vom vierten Regiment!"

In das Gutenberg-Album.

Deutschland träumt. Vor seinen Träumen
Bebt die Welt in allen Räumen,
Stürzt das große Römerreich.
Deutschland träumt — und seine Träume
Wölben sich wie Riesenbäume
Zu dem heil'gen Christendom.
Deutschland träumt. Vor seinen Träumen
Rinnt, zerrinnt die Welt in Schäumen
Und das priesterliche Rom.
Deutschland träumt, — des Todes Band
Streift Minerva von der Hand;
Deutschland träumt; — es wird erwachen
Trotz dem Lächeln feiler Spötter,
Trotz dem Wüthen gift'ger Drachen,
Und mit ihm die alten Götter.
Grübelnd und gedankenschwer
Schmiedet Gutenberg den Speer.

Der Schafhirt.

Schafhirt bin ich, dienen muß ich,
Und mein Herr, der reiche Wicht
Stößt oft grimmig mit dem Fuß mich,
Schlägt mich in das Angesicht;
Schafhirt bin ich, — König wieder,
Seh' ich von den Bergen nieder.

Niemand weiß, daß ich gefunden
Einen Stein voll Zaubermacht,
Den ich trag' zu allen Stunden
In der Tasche Tag und Nacht;
Einsam zieh' ich durch die Haide
Mit den Schafen auf die Weide.

Wo vorbei die Wolken schaudern,
Streckt wie Stahl sich meine Hand,
Wo die frommen Vögel plaudern,
Starr' ich weit hinaus in's Land,
Wo die Schafe fröhlich grasen,
Spring' ich frei auf grünem Rasen.

Aus der Tasche heimlich, blöde
Roll' ich meinen Wunderstein,
Und verwandelt ist die Oede
In ein Schloß mit Säulenreih'n —
Fahnen wehen, Glocken klingen,
Weitauf alle Thore springen.

Schnell die seidenen Gewänder,
Reicht mir her den Blumenkranz!
Schlingt mir hier die goldenen Bänder!
Rührt die Saiten hell zum Tanz;
An dem Brunnen, in dem Garten
Wird mich meine Braut erwarten.

Dort ruht sie auf grünem Sammet,
Um sie weht das goldne Haar,
Und ihr blaues Auge flammet,
Wie Rubin ihr Mund so klar,
Hell wie Schnee die schlanken Glieder,
Selig sink' ich vor ihr nieder.

Und sie fragt mich: ‚Offenbar' es,
Gestern kamst du nicht, warum?'
„Samstag gestern, Fürstin, war es,
Ich in Arbeit still und stumm,
Von dem Himmel goß der Regen,
Alle Ställe mußt' ich fegen."

Und sie spricht dann voll Erbarmen:
‚Muth und Eisen machen frei!'
Und an sich mit beiden Armen
Drückt und küßt sie mich dabei,
Bis ich aufwach' wie vom Schlafen
Mitten unter meinen Schafen.

Und zu ihr, zu ihr alltäglich!
Fürst in Waldeseinsamkeit,
In dem Thal ein Schafhirt kläglich
In dem schlechten Lumpenkleid, —
Und ich weiß nicht, soll ich's tragen,
Oder meinen Herrn erschlagen.

Fahr wohl.

„Sollst nicht um Liebe leiden den Tod,
Ich will dich retten aus Kerker und Noth!

Der König, mein Vater, zürnet dir sehr;
Ich liebe dich, rette dich über das Meer.

Ich kenne ein heimlich kräftiges Wort,
Ich werde ein Vogel und trage dich fort."

Da wurde die Jungfrau ein edler Schwan,
Der Jüngling schlang sich am Hals hinan.

Da flogen die Beiden zur Burg hinaus,
Den Jüngling erfaßt ein tödtlicher Graus.

Sie hielt ihn mit beiden Flügeln bewahrt,
Durch Wolken und Wetter ging ihre Fahrt.

Und als sie geflogen nur einen Tag,
Der Jüngling nicht mehr sich zu halten vermag.

Und als sie flog über Engeland,
Da löste sich matt die eine Hand.

Und als sie flog durch die zweite Nacht,
Da faßt er sie an mit der letzten Macht.

Und als sie flog über den Felsenriff,
In wilder Angst er nach ihr griff.

Und als sie schwebten über dem Meer
Da konnt' er sich helfen nimmermehr.

Es schlugen die Wellen an seinen Fuß,
Da rief er: „O daß ich sterben muß!

Fahr wohl! Fahr wohl, du treuer Schwan!
Aus dem Nebel blickt der Tod mich an.

Dich hab' ich geliebet mit Allgewalt,
Fahr wohl, du zarte, du schöne Gestalt,

Ich stürze hinunter in Todesfluth,
Treue Liebe, treuer Tod thun ewig gut!"

Da lösten sich seine Hände beid',
Aufschrie das Meer vor Herzeleid;

Aus der Tiefe brachen die Wogen hervor,
Es brauste das Meer, es rief empor:

„Fahr wohl, fahr wohl, du treuer Schwan!
Weh dem, der euch solch Leid gethan!

Ich will legen und betten den Knaben dein
Zwischen Perlen und helles Edelgestein,

Mit blauem Sammet decken ihn zu,
Da soll er träumen in guter Ruh!

Da soll er träumen bis zu der Stund,
Wo ihn erwecket dein süßer Mund!

Fahr wohl, fahr wohl, du schöner Schwan!
Weh dem, der euch solch Leid gethan!"

Der Rehschädel.

Einsam lag ich im Walde
Im tiefen Schatten da,
Als eines Rehes Schädel
Im Moos ich liegen sah.

Das zarteste Gehörne
Stieg bleich und weiß empor;
Der Epheu hielt's umsponnen,
Wuchs überall hervor.

Es brachen große Blumen
Aus diesem kleinen Haus,
Und aus den Augenhöhlen
Sah'n freundlich sie heraus.

So schienen aus dem Schädel
Zwei blaue Augen klar;
Nicht wußt' ich, ob er lebend,
Ob wirklich todt er war.

Ich sprach: wird Tod zum Leben,
Das Leben so zum Tod?
Seid ihr so eng verschwistert,
Was hat es dann für Noth!

Ob nun, wann ich gestorben,
Im hellen Jugendgrün
Auf meinem Todtenschädel
Noch meine Lieder blüh'n?

Annette Freiin von Droste-Hülshof

wurde am 12. Januar 1798 auf dem väterlichen Schlosse zu Hülshof bei Münster geboren. Ihr Vater war ein Vetter des berühmt gewordenen Erzbischofs von Köln: Klemens August von Droste-Vischering; ihre Mutter eine Freiin von Harthausen. Sie erhielt eine äußerst sorgfältige Erziehung und, den Unterricht ihrer Brüder theilend, in allen Stücken eine wissenschaftliche Bildung. Bereits in ihrem achten Jahre begann sie zu dichten; aber die Familie wünschte nicht, daß sie dieses Talent ausbilde. Bis zum 27. Jahre war Annetten, mit Ausnahme der Geselligkeitsfreuden bei häuslichen Festen, das größere Gesellschaftsleben unbekannt geblieben; ihr Verkehr war nur auf einige befreundete oder verwandte Familien, vorzugsweise des Grafen Friedrich Leopold Stolberg, beschränkt. Erst 1825 kam sie in städtische Kreise: nach Köln zu ihrem Oheim, dem Grafen Werner Harthausen; später nach Bonn, wo sie bei ihrem Vetter, dem Universitätsprofessor Klemens v. Droste fast ein Jahr, dann nach Koblenz, wo sie einen Sommer bei der ihr befreundeten Generalin v. Thielemann verlebte. Nach ihres Vaters Tode bezog sie mit der Mutter den Wittwensitz derselben, das in der Nähe von Münster gelegene Landgut Rüschhaus, wo sie den größten Theil ihres Lebens zubrachte, oft Monate lang allein mit ihren werthvollen Sammlungen von Mineralien, Gemmen, Münzen und Alterthümern, womit sie sich wissenschaftlich beschäftigte; oder die Natur der Haide studirend, da sie bei ihrem höchst ausgebildeten Organ zur Einsamkeit kein Bedürfniß nach Geselligkeit fühlte. Zur Abwechslung besuchte sie hin und wieder das benachbarte Stammschloß Hülshof, das ihr Bruder als Majoratsherr bewohnt, oder machte einen Ausflug zu einem Onkel in's Paderbornische. Seit längerer Zeit, eigentlich schon von Jugend auf, nervenleidend, vertauschte sie zu Anfang der vierziger Jahre ihr geliebtes Westphalen mit dem alterthümlichen Schlosse Meersburg am Bodensee und zeitweise mit Eppishausen im Thurgau in der Schweiz, wo sie bei ihrer einzigen, an den gelehrten Freiherrn von Laßberg verheiratheten Schwester der Kunst und Vervollständigung ihrer Sammlungen lebte. Sie starb plötzlich am 24. Mai 1848 an einem Herzschlage.

Unter den Dichterinnen Deutschlands behauptet Annette von Droste einen hohen, wo nicht den ersten Rang. Als ein besonders charakteristisches Merkmal ihrer Poesie hat man sehr wahr „eine gewisse somnambüle Kraft, ein Hellsehen für halb verschleierte, umdämmerte Empfindungen und Anschauungen“ bezeichnet, die sie festzuhalten und lebendig zu gestalten vermöge. In ihrer oft einsiedlerischen Einsamkeit nährte sich begreiflich die ihr halb angeborne, halb angebildete Vorliebe für's Wunderbare alter Familientraditionen, für's Ahnungsschaurige und Geisterhafte, die sie mehrfach, unbeschadet ihrer Eigenthümlichkeit, mit Chamisso und Ker-

ner theilt. Ihre Gesichte treten uns in manchen ihrer epischen Darstellungen durch die Lebendigkeit und außerordentliche Anschauung der Schilderung in fast erschreckender Weise entgegen. Damit steht denn auch mehr oder weniger eine ungehörige feudalistische Richtung, eine gewisse Sehnsucht nach den feudalen Herrlichkeiten einer verschollenen Zeit und der elegisch-conservative Klageton über die von ihrem Standpunkte gänzlich mißverstandene Gegenwart und ihre Geschichte im Zusammenhang. Abgesehen von dieser charakteristischen, aber schwachen Seite und dem Fehler, daß sie zuweilen unklar, daß der Sinn ihrer Worte räthselhaft ist, daß sie sich in gesuchten und absonderlichen Wendungen gefällt, bewährt sich die Dichterin als eine seltene Erscheinung in unserer poetischen Literatur durch die Originalität ihrer Anschauungen, durch den Gedankenreichthum und die Tiefe der Reflexion, gepaart mit Kraft und Kühnheit des Ausdrucks, Neuheit der Bilder und Sorgfalt der Form, insbesondere noch bei schöner Gemüthsinnigkeit durch eine bewundernswerthe Beobachtungsgabe der Natur, vermöge welcher sie wahre Meistergebilde schuf. Ihre Naturbilder, zumal aus ihrer westphälischen Heimat, sind von unübertrefflicher Wahrheit, in der Kunst der Detailmalerei an die Walter Scott'sche Szenerie des schottischen Hochlandes erinnernd. Mehrere ihrer Darstellungen, darunter vorzüglich das klassische Schlachtstück „Die Krähen" worin eine „alte Krähenfrau" dem jungen Nachwuchs von der Niederlage des „tollen" Christian von Braunschweig erzählt, sind vom Kapitän Medwin, Lord Byron's und Shelley's Freunde, in's Englische übertragen worden. Durch und durch eigenthümlich ist ihr „Sommernachtstraum", er gehört mit zu ihren werthvollsten Schöpfungen; nicht minder die in ihrer Art einzige, fast im Geschmack der modernen sozialen Poesie gehaltene Romanze „Die Schwestern", ein Meisterstück durch lebengetreue Auffassung und kunstsichere Ausführung. — Ihre gesammelten „Gedichte" sind 1845 bei Cotta erschienen.

Lieder und Bilder.

Mein Beruf.

„Was meinem Kreise mich enttrieb,
Der Kammer friedlichem Gelasse?“
Das fragt ihr mich als sei, ein Dieb,
Ich eingebrochen am Parnasse.
So hört denn, hört, weil ihr gefragt:
Bei der Geburt bin ich geladen,
Mein Recht so weit der Himmel tagt,
Und meine Macht von Gottes Gnaden.

Jetzt wo hervor der todte Schein
Sich drängt am modervollen Stumpfe,
Wo sich der schönste Blumenrain
Wiegt über dem erstorbnen Sumpfe,
Der Geist, ein blutlos Meteor,
Entflammt und lischt im Moorgeschwehle,
Jetzt ruft die Stunde: „tritt hervor,
Mann oder Weib, lebend'ge Seele!

„Tritt zu dem Träumer, der am Rand
Entschläfert der Datura Odem,
Der, langsam gleitend von der Wand,
Noch zucket gen den Zauberbrodem.
Und wo ein Mund zu lächeln weiß
Im Traum, ein Auge noch zu weinen,
Da schmettre laut, da flüstre leis,
Trompetenstoß und West in Hainen!

„Tritt näher, wo die Sinnenlust
Als Liebe gibt ihr wüstes Ringen,
Und durch der eignen Mutter Brust
Den Pfeil zum Ziele möchte bringen,
Wo selbst die Schande flattert auf,
Ein lustiges Panier zum Siege,
Da rüttle hart: „wach' auf, wach' auf,
Unsel'ger, denk' an deine Wiege!

„Denk' an das Aug', das überwacht
Noch eine Freude dir bereitet,
Denk' an die Hand, die manche Nacht
Dein Schmerzenslager dir gebreitet,
Des Herzens denk', das einzig wund
Und einzig selig deinetwegen,
Und dann knie' nieder auf den Grund
Und fleh' um deiner Mutter Segen!

„Und wo sich träumen wie in Haft
Zwei einst so glüh ersehnte Wesen,
Als hab' ein Priesterwort die Kraft
Der Banne seligsten zu lösen,
Da flüstre leise: „wacht, o wacht!
Schaut in das Auge euch, das trübe,
Wo dämmernd sich Erinnrung facht,
Und dann: wach' auf, o heil'ge Liebe!

„Und wo im Schlafe zitternd noch
Vom Opiat die Pulse klopfen,
Das Auge dürr, und gäbe doch
Sein Sonnenlicht um einen Tropfen, —
O, rüttle sanft! „Verarmter, senk'
Die Blicke in des Aethers Schöne,
Kos' einem blonden Kind und denk'
An der Begeistrung erste Thräne.“

So rief die Zeit, so ward mein Amt
Von Gottes Gnaden mir gegeben,
So mein Beruf mir angestammt,
Im frischen Muth, im warmen Leben;
Ich frage nicht, ob ihr mich nennt,
Nicht fröhnen mag ich kurzem Ruhme,
Doch wißt: wo die Sahara brennt,
Im Wüstensand, steht eine Blume,

Farblos und Duftes baar, nichts weiß
Sie als den frommen Thau zu hüten,
Und dem Verschmachtenden ihn leis
In ihrem Kelche anzubieten.

Vorüber schlüpft die Schlange scheu
Und Pfeile ihre Blicke regnen,
Vorüber rauscht der stolze Leu,
Allein der Pilger wird sie segnen.

Das vierzehnjährige Herz.

Er ist so schön! — sein lichtes Haar
Das möcht' ich mit Keinem vertauschen,
Wie seidene Fäden so weich und klar,
Wenn zarte Löckchen sich bauschen;
Oft streichl' ich es, dann lacht er traun,
Nennt mich „seine alberne Barbe;"
Es ist nicht schwarz, nicht blond, nicht braun,
Nun rathet, wie nennt sich die Farbe?

Und seine Geberde ist königlich,
Geht majestätisch zu Herzen,
Zuckt er die Braue, dann fürcht' ich mich,
Und möchte auch weinen vor Schmerzen;
Und wieder seh' ich sein Lächeln blühn,
So klar wie das reine Gewissen,
Da möchte ich gleich auf den Schemel knie'n
Und die guten Hände ihm küssen.

Heut bin ich in aller Frühe erwacht,
Beim ersten Glitzern der Sonnen,
Und habe mich gleich auf die Sohlen gemacht,
Zum Hügel drüben am Bronnen;
Erdbeeren fand ich, glüh wie Rubin,
Schau', wie im Korbe sie lachen!
Die stell' ich ihm nun an das Lager hin,
Da sieht er sie gleich beim Erwachen.

Ich weiß, er denkt mit dem ersten Blick,
„Das that meine alberne Barbe!"
Und freundlich streicht er das Haar zurück
Von seiner rühmlichen Narbe,
Ruft mich bei Namen und zieht mich nah,
Daß Thränen die Augen mir trüben;
Ach, er ist mein herrlicher Vater ja,
Soll ich ihn denn nicht lieben, nicht lieben!

Ein Sommertagstraum.

Im tiefen West der Schwaden grollte,
Es stand die Luft, ein siedend Meer,
An meines Fensters Vorhang rollte
Die Sonnenkugel, glüh und schwer,
Und wie ein Kranker, lang gestreckt,
Lag ich auf grünen Sophakissen,
Das Haupt von wüstem Schmerz zerrissen,
Die Stirne fieberhaft gefleckt.

Um mich Geschenke, die man heute
Zu meinem Wiegenfest gesandt,
Denare, Schriften, Meeres Beute,
Ich hab' mich schnöde abgewandt;
Zum Tode matt und schlafberaubt
Studirt' ich der Gardine Bauschen,
Und horchte auf des Blutes Rauschen
Und Klingeln im betäubten Haupt.

Zuweilen dehnte sich ein Murren
Den Horizont entlang, es schlich
Am Haag' ein Rieseln und ein Surren,
Wie flatternder Libelle Strich;
Betäubend zog Resedaduft
Durch des Balkones offne Thüren,
In jeder Nerve war zu spüren
Die schwefelnde Gewitterluft.

Da plötzlich schien sich aufzurichten
Am Fensterrahm ein Schattenwall,
Und mälig schob die dunklen Schichten
Er näher an den glühen Ball.
Durch der Gardine Spalten zog
Ein frischer Hauch, ich schloß die Augen,
Um tiefer, tiefer einzusaugen,
Was leise spielend mich umflog.

Genau vernahm ich noch das Rucken
Des flatternden Papiers, das Licht
Der Stufe sah ich schmerzend zucken;
Ob ich entschlief? mich dünkt es nicht.
Doch schneller schien am Autograph
Das dürre Züngelchen zu wehen,
Ein glitzernd Aug' der Stein zu drehen,
Die Muschel dehnte sich im Schlaf.

Und, nächt'ger Mücke zu vergleichen,
Umsäuselte mich halber Klang,
Am Teppich schien es sacht zu streichen,
Und lief des Polsters Saum entlang,
Wie wenn im zitternden Papier
Der Fliege zarte Füßchen irren;
Und heller, feiner aus dem Schwirren
Drang es wie Wortes Hauch zu mir:

Das Autograph.

Pst! — St! — ja, ja,
Das mocht' eine Pracht noch heißen,
Als ich am Ermel sah
Die goldenen Tressen gleißen!
Wie waren die Hände weiß und weich,
Wie funkelten die Demanten!
Wie schwammen drüber so duftig, reich,
Die breiten Brüsseler Kanten!

Das waren Bilder und Lockenpracht,
Wie mähnige Leu'n in Rahmen!
Das Vasen! wo in der Gallatracht
Spazierten schäfernde Damen!
Und o! das war eine Blumensee,
Ein farbiges Blüthengewimmel!
Das eine berauschende Aethernäh'
Von heißem südlichen Himmel!

Pst! — St! — ich duckt' in meinem Fach,
Pst! — still — wie Vögel im Nest',
Und ward am Gitter die Brise wach,
Dann ruschelt' ich mit dem West.
O, o! der war auch ein Vagabund:
Von Bogen flog er zu Bogen,
Hat aus der Siegel Granatenmund
Säuselnde Küsse gesogen.

Pst! — drunten, hart an meiner Klaus'
Ein Tisch auf güldenen Krallen;
Und wispelte ich zu weit hinaus,
Ich wär' auf den Amor gefallen;
Der stand, einen Köcher in jeder Hand,
Wie sinnend auf lustige Finte,
Das Haupt gewendet vom stäubenden Sand,
Und spiegelte sich in der Dinte.

Sieh! drüben der Thüre Paneele, breit,
Geschmückt mit schimmernden Leisten!
Wie hab' ich geflattert und mich gefreut,
Wenn leise knarrend sie gleißten! [Greis?
Dann kam das Ding — ein Mann — ein
Nie konnte ich satt mich schauen,
Daß seine Lockenkaskaden so weiß,
So glänzend schwarz seine Brauen!
[bog,
Schrieb, schrieb, daß die Feder knirrt' und
Lang lange schlängelnde Kette,
Und sachte über den Marmor zog
Und schleifte sich die Manschette.
Das summt' und säuselte mir wie Traum,
Wie surrender Bienen Lesen,
Als sei ich einst ein seidener Schaum,
Eine Spitzenmanschette gewesen.

Pst! — stille, — sieh, ein Andrer! — sieh!
Wie schütteln des Schreibers Locken!
Er beugt und schlenkert sich bis an's Knie,
Schlürft und schleicht wie auf Socken.
Ha! es zupft mich, — ich falle, ich falle! —
Da liege ich hülflos gebreitet,
Und über mich die dintige Galle
Wie Würmer krimmelt und gleitet.

Licht! Leben! durch die Fasern gießt
Gleich Ichor sich der Menschengeist;
Wie's droben tönt, die Spalte fließt,
Gedankenwelle schwillt und kreißt.
„Viva!" — ein König wird gegrüßt, —
Es fault im Mark, die Rinde gleißt. —
Und Schiffe, schwer von Proviant,
Ziehn über's Meer vom Nordenstrand.

Ich zittre, zittre, jenes Fremden Auge,
Lichtblau und klar, ist über mich gebeugt;
Ob es den Geist mir aus den Fasern sauge?
Ich weiß es nicht, sein Blinzen sinkt und steigt,
Ein Auge scharf wie Scheidewassers Lauge! —
Er streicht die Brauen, faßt die Feder leicht, —
Nun schlängelt er, — nun drunten steht es da:
„Theodor' il primo, re di Corsica."
Pst! still! — der König spricht, Denar, halt Ruh!
Was schaukelst dich, was klimperst du?

Der Denar.

O! über deinen König! ganz dir gleich,
Du glattgeschlagner Lumpen, o, sein Reich
Das Inselchen, deß kärglichen Tribut
Lukull in eine Silberschüssel lud,
Gebannt in eine Perle Cäsars Hand
In der Egypterfürstin Locken wand.
Du, zitternd vor Satrapenblicke, fahl
Wärst du zerstäubt vor seiner Augen Strahl,
Wenn langsam über's Forum, im Triumph
Das Viergespann ihn rollte; hörst du dumpf,
Wie halberwachten Donner oder Spülen
Der Brandung, Pöbelwoge ziehn und wühlen,
Um die Quadriga summend, wie im Nahn
Prüft seine Stimme murrend der Orkan?
„Heil, Cäsar, Heil!" um seine kahle Stirn
Ragt Lorbeer, wie die Ficht' um Klippenfirn;
Er lächelt, und aus seinem Lächeln fließet
Ein leise schläfernd Gift, o Roma, dir,
Sein halbgeschloss'nes Auge Fäden schießet,
Ein unzerreißbar Netz. — Gebückt und stier,
Zerzausten Haares, vor den Rossen klirrt
Endloser Gallierzug, die Fesseln schleifen,
Und aus der Pöbelwelle gellt und schwirrt
Gezisch, Gejubel, Zimbelklang und Pfeifen.
Denare fliegen aus des Siegers Hand,
Ha, wie es krabbelt im Arenasand! —
Der Imperator nickt und klingelt fort.
Noch lieg' ich unberührt im Byssusbeutel, —
Was steigt so schwarz am Kapitole dort?
Es dunkelt, dunkelt; — über Cäsars Scheitel
Ein Riesenaar mit Flügelrauschen steigt,

Die Sonne schwindet, — doch ein Leuchten streicht
Um der Liktoren Beile, — wieder itzt —
Sie zucken, schwenken sich — es blitzt! — es blitzt!

Die Erzstufe.

Ja, Blitze, Blitze! der Schwaden drängt
Giftiges Gas am Risse hinaus,
Auf einem Blitze bin ich gesprengt
Aus meinem funkelnden Kellerhaus.
O, wie war ich zerbrochen und krank,
Wie rieselt's mir über die blanke Haut,
Wenn langsam schwellend der Tropfen sank,
Des Zuges Schneide mich angegraut!
[Schelm,
Kennst du den Bergmönch, den braunen
Dem auf der Schulter das Antlitz kreist?
Schwarz und rauh wie ein rostiger Helm,
Wie die Grubenlampe sein Auge gleißt.
O, er ist böse, tückisch und schlimm!
Mit dem Gezähn*) hackt er am Spalt,
Bis das schwefelnde Wetter im Grimm
Gegen die weichende Rinde schwallt.

Steiger bete! du armer Knapp',
Dem in der Hütte das Kindlein zart,
Betet! betet! eh ihr hinab,
Eh zum letzten Male vor Ort ihr fahrt.
Sieben Nächte hab' ich gesehn
Wie eine Walze rollen den Nacken,
Und die Augen funkeln und drehn,
Und das Gezähn schürfen und hacken.

Dort, dort hinter dem reichen Gang
Lauert der giftige Brodem; da
Wo der Kobold den Hammer schwang,
Wo ich am Bruche ihn schnuppern sah.
Gleich dem Molche von Dunste trunken
Schwoll und wackelt' der Grom am Grund,
Und des Gases knisternde Funken
Zogen in seinen saugenden Schlund.

Bete, Steiger, den Morgenpsalm
Einmal noch, und dein „walt's Gott,"
Deinen Segen gen Wetters Qualm,
Gäh' Verscheiden und Teufelsrott'.
Schau' noch einmal in's Angesicht
Deinem Töchterchen, deinem Weib,
Und dann zünde das Grubenlicht.
„Gott die Seele, dem Schacht der Leib!"

Sie sind vor Ort, die Lämpchen rund
Wie Irrwischflämmchen aufgestellt.
Die Winde keucht, es rollt der Hund,**)
Der Hammer pickt, die Stufe fällt,
An Bleigewürfel, Glimmerspath
Zerrinnend, malt der kleine Strahl
In seiner Glorie schwimmend Rad
Sich Regenbogen und Opal.

Die Winde keucht, es rollt der Hund. —
Hörst du des Schwadens Sausen nicht?
Wie Hagel bröckelt es zum Grund —
Der Hammer pickt, die Stufe bricht; —
Weh, weh! es zündet, flammt hinein!
Hinweg! es schmettert aus der Höh'!
Felsblöcke, zuckendes Gebein!
Wo bin ich? bin ich? — auf der See?
Und welch Geriesel — immer immerzu,
Wie Regentropfen, regnet's?

---

*) Gezähn heißt das Handwerkszeug der Bergknappen.
**) Der Hund ist der kleine kastenähnliche Karren, auf dem die Erzstufen aus dem Stollen zu Tage gefördert werden.

Die Muschel.

Su, susu,
O, schlaf im schimmernden Bade,
Hörst du sie plätschern und rauschen,
Meine hüpfende blanke Najade?
Ihres Haares seidenen Tang
Ueber der Schultern Perlenschaum;
Horch! sie singt den Wellengesang,
Süß wie Vögelein, zart wie Traum:

„Webe, woge, Welle, wie
Westes Säuselmelodie,
Wie die Schwalbe über's Meer
Zwitschernd streicht von Süden her,
Wie des Himmels Wolken thauen
Segen auf des Eilands Auen,
Wie die Muschel knirrt am Strand,
Von der Düne rieselt Sand.

„Woge, Welle, sachte, sacht,
Daß der Triton nicht erwacht.
In der Hand das plumpe Horn
Schlummert er, am Strudelborn.
In der Muschelhalle liegt er,
Seine grünen Zöpfe wiegt er;
Ries'le, Woge, Sand und Kies,
In des Bartes zottig Vließ.

„Leise, leise, Wellenkreis,
Wie des Liebsten Ruder leis'
Streift dein leuchtend Glas entlang
Zu dem nächtlich süßen Gang;
Wenn das Boot, im Strauch geborgen,
Tändelt, schaukelt, bis zum Morgen.
In der Kammer flimmert Licht;
Ruhig, Kiesel, knistert nicht!"

Das Lied verhaucht, wie Echo am Gestade,
Und leiser, leiser wiegt sich die Najade,
Beginnt ihr strömend Flockenhaar zu breiten,
Läßt vom Korallenkamm die Tropfen gleiten,
Und sachte strehlend schwimmt sie, wie ein Hauch,
Im Strahl, der dämmert durch den Nebelrauch;
Wie glänzt ihr Regenbogenschleier! — o,
Die Sonne steigt, — das Meer beginnt zu zittern, —
Ein Silbernetz von Myriaden Flittern!
Mein Auge zündet sich — wo bin ich? — wo?

Tief athmend saß ich auf, aus Westen
Bohrte der schräge Sonnenstrahl,
Es tropft' und rieselt' von den Aesten,
Die Lerche stieg im Aethersaal;
Vom blanken Erzgewürfel traf
Mein Aug' ein Leuchten, schmerzlich flirrend,
Und in des Zuges Hauche schwirrend
Am Boden lag das Autograph.

So hab' ich Donner, Blitz und Regenschauer
Verträumt, in einer Sommerstunde Dauer.

Die Taxuswand.

Ich stehe gern vor dir,
Du Fläche schwarz und rauh,
Du schartiges Visier
Vor meines Liebsten Brau',

Gern mag ich vor dir stehen,
Wie vor grundirtem Tuch,
Und drüber gleiten sehen
Den bleichen Krönungszug;

Als mein die Krone hier,
Von Händen, die nun kalt;
Als man gesungen mir
In Weisen, die nun alt;
Vorhang am Heiligthume,
Mein Paradiesesthor,
Dahinter Alles Blume,
Und Alles Dorn davor.

Das zarte Epheureis,
So Liebe pflegte dort,
Sechs Schritte, — und ich weiß,
Ich weiß dann, daß es fort.
So will ich immer schleichen
Nur an dein dunkles Tuch,
Und achtzehn Jahre streichen
Aus meinem Lebensbuch.

Denn jenseits weiß ich sie,
Die grüne Gartenbank,
Wo ich das Leben früh
Mit glühen Lippen trank,
Als mich mein Haar umwallte
Noch golden wie ein Strahl,
Als noch mein Ruf erschallte,
Ein Hornstoß, durch das Thal.

Du starrtest damals schon
So düster treu wie heut,
Du, unsrer Liebe Thron
Und Wächter manche Zeit;
Man sagt, daß Schlaf, ein schlimmer,
Dir aus den Nadeln raucht, —
Ach, wacher war ich nimmer,
Als rings von dir umhaucht!

Nun aber bin ich matt, — Und möcht' an deinem Saum
Vergleiten, wie ein Blatt — Geweht vom nächsten Baum;
Du lockst mich wie ein Hafen, — Wo alle Stürme stumm,
O, schlafen möcht' ich, schlafen, — Bis meine Zeit herum!

Nach fünfzehn Jahren.

Wie hab' ich doch so manche Sommernacht,
Du düstrer Saal, in deinem Raum verwacht!
Und du, Balkon, auf dich bin ich getreten,
Um leise für ein theures Haupt zu beten,
Wenn hinter mir aus des Gemaches Tiefen
Wie Hülfewimmern bange Seufzer riefen,
Die Odemzüge aus geliebtem Mund;
Ja, bitter weint' ich — o Erinnerung! —
Doch trug ich muthig es, denn ich war jung,
War jung noch und gesund.

Du Bett mit seidnem Franzenhang geziert,
Wie hab' ich deine Falten oft berührt,
Mit leiser leiser Hand gehemmt ihr Rauschen,
Wenn ich mich beugte durch den Spalt zu lauschen,
Mein Haupt so müde, daß es schwamm wie trunken,
So matt mein Knie, daß es zum Grund gesunken!
Mechanisch lös'te ich der Zöpfe Bund
Und sucht' im frischen Trunk Erleichterung;
Ach, Alles trägt man leicht, ist man nur jung,
Nur jung noch und gesund!

Und als die Rose, die am Stock erblich,
Sich wieder auf die kranke Wange schlich,
Wie hab' ich an dem Pfeilertische drüben
Dem Töchterchen geringelt seine lieben
Goldbraunen Löckchen! wie ich mich beflissen,
Eh' ich es führte an der Mutter Kissen!
Und gute Sitte flüstert' ich ihm ein,
Gelobte ihm die Fabel von dem Schaf
Und sieben Zicklein, wenn es wolle brav,
Recht brav und sittig seyn.

Und dort die Hütte in der Tannenschlucht,
Da naschten sie und ich der Rebe Frucht,
Da fühlten wir das Blut so keimend treiben,
Als müss' es immer frisch und schäumend bleiben;
Des Ueberstandnen lachten wir im Hafen:
Wie ich geschwankt, wie stehend ich geschlafen;
Und wandelten am Rasenstreifen fort
Und musterten der Stämmchen schlanke Reihn,
Und schwärmten, wie es müsse reizend seyn
Nach fünfzehn Jahren dort!

O fünfzehn Jahre, lange öde Zeit!
Wie sind die Bäume jetzt so starr und breit!
Der Hütte Thür vermocht' ich kaum zu regen,
Da schoß mir Staub und wüst Gerüll entgegen,
Und an dem blanken Gartensaale drüben
Da steht 'ne schlanke Maid mit ihrem Lieben,
Die schau'n sich lächelnd in der Seele Grund,
In ihren braunen Locken rollt der Wind;
Gott segne dich, du bist geliebt, mein Kind,
Bist fröhlich und gesund!

Sie aber, die vor Lustren dich gebar,
Wie du so schön, so frisch und jugendklar,
Sie steht mit Einer an des Parkes Ende
Und drückt zum Scheiden ihr die bleichen Hände,
Mit Einer, wie du nimmer möchtest denken,
So könne deiner Jugend Fluth sich senken;
Sie schau'n sich an, du nennst vielleicht es kalt,
Zwei starre Stämme, aber sonder Wank
Und sonder Thränenquell, denn sie sind krank,
Ach, Beide krank und alt!

Das Spiegelbild.

Schaust du mich an aus dem Kristall,
Mit deiner Augen Nebelball,
Kometen gleich, die im Verbleichen;
Mit Zügen, worin wunderlich
Zwei Seelen wie Spione sich
Umschleichen, ja, dann flüstre ich:
Phantom, du bist nicht meines Gleichen!

Bist nur entschlüpft der Träume Hut,
Zu eisen mir das warme Blut,
Die dunkle Locke mir zu blassen;
Und dennoch, dämmerndes Gesicht,
Drin seltsam spielt ein Doppellicht,
Trätest du vor, ich weiß es nicht,
Würd' ich dich lieben oder hassen?

Zu deiner Stirne Herrscherthron,
Wo die Gedanken leisten Frohn
Wie Knechte, würd' ich schüchtern blicken;
Doch von des Auges kaltem Glast,
Voll todten Lichts, gebrochen fast,
Gespenstig, würd', ein scheuer Gast,
Weit, weit ich meinen Schemel rücken.

Und was den Mund umspielt so lind,
So weich und hülflos wie ein Kind,
Das möcht' in treue Hut ich bergen;
Und wieder, wenn er höhnend spielt,
Wie von gespanntem Bogen zielt,
Wenn leis' es durch die Züge wühlt,
Dann möcht' ich fliehen wie vor Schergen.

Es ist gewiß, du bist nicht Ich,
Ein fremdes Daseyn, dem ich mich
Wie Moses nahe, unbeschuhet,
Voll Kräfte, die mir nicht bewußt,
Voll fremden Leides, fremder Lust;
Gnade mir Gott, wenn in der Brust
Mir schlummernd deine Seele ruhet!

Und dennoch fühl' ich, wie verwandt,
Zu deinen Schauern mich gebannt,
Und Liebe muß der Furcht sich einen.
Ja, trätest aus Kristalles Rund,
Phantom, du lebend auf den Grund,
Nur leise zittern würd' ich, und
Mich dünkt — ich würde um dich weinen!

Mondesaufgang.

An des Balkones Gitter lehnte ich
Und wartete, du mildes Licht, auf dich;
Hoch über mir, gleich trübem Eiskristalle,
Zerschmolzen, schwamm des Firmamentes Halle,
Der See verschimmerte, mit leisem Dehnen,
— Zerfloss'ne Perlen oder Wolkenthränen? —
Es rieselte, es dämmerte um mich,
Ich wartete, du mildes Licht, auf dich!

Hoch stand ich, neben mir der Linden Kamm,
Tief unter mir Gezweige, Ast und Stamm,
Im Laube summte der Phalänen Reigen,
Die Feuerfliege sah ich glimmend steigen;
Und Blüthen taumelten wie halb entschlafen;
Mir war, als treibe hier ein Herz zum Hafen,
Ein Herz, das übervoll von Glück und Leid,
Und Bildern seliger Vergangenheit.

Das Dunkel stieg, die Schatten drangen ein, —
Wo weilst du, weilst du denn, mein milder Schein! —
Sie drangen ein, wie sündige Gedanken,
Des Firmamentes Wage schien zu schwanken,
Verzittert war der Feuerfliege Funken,
Längst die Phaläne an den Grund gesunken,
Nur Bergeshäupter standen hart und nah,
Ein düstrer Richterkreis, im Düster da.

Und Zweige zischelten auf meinem Fuß,
Wie Warnungsflüstern oder Todesgruß,
Ein Summen stieg im weiten Wasserthale
Wie Volksgemurmel vor dem Tribunale;
Mir war, als müßte Etwas Rechnung geben,
Als stehe zagend ein verlornes Leben,
Als stehe ein verkümmert Herz allein,
Einsam mit seiner Schuld und seiner Pein.

Da auf die Wellen sank ein Silberflor,
Und langsam stiegst du, frommes Licht, empor;
Der Alpen finstre Stirnen strichst du leise,
Und aus den Richtern wurden sanfte Greise,
Der Wellen Zucken ward ein lächelnd Winken,
An jedem Zweige sah ich Tropfen blinken,
Und jeder Tropfen schien ein Kämmerlein,
Drin flimmerte der Heimatlampe Schein.

O Mond, du bist mir wie ein später Freund,
Der seine Jugend dem Verarmten eint,
Um seine sterbenden Erinnerungen
Des Lebens zarten Wiederschein geschlungen,
Bist keine Sonne, die entzückt und blendet, —
In Feuerströmen lebt, im Blute endet,
Bist, was dem kranken Sänger ein Gedicht,
Ein fremdes, aber o ein mildes Licht!

Vor vierzig Jahren.

Da gab es doch ein Sehnen,
Ein Hoffen und ein Glühen,
Als noch der Mond „durch Thränen
In Fliederlauben" schien,
Als man dem „milden Sterne"
Gesellte, was da lieb,
Und „Lieder in die Ferne"
Auf sieben Meilen schrieb!

Ob dürftig das Erkennen,
Der Dichtung Flamme schwach,
Nur tief und tiefer brennen
Verdeckte Gluthen nach.
Da lachte nicht der leere,
Der übersatte Spott,
Man baute die Altäre
Dem unbekannten Gott.

Und drüber man den Brodem
Des liebsten Weihrauchs trug,
Lebend'gen Herzens Odem,
Das frisch und kräftig schlug,
Das schamhaft, wie im Tode,
In Traumes Wundersarg
Noch der Begeistrung Ode,
Der Lieb' Ekloge barg.

Wir höhnen oft und lachen
Der kaum vergangnen Zeit,
Und in der Wüste machen
Wie Strauße wir uns breit.
Ist Wissen denn Besitzen?
Ist denn Genießen Glück?
Auch Eises Gletscher blitzen
Und Basiliskenblick.

Ihr Greise, die gesunken
Wie Kinder in die Gruft,
Im letzten Hauche trunken
Von Lieb' und Aetherduft,
Ihr habt am Lebensbaume
Die reinste Frucht gepflegt,
In karger Spannen Raume
Ein Eden auch gehegt.

Nun aber sind die Zeiten,
Die überwerthen, da,
Wo offen alle Weiten,
Und jede Ferne nah.
Wir wühlen in den Schätzen,
Wir schmettern in den Kampf,
Windsbräuten gleich versetzen
Uns Geistesflug und Dampf.

Mit unsres Spottes Gerten
Zerhau'n wir was nicht Stahl,
Und wie Morgana's Gärten
Zerrinnt das Ideal;
Was wir daheim gelassen,
Das wird uns arm und klein,
Was Fremdes wir erfassen,
Wird in der Hand zu Stein.

Es wogt von End' zu Ende,
Es grüßt im Fluge her,
Wir reichen unsre Hände —
Sie bleiben kalt und leer.
Nichts liebend, achtend Wen'ge,
Wird Herz und Wange bleich,
Und bettelhafte Kön'ge
Stehn wir im Steppenreich.

Haidebilder.

Das Haus in der Haide.

Wie lauscht, vom Abendschein umzuckt,
Die strohgedeckte Hütte,
— Recht wie im Nest der Vogel duckt, —
Aus dunkler Föhren Mitte.

Am Fensterloche streckt das Haupt
Die weißgestirnte Stärke,
Bläs't in den Abendduft und schnaubt
Und stößt an's Holzgewerke.

Seitab ein Gärtchen, dornumhegt,
Mit reinlichem Gelände,
Wo matt ihr Haupt die Glocke trägt,
Aufrecht die Sonnenwende.

Und drinnen kniet ein stilles Kind,
Das scheint den Grund zu jäten,
Nun pflückt sie eine Lilie lind
Und wandelt längs den Beeten.

Am Horizonte Hirten, die
Im Haidekraut sich strecken,
Und mit des Ave's Melodie
Träumende Lüfte wecken.

Und von der Tenne ab und an
Schallt es wie Hammerschläge,
Der Hobel rauscht, es fällt der Span,
Und langsam knarrt die Säge.

Da hebt der Abendstern gemach
Sich aus den Föhrenzweigen,
Und grade ob der Hütte Dach
Scheint er sich mild zu neigen.

Es ist ein Bild, wie still und heiß
Es alte Meister hegten,
Kunstvolle Mönche, und mit Fleiß
Es auf den Goldgrund legten.

Der Zimmermann — die Hirten gleich
Mit ihrem frommen Liede —
Die Jungfrau mit dem Lilienzweig —
Und rings der Gottesfriede.

Des Sternes wunderlich Geleucht
Aus zarten Wolkenfloren —
Ist etwa hier im Stall vielleicht
Christkindlein heut geboren?

Die Krähen.

Heiß, heiß der Sonnenbrand
Drückt vom Zenith herunter,
Weit, weit der gelbe Sand
Zieht sein Gestäube drunter;
Nur wie ein grüner Strich
Am Horizont die Föhren;
Mich dünkt, man müßt' es hören,
Wenn nur ein Kranker schlich.

Der blasse Aether siecht,
Ein Ruhen rings, ein Schweigen,
Dem matt das Ohr erliegt;
Nur an der Düne steigen
Zwei Fichten, dürr, ergraut —
Wie Trauernde am Grabe —
Wo einsam sich ein Rabe
Die rupp'gen Federn kraut.

Da zieht's im Westen schwer
Wie eine Wetterwolke,
Kreist um die Föhren her
Und fällt am Haidekolke;
Und wieder steigt es dann,
Es flattert und es ächzet,
Und immer näher krächzet
Das Galgenvolk heran.

Recht, wo der Sand sich dämmt,
Da lagert es am Hügel;
Es badet sich und schwemmt,
Stäubt Asche durch die Flügel
Bis jede Feder grau;
Dann rasten sie im Bade,
Und horchen der Suade
Der alten Krähenfrau,

Die sich im Sande reckt,
Das Bein lang ausgeschossen,
Ihr eines Aug' gefleckt,
Das andre ist geschlossen;
Zweihundert Jahr' und mehr
Gehetzt mit allen Hunden,
Schnarrt sie nun ihre Kunden
Dem jungen Volke her:

„Ja, ritterlich und kühn all sein Gebahr!
Wenn er so herstolzirte vor der Schaar,
Und ließ sein bäumend Roß so drehn und schwenken,
Da mußt' ich immer an Sankt Görgen denken,
Den Wettermann, der — als am Schlot ich saß,
Ließ mir die Sonne auf den Rücken brennen —

Vom Wind getrillt mich schlug so hart, daß baß
Ich es dem alten Raben möchte gönnen,
Der dort von seiner Hopfenstange schaut,
Als sei ein Baum er und wir andern Kraut! —

„Kühn war der Halberstadt, das ist gewiß!
Wenn er die Braue zog, die Lippe biß,
Dann standen seine Landsknecht' auf den Füßen
Wie Speere, solche Blicke konnt' er schießen.
Einst brach sein Schwert; er riß die Kuppel los,
Stieß mit der Scheide einen Mann vom Pferde.
Ich war nur immer froh, daß flügellos,
Ganz sonder Witz der Mensch geboren werde,
Denn nie hab' ich gesehn, daß aus der Schlacht
Er eine Leber nur bei Seit' gebracht.

„An einem Sommertag, — heut sind es grad
Zweihundert fünfzehn Jahr', es lief die Schnat
Am Damme drüben damals bei den Föhren —
Da konnte man ein frisch Drometen hören,
Ein Schwerterklirren und ein Feldgeschrei,
Radschlagen sah man Reuter von den Rossen,
Und die Kanone fuhr ihr Hirn zu Brei;
Entlang die Gleise ist das Blut geflossen,
Granat' und Wachtel liefen kunterbunt
Wie junge Kibitze am sand'gen Grund.

„Ich saß auf einem Galgen, wo das Bruch
Man überschauen konnte recht mit Fug;
Dort an der Schnat hat Halberstadt gestanden,
Mit seinem Sehrohr streifend durch die Banden,
Hat seinen Stab geschwungen so und so;
Und wie er schwenkte, zogen die Soldaten —
Da plötzlich aus den Mörsern fuhr die Loh',
Es knallte, daß ich bin zu Fall gerathen,
Und als kopfüber ich vom Galgen schoß,
Da pfiff der Halberstadt davon zu Roß.

„Mir stieg der Rauch in Ohr und Kehl', ich schwang
Mich auf, und nach der Qualm in Strömen drang;
Entlang die Haide fuhr ich mit Gekrächze.
Am Grunde, welch Geschrei, Geschnaub', Geächze!
Die Rosse wälzten sich und zappelten,
Todtwunde zuckten auf, Landsknecht' und Reuter
Knirschten den Sand, da näher trappelten
Schwadronen, manche krochen winselnd weiter,
Und mancher hat noch einen Stich versucht,
Als über ihn der Baier weggeflucht.

„Noch lange haben sie getobt, geknallt,
Ich hatte mich geflüchtet in den Wald;
Doch als die Sonne färbt' der Föhren Spalten,
Ha welch ein köstlich Mahl ward da gehalten!
Kein Geier schmaust, kein Weihe je so reich!
In achtzehn Schwärmen fuhren wir herunter,
Das gab ein Hacken, Picken, Leich' auf Leich' —
Allein der Halberstadt war nicht darunter:
Nicht kam er heut, noch sonst mir zu Gesicht,
Wer ihn gefressen hat, ich weiß es nicht."

Sie zuckt die Klaue, krau't den Schopf,
Und streckt behaglich sich im Bade;
Da streckt ein grauer Herr den Kopf,
Weit älter als die Scheh'razade.
„Ha", krächzt er, „das war wüste Zeit, —
Da gab's nicht Frauen, wie vor Jahren,
Als Ritter mit dem Kreuz gefahren,
Und man die Münster hat geweiht!"
Er hustet, speit ein wenig Sand und Thon,
Dann hebt er an, ein grauer Seladon:

„Und wenn er kühn, so war sie schön,
Die heil'ge Frau im Ordenskleide!
Ihr mocht' der Weihel süßer stehn
Als andern Güldenstück und Seide.
Kaum war sie holder an dem Tag,
Da ihr jungfräulich Haar man fällte,
Als ich an's Kirchenfenster schnellte,
Und schier Tobias' Hündlein brach.

„Doch als nun, wie am Blutgerüst,
Ein Mann die Seidenstränge packte,
Da faßte mich ein wild Gelüst,
Ich schlug die Scheiben, daß es knackte,
Und flattert' fort, als ob der Stahl
Nach meinem Nacken wolle zücken.
Ja wahrlich, über Kopf und Rücken
Fühlt' ich den ganzen Tag mich kahl!

„Da stand die alte Gräfin, stand
Der alte Graf, geduldig harrend;
Er auf's Baretlein in der Hand,
Sie fest auf's Paternoster starrend;
Ehrbar, wie bronzen sein Gesicht —
Und aus der Mutter Wimpern glitten
Zwei Thränen auf der Schaube Mitten,
Doch ihre Lippe zuckte nicht.

„Und später sah ich manche Stund'
Sie betend durch den Kreuzgang schreiten,
Ihr süßes Auge über'n Grund
Entlang die Todtenlager gleiten;
In's Quadrum flog ich dann hinab,
Spazierte auf dem Leichensteine,
Sang, oder suchte auch zum Scheine
Nach einem Regenwurm am Grab.

„Und sie in ihrem Sammetkleid,
Von Perlen und Juwel' umfunkelt,
Bleich war sie, aber nicht von Leid,
Ihr Blick doch nicht von Gram umdunkelt.
So mild hat sie das Haupt gebeugt,
Als woll' auf den Altar sie legen
Des Haares königlichen Segen,
Vom Antlitz ging ein süß Geleucht!

„Wie sie gestorben, weiß ich nicht;
Die Fenster hatte man verhangen,
Ich sah am Vorhang nur das Licht
Und hörte, wie die Schwestern sangen;
Auch hat man keinen Stein geschafft
In's Quadrum, doch ich hörte sagen,
Daß manchem Kranken Heil getragen
Der sel'gen Frauen Wunderkraft.

„Ein Loch gibt es am Kirchenend',
Da kann man in's Gewölbe schauen,
Wo matt die ew'ge Lampe brennt,
Steinsärge ragen, fein gehauen;
Da streck' ich oft im Dämmergrau
Den Kopf durch's Gitter, klage, klage
Die Schlafende im Sarkophage,
So hold, wie keine Krähenfrau!"

Er schließt die Augen, stößt ein lang „Krahah!"
Gestreckt die Zunge und den Schnabel offen;
Matt, flügelhängend, ein zertrümmert Hoffen,
Ein Bild gebroch'nen Herzens sitzt er da. —
Da schnarrt es über ihm: „Ihr Narren all!"
Und nieder von der Fichte plumpt der Rabe:
„Ist einer hier, der hörte von Walhall,
Von Teut und Thôr, und von dem Hünengrabe?
Saht ihr den Opferstein" — da mit Gekrächz
Hebt sich die Schaar und klatscht entlang den Hügel.
Der Rabe blinzt, er stößt ein kurz Geächz,
Die Federn sträubend wie ein zorn'ger Igel;
Dann duckt er nieder, kraut das kahle Ohr,
Noch immer schnarrend fort von Teut und Thôr. —

Der Weiher.

Er liegt so still im Morgenlicht,
So friedlich, wie ein fromm Gewissen;
Wenn Weste seinen Spiegel küssen,
Des Ufers Blume fühlt es nicht;
Libellen zittern über ihn,
Blaugoldne Stäbchen und Karmin,
Und auf des Sonnenbildes Glanz
Die Wasserspinne führt den Tanz;
Schwertlilienkranz am Ufer steht
Und horcht des Schilfes Schlummerliede;
Ein lindes Säuseln kommt und geht,
Als flüstr' es: Friede, Friede, Friede! —

Das Schilf.

Stille, er schläft, stille! stille!
Libelle, reg' die Schwingen sacht,
Daß nicht das Goldgewebe schrille,
Und, Ufergrün, hab' gute Wacht,
Kein Kieselchen laß niederfallen.

Er schläft auf seinem Wolkenflaum,
Und über ihn läßt säuselnd wallen
Das Laubgewölb der alte Baum;
Hoch oben, wo die Sonne glüht,
Wieget der Vogel seine Flügel,

Und wie ein schlüpfend Fischlein zieht
Sein Schatten durch des Teiches Spiegel.
Stille, stille! er hat sich geregt,
Ein fallend Reis hat ihn bewegt,
Das grad' zum Nest der Hänfling trug;
Su, Su! breit', Ast, dein grünes Tuch —
Su, Su! nun schläft er fest genug.

Die Linde.

Ich breite über ihn mein Blätterdach,
So weit ich es vom Ufer strecken mag.
Schau' her, wie langaus meine Arme reichen,
Ihm mit den Fächern das Gewürm zu scheuchen,
Das hundertfarbig zittert in der Luft.
Ich hauch' ihm meines Odems besten Duft,
Und auf sein Lager lass' ich niederfallen
Die lieblichste von meinen Blüthen allen;
Und eine Bank lehnt sich an meinen Stamm,
Da schaut ein Dichter von dem Uferdamm,
Den hör' ich flüstern wunderliche Weise,
Von mir und dir und der Libell' so leise,
Daß er den frommen Schläfer nicht geweckt;
Sonst wahrlich hätt' die Raupe ihn erschreckt,
Die ich geschleudert aus dem Blätterhag.
Wie grell die Sonne blitzt; schwül wird der Tag;
O könnt' ich! könnt' ich meine Wurzeln strecken
Recht mitten in das tiefkristall'ne Becken,
Den Fäden gleich, die, grünlicher Asbest,
Schau'n so behaglich aus dem Wasserneſt,
Wie mir zum Hohne, der im Sonnenbrande
Hier einsam niederlechzt vom Uferrande.

Die Wasserfäden.

Neid' uns! neid' uns! laß die Zweige hangen,
Nicht weil flüssigen Kristall wir trinken,
Neben uns des Himmels Sterne blinken,
Sonne sich in unserm Netz gefangen —
Nein, des Teiches Blutsverwandte, fest
Hält er all' uns an die Brust gepreßt,
Und wir bohren unsre feinen Ranken
In das Herz ihm, wie ein liebend Weib,
Dringen Adern gleich durch seinen Leib,
Dämmern auf wie seines Traums Gedanken;
Wer uns kennt, der nennt uns lieb und treu,
Und die Schmerle birgt in unsrer Hut
Und die Karpfenmutter ihre Brut;
Welle mag in unserm Schleier kosen;

Uns nur traut die holde Wasserfei,
Sie, die Schöne, lieblicher als Rosen.
Schleuß, Trifolium, die Glocken auf,
Kurz dein Tag, doch königlich dein Lauf!

Kinder am Ufer.

O sieh doch! siehst du nicht die Blumenwolke
Da drüben in dem tiefsten Weiherkolke?
O, das ist schön! hätt' ich nur einen Stecken,
Schmalzweiße Kelch' mit dunkelrothen Flecken,
Und jede Glocke ist frisirt so fein
Wie unser wächsern Engelchen im Schrein.
Was meinst du, schneid' ich einen Haselstab,
Und wat' ein wenig in die Furth hinab?
Pah! Frösch' und Hechte können mich nicht schrecken,
Allein ob nicht vielleicht der Wassermann
Dort in den langen Kräutern hocken kann?
Ich geh', ich gehe schon — ich gehe nicht —
Mich dünkt, ich sah am Grunde ein Gesicht —
Komm, laß uns lieber heim, die Sonne sticht!

Fels, Wald und See.

Am Thurme.

Ich steh' auf hohem Balkone am Thurm,
Umstrichen vom schreienden Staare,
Und lass' gleich einer Mänade den Sturm
Mir wühlen im flatternden Haare;
O wilder Geselle, o toller Fant,
Ich möchte dich kräftig umschlingen, [Rand
Und, Sehne an Sehne, zwei Schritte vom
Auf Tod und Leben dann ringen!

Und drunten seh' ich am Strand, so frisch
Wie spielende Doggen, die Wellen [zisch,
Sich tummeln rings mit Geklaff und Ge-
Und glänzende Flocken schnellen.
O, springen möcht' ich hinein alsbald,
Recht in die tobende Meute,
Und jagen durch den korallenen Wald
Das Wallroß, die lustige Beute!

Und drüben seh' ich ein Wimpel wehn
So keck wie eine Standarte,
Seh' auf und nieder den Kiel sich drehn
Von meiner luftigen Warte;
O, sitzen möcht' ich im kämpfenden Schiff,
Das Steuerruder ergreifen,
Und zischend über das brandende Riff
Wie eine Seemöve streifen!

Wär' ich ein Jäger auf freier Flur,
Ein Stück nur von einem Soldaten,
Wär' ich ein Mann doch mindestens nur,
So würde der Himmel mir rathen;
Nun muß ich sitzen so fein und klar,
Gleich einem artigen Kinde,
Und darf nur heimlich lösen mein Haar
Und lassen es flattern im Winde!

Das öde Haus.

Tiefab im Tobel liegt ein Haus,
Zerfallen nach des Försters Tode,
Dort ruh' ich manche Stunde aus,
Vergraben unter Rank' und Lode;
'S ist eine Wildniß, wo der Tag
Nur halb die schweren Wimpern lichtet;
Der Felsen tiefe Kluft verdichtet
Ergrauter Aeste Schattenhag.

Ich horche träumend, wie im Spalt
Die schwarzen Fliegen taumelnd summen,
Wie Seufzer streifen durch den Wald,
Am Strauche irre Käfer brummen;
Wenn sich die Abendröthe drängt
An sikernden Geschiefers Lauge,
Dann ist's, als ob ein trübes Auge,
Ein rothgeweintes drüber hängt.

Wo an zerrißner Laube Joch
Die langen magern Schoßen streichen,
An wildverwachs'ner Hecke noch
Im Moose Nelkensprossen schleichen,
Dort hat vom tröpfelnden Gestein
Das dunkle Naß sich durchgesogen,
Kreucht um den Buchs in trägen Bogen,
Und sinkt am Fenchelstrauche ein.

Das Dach, von Moose überschwellt,
Läßt wirre Schober niederragen,
Und eine Spinne hat ihr Zelt
Im Fensterloche aufgeschlagen;
Da hängt, ein Blatt von zartem Flor,
Der schillernden Libelle Flügel,
Und ihres Panzers goldner Spiegel
Ragt kopflos am Gesims hervor.

Zuweilen hat ein Schmetterling
Sich gaukelnd in der Schlucht gefangen,
Und bleibt sekundenlang am Ring
Der kränkelnden Narzisse hangen;
Streicht eine Taube durch den Hain,
So schweigt am Tobelrand ihr Girren,
Man höret nur die Flügel schwirren
Und sieht den Schatten am Gestein.

Und auf dem Herde, wo der Schnee
Seit Jahren durch den Schlot geflogen,
Liegt Aschenmoder feucht und zäh,
Von Pilzes Glocken überzogen;
Noch hängt am Mauerpflock ein Rest
Verwirrten Wergs, das Seil zu spinnen,
Wie halbvermorschtes Haar und drinnen
Der Schwalbe überjährig Nest.

Und von des Balkens Haken nickt
Ein Schellenband an Schnall' und Riemen,
Mit grober Wolle ist gestickt
„Diana" auf dem Lederstriemen;
Ein Pfeifchen auch vergaß man hier,
Als man den Tannensarg geschlossen;
Den Mann begrub man, todt geschossen
Hat man das alte treue Thier.

Sitz' ich so einsam am Gesträuch
Und hör' die Maus im Laube schrillen,
Das Eichhorn blafft von Zweig zu Zweig,
Am Sumpfe läuten Unk' und Grillen —
Wie Schauer überläuft's mich dann,
Als hör' ich klingeln noch die Schellen,
Im Walde die Diana bellen
Und pfeifen noch den todten Mann.

Im Moose.

Als jüngst die Nacht dem sonnenmüden Land
Der Dämmrung leise Boten hat gesandt,
Da lag ich einsam noch in Waldes Moose.
Die dunklen Zweige nickten so vertraut,
An meiner Wange flüsterte das Kraut,
Unsichtbar duftete die Haiderose.

Und flimmern sah ich, durch der Linde Raum,
Ein mattes Licht, das im Gezweig der Baum
Gleich einem mächt'gen Glühwurm schien zu tragen.
Es sah so dämmernd wie ein Traumgesicht,
Doch wußte ich, es war der Heimat Licht,
In meiner eignen Kammer angeschlagen.

Ringsum so still, daß ich vernahm im Laub
Der Raupe Nagen, und wie grüner Staub
Mich leise wirbelnd Blätterflöckchen trafen.
Ich lag und dachte, ach! so manchem nach,
Ich hörte meines eignen Herzens Schlag,
Fast war es mir, als sei ich schon entschlafen.

Gedanken tauchten aus Gedanken auf,
Das Kinderspiel, der frischen Jahre Lauf,
Gesichter, die mir lange fremd geworden;
Vergeßne Töne summten um mein Ohr,
Und endlich trat die Gegenwart hervor,
Da stand die Welle, wie an Ufers Borden.

Dann, gleich dem Bronnen, der verrinnt im Schlund,
Und drüben wieder sprudelt aus dem Grund,
So stand ich plötzlich in der Zukunft Lande;
Ich sah mich selber, gar gebückt und klein,
Geschwächten Auges, am ererbten Schrein
Sorgfältig ordnen staub'ge Liebespfande.

Die Bilder meiner Lieben sah ich klar,
In einer Tracht, die jetzt veraltet war,
Mich sorgsam lösen aus verblichnen Hüllen,
Löckchen, vermorscht, zu Staub zerfallen schier,
Sah über die gefurchte Wange mir
Langsam herab die karge Thräne quillen.

Und wieder an des Friedhofs Monument,
Dran Namen standen, die mein Lieben kennt,
Da lag ich betend, mit gebrochnen Knieen,
Und — horch, die Wachtel schlug! Kühl strich der Hauch —
Und noch zuletzt sah ich, gleich einem Rauch,
Mich leise in der Erde Poren ziehen.

Ich fuhr empor, und schüttelte mich dann,
Wie Einer, der dem Scheintod erst entrann,
Und taumelte entlang die dunklen Haage,
Noch immer zweifelnd, ob der Stern am Rain
Sei wirklich meiner Schlummerlampe Schein,
Oder das ew'ge Licht am Sarkophage.

Am Bodensee.

Ueber Gelände, matt gedehnt,
Hat Nebelhauch sich wimmelnd gelegt,
Müde, müde die Luft am Strande stöhnt,
Wie ein Roß, das den schlafenden Reiter trägt;
Im Fischerhause kein Lämpchen brennt,
Im öden Thurme kein Heimchen schrillt,
Nur langsam rollend der Pulsschlag schwillt
In dem zitternden Element.

Ich hör' es wühlen am feuchten Strand,
Mir unter'm Fuße es wühlen fort,
Die Kiesel knistern, es rauscht der Sand,
Und Stein an Stein entbröckelt dem Bord.
An meiner Sohle zerfährt der Schaum,
Eine Stimme klaget im hohlen Grund,
Gedämpft, mit halbgeschlossenem Mund,
Wie des grollenden Wetters Traum.

Ich beuge mich lauschend am Thurme her,
Sprühregenflitter fährt in die Höh',
Ha, meine Locke ist feucht und schwer!
Was treibst du denn, unruhiger See?
Kann dir der heilige Schlaf nicht nahn?
Doch nein, du schläfst, ich seh' es genau,
Dein Auge decket die Wimper grau,
Am Ufer schlummert der Kahn.

Hast du so Vieles, so Vieles erlebt,
Daß dir im Traume es kehren muß,
Daß deine gleißende Nerv' erbebt,
Naht ihr am Strand eines Menschen Fuß?
Dahin, dahin! die einst so gesund,
So reich und mächtig, so arm und klein,
Und nur ihr flüchtiger Spiegelschein
Liegt zerflossen auf deinem Grund.

Der Ritter, so aus der Burg hervor
Vom Hange trabte in aller Früh;
— Jetzt nickt die Esche vom grauen Thor,
Am Zwinger zeichnet die Mylady. —
Das arme Mütterlein, das gebleicht
Sein Leichenhemde den Strand entlang,
Der Kranke, der seinen letzten Gang
An deinem Borde gekeucht;

Das spielende Kind, das neckend hier
Sein Schneckenhäuschen geschleudert hat,
Die glühende Braut, die lächelnd dir
Von der Ringelblume gab Blatt um Blatt;
Der Sänger, der mit trunkenem Aug'
Das Metrum geplätschert in deiner Fluth,
Der Pilger, so am Gesteine geruht,
Sie Alle dahin wie Rauch!

Bist du so fromm, alte Wasserfei,
Hältst nur umschlungen, läß'st nimmer los?
Hat sich aus dem Gebirge die Treu'
Geflüchtet in deinen heiligen Schooß?
O, schau' mich an! ich zergeh' wie Schaum;
Wenn aus dem Grabe die Distel quillt,
Dann zuckt mein längst zerfallenes Bild
Wohl einmal durch deinen Traum!

Balladen.

Das Fräulein von Rodenschild.

Sind denn so schwül die Nächt' im April?
Oder ist so siedend jungfräulich Blut?
Sie schließt die Wimper, sie liegt so still,
Und horcht des Herzens pochender Fluth.
„O will es denn nimmer und nimmer tagen!
O will denn nicht endlich die Stunde schlagen!
Ich wache, und selbst der Seiger ruht!

„Doch horch! es summt, eins, zwei und drei, —
Noch immer fort? — sechs, sieben und acht,
Elf, zwölf, — o Himmel, war das ein Schrei?
Doch nein, Gesang steigt über der Wacht,
Nun wird mir's klar, mit frommem Munde
Begrüßt das Hausgesind die Stunde,*)
Anbrach die hochheilige Osternacht."

Seitab das Fräulein die Kissen stößt,
Und wie eine Hinde vom Lager setzt,
Sie hat des Mieders Schleifen gelöst,
In's Häubchen drängt sie die Locken jetzt,
Dann leise das Fenster öffnend, leise,
Horcht sie der mälig schwellenden Weise,
Vom wimmernden Schrei der Eule durchsetzt.

O dunkel die Nacht! und schaurig der Wind!
Die Fahnen wirbeln am knarrenden Thor, —
Da tritt aus der Halle das Hausgesind'
Mit Blendlaternen und einzeln vor.
Der Pförtner dehnet sich, halb schon träumend,
Am Dochte zupfet der Jäger säumend,
Und wie ein Oger gähnet der Mohr.

Was ist? — wie das auseinander schnellt!
In Reihen ordnen die Männer sich,
Und eine Wacht vor die Dirnen stellt
Die graue Zofe sich ehrbarlich,
„Ward ich gesehn an des Vorhangs Lücke?
Doch nein, zum Balkone starren die Blicke,
Nun langsam wenden die Häupter sich.

„O weh meine Augen! bin ich verrückt?
Was gleitet entlang das Treppengeländ?
Hab' ich nicht so aus dem Spiegel geblickt?
Das sind meine Glieder, — welch ein Geblend'!
Nun hebt es die Hände wie Zwirnes Flocken,
Das ist mein Strich über Stirn und Locken! —
Weh, bin ich toll, oder nahet mein End'!"

Das Fräulein erbleicht und wieder erglüht,
Das Fräulein wendet die Blicke nicht,
Und leise rührend die Stufen zieht

*) Es bestand und besteht hier und dort noch in katholischen Ländern die Sitte, am Vorabende des Oster- und Weihnachtstages den zwölften Glockenschlag abzuwarten, um den Eintritt des Festes mit einem frommen Liede zu begrüßen.

Am Steingelände das Nebelgesicht,
In seiner Rechten trägt es die Lampe,
Ihr Flämmchen zittert über der Rampe,
Verdämmernd, blau, wie ein Elfenlicht.

Nun schwebt es unter dem Sternendom,
Nachtwandlern gleich in Traumes Geleit,
Nun durch die Reihen zieht das Phantom,
Und Jeder tritt einen Schritt zur Seit'. —
Nun lautlos gleitet's über die Schwelle, —
Nun wieder drinnen erscheint die Helle,
Hinauf sich windend die Stiegen breit.

Das Fräulein hört das Gemurmel nicht,
Sieht nicht die Blicke, stier und verscheucht,
Fest folgt ihr Auge dem bläulichen Licht,
Wie dunstig über die Scheiben es streicht.
— Nun ist's im Saale — nun im Archive —
Nun steht es still an der Nische Tiefe —
Nun matter, matter, — ha! es erbleicht!

„Du sollst mir stehen! ich will dich fahn!"
Und wie ein Aal die beherzte Maid
Durch Nacht und Krümmen schlüpft ihre Bahn,
Hier droht ein Stoß, dort häckelt das Kleid,
Leis tritt sie, leise, o Geistersinne
Sind scharf! daß nicht das Gesicht entrinne!
Ja, muthig ist sie, bei meinem Eid!

Ein dunkler Rahmen, Archives Thor;
— Ha, Schloß und Riegel! — sie steht gebannt,
Sacht, sacht das Auge, und dann das Ohr
Drückt zögernd sie an der Spalte Rand,
Tiefdunkel drinnen — doch einem Rauschen
Der Pergamente glaubt sie zu lauschen,
Und einem Streichen entlang der Wand.

So niederkämpfend des Herzens Schlag,
Hält sie den Odem, sie lauscht, sie neigt —
Was dämmert ihr zur Seite gemach?
Ein Glühwurmleuchten — es schwillt, es steigt,
Und Arm an Arme, auf Schrittes Weite,
Lehnt das Gespenst an der Pforte Breite,
Gleich ihr zur Nachbarspalte gebeugt.

Sie fährt zurück — das Gebilde auch —
Dann tritt sie näher — so die Gestalt —
Nun stehen die Beiden, Auge in Aug',
Und bohren sich an mit Vampyres Gewalt.
Das gleiche Häubchen decket die Locken,
Das gleiche Linnen, wie Schneees Flocken,
Gleich ordnungslos um die Glieder wallt.

Langsam das Fräulein die Rechte streckt,
Und langsam, wie aus der Spiegelwand,
Sich Linie um Linie entgegen reckt
Mit gleichem Rubine die gleiche Hand;
Nun rührt sich's — die Lebendige spüret,
Als ob ein Luftzug schneidend sie rühret,
Der Schemen dämmert, — zerrinnt — entschwand.

Und wo im Saale der Reihen fliegt,
Da siehst ein Mädchen du, schön und wild,
— Vor Jahren hat's eine Weile gesiecht —
Das stets in den Handschuh die Rechte hüllt.
Man sagt, kalt sei sie wie Eises Flimmer,
Doch lustig die Maid, sie hieß ja immer:
„Das tolle Fräulein von Rodenschild."

Die Schwestern.

I.

Sacht pochet der Käfer im morschen Schrein,
Der Mond steht über den Fichten.
„Jesus Maria! wo mag sie seyn!
Hin will meine Angst mich richten.
Helene, Helene, was ließ ich dich gehn
Allein zur Stadt mit den Hunden,
Du armes Kind, das sterbend mir
Auf die Seele die Mutter gebunden!"

Und wieder rennt Gertrude den Weg
Hinauf bis über die Steige.
Hier ist ein Tobel — sie lauscht am Steg,
Ein Strauch — sie rüttelt am Zweige.
Da drunten summet es Elf im Thurm,
Gertrude kniet an der Halde:
„Du armes Blut, du verlassener Wurm!
Wo magst du irren im Walde!"

Und zitternd lös't sie den Rosenkranz
Von ihres Gürtels Gehänge,
Ihr Auge starret in trübem Glanz,
Ob es die Dämmerung sprenge.
„Ave Maria — ein Licht, ein Licht!
Sie kömmt, 's ist ihre Laterne!
— Ach Gott, es ist nur ein Hirtenfeur,
Jetzt wirft es flatternde Sterne.

„Vater unser, der du im Himmel bist,
Geheiliget werde dein Name" —
Es rauscht am Hange, „heiliger Christ!"
Es bricht und knistert im Brahme,
Und drüber streckt sich ein schlanker Hals,
Zwei glänzende Augen starren.
„Ach Gott, es ist eine Hinde nur,
Jetzt setzt sie über die Farren."

Gertrude klimmt die Halde hinauf,
Sie steht an des Raines Mitte.
Da — täuscht ihr Ohr? — ein flüchtiger Lauf,
Behend galoppirende Tritte —
Und um sie springt es in wüstem Kreis,
Und funkelt mit freud'gem Gestöhne.
„Fidel, Fidel!" so flüstert sie leis,
Dann ruft sie schluchzend: „Helene!"

„Helene!" schallt es am Felsenhang,
„Helen'!" von des Waldes Kante,
Es war ein einsamer trauriger Klang,
Den heimwärts die Echo sandte.
Wo drunten im Tobel das Mühlrad wacht,
Die staubigen Knecht' an der Wanne
Die haben gehorcht die ganze Nacht
Auf das irre Gespenst im Tanne.

Sie hörten sein Rufen von Stund' zu Stund',
Sahn seiner Laterne Geflimmer,
Und schlugen ein Kreuz auf Brust und Mund,
Zog über den Tobel der Schimmer.
Und als die Müllerin Reisig las,
Frühmorgens an Waldes Saume,
Da fand sie die arme Gertrud im Gras,
Die ängstlich zuckte im Traume.

II.

Wie rollt in den Gassen das Marktgebraus!
Welch ein Getümmel, Geblitze!
Hanswurst schaut über die Bude hinaus,
Und winkt mit der klingelnden Mütze;
Karossen rasseln, der Trinker jucht,
Und Mädchen schrei'n im Gedränge,
Drehorgeln pfeifen, der Kärrner flucht,
O Babels würdige Klänge!

Da tritt ein Weib aus der Ladenthür,
Eine schlichte Frau von den Flühen,
Die stieß an den klingelnden Harlekin schier,
Und hat nicht gelacht noch geschrieen.
Ihr mattes Auge sucht auf dem Grund,
Als habe sie Etwas verloren,
Und hinter ihr trabt ein zottiger Hund,
Verdutzt, mit hängenden Ohren.

„Zurück, Verwegne! siehst du denn nicht
Den Wagen, die schnaubenden Braunen?"
Schon dampfen die Nüstern ihr am Gesicht,
Da fährt sie zurück mit Staunen,
Und ist noch über die Rinne grad
Mit raschem Sprunge gewichen,
Als an die Schürze das klirrende Rad
In wirbelndem Schwunge gestrichen.

Noch ein Moment, — sie taumelt, erbleicht,
Und dann ein plötzlich Erglühen,
O schau', wie durch das Gewühl sie keucht,
Mit Armen und Händen und Knieen!
Sie rudert, sie windet sich, — Stoß auf Stoß,
Scheltworte und Flüche wie Schloßen —
Das Fürtuch reißt, dann flattert es los,
Und ist in die Rinne geflossen.

Nun steht sie vor einem stattlichen Haus,
Ohne Schuh, besudelt mit Kothe;
Dort hält die Karosse, dort schnauben aus
Die Braunen und rauchen wie Schlote.
Der Schlag ist offen, und eben sieht
Sie im Portale verschwinden
Eines Kleides Falte, die purpurn glüht,
Und den Schleier, segelnd in Winden.

„Ach," flüstert Gertrude, „was hab' ich gemacht,
Ich bin wohl verrückt geworden!
Kein Trost bei Tag, keine Ruh bei Nacht,
Das kann die Sinne schon morden."
Da poltert es schreiend die Stiegen hinab,
Ein Fußtritt aus dem Portale,
Und wimmernd rollt von der Rampe herab
Ihr Hund, der zottige, fahle.

„Ja," seufzt Gertrude, „nun ist es klar,
Ich bin eine Irre leider!"
Erglühend streicht sie zurück ihr Haar,
Und ordnet die staubigen Kleider.
„Wie sah ich so deutlich ihr liebes Gesicht,
So deutlich am Schlage doch ragen!
Allein in Ewigkeit hätte sie nicht
Den armen Fidel geschlagen."

III.

Zehn Jahre! — und Mancher, der keck umher
Die funkelnden Blicke geschossen,
Der schlägt sie heute zu Boden schwer,
Und Mancher hat sie geschlossen.
Am Hafendamme geht eine Frau,
— Mich dünkt, wir müssen sie kennen,
Ihr Haar einst schwarz, nun schillerndes Grau,
Und hohl die Wangen ihr brennen.

Im Topfe trägt sie den Honigwab,
Zergehend in Juliushitze;
Die Trägerin trocknet den Schweiß sich ab,
Und ruft dem hinkenden Spitze.
Der sie bestellte, den Schiffspatron,
Sieht über die Planke sie kommen;
Wird er ihr kümmern den kargen Lohn?
Gertrude denkt es beklommen.

Doch nein, — wo sich die Matrosen geschaart,
Zum Strande sieht sie ihn schreiten,
Er schüttelt das Haupt, er streicht den Bart,
Und scheint auf die Welle zu deuten.
Und schau' den Spitz! er schnuppert am Grund —
„Was suchst du denn in den Gleisen?
Fidel, Fidel!" fort strauchelt der Hund,
Und heulet wie Wölfe im Eisen.

Barmherziger Himmel! ihr wird so bang,
Sie watet im brennenden Sande,
Und wieder erhebt sich so hohl und lang
Des Hundes Geheul vom Strande.
O Gott, eine triefende Leich' im Kies,
Eine Leich' mit dem Auge des Stieres!
Und drüber keucht das zottige Vlies
Des lahmen wimmernden Thieres.

Gertrude steht, sie starret herab
Mit Blicken irrer und irrer,
Dann beugt sie über die Leiche hinab
Mit Lächeln wirrer und wirrer,
Sie wiegt das Haupt bald so, bald so,
Sie flüstert mit zuckendem Munde,
Und eh' die zweite Minute entfloh,
Da liegt sie knieend am Grunde.

Sie faßt der Todten geschwollene Hand,
Ihr Haar voll Muscheln und Tange,
Sie faßt ihr triefend zerlumptes Gewand,
Und säubert von Kiese die Wange;
Dann sachte schiebt sie das Tuch zurück,
Recht wo die Schultern sich runden,
So stier und bohrend verweilt ihr Blick,
Als habe sie Etwas gefunden.

Nun zuckt sie auf, erhebt sich jach
Und stößt ein wimmernd Gestöhne,
Grad eben als der Matrose sprach:
„Das ist die blonde Helene!
Noch jüngst juchheite sie dort vorbei
Mit trunknen Soldaten am Strande."
Da that Gertrud einen hohlen Schrei
Und sank zusammen im Sande.

IV.

Jüngst stand ich unter den Föhren am See,
Meinen Büchsenspanner zur Seite.
Vom Hange schmählte das brünstige Reh
Und strich durch des Aufschlags Breite;
Ich hörte es knistern so nah und klar,
Grad' wo die Lichtung verdämmert,
Daß mich gestöret der Holzwurm gar,
Der unter'm Fuße mir hämmert.

Dann sprang es ab, es mochte die Luft
Ihm unsre Witterung tragen;
„Herr", sprach der Bursche: „links über die Kluft!
Wir müssen zur Linken uns schlagen!
Hier naht kein Wild, wo sie eingescharrt,
Die tolle Gertrud vom Gestade,
Ich höre genau, wie der Holzwurm pocht
In ihrer zerfallenden Lade."

Zur Seite sprang ich, eisig durchgraut,
Mir war, als hab' ich gesündigt,
Indeß der Bursch mit flüsterndem Laut
Die schaurige Märe verkündigt:
„Wie Jene gesucht, bei Tag und Nacht,
Nach dem fremden ertrunkenen Weibe,
Das ihr der tückische See gebracht,
Verloren an Seele und Leibe.

„Ob ihres Blutes? man wußte es nicht!
Kein Fragen löste das Schweigen.
Doch schlief die Welle, dann sah ihr Gesicht
Man über den Spiegel sich beugen,
Und zeigte er ihr das eigene Bild,
Dann flüsterte sie beklommen:
‚Wie alt sie sieht, wie irre und wild,
Und wie entsetzlich verkommen!'

„Doch wenn der Sturm die Woge gerührt,
Dann war sie vom Bösen geschlagen,
Was sie für bedenkliche Reden geführt,
Das möge er lieber nicht sagen.
So war sie gerannt vor Jahresfrist,
— Man sah's vom lavirenden Schiffe —
Zur Brandung, wo sie am hohlsten ist,
Und kopfüber gefahren vom Riffe.

Drum scharrte man sie in's Dickicht dort
Wie eine verlorene Seele."
Ich schwieg, und sandte den Burschen fort,
Brach mir vom Grab eine Schmehle:
„Du armes gehetztes Wild der Pein,
Wie mögen die Menschen dich richten!"
— Sacht pochte der Käfer im morschen Schrein,
Der Mond stand über den Fichten. —

Johann Gabriel Seidl,

dessen Vater Hof- und Gerichtsadvokat war, ist am 21. Juni 1804 zu Wien geboren, wo er das akademische Gymnasium besuchte. Er hatte sich, dem Wunsche seines Vaters gemäß, nach vollendetem philosophischen Lehrkurse der Rechtswissenschaft gewidmet. Als dieser 1823 in sehr dürftigen Umständen starb, sah sich Seidl genöthigt, seinen Unterhalt durch Unterrichtgeben und Schriftstellern zu gewinnen, indem er sich zugleich auf ein Lehramt vorbereitete. Er erhielt 1829 die Stelle eines Gymnasiallehrers zu Cilli in Untersteiermark, auf dem klassischen Boden der alten Claudia Celeja, und wirkte daselbst, seine freie Zeit zwischen Poesie und Häuslichkeit theilend, als Gatte des „schwarzaugat'n Derndal's mi'm nußbrauna Har" bis zum Jahre 1840. Höherer Rücksichtsnahme auf seine erfolgreiche literarische Thätigkeit verdankt er — nachdem kurz vorher in Folge einer einfachen Namensverwechslung fast alle Blätter das Gerücht von dem plötzlichen Tode des Dichters verbreitet hatten — seine Berufung nach Wien, wo er als Kustos am k. k. Münz- und Antikenkabinet einen seiner klassischen Bildung vollkommen entsprechenden Wirkungskreis erhalten hat, wie seine archäologische Arbeit „Epigraphische Exkurse" in den Wiener „Jahrbüchern der Literatur" 1843 beweist, welche ihm die Aufnahme in die historischen Vereine zu München, Klagenfurt und in die archäologische Gesellschaft zu Rom verschaffte.

Seidl hat sich von jeglicher Tendenz der modernen Dichterschulen fern gehalten und nichtsdestoweniger die aufmunterndste Anerkennung seiner bescheidenen, kindlich-reinen Gesangesmuse gefunden, welche, in das Gebiet der sentimentalen Reflexionspoesie sich stellend, mehr anmuthigsinniger als tiefer Natur, mehr reich an Seele als großen Gedanken, die Hauptcharakterzüge seiner österreichischen Landsleute repräsentirt: Gemüthlichkeit, Naivität, Klarheit und Maß. Was ihn auszeichnet, ist die harmonische Verschmelzung eines geläuterten Natur- und Kunstsinnes, der alles Excentrische in Form und Inhalt meidet. Seine Grundstimmung, besonders in den „Liedern der Nacht" (2te Aufl., 1851) und „Bifolien" (1836; 3te Aufl., 1844) ist eine ernste, elegische, schwermüthige; es ist aber nicht die Traurigkeit der Welt, was ihn verstimmt, nicht der Schmerzenslaut der Alltagsnatur, die das Leben hienieden verklagt, weil es den Becher der Weltlust entzieht: es ist die Sehnsucht nach längst hinabgesunkenen Sonnen, wie er in dem charakteristischen Liede „Fried' und Lied" sich äußert, es ist der Ernst des Menschen, den die Schranken der Endlichkeit beengen. Seine Romanzen, weniger den subjektiven Schmerz des Dichters verrathend, reich an erhabenen Naturbildern, halten sich zumeist an das Reale, dem er mit kundiger Hand das Ideale anbildet; sie entbehren nicht des ächten Kolorits, sind anschauungsreich, aber zu empfindungsvoll, nicht immer prägnant genug im Ausdruck und nicht frei von Trivialitäten. Am bezeichnendsten und schärfsten tritt seine Geistes- und Gemüthsindividualität hervor in den in österreichischer Mundart ge-

schriebenen „Flinserln“ (1826; 3te Aufl., 1844), worin eine eigenthümliche Mischung von Naivität, Witz, Lebensfreude und Melancholie herrscht. Diese Dialektlieder sind theilweise Volkseigenthum geworden, „weil sie (vgl. Morgenblatt 1840, Nr. 48) die Stimmung des Volks wiedergeben, jene gesunde Alpenempfindung, die auf den Bergen Oberösterreichs, Tyrols, bis weithin, wo die Stammburg des österreichischen Hauses in der fernen Schweiz steht, wie ein langgehaltener Ton sich hinzieht.“ Den Flinserln schließt sich die Sammlung innerösterreichischer Volksweisen, betitelt: „Almer“ (1850) würdig an. — Seine „Novelletten“ (1839), „Georginen, gesammelte Erzählungen für Frauen“ (1839), „Pentameron, ein Cyklus von 5 Novellen“ rc. fanden weniger Anklang, da ihnen die eigentliche Erfindungs- und Gestaltungskraft fehlt. — Unsere Bühnenliteratur hat Seidl bereichert mit den dramatischen Idyllen in niederösterreichischem Volksdialekt: „'s letzti Fensterln“ und „drei Jahrl'n nach'm letzt'n Fensterln“; er machte darin — wie er selbst sagt — den Versuch, mitten im Dialoge, wo die Situation, ja wo Herz und Lippe fast unwillkürlich es fordern, unmittelbar das ächte, originale Volkslied mit Ton und Wort anklingen zu lassen; sie haben, mit Musik von Ignaz Lachner, die Runde über alle Bühnen Deutschlands gemacht. Auch sein Dramolet „das Veilchen“ erhielt auf dem Burgtheater Beifall. — Erwähnenswerth ist noch seine topographisch-schildernde Arbeit: „Wanderungen durch Tyrol“ (Leipzig 1842); sie bildet die achte Sektion des malerischen und romantischen Deutschlands.

Aus:

Lieder der Nacht.

(1820—1848.)

Des Himmels Augen.

Aus des Menschen Augen schaut
Klar sein innres Leben:
Diesen Sternen ist vertraut
Sein geheimstes Streben.

Darum, Himmel, mag es seyn,
Daß man dir vertrauet,
Weil aus tausend Augen rein
Deine Güte schauet!

Nachthelle.

Die Nacht ist heiter und ist rein,
Im allerhellsten Glanz;
Die Häuser schaun verwundert drein,
Stehn übersilbert ganz.

In mir ist's hell, so wunderbar,
So voll und übervoll,
Und innen waltet's frei und klar,
Ganz ohne Leid und Groll.

Ich fass' in meinem Herzenshaus
Nicht all' das reiche Licht:
Es will hinaus, es muß hinaus,
Die letzte Schranke bricht!

Die große Beterin.

Wer betet denn in deinem Haus,
Daß du so still, o Nacht,
Und dich vor jedem Lärm und Braus
So sorglich hast bewacht?

Man hört ja kaum des Schlafes Fuß
Von Haus zu Hause gehn
Und ihn durch's Fenster seinen Gruß
In Saal und Stube wehn.

Die Ruhe wandelt feierlich
Die Straßen kreuz und quer,
Und wiegt auf stummen Lüftchen sich
Geräuschlos hin und her.

Ja, ja, — man sage, was man will, —
Es betet wer im Frei'n,
Sonst hieltst du ja nicht gar so still,
O Nacht, den Athem ein.

Und seh' ich recht, so seh' ich auch
Die große Beterin,
Die ihres Herzens reinsten Hauch
Schickt zu den Sternen hin;

Ein unermeßlich Faltenkleid
Umwogt sie silbergrau,
Und küßt in milder Herrlichkeit
Der Glieder Riesenbau.

Die Mutterarme streckt sie aus
In himmelweitem Kreis,
Und füllt der Nacht geheiligt Haus
Mit ihrem stummen Preis.

Ei, Beterin, verbirg dich nur,
Mich machst du nicht zum Spott:
Du bist — ich kenne dich — Natur,
Und dein Gebet ist — Gott!

Schlummerlied einer Mutter.

Schlafe ruhig, liebe Kleine,
Träume friedlich, gutes Kind!
Schläft doch auch der Mond, der reine,
Der das schöne Silber spinnt.

Schlafen doch die lieben Sterne,
Denn ihr Blinzeln ist nur Traum,
Lässig ruhn sie in der Ferne
Auf dem weißen Wolkenflaum.

Schläfrig nicken alle Wipfel,
Und die Blätter schwanken nicht;
Feiernd lehnt des Berges Gipfel
Wie ein schlafend Angesicht.

Alle Thäler ruhn dem Schlummer
Schweigend an der milden Brust;
In den Häusern schläft der Kummer,
In den Hütten schläft die Lust.

Keine Winde scherzen wachend,
Und kein Vogel schwirrt herum,
Die Natur, sonst laut und lachend,
Liegt im Schlaf und lächelt stumm.

Auch dein Vater schläft schon lange;
Weck' ihn nicht, er ist es werth,
Wenn ein heitrer Traum die Wange
Wonneselig ihm verklärt.

In des Schlummers kühler Tiefe — Liegt schon alles lieb und lind;
Selbst die Muttersorge schliefe, — Schliefest du schon, liebes Kind!

Brunnengeplätscher.

Die Nacht, die verschwiegene, breitet sich aus,
Und löschet die Lichter von Hause zu Haus,
Und hüllt sie in duftigen Schleier;
Da lehn' ich am Fenster, der Mond ist so klar,
Mir streichen die kühligen Weste durch's Haar,
Die Seele zerfließt mir in Feier.

Kein Laut und kein Lispel, kein leises Geschrill,
Rings alles so einsam und alles so still,
Und alles in Schweigen versunken;
Nur mir gegenüber der Brunnen ist wach
Und sprudelt den Strahl noch lebendig und jach
In's Becken voll glänzender Funken.

Sein Rieseln und Rauschen allein unterbricht
Die lautlose Stille, doch störet es nicht,
Es lockt nur den zögernden Schlummer; —
Wohlan denn zur Ruhe! Du glückliche Rast,
O kämst du doch auch, ein willkommener Gast,
Zum wachenden, weinenden Kummer!

Denn hört' ich sie alle die Thränen vereint,
Die, still nun zur nächtlichen Stunde geweint,
Das Polster, das glühende, näßen:
So rieselt' und rauscht' es wohl lauter, als hier
Der rieselnde, rauschende Brunnen vor mir, —
Es wär', um des Schlafs zu vergessen!

Aus:

Bifolien.

Fried' und Lied.

— nec cithara carentem!
Horat.

Fried' und Lied! ich will nichts weiter,
Fried' und Lied! das ist mein Reim;
Laßt mich leben still und heiter,
Oft auch weinend insgeheim.

Wandl' ich auf besondern Wegen,
Legt es mir nicht übel aus:
Jeder baut sich seinen Segen,
Und ich bau' ihn mir zu Haus.

Hab' auch einst versucht zu fliegen,
Doch die Kraft versagte mir; —
Will mich jetzt behaglich wiegen
Zwischen dort und zwischen hier;

Bald die Blicke sehnend werfen
In's verlorne Paradies,
Bald für das mein Auge schärfen,
Was mir Gott auf Erden ließ.

Thu' ich keinem was zu Leide,
Rühr' ich keinem an sein Licht,
Nun so laßt auch mir die Freude,
Stört auch mir den Frieden nicht.

Doch nicht klanglos sei der Friede,
Den sich meine Seel' erkor,
Manchmal schwinge sie im Liede
Sehnsuchtsvoll sich noch empor.

Längst hinabgesunkne Sonnen,
Jugendlust und Liebesglück,
Wonneschmerz und Schmerzenswonnen
Zaubre mir das Lied zurück.

Nimmt es auch nicht hohe Flüge,
Wenn es nur zum Herzen dringt,
Und den Bessern zur Genüge,
Und mir selbst zum Troste klingt!

Fried' und Lied ist, was hienieden — Noch allein mich lockt und zieht,
Bis mich einst zum ew'gen Frieden — Eingewiegt mein letztes Lied.

Ein trüber Gedanke.

Die Lockungen der Freude dringen
Von allen Seiten auf mich ein,
Mir aber will es nicht gelingen,
So recht vom Herzen froh zu seyn.
Wie Geisterstimmen hör' ich's beben
Durch jede heitre Melodie;
Hier Tanz und Spiel und Lust und Leben,
Und — anderswo verhungern sie!

Ich gönne Jedem seine Wonnen,
Ich lasse Jedem seinen Brauch,
Ich habe meinen Platz zum Sonnen,
Und wünsch' ihn jedem Andern auch.
Ich denke nie mir: „Wär' ich reicher!"
Doch wär' ich's, oh! ich wüßte, wie?
Ich dächte: „Du hast volle Speicher,
Und — anderswo verhungern sie!"

Und zähl' ich meine kargen Schätze,
Und dank' ich meinem Gott im Geist,
Daß ich getrost zum Tisch mich setze,
An dem mein Fleiß mich sattsam speist,
So will mein Brod nicht recht mir munden,
Das gnädig mir der Herr verlieh:
Ich hab' es ohne Schweiß gefunden,
Und — anderswo verhungern sie!

Mir ist die Kunst ein Gast vom Himmel,
Der Rosen uns auf's Leben streut,
Nur bangt mir vor dem Kunstgetümmel:
Es übertäubt den Ernst der Zeit;
Es ist mehr Trunkenheit als Segen,
Ich such' umsonst die Harmonie:
Hier Blumenhagel, Demantregen,
Und — anderswo verhungern sie!

Und schling' ich liebend meine Arme
Um Weib und Kind, um meine Welt,
So thu' ich's doch nicht sonder Harme,
Ich fühle, daß mir etwas fehlt;
Ich kann sie schützen vor Entbehren,
Sie darben und sie frieren nie:
Welch Glück, sein Weib, sein Kind zu nähren,
Und — anderswo verhungern sie!

Sie faseln viel von Menschenliebe,
Sie streiten über Mein und Dein,
Sie greifen in das Weltgetriebe
Mit Schülerhänden meistens ein,
Sie streuen goldne Zukunftsaaten,
Sie rühmen prahlend, was gedieh,
Sie sprechen, schreiben und berathen,
Und — anderswo verhungern sie!

Das eben scheucht mir von der Stirne
Die ächte, rechte Fröhlichkeit;
Was schläft in einem Dichterhirne
Zum Troste für die Noth der Zeit?
Was halfen je noch Reim und Lieder
Dort, wo um Brod der Jammer schrie? —
Aus jeder Zeile tönt mir's wieder:
„Ach, anderswo verhungern sie!"

Männerwaffen.

Nie ohne Waffe sei der Mann!
Ich meine nicht das Schwert,
So sehr es ihn auch ehren kann,
Wenn er es selber ehrt.
Doch andre Waffen gibt es noch
Von Gott ihm umgeschnallt,
Die leih'n ihm selbst im Sklavenjoch
Beherrschende Gewalt.

Solch eine Waff' — es ist sein Geist,
Der ruhig klare Sinn,
Der alles Niedre von sich weist,
Gekehrt zum Höchsten hin;
Der, wenn des Schicksals Druck ihn preßt,
Ein Fels, entgegen starrt,
Nicht haarbreit von dem Rechten läßt,
Und treu sich selbst beharrt.

Solch eine Waff' — ist sein Gefühl,
Sein volles, warmes Herz,
Verschlossen eitlem Thränenspiel,
Geöffnet wahrem Schmerz;
Das ächter Freude gern sich freut
Und ächte Liebe liebt,
Und selbst für alle Herrlichkeit
Nicht einen Gran vergiebt.

Solch eine Waff' — es ist sein Wort,
Das Echo seines Sinns,
Ein festes Schloß, ein sichrer Hort,
Kein Spielball des Gewinns.
Zur rechten Stund' am rechten Platz
Da hält es ehern Stand,
In armer Zeit ein reicher Schatz,
Und bessrer Zukunft Pfand.

Das sind die Waffen, die der Mann
Zu führen wissen soll,
Mit diesen kämpf' er furchtlos an,
Gerechten Stolzes voll.
Die leg' er im Gefecht der Welt
Nie eingeschüchtert ab,
Die nehm' er als ein rechter Held
Einst mit sich in das Grab!

An die moderne Muse.

Wer bist du, Weib? Mich dünkt, ich soll dich kennen!
Es liegt ein Zug in deinem Angesicht,
Der mich gemahnt, dich wohlbekannt zu nennen, —
Ja, ja — du bist's! Doch nein, du bist es nicht!

Du trittst so kühn auf klirrenden Sandalen
Mit Amazonen-Ungestüm einher,
Als sollte jeder Fürst Tribut dir zahlen,
Als gäb' es ohne dich kein Szepter mehr.

Gesetze willst du eigenmächtig sprechen,
Willst einer neuen Ordnung Pathin seyn,
Willst über's Knie der Vorzeit Bau zerbrechen,
Und jedes Kreuz durch Blut zum Schwerte weih'n.

Der süße Fried' ist deinem Aug' ein Gräuel,
Und nur der Kämpfende ist dir ein Mann,
Zusammenballen willst du einen Knäuel,
Damit dein Scharfsinn ihn entwirren kann. —

Bald wieder blickst du schmachtend, eine Phryne,
Leichtfertig schwärmend, höhnisch, wollustsatt,
Halb Faun, halb Seraph, mit verzogner Miene,
Die für das Heiligste ein Lächeln hat. —

Bald sprudelt dir der Mund von Bildern über,
Die, ob dir fremd, du als erlebt verkaufst;
Du wirfst der Suada falt'gen Mantel drüber,
Und alles ist und heißt, wie du es taufst.

Der Beduine muß sein Roß dir borgen,
Der Perser muß dir seine Rosen streu'n,
Der Hindu dich mit Gangesfluth versorgen,
Nur deiner Heimat magst du dich nicht freu'n. —

Bald steckst du so viel Sträußchen dir an's Mieder,
Daß man den Stoff vor Schmuck nicht mehr erkennt; —
Bald lässest du zur Schenkenmagd dich nieder,
Die jedes unter seinem Werth benennt. —

Und forsch' ich nach der Frauen schönster Gabe,
Nach Frömmigkeit, o ja, du hast sie auch;
Nur schämst du dich, zu geh'n an unserm Stabe,
Dich zu erbau'n nach unserem Gebrauch.

Den alten Gott im Himmel willst du läutern,
Er ist dir zu prosaisch, wie er ist,
Du willst auch ihm den Horizont erweitern,
Um werth zu seyn, daß sein Geschöpf du bist.

Du taumelst fort in Wunderphantasieen,
Bald knapp am Boden hin, bald himmelwärts;
Du hüllst den hohlsten Sinn in Melodieen,
Nur Eins vermiss' ich, wenn du singst, — das Herz!

Nein, nein, — du bist das Weib nicht, das ich suche,
Bist nicht die Muse, der ich Treue schwor,
Und die, wiewohl verfolgt vom Spott und Fluche,
Doch ihre Geltung noch nicht ganz verlor.

Die traute, keusche, wahre, fromme Muse,
Die einst durch Deutschlands Auen friedlich schritt,
Aufflammend nur zur zürnenden Meduse,
Wenn Fremdlings Hohn ihr gutes Recht bestritt.

Die traute Muse, die so herzlich bieder
Der Heimat Recht und Sitten ernst vertrat,
Und stolz, doch mild, von ihrer Höhe nieder
Beschwicht'gend auswarf ihre Friedenssaat.

Die keusche Muse, die Paläst' und Hütten
Heimsucht', als Botin einer schön'ren Flur,
Nie unbescheiden, immer wohlgelitten,
Ein einfach Kind der heiligen Natur.

Die wahre Muse, die da jedem Dinge
Den ächten, ungeschminkten Namen lieh,
Wohl wissend, daß zum Herzen der nur dringe,
Der treu die Herzenssprache spricht, wie sie.

Die fromme Muse mit dem Kinderglauben,
Die Gott verehrt in seiner Schöpfung Bild,
Und stets bedacht zu geben, nicht zu rauben,
Ihr schlichtes Lied für ein Gebet noch hielt.

Ja du, du bist die Muse, die ich wähle,
Du bist die Göttin, die mich treu geführt,
Auf die ich noch in Freud' und Leiden zähle,
Die noch vielleicht mein brechend Aug' berührt.

Du mit den unvergeßlich holden Mienen,
Zu deinem Tempel will ich einsam zieh'n
Und, kann ich dir nicht mehr als Priester dienen,
Doch wenigstens vor deinem Altar knie'n!

Der Glöckchenwalzer.

Lichter flimmern, Saiten klingen,
Losgelassen ist die Lust,
Walzend wogt es auf und nieder,
Aug' in Auge, Brust an Brust.

Zauberische Melodieen
Schmeicheln sich in's Herz hinein,
Untreu muß es, wider Willen,
Seinem liebsten Grame seyn.

Und die Lüfte selbst ermatten,
Fenster werden aufgethan,
Und, die müden abzulösen,
Wogen frische lüstern an.

Und in kühler Fensterecke
Stand ich, ein Vergeßner, da,
Ernst genießend, was ich hörte,
Still betrachtend, was ich sah.

Horch! da tönt ein neuer Walzer,
Klag' und Jubel im Verein,
Und als schmelzende Begleitung
Tönt ein Glöckchen silbern drein.

Er entzückt die frohen Tänzer,
Macht beinah' die Spieler irr,
Wie erfaßt von Zaubertaumel
Wogt das brausende Gewirr. —

Jetzt verstummten Flöt' und Geige,
Nur das Glöcklein klang noch bang:
Denn es war das — Todtenglöcklein,
Das durch's offne Fenster klang.

Der todte Soldat.

Auf ferner fremder Aue
Da liegt ein todter Soldat,
Ein ungezählter, vergess'ner,
Wie brav er gekämpft auch hat.

Es reiten viel Generale
Mit Kreuzen an ihm vorbei;
Denkt keiner, daß, der da lieget,
Auch werth eines Kreuzleins sei.

Es ist um manchen Gefall'nen
Viel Frag' und Jammer dort,
Doch für den armen Soldaten
Gibt's weder Thräne noch Wort.

Doch ferne, wo er zu Hause,
Da sitzt, beim Abendroth,
Ein Vater voll banger Ahnung
Und sagt: „Gewiß, er ist todt!“

Da sitzt eine weinende Mutter
Und schluchzet laut: „Gott helf'!
Er hat sich angemeldet:
Die Uhr blieb stehn um Elf!"

Da starrt ein blasses Mädchen
Hinaus in's Dämmerlicht:
„Und ist er dahin und gestorben,
Meinem Herzen stirbt er nicht!" —

Drei Augenpaare schicken,
So heiß es ein Herz nur kann,
Für den armen, todten Soldaten
Ihre Thränen zum Himmel hinan.

Und der Himmel nimmt die Thränen
In einem Wölkchen auf,
Und trägt es zur fernen Aue
Hinüber in raschem Lauf;

Und gießt aus der Wolke die Thränen
Auf's Haupt des Todten als Thau,
Daß er unbeweint nicht liege
Auf ferner, fremder Au.

Des Menschen Bild.

Der Dänenkönig Sigar saß trüben Angesichts;
Er rief die Schaar der Freunde, — sie kam, — doch sprach er nichts.
Und endlich hob er langsam die Augen himmelwärts
Und öffnete die Lippen und sprach mit innrem Schmerz:

„Ich bin ein alter König, hab' viel gewirkt, gestrebt,
Hab' lange mit den Menschen als Mensch geirrt, gelebt,
Hab' matt den Leib gerungen und grau gekämpft mein Haar,
Und dennoch weiß ich nimmer zu sagen, wer ich war.

„Meerwogen lass' ich geißeln, wofern es mich erfreut,
Eisberge rollen nieder, wofern mein Wink gebeut,
Für Alles hab' ich Bilder, was fliegt und steht und quillt,
Und dennoch such' ich immer umsonst für mich ein Bild!

„Was ist der Mensch? — Ein Träumer? — Träumt er, oft wacht er doch!
Was ist der Mensch? — Ein Schemen? — Mein Leben lebt mir noch!
Er ist zu groß ein Würmchen, zu klein ein Gott zu seyn,
Zu hart für eine Blume, zu weich für einen Stein.

„Sein Bild ist nicht die Schlange, sein Bild ist nicht der Aar: —
Ich bin ein alter König, und weiß nicht, wer ich war!
Geht, ruft mir meinen Skalden, der trank aus Mimer's Quell;
Er schaffe mir vom Menschen ein treues Bild zur Stell!"

Der Skalde kommt gegangen, der König fragt bewegt,
Der Skalde faßt den Griffel, den er am Gürtel trägt;
Und an die Mauer tritt er mit still erhobnem Sinn
Und zeichnet einen Zirkel und wieder einen hin. —

Mit Staunen sieht die Menge dem sondren Maler zu. —
„„Das ist der Mensch, o König, — das,““ spricht er, „„bist auch du!
In diesem Zirkel schaust du des eignen Leibs Geschick:
In seinen Anfang eilt er, der Staub in Staub, zurück.

„„In jenem aber schaust du der eignen Seele Glück:
In ihren Anfang eilt sie, das Licht in Licht, zurück!““ —
Der König aber hört es, und drückt des Skalden Hand,
Und wischt mit seinem Mantel die Zirkel von der Wand.

Charles Bessieres.

1813.

Vor seinem Zelte sitzet
Der Marschall im Dämmerschein,
Es mundet dem alten Soldaten
Kein Imbiß und kein Wein.
Vor Lützen war es, am ersten Mai,
Die Truppen marschirten an ihm vorbei,
Der Zeiger wies auf Vier.

‚Herr Marschall, laßt's Euch munden,'
So spricht der Adjutant,
‚Es dürft' einen Fasttag geben,
Das Feld hier ist bekannt;
Wer weiß, ob ein Tropfe die Kehl' uns netzt,
Eh' morgen wieder, so wie jetzt,
Der Zeiger weis't auf Vier.'

Der alte Marschall lächelt:
„Ei, laßt die Sorge seyn,
Mir ahnt, ich brauche heute
Nicht Imbiß und nicht Wein;
Der Herr hat Jedem sein Ziel gesetzt;
Erinnert Euch deß, wenn wieder, wie jetzt,
Die Glocke weis't auf Vier."

So naht in banger Erwartung
Die Mittagsstund' heran;
Schon regt sich's hüben und drüben,
Schon knallt es dann und wann.
„Gedeckt muß eher der Hohlweg seyn,
Dann rüstig mit Gott in den Feind hinein!" –
Der Zeiger rückt auf Vier.

Der alte Marschall reitet
Voraus mit seinem Troß;
Da schwirrt eine Kugel herüber,
Sein Nebenmann sinkt vom Roß.
Der Marschall erweist ihm die letzte Ehr',
Da schwirrt es wieder, da stürzt auch der,—
Der Zeiger weis't auf Vier.

Sie legen ihn auf die Bahre,
Sie tragen ihn fort voll Schmerz,
Es war ihm die Kugel gegangen
Durch's alte Heldenherz;
Knapp an ruht unversehrt die Uhr,
Die Räder standen stille nur,
Der Zeiger weis't auf Vier.

Sie führen des Marschalls Leiche
Zu seiner Gattin zurück;
Sie heißt sie mit Thränen willkommen,
Sie fragt mit schmerzlichem Blick:
„O sagt mir, wann er sein Ende fand?"—
Sie legen die Uhr in ihre Hand,
Der Zeiger weis't auf Vier.

Auch sie ist heimgegangen,
Verrauscht ist jede Spur;
Nur im verlass'nen Zimmer
Hängt einsam noch die Uhr;
Der Enkel bedarf kein mahnend Wort,
Unaufgezogen hängt sie dort,
Der Zeiger weis't auf Vier.

Legende.

Einst ging, wie's oft geschehen ist,
Auf Erden wieder der liebe Christ,
Und zog durch die Länder weit und breit,
Sankt Petrus gab ihm das Geleit.
So kamen sie denn eines Tags
Auch in ein Oertchen geringen Schlags,
Zu groß, um eben ein Dorf zu seyn,
Und wieder für eine Stadt zu klein,
Nichts recht, an Allem nur zunächst,
Wo Schlimm und Gut beisammen wächst;
Dem Herrn, dem stand es nicht zu Sinnen,
Doch wollt' er sich's beseh'n von innen.
Am Sonntag war's, zur Vesperzeit,
Und weithin hallte Glockengeläut.
Schon war die Kirche fast voll zu schau'n
Von zierlichen Herrn und schmucken Frau'n;
Das war ein Rauschen von seidnen Gewändern,
Das war ein Flimmern von bunten Bändern,
Ein Gucken und Räuspern, ein Steigen und Nicken,
Ein Gaffen und Hin- und Wiederblicken,
Ein Wischen und Wedeln mit den Tüchern,
Ein Blättern in den Andachtsbüchern,
Bis endlich zu der Orgel Klingen
Man anhub ein geistlich Lied zu singen.
Der Herr vernahm es und ging weiter.
Kopfschüttelnd folgt' ihm sein Begleiter. —

Jetzt kamen sie vor die Stadt hinaus,
Da stand ein unansehnlich Haus,
Und aus dem Hause scholl und klang
Ein lauter fröhlicher Gesang.
„Halt, Petrus", rief der Herr, „laß sehn!"
Und blieb vor'm Fenster lauschend stehn.
Bei'm flackernden Span am Eichentisch
Saß dort ein Kränzchen munter und frisch,
Großvater und Enkel, Aeltern und Kinder,
Auch Nachbar und Knecht und Magd nicht minder;
Die hatten vor sich ein schlichtes Essen,
Auch einen Trunk, nicht karg bemessen,
Und jede Mien' und jeder Blick
Verrieth ihren Frieden und ihr Glück.
Und wie sie so saßen in ihrer Lust,
Da that sich auf so Mund als Brust,
Und laut gesungen von dem Kreise

Klang eines Volkslieds muntre Weise.
Der Herr, der lehnt' am Fenster still,
Wie Einer, der nicht stören will,
Und horcht', als brächt' ihm ihre Freude
Die liebste Aug- und Ohrenweide.

Sankt Petro währt' es schon zu lang,
Drum that er sich nicht länger Zwang,
Und sprach: ‚Mein Meister, sagt mir doch,
Ich weiß fürwahr nicht, wie ich's deute —
Da steht und lauscht Ihr immer noch
Dem simplen Singsang dieser Leute,
Und dort, wo man zum Orgelklang
Ein geistlich Lied so kunstreich sang,
Da gingt Ihr also schnell vorbei,
Als ob Euch verdrösse die Melodei.'

Darauf der Herr mit Lächeln spricht:
„Mein Petrus, das verstehst du nicht.
Dort sangen sie geistliche Lieder zwar,
Voll Kunst, doch aller Andacht bar;
Hier singen sie zwar Volkslieder nur,
Ganz ohne Kunst, doch voll Natur,
Und mitten unter Lust und Scherzen
Mit aller Andacht frommer Herzen.
Und sieh! mein Petrus, das merke dir,
Ein ächtes Volkslied hat viel von mir,
Man sieht ihm keine Frommheit an,
Und doch erbaut es seinen Mann!
Manch Lied mag in der Luft verschwimmen,
Es wendet und windet sich allzu schräg;
Volkslieder aber, wie Kinderstimmen,
Die finden zum Himmel den graden Weg."

Aus:

Flinserln.

Valiebt's Zeug.

1.

In da Weihnacht, in da Mettn
Hab' ih dih zu-n-erst g'seg'n,
Wie's d' schlafri mi'm Naserl
Au'm Betbuch bist g'leg'n.

Unsa Lieb' dö is heili,
Unsa Lieb' hat an'n V'stand:
In da Kirch'n hab' ih's Herz kriegt,
In da Kirch'n krieg' ih d' Hand!

2.

Du schwarzaugat's Derndal
Mi'm nußbrauna Har,
Wann's d' mih öfta so anschaust,
So wir' ih a Narr!

3.

Du hast ma d' Gedank'n
Ganz unrichti g'macht:
Oft woana ma d'Augna,
Wann's Herz im Leib lacht.

4.

Geh', woan' nit, weil's d' arm bist;
Ih bin ja nit reich;
Du g'freuast mih lang nit so,
Warst d' ma nit gleich.

5.

Kränk' dih z'weg'n dem nit a,
Noth kennt koan' Noth:
Weil ih nur 's Haserl hab',
's Graserl gibt God.

6.

Koan kloanbanlat's Wuzerl,
Hübsch groß is mein Schatz,
Und doh hat er in mein'm kloan'n
Herzerl an'n Platz.

7.

„Auf was ma denn heirat'n?"
Fragt da g'streng' Herr.
„No, auf d' Lieb und auf's Glück halt,
Was brauch'n ma denn mehr?" —

8.

D' Grundeln im Haltabach
Schwimmt oan's dem andern nach,
San voll Vagnügenheit, —
Ist dös nit g'scheidt?

9.

Holla, lieb's Derndal,
Guck' eini in'n Bach!
Und mach'n ma's den Grundeln
Halt ah daweil nach!

10.

Ih wissat' uns zwa Amteln,
Oan's dir und oan's für mih:
Du müassast fleißi Grill'n fangen,
Und Trübsal blasat' — ih.

11.

War'n unseri Herzerln
Zwa Glöckerln, dö Freud'! —
Was gab' dös nit oft
Für a wundaschön's G'läut'!

Auf da Wies'n.

1.

In d' Lüft' g'hört a Vögerl,
In'n Bach g'hört a Fisch,
Und da Mensch g'hört in's Freii,
Da wird er erst frisch.

2.

Wann a Prinz sagat': „Tausch'n ma!"
Ih b'sinnat' mih schier:
Ih waß, was ih bin,
Aba nit, was ih wir'!

3.

Schau', d'Himmelschlüsserln sperrn' schon
Fur'n goldna Sunnaschein, [auf
Dös mirk'n gleih d' kloan'n Glöckerln ah,
Und läut'n 'n Auswärts*) ein.

4.

Im Auswärts is's lusti,
Im Auswärts is's gut;
Da hat d' Welt a grean's Kload
Und an'n himmelblab'n Hut.

---

*) Auswärts (da'r), der Frühling, wahrscheinlich von dem allgemeinen Drange nach auswärts im Lenze.

5.

Wann d' Welt heunt' a Bürscherl war',
Oder a Dirn,
Heunt' halsat' ih's, bis i mih
Nimma kinnt' rühr'n.

6.

D' Berg' hab'n koan' Lumpel[1]) nit,
D' Berg' hab'n koan Herz;
Gleihwöhlst dawiedan ſ' Oan'm
D' Freud' und 'n Schmerz.

D' Leut' hab'n a Lumpel
Und d' Leut' hab'n a Herz;
Gleihwöhlst dawiedan ſ'
Koan' Freud' und koan'n Schmerz.

7.

Juheissa, mein Schatzerl,
Geh', dudel[2]) und lach'!
Für d' lustinga Leut'
Gibt's an' oanzigi Sprach';

Gibt's an oanzig's kloan's Wörtel,
Und dös haßt: „Juhe!"
Und an' oanzigi Ausnahm',
Und dö haßt: „Auweh!"

Fur an'n Jaga.

1.

Hätt' ih a schön's Büchserl,
Mit Lieb' ladat' ih's,
Und zielat' auf's Derndal,
Dös treffat' ih g'wiß.

2.

Und wann ih's nit treffat',
Schon 's Straffen[3]) war' gnua:
Wen d' Lieb amahl g'strafft hat,
Mit dem is 's ah zua.

3.

A Büchserl an'm Rucken,
An'n Gamsbart an'm Hut,
Und a Derndal im Herzen,
Dös macht Oan'm schon Muth.

4.

Und kimat' da Teurel
Heunt' selbst auf mih an,
Ih pelzat 'n z'samm,
Wie-r-an'n alten Fasan.

5.

Ohni Waldhorn is's trauri,
Ohni Büchserl is's lar,
Und ohni Schatz wird Oan'm 's Herz
In der Oanschicht[4]) so schwar.

A Jager is treua,
Wie-r-an andara Bua;
Sein Umgang san d' Bam',
Und sein' G'sellschaft is-d' Ruah.

An'm Kirita[5])

1.

A Sträußerl am Mieder,
A Mascherl an'm Hut!
Geh', tanz'n ma, mein Derndal,
So lang 's as noh thut.

2.

Holla, wie's zugeht!
Dös G'stanz[6]) und dös G'schra;
Ja-hätt'n d' Bam' Harna,[7])
Sö tanzat'n ah.

---

[1]) Lumpel, Lunge. [2]) Dudeln, jodeln. [3]) Straff'n, streifen, berühren. [4]) Oanschicht, Einschicht, Einöde, Abgeschiedenheit. [5]) Kirita, (g) Kirchtag, Kirchmeß. [6]) G'stanz, Ständchen, Gespräch, Abenteuer. [7]) Harna, Füße, von Har'n, die Hakse, der lange Fuß vom Kniebug abwärts.

3.

Vier Darm' und zwa Breteln,
Dös z'samm macht a Geig'n,
Und doh kann Oan'm ihr Ton so
In's Herz abisteig'n.

Mein' Dirn hat koan' Schönheit,
Koan' Pracht in ihr'n Züg'n,
Und doh is ma-r-ihr' Red'
In mein Herz abigstieg'n!

4.

Da tanzt s' mit'm Michel,
Da sauft s' mit'm Hans,
Und da frißt s' mi'm Vawalter
A bratani Gans.

Da schmeichelt s' an'm Stadtherrn,
Als war' s' leicht sein Wei,
Und scheangelt[1]) auf mih z'ruck,
Und hearnzt[2]) mi dabei.

5.

Ei so tanz' mit-r-an'm Anda'n,
Daß da Staub dani fliegt;
Ih wünsch' erm nix Aerger's,
Als daß a dih kriegt.

Denn, Madel, wer d i h kriegt,
Der is schon betrog'n:
Was d' denkst, — is dastunken,
Was d' plauschst, — is dalog'n.

Riedig's und Räudig's.[3])

Per se.

Mein Derndal is sauba,
Hat Augerln, daß's blitzt,
Zwa brinnrothi Wangerln,
Und a Göscherl, fein g'spitzt.

Und's Herzerl und's Herzerl,
Wer kann da noh frag'n? —
Sie is ja aus Oestreich:
Mehr brauch' ih nit z' sag'n.

Heilmittel.

Was los'st[4]) dann, lieb's Derndal,
Was bist denn so still?
Was d' hämmerln und hammerln hörst,
Dös is koan' Mühl'.

Was d' klippen und klappen hörst,
Drescher san's nit,
Mein Herzerl is 's, glaub' ma's,
Dös laßt ma koa'n Fried'.

Bei'm Tag gibt's koan' Ruh',
Bei da Nacht weckt's mih auf;
Und gibst ma koan Pflasterl nit,
Geh'-n-ih noh drauf.

A Pflasterl so roth,
Und a Pflasterl so fein,
Und a Busserl, dös mirk' da,
Muß aufg'stricha seyn.

Schluß.

Wo's Wassa recht mollat[5]) is,
Wo's Grüberln macht,
Da is's grad an'm tiefsten,
Da nimm dih in Acht.

So is 's mit dö Derndaln ah;
Is oan's recht lind,
Und hat's Grüberln in dö Wangerln,
So is 's g'wiß a schlimm's Kind.

---

[1]) **scheangel'n**, schielen. [2]) **hearnz'n**, aushöhnen, bespötteln. [3]) **Riedig's und Räudig's** (auch Staudig's und Raudig's), eine alliterirende Redensart, die so viel heißt als: Alles durcheinander (pêle-mêle, olla potrida). [4]) **los'n**, zuhorchen, aufmerken. [5]) **mollat**, mollig, weich, lieblich, flüssig.

Tausch.

Zu'm Derndal bin ih ganga,
Zu'm Derndal hat's mih g'freut,
Und zu'm Derndal geh-n-ih nimmer,
Ih hab' ietzt koan' Zeit.

Hab' a-n-andas schön's Schatzerl,
Gar lieb und gar schlank,
An'n Leib hat's so rundlat, [1])
An'n Hals hat's so rank.

Koan G'sicht hat's zwar freili nit,
Aber was schad't's?
'S is weit bessa koan's,
Als a falsch's, wie-r-a Katz.

Und Allas, was 's aussabringt,
Is süß, — u mein!
Ja, 's Schatzerl, was ih ietzt hals',
Is —'s Flascherl Wein.

Nachtheil.

'S Weinl im Flascherl is gut,
'S rinnt Oan'm so liebli durch's Blut;
Aber mi'm Busseln is's doh halt,—mein
Noh a weit größari Freud'! [Eid! —

Is 's Flascherl noh so voll Wein,
Anmahl wird's austrunka seyn;
Aber a Göscherl, 's kloanwinzigsti nur,
Ausz'bussen: — dös war a Tur.

Ausrede.

Au'm Berg liegt da Nebel,
Im Thal kummt a z'samm,
Und zweg'n we sollt denn ih just
Koan'n Nebel nit hab'n?

Warnung.

Dernd'l, spreiz' dih nit so,
Aus'm Troad[2]) wird a Stroh,
Aus dö Bleameln a Heu,
Nur vier Wocha-r is Mai.

Nur vier Wocha-r-is Mai:
Wie g'schwind san s' vabei;
Hat d'Schönheit an End',
Nacha schau', wer dih kennt!

Ermunterung.

D'Wachteln dö schlag'n vur'm Schnid:
„Qua qua wa, find'st mih nit!"
Is aber 's Feld ag'maht,
Nacha san s' stad.

Weil ma halt jung san noh,
Schrei'n ma-r-und san ma froh;
Is anmahl d'Jug'nd vawaht,
Wer'n ma so stad.

Lustigkeit.

So imm'r-anmahl thau' ih recht auf,
Da lass' ih mein'm Muthwill'n sein'n Lauf;
Da will ih nix hergeb'n, da will ih nix hab'n,
Da möcht' ih gleih d'ganzi Welt hals'n mitsamm.

'S geht nix üba d' lustinga Leut',
'S geht nix üba d' wahrhafti Freud'!
Ah! lass'n ma's stad abagehn — God waß's, was's wird:
Dö Freud' is a Brieferl, was 's Load oft petschiert.

---

1) rundlat, rundlicht, gerundet. 2) Troad ('s Droad, Drad), Getreide.

Das Blinzeln.

Schaut's nur, wie d'Sterndaln
So zimperli thun,
Und mit'n Augerln koan'n
Augablick ruh'n!

Is dös a G'schamigkeit:
Dös thut koan Mann!
D'Jüngferln dö blinzeln so,
Schaut ma s' z'stark an.

Destweg'n behaupt' ih halt
Allaweil noh:
D'Sterndaln san Jüngferln,
Drum blinzeln s' a so.

Heunt' und muring.

(Nach Anakreon, 15. Ode.)

Was kümman mih dö Thala,
Dö Gar-dem-Andan [1]) g'hör'n?
Ih war noh Nermbst [2]) nit neidi,
Koan'm Bauan und koan'm Herrn.

Ih brock'[3]) ma lieba Bleameln
Und bind' ma Buschen draus,
Und steck' ma s' auf mein Hüterl,
Aft schau' ih lüfti aus!

Um's Heunt' thu-r-ih mih kümman,
Was heunt' is, dös is g'wiß;
Ih möcht' den Kreuzkopf kenna,
Der waß, was muring is!

Wie mä's kennt.

(Nach Anakreon, 53. Ode.)

A Glock'n dakennt ma-r am Klang,
A Vögerl dakennt ma-r am G'sang;
D'Forellerln an ernari Fleck',
D'Saldad'n an ernari Röck'.

So kenn' ih 's ah, wann ih a Par
Valiebti wo siech', auf a Har:
Sö hab'n a schwarz's Fleckerl, — und wo?
Im Herzen, — ma siecht 's aba doh!

G'scheidt is schön.

(Nach Horaz, I. Buch, 2. Ode.)

Frag' nit — (wann's d'as wissen därfast,
Hätt' d'as God schon selba g'sagt)
Frag' nit, Schatz, nach wie viel Jahr'n
'S letzti Stünderl für uns schlagt!
Laß da koani Karten aufschlag'n,
Such' da-r in koan'm Trambuch Rath, —
Und, glaub' mir, weit leichta fallt da,
Was der Himmel b'schaffen hat.

Mag dös Schneewerl,[4]) was's ietzt schneib'n thut,
'S allaletzti für uns seyn,
Oda gibt uns God noh mehras: —
Scher' dih nit, — sei g'scheidt, — schenk' ein!
'S Leb'n is kurz, schneid' d'Hoffnung wega,
Mit dem Red'n wird nix dazielt:
Hast an'n Tag, sei froh, und g'nieß'n;
Wer auf muring setzt, — vaspielt.

Mensch'n und Uhr'n.

(Im Wiener-Dialekt.)

Dö Mensch'n, dö hab'n akkurat so wie d' Uhr'n,
Vaschiedani Launen und agni Natur'n! —
A Reicha, der kummt wie-r a Thurmuhr mir vor,
Sie ragt üba d' Andan hochmächti empor,
Daß All's zu ihr aufschaut, sih All's nach ihr richt't,
Und so, wie sie's vorschlagt, im Leb'n Allas g'schicht; —
Doch wann bei an'm Wetter a Blitz sie berührt,
So schmelz'n dö Zaga, und d'Uhr is ru'nirt.

---

[1]) Gar-da-r Andri, Gar der Andre, entspricht dem δεῖνα der Griechen, dem chose der Franzosen, dem cosa der Italiener ꝛc. ꝛc. und oft auch euphemistisch dem „Teufel“.
[2]) Nermbst (nearmst), Niemand. [3]) brock'n, pflücken. [4]) Schneewerl, ein kleiner Schnee, einzelne Flocken.

Da G'lehrti, der macht wie-r a Stockuhr sih brad,
Verhüllt seini Schwäch'n in's künstlichi Klad;
Zagt Datum, Sekund'n, schlagt Viertel und Stund',
Und is oft z'trotz all' seini Fedan nit g'sund!
Ziegt's Schicksal am Schnürl a Biss'l nur z' gach,
So fallt so a Stockuhr im Nu aus'm Strach; *)
Drum sag' ih, daß nur so a-n-Uhr mir behagt,
Dö 's Nämlichi zagt und ah 's Nämlichi schlagt!

Da g'wöhnlichi Mensch is a Schwarzwalder-Uhr,
Er geht ohni Künstlikeit still nach der Schnur;
Sein Guckuck: „das G'wissen" das mahnt 'n getreu,
Und ruft: „Jetzt is wieder a Stünderl vabei!" —
Und is auch sein G'häus' nur von Holz ohni Pracht,
So is auf dö Dauer sein Innres doh g'macht. —
Drum braucht so a-n-einfachi Schwarzwalder-Uhr
Auch selt'n a-n-ernstlichi Reparatur.

Dö Maderln nach unsra neumodischen Art
San wie die Cylinder-Uhr'n zierli und zart;
Von außen san s' schmächti, von einwendi drinn
Lauft d' Spindel des Herzens im feinst'n Rubin;
Dö Lieb' nur, dö hagli auf d'Springfeda druckt,
Errath't, was im Rädawerch hammert und zuckt;
Doch wann so a-n Uehrl vadorb'n anmahl wird,
So wird's von kan'm Uhrmacha mehr reparirt.

Drum san ma-r ah d'Madeln und d'Weiba vahaßt;
A Jed's hat, wie d'Uhrn, seini Untug'nden fast;
Das Herz is dö Unruh', da Wecka dö Zung',
Dö Füß' san d'Springfedan, san s' alt oda jung; —
Und erst s Repetir'n, und am End' noh gar 's Schlag'n, —
Nan, nan, — so a Werkel könnt' ih nit vatrag'n! —
Denn will ih grad wiss'n, wie viel als 's hat g'schlag'n,
So waß ih schon Leut', dö ma's aufrichti sag'n.

A' saubara Mensch, der nix waß, noh vasteht,
Der is wie-r a Bilderuhr, dö nit recht geht.
Wie d'Spieluhr'n san dö Virtuosen bestellt,
Dö nur auf drei Stückeln durchras'n dö Welt.
Der Sonnenuhr gleich is a treulosa Freund,
Der länga nit Stich halt't, als d'Glückssonn' uns scheint; —
Und tragt mein Gesang so viel Beifall mir ein,
So is 's mein' Passion, — Repetir-Uhr zu seyn!

---

*) Strach (da), Streich, Schlag.

Gustav Pfizer,

Sohn des 1844 verstorbenen Obertribunaldirektors v. Pfizer, Paul Achazius Pfizer's Bruder, ist am 29. Juli 1807 in Stuttgart geboren. Auf dem Gymnasium daselbst und im Seminar zu Blaubeuren gebildet, studirte er im Stifte zu Tübingen Philosophie und Theologie von 1825 bis 1830; versah eine Zeitlang die Stelle eines Repetenten in demselben; begab sich 1834 auf einer Reise nach Italien und lebte von dort zurückgekehrt, mit literarischen Arbeiten beschäftigt, in Stuttgart. Von 1836 bis 1840 redigirte er die als Beiblatt zum „Ausland" erschienenen „Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands", und von 1838, nach G. Schwab's Wegziehen von Stuttgart, bis Neujahr 1846 den poetischen Theil zum „Morgenblatt." Im Herbst des letztgenannten Jahres erhielt er eine Anstellung als Professor am oberen Gymnasium in seiner Vaterstadt. Seit 1848 an den politischen Fragen lebhaft sich betheiligend, ward er 1849 Mitglied des württembergischen verfassung-revidirenden Landtags.

In Pfizer's „Gedichten" (1831; neue Sammlung 1835; — „Dichtungen epischer und episch-lyrischer Gattung" 1840; — „Der Welsche und der Deutsche, historisch-poetische Bilder aus dem 15. Jahrhundert", 1844) herrscht die lyrisch-didaktische Richtung vor; ihre charakteristischen Merkmale sind: ein mehr klassischer als romantischer Geschmack, Reichthum an tiefen Gedanken, ideale Weltanschauung, Begeisterung für große allgemein menschliche Interessen, Wohlklang-Fülle, blühende bilderreiche Sprache und ein sinniges, oft zartes Antithesenspiel. Was schon Goethe an ihm tadelte, seine moralische Befangenheit, einen unüberwundenen Rest negativer Moral, will auch der Aesthetiker Vischer (sieh' dessen „Kritische Gänge," I.) nicht zu rechtfertigen auf sich nehmen und nimmt zum Beleg dafür unter andern das Lied „Dolce far niente" hervor, worin der Dichter die Poesie des Müßiggangs mit gewohnter herrlicher Farbenpracht der Bilder entfaltet und zuletzt meint, moralischen Einwendungen Rede stehen zu müssen." Seine epischen Darstellungen trifft theilweise der nicht unbegründete Tadel prunkrhetorischer Breite und über Gebühr in die Situation und Empfindung sich eindrängender Subjektivität. Hinsichtlich seiner Grundverwandtschaft mit Schiller liest man in den „Blättern für literarische Unterhaltung" 1831 unter anderm: „Seine Poesie vereinigt zwei Hauptttendenzen, welche an Schiller erinnern: die eine Tendenz seiner Reflexionspoesie ist die Symbolisirung des Alterthums, sowohl der alten Mythologie als der alten Geschichte, wie wir sie aus vielen Gedichten Schiller's und einigen früheren Produkten Hölderlin's kennen; aber Pfizer zeigt sich wieder eigenthümlich in dieser Richtung, sofern er mit sinnendem Geiste die neuen Gedanken verarbeitet hat, welche nach der Zeit der genannten Dichter die Forschung in dem Alterthum gefunden und aus ihm herauszudeuten gewußt, und bringt dadurch der alten Mythe und Geschichte oft einen überraschend tiefen Sinn auf. Die andere Tendenz ist die mystisch-metaphysische, vermöge welcher er das Räthsel der Welt und des Lebens und alle Wahrheiten der höheren Vernunfterkenntniß, wie alle

Ahnungen des Glaubens, mit seinem ringenden Dichtergeiste, zwischen fromme Sehnsucht und starren Zweifel getheilt, bearbeitet. Er wendet sich mit der Reflexion seiner Zeit zu dem Pantheismus und Skeptizismus, während Schillers Reflexionspoesie sich auf das warf, was die Geister seines Zeitalters vorzugsweise beschäftigte, auf den Kunstidealismus und die Kantische Moral u. s. w." — Seine kritischen Leistungen [„Uhland und Rückert" (Stuttgart 1837), — „Heine's Schriften und Tendenz" (in der deutschen Vierteljahrsschrift 1838) u. s. w.] tragen insgesammt das Gepräge eines gereiften, festgestellten Urtheils, einer wohlthätigen Klarheit.

Frage nach Vollendung.

Des Menschen reinstes Bild möcht' ich ergründen;
Soll ich ihn suchen, wie er glüht am Morgen,
Wo noch der Geist gebunden und verborgen,
Allmälig nur die Triebe sich entzünden?

Wenn Kraft und Weisheit sich im Mann verbünden,
Doch schon die Beute lastend schwerer Sorgen,
Von bessern Tagen er die Lust muß borgen,
Die nicht mehr sprudelt aus der Seele Gründen?

Ob dann, wenn von der Jahre Schnee geschmücket,
Dem edlen Baume gleich, dem halbgefällten,
Der Greis mit schmerzlich lächelndem Entsagen

Zu seinem offnen Grab hinab sich bücket,
Dem wunderbaren Spiegel bessrer Welten,
Ihm eine neue Jugend abzufragen?

Antwort.

So sinnend schritt ich an den Rosengängen,
Wo süße Wohlgerüche mich berauschten,
Viel bunte Vögel Kuß und Liebe tauschten,
Der Lenz sich hob mit Blüthen und Gesängen.

Und tausend Rosen sah ich wohl sich drängen,
Von denen schon halbwelk die Blätter rauschten,
Und tausend, die aus zarten Knospen lauschten,
Verheißend, bald die grüne Haft zu sprengen.

Doch eine Rose, die in reifer Milde
Gleich fern von Kindheit wie von Alter blühte —
Im ganzen Garten sucht' ich sie vergebens;

Aus Blumen las ich das Gesetz des Lebens:
Das Schönste lebet nie; nur im Gemüthe
Begegnen dir vollendete Gebilde.

Der blühende Kaktus.

Bricht brennend roth des Kaktus Blüthe
Aus halb versengtem Blatt hervor:
Dann taucht im innersten Gemüthe
Ein Heer von Bildern mir empor.

Dann denk' ich: wenn in Liebesschmerzen
Sich Leib und Seele fast verzehrt,
Wie dann aus qualzerriss'nem Herzen
Der Purpurstrom des Liedes fährt;

Wie oft der Geist, vom Gott beseelet,
In Einfalt sich, wie Brutus, hüllt,
Und schweigend Stund' um Stunde zählet,
Bis der Verlarvung Zeit erfüllt;

Wie sich aus farblos dürren Worten
Ein Zauberschloß der Meister baut,
Wo Schönheit dir aus Rosenpforten
Wie eine Braut entgegenschaut;

Wie sich am Dämmerlicht der Krippe
Entzündete der Gottheit Tag,
Wie auf des Kindes weicher Lippe
Gericht und Gnade schlummernd lag;

Wie fast erdrückt von Qualm und Staube,
Erkaltet und erschreckt vom Spott,
Im Felsen wurzelnd, sich der Glaube
Die Bahn erzwingt zu seinem Gott.

Doch wenn von eis'ger Stürme Schauer
Die Blüthe welk am Boden liegt:
Dann zieht in meine Brust die Trauer
Und meiner Bilder Quell versiegt.

Dann kann ich's wieder nicht begreifen:
Wer wälzt den Stein uns von der Gruft?
Und matt der Seele Wünsche schweifen
Wie kranke Vögel durch die Luft.

Herbstfäden.

Als gestern ich beim Abendlicht
Das freie Feld gewonnen,
War bald mir Brust und Angesicht
Von Fäden übersponnen.

Und lange sann ich her und hin:
Wer will mich also necken?
Ich konnte keine Spinnerin,
So weit ich sah, entdecken.

Doch plötzlich ward es in mir hell
Und riefen tausend Stimmen:
„Du zweifelst noch, woher so schnell
Die feinen Fäden schwimmen?

„Heut ist der Isis heil'ge Nacht,
Wo das Gewand sie tauschet
Und mit des Leibes Wunderpracht
Der Priester Herz berauschet.

„Zerrissen fliegt der Schleier heut
Von Angesicht und Hüften;
Davon die Fäden sind zerstreut
In goldnen Abendlüften."

Ich sah die Göttin schleierlos
In ihrer Schönheit leuchten;
Doch was mein selig Herz genoß,
Das darf mein Mund nicht beichten.

Mit rothem Siegel hat ihr Kuß
Die Lippen mir bezwungen,
Des Glückes süßer Ueberfluß
Die Rede ganz verschlungen.

Heut trieb die Sehnsucht mich zum Wald,
Sie wieder zu besitzen;
Doch strenge sah ich die Gestalt
Im langen Schleier sitzen.

Die Arme streckt' ich aus nach ihr —
Da war sie schon zerstoben;
Leicht war aus Herbstesfäden mir
Mein künftig Glück gewoben.

Die Sommergeister.

Sommers laufen in Mittagsgluth,
Ohne die Sohlen zu ritzen,
Luftige Geister ohne Blut
Ueber der Aehren Spitzen.

Wenn die Erde recht dürr und heiß,
Werden sie erst lebendig;
Wenn der Himmel vor Hitze weiß,
Spielen sie fort beständig.

Jedes Wölkchen die Kinder verscheucht,
Daß sie sich eilig verschlupfen;
Wenn ihnen würden die Füßchen feucht,
Stürben sie hin am Schnupfen.

Leicht gekleidet, im güldenen Hemd,
Glänzen die weißen Gliedchen;
In silberner Sprache, seltsam und fremd,
Singen sie köstliche Liedchen.

Doch wenn die Sichel mit drohendem Schall
Schwingen gebräunte Hände,
Dann hat der glänzende Kinderball,
Das Spiel des Sommers, ein Ende.

Fröstelnd in Höhlen kauern sie
Sich jetzt im Herbste zusammen;
Sehnend und weinend betrauern sie
Des Sommers liebliche Flammen.

Dolce far niente.

In Rosengebüschen, bei dunkeln Zipressen
Der Arbeit, des dröhnenden Marktes vergessen,
Den kühlenden Wein aus kristallenen Flaschen
In langen erathmenden Zügen zu naschen,
Zu horchen der Bienen melodischem Summen,
Der Glocken metallenem Hall und Verstummen —
Vom Morgenroth bis zur Bestattung der Sonne —
O! ahnt ihr des Müßiggangs selige Wonne?

Im Kahne den Himmel beschauend, sich wiegen,
An grünenden Ufern vorüber zu fliegen,
Die Fische zu schauen, die glücklichen Thoren,
Die goldengefleckten, die blauen, die Mohren,
Zu hören das tolle Geplauder der Wellen,
Der langsamen Murren, das Lachen der schnellen —
Wie süß, in so buntem unendlichem Gnügen
Halb wachend, halb träumend die Zeit zu betrügen!

Aus Rosen, aus tausend, die schönste zu wählen,
Des Pfirsichbaums schwellende Blüthen zu zählen,
Der Nachtigall lockendes Lied zu belauschen,
Zu deuten der Pappeln besorgliches Rauschen,
In Wolken des Abends, den röthlichen grauen,
Mit ahnender Seele Gestalten zu schauen —
O würd' es vergönnt mir, mir wäre nicht bange!
Nicht würde der Tag mir, der längste, zu lange.

Nicht bleibe vergessen des Müßiggangs Krone:
Die lieblichsten Mädchen mit neckendem Hohne

Verspotteten freundlich die träumende Weise,
Und brächten mir gern doch die köstlichste Speise,
Und hätten wohl Mitleid mit meiner Ermattung
Und betteten mir in des Lorbeers Umschattung,
Und ließen mich, wenn sie den Zucker vergessen,
Zum Munde die Lippen, die süßeren, pressen.

Ich höre von ferne das Schelten der Weisen,
Daß frech ich den Müßiggang wage zu preisen;
O! freilich ihr könnt nicht genießen, nur fasten!
Ihr traget halb seufzend, halb eitel, die Lasten!
Ihr wollet nur immer verbessern und meistern,
Und läset Moral wohl Titania's Geistern!
Ihr flechtet das Leben aus Angst und Verlangen,
Und mangelt der holdesten Kunst: zu empfangen!

Doch wähnet nicht, daß ich als Tagdieb nur sauge
Die Wunder der Schöpfung mit durstigem Auge!
Wie aus dem Rubin, der die Strahlen getrunken,
So steigen des Nachts aus der Seele die Funken;
Schnell werden im flüchtigen Taumel der Horen
Die blühenden Kinder, die Lieder, geboren!
Sie tragen, die fröhlichen leichten Naturen,
Auf schimmernden Stirnen des Müßiggangs Spuren.

Der Junggesell.

Ich bin ein leichter Junggesell
Und wandre durch die Welt,
Nomaden gleich erbau' ich schnell
Und breche ab mein Zelt.

Wohl träumt mir oft, es hab' ein Weib
Sich an mein Herz geschmiegt,
Ich hab' in süßem Zeitvertreib
Ein holdes Kind gewiegt.

Der ganze Traum ist jetzt vorbei;
Mein Auge wasch' ich hell,
Durchwandre wieder leicht und frei
Die Welt als Junggesell.

Doch weg den Traum! ich bin erwacht,
Er hat gar lang gewährt,
So lang, daß er bei Tag und Nacht
Mir immer wiederkehrt.

Der Ausgang liegt mir stets im Sinn:
Zum Grabe feucht und kalt
Trug man die schöne Mutter hin,
Das Kind dann welkte bald.

Zwei Locken aber wunderbar
Vom Traum mir blieben sind:
Die braune von der Mutter Haar,
Die blonde von dem Kind.

Schau' ich die goldne Locke an,
So bleicht das Abendroth;
Und seh' ich auf die dunkle dann,
So wünsch' ich mir den Tod.

Die Rosen im Spätherbst.

Während Schnee das Land schon deckt,
Heißer Lebensmuth, erschreckt,
In des Herzens Tiefen flüchtet:
Haben auf dem Gartenbeet,
Unverzagt, sich noch so spät
Zarte Rosen aufgerichtet.

Hold gewölbt, doch düftelos,
Ist ihr rother Blüthenschooß;
Horch! sie haben leis' gesungen:
„Rühr' uns an nicht! unser Seyn
Ist nicht Wesen, ist nur Schein,
Wir sind nur Erinnerungen!

Kein Novembersonnenstrahl
Von dem Himmel, streng und fahl,
Hat geröthet ihre Wangen;
Nein! ein Rest ist dieses Blut
Von der Sommerküsse Gluth,
Die der Erde Brust durchdrangen.

Sel'ger, warmer Sommerluft
Denkend, hat der Erde Brust
Träumend uns hervorgetrieben;
Doch weil uns der Vater nicht
Anerkennt im Gruß von Licht,
Müssen wir, wie Traum, zerstieben!"

Ja, schon welk die Rosen sind,
Eh' die Sonne sank — vom Wind
Ausgelöschte Farbenkerzen;
Doch Herolde von der Kraft,
Die im Tod noch träumt und schafft,
Blüh'n sie ewig mir im Herzen.

Hermes Psychopompos.

Schwärzlich ruh'n des Sees Gewässer,
Unermeßlich, unbelebt,
Und der Sonne Gluth wird bläßer,
Wenn sie diesen Kreis durchschwebt;
Und des Himmels Blau ist trüber
Und kein Vogel fliegt darüber,
Und es flöhen gern die Bäume,
Wenn sie könnten, diese Räume.

Selbst der unverzagt'ste Schwimmer,
Dem vor keiner Brandung graut,
Diesen Wassern hätt' er nimmer
Sich zum Wiegen anvertraut;
Grauser als der Sturmnacht Reigen
Ist das nie gebrochne Schweigen,
Das zu diesen Gramgestaden
Scheint den Wahnsinn einzuladen.

Was dies feuchte Grab verhehle?
Keinem Auge ward es kund;
Unerforscht, wie einer Seele
Haß und Liebe, ist sein Grund.
Keine Wasserlilien schwanken
Mit dem Haupt, dem silberblanken;
Nur in grünlichem Gespinnste
Tauchen auf verborgne Künste.

Jener Bach, aus Fels geboren,
Grüner Wiesen Silberzier,
Hat nun Kraft und Glanz verloren,
Seine Leiche modert hier.
Der Najaden Sarg umschweben
Nur noch Flüchtlinge vom Leben:
Seelen, die vom Leib entbunden,
Und noch nicht ihr Ziel gefunden.

Die in eines Tags Vollendung
Abgeschieden, harren dort,
Bis der Gott der letzten Sendung
Hin sie führt zum ew'gen Port;
Bis er mit dem goldnen Stabe,
Was nicht angehört dem Grabe,
Zu der stillen Insel lenket,
Welche keine Rückkehr schenket.

Schwankend, neblig sind die Züge
Ihres fahlen Angesichts,
Die Gestalt wird selbst zur Lüge,
Angerührt vom Pfeil des Lichts;
Aber die zerfloßnen, matten
Glieder sammeln sich im Schatten
Unter einer Wolke Schilde
Wieder zu des Leibs Gebilde.

Könnten sie noch Thränen weinen,
Höher schwöll' empor der See;
Könnt' ihr Leid im Wort erscheinen,
Stürme zeugt' ihr tiefes Weh.
Ach! im Leib mit bittrem Sehnen
Ließen Lächeln sie und Thränen,
Schmerzenslaut und Lustgeflöte,
Liebeskraft und Wangenröthe.

Seit dem grauen Morgen sammeln
Sich die Schaaren, alt und jung;
Aber kaum ein leises Stammeln
Flattert durch die Dämmerung;
Keines steht dem andern Rede,
Ausgelöscht sind Lieb' und Fehde;
Jedes in sich selbst versunken,
Halb vom Lebenswein noch trunken.

Und im stolzen Königskleide,
Mit der Sonne letztem Strahl,
Naht der Gott, von ird'schem Neide
Glühen sie zum letztenmal.
Aber Er, mit Götterschritte
Wandelt durch der Seelen Mitte,
Sie vom Ird'schen zu befreien
Und zur Ruhe einzuweihen.

Bilder möchten noch sich ringen
Aus der Trauer Einerlei;
Doch wie Wasserblasen springen
Im Entstehen sie entzwei;
Wie die Blum' im West sich bücket,
Trüb ihr Haupt zum Abschied nicket,
Aber willenlos dem Zuge
Folgen sie mit raschem Fluge.

Und nur aus dem dichten Drange
Flüstert's manchmal dumpf und hohl,
Wie ein Schatten von Gesange:
„Schöne Erde, lebe wohl!"
Doch sie folgten ihrem Hirten,
Daß sie nicht vom Pfad verirrten,
Bis sie hinter schwarzen Thoren
Leise klagend sich verloren.

Und mit ungetrübter Wonne,
Von dem Nachtwerk unentstellt,
Schreitet mit der jungen Sonne
Hermes freudig in die Welt.
Ewig schön und ewig heiter
Führt er die Geschlechter weiter
Mit dem Stab, den er am Morgen
Unter Blüthen hält verborgen.

Berenice's Haar.

Aus grauer Vorzeit tönt herab die Kunde
Von Berenice's wunderschönen Haaren;
Ein Kaiser selbst hat ihre Macht erfahren,
Und trug in tiefer Brust die Liebeswunde.

Doch mochte wohl nicht zum vollkommnen Bunde
Die Seele mit des Leibes Reiz sich paaren;
Und nur die Locken, die ihr Schönstes waren,
Erhob der Dichter Lied zum Sternenrunde.

O möchtet ihr ein treu abwägend Richten,
Das von der Milde nie sich mag entfernen
Und reines Gold vom Staube weiß zu sichten,

An der Vergöttrung jener Locken lernen!
Das Mangelhafte muß sich selbst vernichten,
Doch ungekränkt schwebt Schönheit zu den Sternen.

Lethe.

Herz! vergiß die trübe Kunde
Von dem Kampf der Nationen,
Von den umgestürzten Thronen,
Jedes Wort aus Rednermunde!
Komm herab in jene Laube,
Wo der Lärm der Welt versiegt
Und die farbig schöne Taube
Traut sich an den Gatten schmiegt.

Daß in Zeiten du geboren,
Wo die Hoffnung alle Tage
Mutter wird von — einer Klage:
Ach, vergiß, was du verloren
Von den Wolken der Geschichte,
Die sich thürmen Grau in Grau,
Blick' empor zum goldnen Lichte
An der Dichtung sanftem Blau!

Denk' nicht derer, die in Kammern
Von dem holden Tag geflohen,
Zwischen Mauern, himmelhohen,
Ihrer Jugend Traum bejammern!
Tritt heraus in grüne Matten,
Wo der Vogel Freiheit singt,
Und bemooster Eichen Schatten
Sich zum kühlen Dach verschlingt.

Denk' nicht, welches Blut geflossen
Und nicht, welche Thränenbäche!
Sorge du nicht: wer es räche
Und warum es ward vergossen!
Jeder Kummer, der dich kränket,
Reiß' ihn von der Seele los!
Sei auf immer er versenket
In des Bechers Purpurschooß!

Laß sie kriegen, laß sie hassen!
Wolle helfend nicht vermitteln,
Nicht den Sand der Weltuhr rütteln;
Nur das Nächste mußt du fassen.
Hör' des Mädchens liebend Schelten,
Die ob deinem Gram nur klagt,
Und: ob nichts sie dir darf gelten?
Dich mit sanftem Vorwurf fragt.

Hier sei Tempe dir und Lethe!
Rufe rückwärts deine Sorgen!
Und ein allzeit fröhlich „Morgen"
Schick' zum Himmel die Gebete!
Schnell entflieht der Gram von Gestern,
Wölkchen gleich, am Himmelsrand;
Immer frisch! die raschen Schwestern
Füllen dir mit Glück die Hand!

Ach! umsonst, daß im Genusse
Ich die Seele will betäuben!
All die bunten Farben stäuben
Weg bei meinem ersten Kusse!
Saitenlos der Freude Zither!
Aller Vögel Ruf verhallt!
Der Pokal so gallenbitter!
Der Geliebten Mund so kalt!

Ziehen möcht' ich in die Wüste,
Wo die Winde weh'n so traurig
Und die Brut der Löwin schaurig
Wimmert um der Mutter Brüste;
Wo die Wuth im Schlaf und Wachen
Lechzend Blut und Wollust heischt,
Und der Tiger seinen Rachen
An des Kaktus Dorn zerfleischt.

Dann vielleicht, wenn übertroffen
Von der Wüste Mord und Wehe
Ich der Menschheit Schicksal sehe,
Könnt' ich noch Versöhnung hoffen!
Vor der Wildniß Grau'n erbleichte
Mir der Völker Mißgeschick,
Und die Wuth der Tiger scheuchte
Zu den Menschen mich zurück.

Guter Rath.

Du schufst ein Werk. Kann es dich kränken,
Daß man nicht, was es kostet, mißt
Und, statt des Schöpfers zu gedenken,
Ihn in der Schöpfung Reiz vergißt?

Wie du geglüht in bangen Nächten,
Der Schweiß dir von der Stirne rann,
Bis von den feindlich neid'schen Mächten
Die Kunst den vollen Sieg gewann —

Und dein Ermatten, deine Klage,
Die schweren Sorgen in der Brust —
Das legen sie nicht in die Wage!
Sie trinken nur den Schaum der Lust!

O sei zufrieden! Deine Sorgen
Verleugne keck und sei kein Thor!
Ja prahle nur: „An Einem Morgen
Sprang es mir aus dem Haupt hervor!"

Daß ja kein sterblich Aug' es merke,
Wie du gerungen um den Sieg!
Wie oft beim mühsam ernsten Werke
Die Schale zweifelnd sank und stieg!

Willst du das Höchste von dir stoßen?
Welch' größern Ruhm beut dir die Welt,
Als daß sie zu den mühelosen,
Den sel'gen Göttern dich gesellt?

Eduard Mörike,

geboren am 8. September 1804 zu Ludwigsburg, wo sein Vater Kreismedizinalrath war, kam mit 14 Jahren in das Seminar zu Urach, um sich der protestantischen Theologie zu widmen; wurde 1822 in das Stift zu Tübingen aufgenommen, wo er sich jedoch mehr mit Goethe und den griechischen Dichtern als mit Theologie beschäftigte; war seit 1827 Pfarrgehilfe an verschiedenen Orten Württembergs und erhielt 1834 die Pfarrei zu Clever-Sulzbach bei Weinsberg. Seit Jahren hat er sich von der Kanzel in's Privatleben zurückgezogen und lebt gegenwärtig in Mergentheim.

Dieser originelle Dichter gehört nach seiner Grundrichtung den Romantikern an, doch findet sich auch eine bewundernswerthe Wärme seines von den geistigen Interessen der modernen Welt nicht unberührt gebliebenen Genius im Gebiete der Kunstpoesie, der klassisch veredelten Form, der reinen Idealität. Voll Innigkeit, Frische und Melodie, frei von aller rhetorischen Zuthat, sind seine den Stempel der Unmittelbarkeit tragenden „Gedichte" (1838; 2. Aufl. 1848), gewürzt durch einen gesunden, köstlichen Humor, womit er in schläfrige und etwas simpelhafte Zustände einzugehen weiß durch treffliche Darstellung des Katzenjammers („Zur Warnung"), Parodierung des Goethe'schen Schäferliedes („Lammwirths Klage") u. s. w., einen Humor, der mitunter zwar burlesk, selbst aber hinter der Burleske tiefe Bedeutung zeigt. Fr. Th. Vischer — im zweiten Bande seiner „Kritischen Gänge" 1844 — bezeichnet ihn vorzüglich als naiven Dichter, als einen Mann, „der auf reichen Bildungswegen die Schätze des Alterthums, die Kämpfe des ringenden Bewußtseyns in Leben und Wissenschaft nicht von sich abgewiesen, aber auch nur so daran Theil genommen hat, wie die Biene, die über Blumen und Disteln hinfliegt, den Honig daraus zu saugen. Die Mehrzahl seiner Lieder ist naiv in dem Sinne, daß sie in der Stimmung des Volksliedes empfangen sind; man sieht ihnen an, daß sie gesungen sind, wie der Vogel singt, der auf dem Zweige sitzet, durchaus geworden, nicht gemacht, im Ausdruck schlicht; wie das Volkslied, lassen sie sich nicht lesen, ohne sie innerlich oder laut in die Lüfte zu singen; die Empfindung ist ganz in der Gestalt ausgesprochen, wie sie in dem einfältigen Gemüthe des Volkes unvermischt und unreflektirt waltet (z. B. in den Liedern „Storchenbotschaft", — „Ein Stündlein wohl vor Tag" — „Der Tambour" u. a.). Haben wir — fährt er fort — diese Naivetät als romantisch zu bezeichnen, da die mittelalterlich-naive Gestalt des Bewußtseyns ein integrirendes Moment des Romantischen ist, so ist in diesem Zusammenhange sogleich ein wesentlicher weiterer Charakterzug seiner Gedichte hervorzuheben. Mörike liebt das Wunderbare, das Geister- und Märchenhafte, kurz das Phantastische in einem Grade, in welchem nur die norddeutschen Romantiker, aus der schwäbischen Gruppe blos Justinus Kerner, es zum herrschenden Geiste ihrer Poesie erheben, während Uhland und Schwab lieber mit den markigen Gestalten und Handlungen gediegener Charaktere verkehren, und das Wunder, wo sie es aufnehmen, häufig aus der Ob-

jektivität heraus als blos inneres Phänomen in's Bewußtseyn hineinrücken." Diese fast ausschließliche Vorliebe Mörike's für den mythischen und märchenhaften Stoff in den Romanzen und Balladen, hin und wieder mit Einführung der komischen Stimmung, z. B. in „Des Schloßküpers Geister zu Tübingen", will Vischer zwar nicht tadeln, da ihn der Dichter meisterhaft zu behandeln versteht, „es soll diese Region dem Dichter keineswegs verschlossen und verkümmert werden, es ist aber zu wünschen, daß er seine Phantasie an den markigen Gestalten der Geschichte zur Begrenzung und Bestimmtheit zusammennehme; dann wird es ihm gelingen, große Leidenschaften, welthistorischen Gehalt in rein menschlichen Sphären wirkend, darzustellen." — Seine Felder sind vorzugsweise: Lied, Märchen und Idylle („Idylle vom Bodensee", 1846, worin er neben derbkomischen, schwankartigen, auch die gemüthsinnigen Situationen des rheinischen Volkslebens mit lebhaftem Kolorit darzustellen weiß); innerhalb dieser Gebiete bewegt sich auch sein Roman „Maler Nolten" (1832), womit er den epischen Lorbeer gewann.

Jägerlied.

Zierlich ist des Vogels Tritt im Schnee,
Wenn er wandelt auf der Bergeshöh':
Zierlicher schreibt Liebchens liebe Hand,
Schreibt ein Brieflein mir in ferne Land'!

In die Lüfte hoch ein Reiher steigt,
Dahin weder Pfeil noch Kugel fleugt:
Tausendmal so hoch und so geschwind
Die Gedanken treuer Liebe sind.

Ein Stündlein wohl vor Tag.

Derweil ich schlafend lag
Ein Stündlein wohl vor Tag,
Sang vor dem Fenster auf dem Baum
Ein Schwälblein mir, ich hört' es kaum,
Ein Stündlein wohl vor Tag:

„Hör' an was ich dir sag',
Dein Schätzlein ich verklag':
Derweil ich dieses singen thu',
Herzt er ein Lieb in guter Ruh,
Ein Stündlein wohl vor Tag."

O weh! nicht weiter sag'!
O still! Nichts hören mag!
Flieg ab, flieg ab von meinem Baum!
— Ach, Lieb' und Treu' ist wie ein Traum
Ein Stündlein wohl vor Tag.

Storchenbotschaft.

Des Schäfers sein Haus und das steht auf zwei Rad,
Steht hoch auf der Haiden, so frühe, wie spat.
Und wenn nur ein Mancher so'n Nachtquartier hätt'!
Ein Schäfer tauscht nicht mit dem König sein Bett.

Und käm' ihm zu Nacht auch was Seltsames vor,
Er betet sein Sprüchel und legt sich auf's Ohr,
Ein Geistlein, ein Herlein, so lustige Wicht',
Sie klopfen ihm wohl, doch er antwortet nicht.

Einmal doch, da ward es ihm wirklich zu bunt,
Es knopert am Laden, es winselt der Hund,
Nun ziehet mein Schäfer den Riegel — ei schau!
Da stehen zwei Störche, der Mann und die Frau.

Das Pärchen, es machet ein schön Kompliment,
Es möchte gern reden, ach, wenn es nur könnt'!
„Was will mir das Ziefer? ist so was erhört?
Doch ist mir wohl fröhliche Botschaft bescheert.

Ihr seid wohl dahinten zu Hause am Rhein?
Ihr habt wohl mein Mädel gebissen in's Bein?
Nun weinet das Kind und die Mutter noch mehr,
Sie wünschet den Herzallerliebsten sich her?

Und wünschet daneben die Taufe bestellt:
Ein Lämmlein, ein Würstlein, ein Beutelein Geld?
So sagt nur, ich käm' in zwei Tag' oder drei,
Und grüßt mir mein Bübel und rührt ihm den Brei!

Doch halt! warum stellt ihr zu Zweien euch ein?
Es werden doch, hoff' ich, nicht Zwillinge seyn?" —
Da klappern die Störche im lustigsten Ton,
Sie nicken und knixen und fliegen davon.

Septembermorgen.

Im Nebel ruhet noch die Welt,
Noch träumen Wald und Wiesen:
Bald siehst du, wenn der Schleier fällt,
Den blauen Himmel unverstellt,
Herbstkräftig die gedämpfte Welt
In warmem Golde fließen.

In der Frühe.

Kein Schlaf noch kühlt das Auge mir,
Dort gehet schon der Tag herfür
An meinem Kammerfenster.
Es wühlet mein verstörter Sinn
Noch zwischen Zweifeln her und hin
Und schaffet Nachtgespenster.
Aengste, quäle
Dich nicht länger, meine Seele!
Freu' dich, schon sind da und dorten
Morgenglocken wach geworden.

An eine Aeolsharfe.

Angelehnt an die Epheuwand
Dieser alten Terasse,
Du, einer luftgebornen Muse
Geheimnißvolles Saitenspiel,
Fang' an,
Fange wieder an
Deine melodische Klage!
Ihr kommet, Winde, fern herüber,
Ach! von des Knaben,
Der mir so lieb war,
Frisch grünendem Hügel.
Und Frühlingsblüthen unterweges streifend,
Uebersättigt mit Wohlgerüchen,
Wie süß bedrängt ihr dies Herz!
Und säuselt her in die Saiten,
Angezogen von wohllautender Wehmuth,
Wachsend im Zug meiner Sehnsucht,
Und hinsterbend wieder.
Aber auf einmal,
Wie der Wind heftiger herstößt,
Ein holder Schrei der Harfe
Wiederholt, mir zu süßem Erschrecken,
Meiner Seele plötzliche Regung;
Und hier — die volle Rose streut, geschüttelt,
All' ihre Blätter vor meine Füße!

Mein Fluß.

O Fluß, mein Fluß im Morgenstrahl!
Empfange nun, empfange
Den sehnsuchtsvollen Leib einmal
Und küsse Brust und Wange!
— Er fühlt mir schon herauf die Brust,
Er kühlt mit Liebesschauerlust
Und jauchzendem Gesange.

Es schlüpft der goldne Sonnenschein
In Tropfen an mir nieder,
Die Woge wieget aus und ein
Die hingegebnen Glieder;
Die Arme hab' ich ausgespannt,
Sie kommt auf mich herzugerannt,
Sie faßt und läßt mich wieder.

Du murmelst so, mein Fluß, warum?
Du trägst seit alten Tagen
Ein seltsam Märchen mit dir um,
Und mühst dich, es zu sagen;
Du eilst so sehr und läufst so sehr,
Als müßtest du im Land umher,
Man weiß nicht, wen? drum fragen.

Der Himmel, blau und kinderrein,
Worin die Wellen singen,
Der Himmel ist die Seele dein:
O laß mich ihn durchdringen!
Ich tauche mich mit Geist und Sinn
Durch die vertiefte Bläue hin,
Und kann sie nicht erschwingen!

Was ist so tief, so tief wie sie?
Die Liebe nur alleine.
Sie wird nicht satt und sättigt nie
Mit ihrem Wechselscheine.
— Schwill an, mein Fluß und hebe dich!
Mit Grausen übergieße mich!
Mein Leben und das deine!

Du weisest schmeichelnd mich zurück
Zu deiner Blumenschwelle;
So trage denn allein dein Glück,
Und wieg' auf deiner Welle
Der Sonne Pracht, des Mondes Ruh,
Die lieben Sterne führe du
Zur ew'gen Mutterquelle!

Frage und Antwort.

Fragst du mich, woher die bange
Liebe mir zum Herzen kam,
Und warum ich ihr nicht lange
Schon den bittern Satchel nahm?

Sprich, warum mit Geisterschnelle
Wohl der Wind die Flügel rührt,
Und woher die süße Quelle
Die verborgnen Wasser führt?

Banne du auf seiner Fährte
Mir den Wind in vollem Lauf!
Halte mit der Zaubergerte
Du die süßen Quellen auf!

Lebewohl.

„Lebe wohl" — Du fühlest nicht,
Was es heißt, dies Wort der Schmerzen;
Mit getrostem Angesicht
Sagtest du's und leichtem Herzen.

Lebe wohl! — Ach tausendmal
Hab' ich mir es vorgesprochen,
Und in nimmersatter Qual
Mir das Herz damit gebrochen!

Heimweh.

Anders wird die Welt mit jedem Schritt,
Den ich weiter von der Liebsten mache;
Mein Herz, das will nicht weiter mit!
Hier scheint die Sonne kalt in's Land,
Hier däucht mir Alles unbekannt,
Sogar die Blumen am Bache!
Hat jede Sache
So fremd eine Miene, so falsch ein Gesicht,
Das Bächlein murmelt wohl und spricht:
Armer Knabe, komm bei mir vorüber,
Siehst auch hier Vergißmeinnicht!
— Ja, die sind schön an jedem Ort,
Aber nicht wie dort!
Fort, nur fort!
Die Augen gehn mir über!

Gesang zu Zweien in der Nacht.

Sie.

Wie süß der Nachtwind nun die Wiese streift,
Und klingend jetzt den jungen Hain durchläuft!
Da noch der freche Tag verstummt,
Hört man der Erdenkräfte flüsterndes Gedränge,
Das aufwärts in die zärtlichen Gesänge
Der reingestimmten Lüfte summt.

Er.

Vernehm' ich doch die wunderbarsten Stimmen,
Vom lauen Wind wollüstig hingeschleift,
Indeß, mit ungewissem Licht gestreift,
Der Himmel selber scheinet hinzuschwimmen.

Sie.

Wie ein Gewebe zuckt die Luft manchmal,
Durchsichtiger und heller aufzuwehen;
Dazwischen hört man weiche Töne gehen
Von sel'gen Feeen, die im blauen Saal
Zum Sphärenklang,
Und fleißig mit Gesang,
Silberne Spindeln hin und wieder drehen.

Er.

O holde Nacht, du gehst mit leichtem Tritt
Auf schwarzem Sammt, der nur am Tage grünet,
Und luftig schwirrender Musik bedienet
Sich nun dein Fuß zum leichten Schritt,
Womit du Stund' um Stunde missest,
Dich lieblich in dir selbst vergissest —
Du schwärmst, es schwärmt der Schöpfung Seele mit!

Der Gärtner.

Auf ihrem Leibrößlein,
So weiß wie der Schnee,
Die schönste Prinzessin
Reit't durch die Allee.

Der Weg, den das Rößlein
Hintanzet so hold,
Der Sand, den ich streute,
Er blinket wie Gold.

Du rosenfarbs Hütlein,
Wohl auf und wohl ab!
O wirf eine Feder
Verstohlen herab!

Und willst du dagegen
Eine Blüthe von mir,
Nimm tausend für Eine,
Nimm alle dafür!

Lied vom Winde.

Sausewind! Brausewind,
Dort und hier!
Deine Heimat sage mir!

„Kindlein wir fahren
Seit vielen Jahren
Durch die weite weite Welt,
Und möchten's erfragen,
Die Antwort erjagen,
Bei den Bergen, den Meeren,
Bei des Himmels klingenden Heeren,
Die wissen es nie.
Bist du klüger als sie,
Magst du es sagen.
— Fort, wohlauf!
Halt' uns nicht auf!
Kommen andre nach, unsre Brüder,
Da frag' wieder."

Halt' an! Gemach,
Eine kleine Frist!
Sagt, wo der Liebe Heimat ist,
Ihr Anfang, ihr Ende?
„Wer's nennen könnte!
Schelmisches Kind,
Lieb' ist wie Wind,

Rasch und lebendig,
Ruhet nie,
Ewig ist sie,
Aber nicht immer beständig:
— Fort! Wohlan! auf!

Halt' uns nicht auf!
Fort über Stoppel und Wälder und Wiesen!
Wenn ich dein Schätzchen seh',
Will ich es grüßen;
Kindlein, Ade!

Das verlassene Mägdlein.

Früh, wann die Hähne krähn,
Eh' die Sternlein verschwinden,
Muß ich am Herde stehn,
Muß Feuer zünden.

Schön ist der Flammen Schein,
Es springen die Funken,
Ich schaue so drein,
In Leid versunken.

Plötzlich, da kommt es mir,
Treuloser Knabe,
Daß ich die Nacht von dir
Geträumet habe.

Thräne auf Thräne dann
Stürzet hernieder;
So kommt der Tag heran —
O ging' er wieder!

Agnes.

Rosenzeit! wie schnell vorbei,
Schnell vorbei,
Bist du doch gegangen!
Wär' mein Lieb nur blieben treu,
Blieben treu,
Sollte mir nicht bangen.

Um die Ernte wohlgemuth,
Wohlgemuth,
Schnitterinnen singen.
Aber, ach! mir kranken Blut,
Mir kranken Blut,
Will nichts mehr gelingen.

Schleiche so durch's Wiesenthal,
So durch's Thal,
Als im Traum verloren,
Nach dem Berg, da tausendmal,
Tausendmal
Er mir Treu' geschworen.

Oben auf des Hügels Rand,
Abgewandt,
Wein' ich bei der Linde,
An dem Hut mein Rosenband,
Von seiner Hand,
Spielet in dem Winde.

Die Schwestern.

Wir Schwestern zwei, wir schönen,
So gleich von Angesicht,
So gleicht kein Ei dem andern,
Kein Stern dem andern nicht.

Wir Schwestern zwei, wir schönen,
Wir haben lichtbraune Haar',
Und flichst du sie in Einen Zopf,
Man kennt sie nicht fürwahr.

Wir Schwestern zwei, wir schönen,
Wir tragen gleich Gewand,
Spazieren auf dem Wiesenplan
Und singen Hand in Hand.

Wir Schwestern zwei, wir schönen,
Wir spinnen in die Wett',
Wir sitzen an Einer Kunkel,
Wir schlafen in Einem Bett.

O Schwestern zwei, ihr schönen! — Wie hat sich das Blättchen gewend't!
Ihr liebet einerlei Liebchen — Jetzt hat das Liedel ein End'.

Des Schloßküpers Geister zu Tübingen.

In's alten Schloßwirths Garten,
Da klingt schon viele Jahr' kein Glas,
Kein Kegel fällt, keine Karten,
Wächst aber schön lang Gras.

Ich mutterseelalleine
Satzt' mich an einen langen Tisch;
Der Schloßwirth regt die Beine,
Vom Rothen bringt er frisch,

Und läßt sich zu mir nieder;
Von alten Zeiten red't man viel,
Man seufzet hin und wieder;
Der Schöpplein wird kein Ziel.

Da nun der Tag gegangen,
Der Schloßwirth sagt kein Wörtlein mehr,
Neun Lichter thät er langen,
Neun Stühle setzt er her.

Als wie zum größten Feste
Auftischt er, daß die Tafel kracht.
Was kämen noch für Gäste?
Ist doch schier Mitternacht!

Der Narr, was kann er wollen?
Er macht sich an die Kugelbahn,
Läßt eine Kugel rollen,
Ein Höllenlärm geht an.

Es fahren gar behende
Acht Kegel hinter'm Brett herauf,
Schrei'n: Hagel und kein Ende!
Wer Teufel weckt uns auf?

Und waren acht Studiosen,
Wohl aus der Zopf= und Puderzeit:
Rothe Röcklein, kurze Hosen,
Und ganz charmante Leut'.

Die sehen mit Ergetzen
Den edelen Karfunkelwein,
Gleich thäten sie sich letzen
Und zechen und juchhein.

Den Wirth erbaut das wenig;
Er sprach: Ihr Herren, wollt verzeihn:
Wo ist der Schoppenkönig?
Wann seid Ihr denn zu Neun?

Ach Küper, lieber Küper!
Wie machest uns das Herze schwer!
Wohl fünfzig Jahr und drüber
Begraben lieget er.

Gott hab' den Herren selig
Mit seiner rothen Habichtsnas'!
Regierete so fröhlich,
Kam Tags auf sieben Maß.

Einst thät er uns bescheiden,
Sprach: Männiglich kennt mein Gebot:
Den Gerstensaft zu meiden;
Man büßet's mit dem Tod.

Mit ein paar lausigen Dichtern
Traf man beim sauren Bier euch an,
Versteht sich, nudelnüchtern,
Wohl auf der Kugelbahn.

Kommt also her, ihr Lümmel!
— Er zog sein' Zauberstab herfür —
Wir stürzten wie vom Himmel —
Acht Kegel waren wir!

Jetzt ging es an ein Hudeln,
Einen hölzern' König man uns gab,
Doch schoß man nichts wie Pudel,
Da schafften sie uns ab.

Nun dauert es nicht lange,
So zieht das Burschenvolk einmal
Auf's Schloß mit wildem Sange,
Zum König in den Saal:

Wir woll'n dich Lands verweisen,
So du nicht schwörest ab den Wein;
Bierkönig sollt du heißen!
— Er aber saget: Nein;

Da habt ihr meine Krone!
An mir ist Hopfen und Malz verlor'n. —
So stieg er von dem Throne
In seinem edlen Zorn.

Für Kummer und für Grämen
Der Herre wurde krank und alt,
Zerfiele wie ein Schemen
Und holt der Tod ihn bald.

Mit Purpur ward gezieret
Sein Leichnam als ein König groß;
Ein tief Gewölb' man führet
Zu Tüwingen im Schloß.

Vier schwarze Edelknaben
Sein' Becher trugen vor der Bahr';
Der ist mit ihm begraben,
War doch von Golde gar.

Damal ward prophezeiet:
Wenn nur erst hundert Jahr herum,
Da würd' der Thron erneuet
Vom alten Königthum.

So müssen wir halt warten,
Bis daß die Zeit erfüllet was;
Und in des Schloßwirths Garten
Derweil wächst langes Gras.

Ach Küper, lieber Küper!
Jetzt geige du uns wieder heim!
Die Nacht ist schier vorüber:
Acht Kegel müssen wir seyn.

Der Schloßwirth nimmt die Geigen
Und streicht ein Deo gloria,
Sie tanzen einen Reigen —
Und Keiner ist mehr da.

Verborgenheit.

Laß, o Welt, o laß mich seyn!
Locket nicht mit Liebesgaben,
Laßt dies Herz alleine haben
Seine Wonne, seine Pein!

Was ich traure, weiß ich nicht,
Es ist unbekanntes Wehe;
Immerdar durch Thränen sehe
Ich der Sonne liebes Licht.

Oft bin ich mir kaum bewußt,
Und die helle Freude zücket
Durch die Schwere, so mich drücket,
Wonniglich in meiner Brust.

Laß, o Welt, o laß mich seyn!
Locket nicht mit Liebesgaben,
Laßt dies Herz alleine haben
Seine Wonne, seine Pein!

Um Mitternacht.

Gelassen stieg die Nacht an's Land,
Lehnt träumend an der Berge Wand,
Ihr Auge sieht die goldne Wage nun
Der Zeit in gleichen Schalen stille ruhn.
Und kecker rauschen die Quellen hervor,
Sie singen der Mutter, der Nacht, in's Ohr
Vom Tage,
Vom heute gewesenen Tage.

Das uralt alte Schlummerlied,
Sie achtet's nicht, sie ist es müd;
Ihr klingt des Himmels Bläue süßer noch,
Der flücht'gen Stunden gleichgeschwungnes Joch.

Doch immer behalten die Quellen das Wort,
Es singen die Wasser im Schlafe noch fort
Vom Tage,
Vom heute gewesenen Tage.

Zurechtweisung.

In dieser Winterfrühe
Wie ist mir doch zu Muth!
O Morgenroth, ich glühe
Von deinem Jugendblut.

Es glüht der alte Felsen,
Die Wälder Funken sprühn,
Berauschte Nebel wälzen
Sich in der Tiefe hin.

Wie von der Höhe nieder
Der reinste Himmel flimmt,
Der um die Rosenglieder
Entzückter Engel schwimmt!

Mit thatenfroher Eile
Erhebt sich Geist und Sinn,
Und flügelt goldne Pfeile
Durch alle Ferne hin.

Auf Burgen möcht' ich springen,
In alter Fürsten Schloß,
Möcht' hohe Lieder singen,
Mich schwingen auf das Roß.

Und stolzen Siegeswagen
Stürzt'' ich mich brausend nach,
Die Harfe wird zerschlagen,
Die nur von Liebe sprach.

Wie? singst du so vermessen,
Herz, hast du nicht bedacht,
Hast, Närrchen, ganz vergessen,
Was dich so trunken macht?

Ach, wohl! was aus mir singet,
Ist nur der Liebe Glück,
Die wirren Töne schlinget
Sie sanft in sich zurück.

Was hilft, was hilft mein Sehnen?
Geliebte, wärst du hier!
In tausend Freudenthränen
Verging' die Erde mir.

Der Zauberleuchtthurm.

Des Zauberers sein Mägdlein saß
In ihrem Saale, rund von Glas.
Sie spann bei'm hellen Kerzenschein,
Und sang so glockenhell darein;
Der Saal, als eine Kugel klar,
In Lüften aufgehangen war
An einem Thurm auf Felsenhöh',
Bei Nacht hoch ob der wilden See,
Und hing in Sturm und Wettergraus
An einem langen Arm hinaus.
Wenn nun ein Schiff in Nächten schwer
Sah weder Rath noch Rettung mehr,
Der Lootse zog die Achsel schief,
Der Hauptmann alle Teufel rief,
Auch der Matrose wollt' verzagen:
O weh mir armen Schwartenmagen!
Auf einmal scheint ein Licht von fern
Als wie ein heller Morgenstern;
Die Mannschaft jauchzet überlaut:
Heida! jetzt gilt es trockne Haut!
Aus allen Kräften steuert man
Jetzt nach dem theuren Licht hinan,
Das wächst und wächst und leuchtet fast
Wie einer Zaubersonne Glast,

Darin ein Mägdlein sitzt und spinnt,
Sich beuget ihr Gesang im Wind;
Die Männer stehen wie verzückt,
Ein Jeder nach dem Wunder blickt
Und horcht und staunet unverwandt,
Dem Steuermann entsinkt die Hand,
Hat Keiner auf das Schiff mehr Acht,
Bis es am Felsenriffe kracht.
Die Luft zerreißt ein Jammerschrei:
Herr Gott im Himmel, steh' uns bei!
Da löscht die Zauberin ihr Licht;
Noch einmal aus der Tiefe bricht
Verhallend Weh aus Einem Munde;
Da zuckt das Schiff und sinkt zu Grunde.

Lammwirths Klage.

Da droben auf dem Markte
Spazier' ich auf und ab,
Den ganzen lieben langen Tag,
Und schaue die Straße hinab.

Es steht ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus,
Mein Schild ist eingezogen,
Ein andrer hangt heraus.

Heraus hangt über der Thüre
Ein Hahn mit rothem Kamm;
Als ich die Wirthschaft führte,
War es ein goldenes Lamm.

Mein Schäflein wohl zu scheeren
Ich sparte keine Müh',
Ich bin herunter gekommen,
Und weiß doch selber nicht wie.

Nun läuft es mit Köchen und Kellnern
Im ganzen Hause so voll,
Ich weiß nicht, wem ich von Allen
Zuerst den Hals brechen soll.

Da kommen drei Chaisen gefahren!
Der Hausknecht springt in die Höh'.
Vorüber, ihr Rößlein, vorüber,
Dem Lammwirth ist gar so weh!

Der Tambour.

Wenn meine Mutter hexen könnt',
Da müßt' sie mit dem Regiment
Nach Frankreich, überall mit hin,
Und wär' die Marketenterin.
Im Lager, wohl um Mitternacht,
Wenn Niemand auf ist als die Wacht,
Und alles schnarchet, Roß und Mann,
Vor meiner Trommel säß' ich dann:
Die Trommel müßt' eine Schüssel seyn,
Ein warmes Sauerkraut darein,
Die Schlegel Messer und Gabel,
Eine lange Wurst mein Sabel,
Mein Tschako wär' ein Humpen gut,
Gefüllet mit Burgunderblut;
Und weil es mir an Lichte fehlt,
Da scheint der Mond in mein Gezelt;
Scheint er auch auf Franzö'sch herein,
Mir fällt doch meine Liebste ein:
Ach weh! jetzt hat der Spaß ein End'!
— Wenn nur meine Mutter hexen könnt'!

Zur Warnung.

Einmal nach einer lustigen Nacht
War ich am Morgen seltsam aufgewacht:
Durst — Wasserscheu — ungleich Geblüt,
Dabei gerührt und weichlich im Gemüth,
Beinah poetisch, ja, ich bat die Muse um ein Lied;
Sie, mit verstelltem Pathos, spottet' mein,
Gab mir den schnöden Bafel ein:

„Es schlagt eine Nachtigall
Am Wasserfall;
Und ein Vogel ebenfalls,
Der schreibt sich Wendehals,
Johann Jakob Wendehals;
Der thut tanzen
Bei den Pflanzen
Obbemeldten Wasserfalls" —
So ging es fort: mir wurde immer bänger;
Jetzt sprang ich auf — zum Wein! Der war denn auch mein Retter.
— Merkt's euch, ihr thränenreichen Sänger,
Im Katzenjammer ruft man keine Götter!

Auf die Prosa eines Beamten.

A.

Welch ein Gedankendrang in den Perioden! ein wahrer
Stilus infarctus, von dem Quintilian nichts gewußt!

B.

Ganz wurstartig, auf Ehre! Die Schrift ist ein einzig farcimen,
Und der Zipfel, er guckt hinten und vorne heraus.

Pastoral-Erfahrung.

Meine guten Bauern freuen mich sehr;
Eine „scharfe Predigt" ist ihr Begehr.
Und wenn man mir es nicht verdenkt,
Sag' ich, wie das zusammenhängt.
Sonnabend, wohl nach Elfe spat,
Im Garten stehlen sie mir den Salat;
In der Morgenkirch' mit guter Ruh
Erwarten sie den Essig dazu;
Der Predigt Schluß fein linde sei:
Sie wollen gern auch Oel dabei.

Auskunft.

Närrische Tadler und Lober auf beiden Seiten! Doch darum
Hat mir mein Schöpfer den Kopf zwischen die Ohren gesetzt.

Anton Alexander Graf von Auersperg,

genannt Anastasius Grün, ist am 11. April 1806 zu Laibach in Krain geboren. Seine erste Erziehung erhielt er im elterlichen Hause, größtentheils auf dem Schlosse Thurn am Hart, wo ein Ex-Franziskaner sein Hofmeister war. Im Sommer 1813 übergab ihn sein Vater zu seiner weiteren Fortbildung dem Theresianum in Wien; aber von den Pädagogen der Ritterakademie schon nach zwei Jahren für unverbesserlich erklärt — vielleicht, weil sich die Keime eines freien Menschen- und Dichtergeistes in ihm lebhafter zu rühren begannen, als es eine Erziehungsanstalt für Adelige damals billigen mochte oder durfte — trat er aus dem Theresianum in die Ingenieurs-Akademie über. Aus dieser Anstalt durch das im Jahre 1818 erfolgte Ableben seines Vaters wieder abgerufen da die Obervormundschaftsbehörde die Fortdauer militärischer Erziehung für ihn als einzigen Sohn nicht passend fand, nahm nunmehr ein Privaterziehungsinstitut den werdenden Jüngling auf, das ihm jedoch, bei dem darin herrschenden düster-zelotischen Geiste wenig zusagte und nicht verfehlte, sein junges Dichtergemüth mit Bitterkeit zu erfüllen. Er trat hierauf in die philosophischen Studien über, die er, mit Einschluß der Rechtsstudien, zwei Jahrgänge in Graz ausgenommen, an der Wiener Universität hörte. Im Jahre 1831 verließ Auersperg die Kaiserstadt, um die Verwaltung der ihm erblich zugefallenen Herrschaft Thurn am Hart zu übernehmen. Oefters im Jahre verweilte er Wochen lang in Wien, bereiste mehrmals Italien, lernte seit 1837 Frankreich, Belgien und England kennen, und vermählte sich am 11. Juli 1839 mit Maria Gräfin von Attems, Tochter des k. k. Geh. Rathes, Oberst-Erb-Kämmerers und Landeshauptmanns in Steiermark. Die kurz darauf irrthümlich oder absichtlich verbreitete Angabe, daß er zum k. k. Kammerherrn ernannt worden, hat bis jetzt in offiziellen Organen der österreichischen Regierung ihre Bestätigung nicht gefunden. Am 13. März war Auersperg Zeuge des großen Befreiungsschauspiels in Wien und am 16. überbrachte er dem gährenden Graz das Patent mit der Zusage der Konstitution. Im April saß er zu Frankfurt im Fünfziger-Ausschuß. Bald darauf in die Nationalversammlung gewählt, stimmte er dort in einigen Hauptfragen mit dem linken Zentrum, kehrte aber schon im August in seine Heimat zurück, da er seine entschieden deutsche Gesinnung nicht mehr für den wahren Ausdruck seiner großentheils slavischen Mandanten halten durfte. Seitdem lebt er auf seinem Erbschlosse.

Auersperg begann in dem großen weltgeschichtlichen Jahre 1830, nachdem er schon früher in Wiener Zeitschriften und Almanachen einzelne Poesieen erotischen Inhalts („Blätter der Liebe") in Heine's Manier veröffentlicht, seine Dichterlaufbahn, zunächst mit dem in der Stanze des Heldenbuchs geschriebenen Romanzenkranz „Der letzte Ritter," worin er die Thaten und Abenteuer des Kaisers Maximilian I. zu verherrlichen suchte. Es zeichnet sich diese Dichtung, abgesehen vom Mangel an epischer Einheit und Gestaltung, durch Kraft und Lebendigkeit der Schilderung, Adel der Gesinnung und durch jene Freiheitsbegeisterung aus, die seine späteren Leistungen: „Spaziergänge eines Wiener Poeten" (1831 u. ö.) und „Schutt" vorzüglich charakterisirt. Diesen an die Natur anknüpfenden Gesängen, worin er mit seltener Anmuth der Ironie zeigte, was die politische Dichtkunst Feinsinniges zu leisten vermag, verdankt er seine Popularität, seinen Ruhm. Vom Kobenzlberge auf Wien nieder-

schauend, sang er, über die Interessen seines Standes sich wegsetzend, im Prophetentone sein „hohes Lied des deutschen Liberalismus," das, den vollen Glanz seiner patriotischen Gesinnung wie seiner poetisch-oratorischen Kraft offenbarend, den morschgewordenen Zuständen der Zeit, der Lüge, der Heuchelei, der politischen Verknöcherung das Todesurtheil sprach. In der noch höher stehenden Dichtung „Schutt" (1835 u. ö.) verließ er den provinziellen Boden Oesterreichs und wies von den Trümmern einer zerfallenen Welt, deren Anblick sich ihm vorzüglich in Italien darbot, auf Amerika als auf die neue Welt hin, in der der Ostermorgen der Freiheit anbrechen werde. Doch dringt auch bei dem hervorleuchtenden, unbeschränkt bis in die neue Welt hinüberreichenden kosmopolitischen Geiste der vaterländische Geist mächtig hindurch und vereint sich mit dem allgemein menschlichen, christlichen. Im Allgemeinen waltet darin, wie in seinen „Gedichten" (1837 u. ö.), eine reiche Phantasie; ein frischer, heiterer und hehrer Geist und Sinn; ein frisches, liebendes Gemüth mit heller, durchsichtiger Auffassung der Gegenstände; Witz der Erfindungskraft; bestimmte bildliche und bedeutsame Gestaltung und allbelebende Darstellung, gepaart mit Fülle, hoher Kühnheit und zugleich anmuthiger Leichtigkeit der Bilder. Die poetische Form handhabt er mit überraschender Virtuosität, besonders durch glänzende Gegensätze und prächtige Gleichnißreden, die ihn freilich nicht davor bewahrt, in ein monotones und oft übertriebenes Vergleichen, in's Ueberschwengliche sich versteigende sinnliche Symbolik, in eine gewisse Art von Schwulst zu verfallen.

Seine weniger beachtete Dichtung „Nibelungen im Frack" (1843) enthält außer der Einleitung, worin er die Verdächtigung, daß ihm der goldene Kammerherrschlüssel für politische Freiheitslieder den Mund geschlossen, voll edlen Unwillens abweist, nichts Politisches; sie ist rein humoristischen Inhalts. Der Dichter sucht darin die wunderliche Passion des 1721 gestorbenen Herzogs Moriz Wilhelm von Sachsen-Merseburg zur Baßgeige zu veranschaulichen, der, nachdem er Zeitlebens dieser Leidenschaft gefröhnt, ganz entzückt darüber geworden, daß er einen Zwerg gefunden, der klein genug, die Violine als Baßgeige, und einen Potsdamer Grenadier, der groß genug, die Baßgeige als Violine zu handhaben. Das Ganze ist als eine Satyre auf die Marotte zu fassen, und liefert ein ergötzliches Bild, das mit dem verdorbenen Hofleben jener Tage wohlthuend kontrastirt. — Nach längerem Schweigen trat Auersperg mit dem „Pfaff vom Kahlenberg" (1850) hervor. Er nennt dieses Erzeugniß ein ländliches Gedicht, vermuthlich in dem Sinne, wie Lachmann die lyrisch-komischen Darstellungen des wirklichen Lebens von Seite der des eigentlichen Minnelieds überdrüssigen höfischen Dichter als „höfische Dorfpoesie" bezeichnet. Die Träger der Dichtung sind: Herzog Otto von Oesterreich, der in uralter Weise aus Bauernhand sich mit Kärnthen belehnen läßt; der Pfaff Wigand vom Kahlenberge, ehemaliger Hofnarr des Herzogs; und der als Bauernfeind bekannte, derbkomische Minnesänger Nithard, ein Zeitgenosse Walther's von der Vogelweide. Bei allem Reichthum an hohen, ernsten und auch heiteren Gedanken und dem süßen Naturbehagen, bei aller Schönheit der Schilderungen und trotz einzelner reizender, meisterhafter Partieen hat das Buch keine glänzende Aufnahme gefunden. Sein Hauptfehler, wie auch der vorerwähnten „Nibelungen im Frack," ist der gänzliche Mangel an volksmäßiger Haltung und Einfachheit. Statt der darin erwarteten frisch-humoristischen Darstellung begegnet uns mehrfach eine Uebermodernisirung jener alten derbgesunden Schwänke, die, in breite Reflexion, rednerisches Pathos und Bilderprunk fast versteckt, die komische Wirkung versagen müssen, um so mehr, als sie dem Dichter nur dazu gedient zu haben scheinen, seine eigenen Zeitideen daran zu knüpfen, oder daraus zu entwickeln.

Das Blatt im Buche.

Ich hab' eine alte Muhme,
Die ein altes Büchlein hat,
Es liegt in dem alten Buche
Ein altes, dürres Blatt.

So dürr sind wohl auch die Hände,
Die's einst im Lenz ihr gepflückt. —
Was mag doch die Alte haben?
Sie weint, so oft sie's erblickt.

Begrüßung des Meeres.

Unermeßlich und unendlich,
Glänzend, ruhig, ahnungsschwer,
Liegst du vor mir ausgebreitet,
Altes, heil'ges, ew'ges Meer!

Soll ich dich mit Thränen grüßen,
Wie die Wehmuth sie vergießt,
Wenn sie trauernd auf dem Friedhof
Manch ein theures Grab begrüßt?

Denn ein großer, stiller Friedhof,
Eine weite Gruft bist du,
Manches Leben, manche Hoffnung
Deckst du kalt und fühllos zu;

Keinen Grabstein wahrst du ihnen,
Nicht ein Kreuzlein, schlicht und schmal,
Nur am Strande wandelt weinend
Manch ein lebend Trauermal. —

Soll ich dich mit Jubel grüßen,
Jubel, wie ihn Freude zollt,
Wenn ein weiter, reicher Garten
Ihrem Blick sich aufgerollt?

Denn ein unermeßner Garten,
Eine reiche Flur bist du,
Edle Keime deckt und Schätze
Dein kristallner Busen zu.

Wie des Gartens üpp'ge Wiesen
Ist dein Plan auch glatt und grün,
Perlen und Korallenhaine
Sind die Blumen, die dir blühn.

Wie im Garten stille Wandler
Ziehn die Schiffe durch das Meer,
Schätze fordernd, Schätze bringend,
Grüßend, hoffend, hin und her. —

Sollen Thränen, soll mein Jubel
Dich begrüßen, Ozean?
Nicht'ger Zweifel, eitle Frage,
Da ich doch nicht wählen kann!

Da doch auch der höchste Jubel
Mir vom Aug' als Thräne rollt,
So wie Abendschein und Frühroth
Stets nur Thau den Bäumen zollt.

Zu dem Herrn empor mit Thränen
War mein Aug' im Dom gewandt;
Und mit Thränen grüßt' ich wieder
Jüngst mein schönes Vaterland;

Weinend öffnet' ich die Arme,
Als ich der Geliebten nah;
Weinend kniet' ich auf den Höhen,
Wo ich dich zuerst ersah.

Am Strande.

Auf hochgestapelte Ballen blickt
Der Kaufherr mit Ergötzen;
Ein armer Fischer daneben flickt
Betrübt an zerriss'nen Netzen.

Manch rüstig stolzbewimpelt Schiff,
Manch morsches Wrack im Sande!
Der Hafen hier, und dort das Riff,
Jetzt Fluth, jetzt Ebb' am Strande.

Hier Sonnenblick, Sturmwolken dort;
Hier Schweigen, dorten Lieder,
Und Heimkehr hier, dort Abschiedswort;
Die Segel auf und nieder!

Zwei Jungfraun sitzen am Meeresstrand;
Die Eine weint in die Fluthen,
Die Andre mit dem Kranz in der Hand
Wirft Rosen in die Fluthen.

Die Eine, trüber Wehmuth Bild,
Stöhnt mit geheimem Beben:
„O Meer, o Meer, so trüb und wild,
Wie gleichst du so ganz dem Leben!"

Die Andre, lichter Freude Bild,
Jauchzt selig lächelnd daneben:
„O Meer, o Meer, so licht und mild,
Wie gleichst du so ganz dem Leben!"

Fortbraust das Meer und überklingt — Das Jauchzen wie das Stöhnen;
Fortwogt das Meer und, ach, verschlingt — Die Rosen wie die Thränen.

Meerfahrt.

Wie so rein des Himmels Bläue
Ueber meinem Haupte glänzt,
Fest und licht wie ew'ge Treue,
Wandellos und unbegränzt!

Gleich dem ew'gen Frieden schimmert
Ruhig, klar und grün das Meer;
Wie die heil'ge Liebe flimmert
Hell die Sonne drüberher.

Frei und leicht, auf freien Wogen
Zog das Schiff die ebne Bahn,
Stolz die weißen Segel flogen
Wie der Freiheit Siegesfahn'.

Sonne, Meer und Himmelsbläue,
Nichts um's Schiff sonst ringsumher!
Liebe, Freiheit, Fried' und Treue!
Ei, was willst du denn noch mehr?—

Ach, wenn nur der Wind vom Lande
Mir ein grünes Blatt allein,
Eine Blüthe nur vom Strande
Wehte in das Schiff herein!

Der Ring.

Ich saß auf einem Berge
Gar fern dem Heimatland,
Tief unter mir Hügelreihen,
Thalgründe, Saatenland!

In stillen Träumen zog ich
Den Ring vom Finger ab,
Den sie, ein Pfand der Liebe,
Beim Lebewohl mir gab.

Ich hielt ihn vor das Auge,
Wie man ein Fernrohr hält,
Und guckte durch das Reifchen
Hernieder auf die Welt:

Ei, lustiggrüne Berge
Und goldnes Saatgefild,
Zu solchem schönen Rahmen
Fürwahr ein schönes Bild!

Hier schmucke Häuschen schimmernd
Am grünen Bergeshang,
Dort Sicheln und Sensen blitzend
Die reiche Flur entlang!

Und weiterhin die Ebne,
Die stolz der Strom durchzieht;
Und fern die blauen Berge,
Gränzwächter von Granit.

Und Städte mit blanken Kuppeln,
Und grünes Wälderreich,
Und Wolken, ziehend zur Ferne,
Wohl meiner Sehnsucht gleich!

Die Erde und den Himmel,
Die Menschen und ihr Land,
Dies alles hielt als Rahmen
Mein goldner Reif umspannt.

O schönes Bild, zu sehen
Vom Ring der Lieb' umspannt
Die Erde und den Himmel,
Die Menschen und ihr Land!

Sturm.

Es beschaut in Wellenkläre
Sich der Fels, ein schöner Greis,
Durch den See zieht meine Fähre
Leise ihr kristallen Gleis.

Vorn im Schiff, das Ruder rührend,
Scherzt die schlanke Schifferin;
Hinten, fest das Steuer führend,
Starrt ihr Vater ernst dahin.

Vorn am Schiffe scheint zu glimmen
In der Fluth ein rother Schein;
Sind es Rosen, die da schwimmen?
Mädchen, sind's die Wangen dein?

Hinten an dem Steuer blinken
Rings die Wellen silberweiß;
Spiegeln sich der Gletscher Zinken?
Ist's dein Lockenschnee, o Greis?

Doch die Wellen werden rege,
Es verschwinden Ros' und Schnee,
Als ob Geisterhand sie zöge
Nieder in den tiefen See..

Weh, sturmlust'ge Winde fallen
Aus der Felsen Hinterhalt!
See, dein schlummernd Kindeslallen
Als Gigantenfeldschrei hallt!

Ungethüme sind die Wellen,
Bäumend hoch den Leib empor,
Ihre Zottenmähnen schwellen,
Und ihr Rachen heult im Chor.

Ungestüm in tollem Satze
Springen schnaubend sie heran,
Hau'n die grimme, weiße Tatze
In den morschen, schwanken Kahn!

Aber peitschend ihre Flanken
Wild der Greis sein Ruder schwingt,
Bis die Bestienhord' im Schwanken,
Knirschend, heulend, ihm entspringt.

Leis die krausen Schädel streichelnd
Rührt die Maid ihr Ruder nun,
Bis, wie Hündchen, wedelnd, schmeichelnd
Alle ihr zu Füßen ruhn.

Nimmer sind die Wellen rege,
Wieder schimmern Ros' und Schnee,
Als ob Geisterhand sie lege
Auf den hellen, stillen See. —

War ein Kämpfen das und Kosen,
Abzuringen von dem See,
Mädchen, du die Handvoll Rosen,
Alter, du die Handvoll Schnee!

Der Friedhof im Gebirge.

Friedhof der Alpen, deine Hügel schwellen
So friedensgrün am Tannenwald vor mir,
Als schlüge seine leisen, grünen Wellen
Der stille Ozean des Todes hier.

Nicht hast, dem Friedhof gleich der Stadt, umzogen
Mit blanken Mauern du den Wellenschwall!
Die sanften Hügel, als empörte Wogen,
Durchbrächen, überfluthend, bald den Wall!

Auf ihnen wogen nicht im fahlen Schimmer
Steinkreuze, Säulen, Katafalke fort,
Und Urnen, Pyramiden, gleich wie Trümmer
Vom Wrack des Lebensschiffs, gestrandet dort!

Nein, sie verspülen sanft und frei! — Entstiegen
Ist draus ein Kreuz allein, kunstlos und schlicht
Als Leuchtthurm wohl, der, wenn die Sterne schwiegen,
Auf diese dunkle See ausgießt sein Licht.

Der Vollmond quillt durch dunkle Tannenreiser
Und mündet seinen Lichtquell wellenwärts,
Die Waldeswipfel flüstern immer leiser,
Und stiller Meeresfahrt gedenkt das Herz.

Du träumst, dein Haupt verhüllt in Silberschleiern,
Und ahnst, o Tannenbaum, wie du als Kahn
Einst wirst hinaus ein Kind des Friedens steuern
In diesen stillen, grünen Ozean!

Das Kreuz des Erschlagenen.

1.

Wieder seh' solch Kreuz ich ragen,
— Ach, ich sah schon ihrer viel! —
Wo ein fremder Gast, erschlagen,
Unter'm Dolch der Wälschen fiel!

Nacktes Kreuz, er sah dich sprossen
Noch als grünen, schlanken Baum,
Und von deinem Duft umflossen
Schritt er hin im Frühlingstraum.

Du allein sahst ihn verbluten,
Einsam, fremd und unbekannt,
Und auf deinen Blüthen ruhten
Seine Blick' im Tod gebannt.

Und du selbst, gefällt, erschlagen,
Hütest jetzt den Schreckensort;
Als ein Denkmal mußt du ragen
Für so grausen Doppelmord.

Nur der Vogel, der im Wipfel
Deines Laubs sang deinen Preis,
Auf des Kreuzes nacktem Gipfel
Klagt dein Todtenlied er leis.

Und ein Rosenstrauch, als solle
Schmücken er dies kahle Holz,
Klimmt hinan und pflanzt die volle
Ros' am Kreuzesgiebel stolz.

Ein Orangenbaum, als wolle
Bergen er dies Kreuz der Schmach,
Hüllt's in's silberblüthenvolle,
Goldfruchtreiche, grüne Dach.

Doch es denken fern die Lieben
Noch des Manns, der sie verließ,
Als es ihn nach Süd getrieben
In dies Blüthenparadies.

Und den Längstverschollnen sehen — Sie in blühender Gestalt
Fern noch durch die Rosen gehen, — Schlummernd ruhn im Lorberwald.

2.

Liegst, Italia, du schöne,
Nicht auch todt schon manch ein Jahr,
Von dem Dolch der eignen Söhne,
Von dem Schwert der Fremdenschaar?

Drum, Erschlagne, möcht' ich pflanzen
Dir ein riesig Kreuz von Stein;
Schlicht gehau'n müßt's aus dem ganzen
Block carrar'schen Marmors seyn.

Und es dien' zum Sarkophage
Apennins Gesteinkoloß,
Drauf das Kreuz der Trauer rage
Weithin, einsam, weiß und groß!

Auf dem höchsten Grat der Hügel,
Wo Ein Blick zugleich erschaut
Mit des Mittelmeeres Spiegel
Adria, die Dogenbraut!

Heule dein Leichenlied das eine
Der zwei Meere sturmeswild,
Mag das zweit' im Wiederscheine
Wiegen sanft des Kreuzes Bild!

Nur der Adler, der in Spalten
Einst des Marmorbruchs gehaust,
Fliegt empor dann, Rast zu halten
Hoch am Kreuze, sturmumbraust.

Und die Sonne, die im Osten
Blüht als Rosenstrauch hinauf,
Klimmt hinan des Kreuzes Pfosten,
Schwebt als volle Ros' am Knauf.

Und verhüllt die Schmach zu hüten,
Neigt sich drauf der Baum der Nacht;
Aus der Sterne Silberblüthen
Mond, die Goldorange, lacht.

Doch wir, die dich lieben, sehen — Deine blühende Gestalt
Noch in deinen Rosen stehen, — Schlummernd ruhn im Lorberwald.

Der Ritt zur Schule.

Am Kloster San Lorenzo
Ein Bauer leise schellt,
Der am verbrämten Zaume
Fest seinen Esel hält.

Das Thier wiegt auf dem Kopfe
Stolz seinen Federschwall,
Als wär's in seinem Volke
Schier Hof- und Feldmarschall.

Es trägt auf seinem Rücken
Den Korb von ries'gem Maß,
Dazu des Bauers Söhnlein
Und Hühnerstall und Faß.

Das Kind steckt in der Kutte
Just nach des Paters Schnitt,
Der aus der Klosterpforte
Gar feierlich jetzt tritt.

So stehn die Zwei beisammen
Wie Löwenkätzlein und Leu,
Wie Eidechslein und Kaimann,
Wie Goldfischlein und Hai.

„Nehmt, Vater, nehmt mein Söhnlein
Mild auf in Lehr' und Zucht!“
„„Mein Sohn, sei uns willkommen!
Es findet, wer da sucht!““

„Mein Vater, und wer klopfet,
Dem wird ja aufgethan;
Gern legte sich zu Füßen
Euch dieser Indian.“

„„Mein Sohn, es ist die wahre,
Die fromme Furcht des Herrn,
Die in der Nacht des Lebens
Erglänzt als heller Stern.““

„Mein Vater, laßt Euch munden
Den Trank aus diesem Faß;
Orvieto's Fluren quollen
Noch nie von süßrem Naß!“

„„Mein Sohn, 's ist Nächstenliebe,
Die schön das Daseyn krönt,
Gleichwie die Rebguirlande
Dein Schollenfeld verschönt.““

„Mein Vater, und Artischocken
Und Broccoli, wie die
In diesem Korb zu Schocken,
So schöne saht ihr nie!“

„„Mein Sohn, es ist die Tugend
Der Samen, den wir sä'n;
O mag das Herz der Jugend
Voll ihrer Saaten stehn!““

Auf led'gem Esel trabte
Der Bauersmann davon,
Der Weisheit Lehre labte
Alsbald den zarten Sohn.

Fast hört' er den schon klagen:
„O arge, böse Zeit!
Die Tugend wird gesotten
In Kesseln, groß und weit!

„Und, ach, die Nächstenliebe — Verblutet im Kellerverließ!
Die Furcht des Herrn, erdrosselt, — Brät an dem langen Spieß!“

Apostasie.

Hie Welf! Hie Waiblinger! Laß sehn!
Nur schwanke nicht hin und her!
Du kannst, ein Ehrenmann, auch stehn
Genüber im Feindesheer.
Magst Bär im Geklüft, magst Falk' im Licht,
Nur Fledermaus nicht seyn;
Sei Palme oder Eiche, nur nicht
Das Schlingkraut zwischen den Zwei'n!
Ob Wahn, ob Wahrheit dein Panier?
Wer löst's? Wem glaube dein Herz?
Am Feuer der Treue läutre dir
Zu Gold unächtes Erz!
Wer trommelnd, trompetend mit uns geht,
Der bessere Held ist's nicht,
Doch der, so fest zur Fahne steht,
Wenn er kein Wort auch spricht.
Doch schmäht nicht den Mann, der, drüben itzt,
Bei unserer Fahn' einst stund!
Sein Blut, schon einst für uns verspritzt,
Ein Siegel ist's meinem Mund.
Ich sah auch Locken, braun und lang,
Zu dünnem Schnee verweh'n,
Manch' nervigen Arm, der das Schwert einst schwang,
Betkügelchen zitternd drehn.
Ich sah's, wie Fieber des Weisen Wort
In Unsinns Gräuel zerbrach,
Ich hörte den Thoren im Irrsinn dort,
Der Perlen der Weisheit sprach.
Ich sah den Raufbold friedlich gemacht,
Verwittert der Jugend Roth,
Den Schwätzer zu ewigem Schweigen gebracht!
Wer kann für Krankheit und Tod?

Will's Gott, so lang' ich gesund, erspäht
Bei diesen Fahnen ihr mich!
Wahr's Gott, wenn ihr je mich drüben säht,
Dann krank oder todt wär' ich.

Denkt mein wie eines Todten dann; —
Es mag wohl bitter seyn,
Vorbeizugehn als lebendiger Mann
Am eignen Leichenstein.

Den Vogel an den Federn!

Genüber der Hofburg steht
Der Thurm der Kathedrale,
Drauf des Landes Banner weht
Prunkend im Sonnenstrahle.

Sein Nest an die Stange flicht
Ein Vogel dort alljährlich;
Ward ihr des Banners Gewicht,
Das Picken der Jungen gefährlich?

Hat mitgeholfen der Wind,
Die Zeit mit zermalmendem Zahne?
Eines Tages pfeilgeschwind
Vom Thurme stürzte die Fahne.

Der Fürst sieht vom Balkon
Des Banners Sinken und Fallen!
„Verrath und Rebellion!
Herbei zum Kampf, ihr Vasallen!

„Die Meuter erklommen den Thurm,
Zu läuten des Aufstands Glocken!
Sie stürzten mein Banner im Sturm!"
So rief der Fürst erschrocken.

Das ist durch Gang und Gemach
Ein Rufen, Rennen und Schreien;
Hofdamen flüchten auf's Dach,
In den Keller die Lakaien.

Es sprengen rechts und links
Ordonnanzen und Staffeten,
Und aus den Kasernen rings
Hallt's von Trommeln und Trompeten.

Den friedlichen Bürger verschlingt
Des Marktes Drängen und Tosen,
Der Staatsminister springt
Verkehrt in die Galahosen.

Von Bajonetten ein Strom
Quillt blitzend hervor aus den Gassen,
Es dröhnen Palast und Dom
Vom Trabe der Reitermassen.

Zur Stadt im Flügelschritt
Zieht Landsturm aller Farben,
Und jammernde Bauern mit
Ob der zertretenen Garben.

Kanonen rasseln heran,
Die Lunte glimmt schlagfertig,
Entrollt steht auf dem Plan
Das Heer, des Kampfs gewärtig —

In der Lüfte sonnigen Strom,
In der Wolken stummen Reigen
Ragt still und tief der Dom,
Am Thurm die Glocken schweigen.

Wer hat in dies Volk hinein
Gesä't des Unheils Samen?
Ein winziges Vögelein!
Wer nennt uns seinen Namen?

Den Namen kennt man kaum,
Er klingt fast wie Gewissen;
Man macht aus des Vogels Flaum
Allerhand Ruhekissen.

Zinsvögel.

Am vollen Erntewagen
Froh wallt der Bauer einher,
Die Erntekränze sie lagen
Auf garbenbeladenen Wagen,
Die Rößlein zogen gar schwer.

Ein Adler flog an den Wagen:
„Mein Bäuerlein, halt, ich bin's!
Daß Füchse dein Huhn nicht nagen,
Verberg' ich's in meinen Magen;
Lad' ab mir den Schutzherrnzins!"

Ein Falke flog in den Räumen:
„Mein Bäuerlein, halt, ich bin's!
Ich lasse dein Saatfeld keimen,
Wie Sonn' und Hagel es reimen;
Lad' ab mir den Bodenzins!"

Gehüpft kam auch ein Rabe:
„Mein Bäuerlein, halt, ich bin's!
Daß ich, der einst dich begrabe,
Zu überleben dich habe,
Lad' ab mir den Sterbezins!"

Zur Scheuer rollte der Wagen,
Die Rößlein zogen nicht schwer;
Die Erntekränze nur lagen
Und so viel Garben am Wagen,
Daß Einer drauf schlafe, nicht mehr!

Der Bauer betet gen oben:
„Es soll, hilf Herre des Alls,
Der Adler mein Blei noch erproben,
Der Falk in den Schlingen mir toben,
Umdreh' ich dem Raben den Hals!"

Hui sank er auf's Stroh, ein Müder,
Und an ein Schnarchen ging's;
Da schwebten vom Himmel hernieder
Zwei Täublein im Silbergefieder,
Eins rechts zu ihm, eins links.

Sie fächeln ihm mit den Schwingen
Den Schweiß vom Stirnenrund,
Die goldenen Schnäblein klingen.
Was sie in's Ohr ihm wohl singen?
Süß lächelt und lispelt sein Mund.

Das mocht ihn gar tröstlich umschmiegen,
Das mochte gar Friedliches seyn.
Er läßt ja den Adler noch fliegen,
Den Falken in Lüften sich wiegen,
Den Raben hüpfen und schrei'n. —

Dies Liedlein, in blühenden Hagen,
Sang's Einer vom Falkengeschlecht,
Hat oft von den Erntewagen
Sein Futter sich heimgetragen,
Weiß Gott, es schmeckt ihm nicht recht.

An Nikolaus Lenau.

(Bei der Nachricht, daß der Dichter dem Irrsinn verfallen sei.)

1.

Als wettergleich fernher ertönt' die Kunde,
Daß du geschmiedet an den Fels der Leiden,
Da fühlt' ich durch das eigne Herz mir schneiden
Ein großes Unglück, eine tiefe Wunde.

Ich sprieße gern für mich allein im Grunde,
Doch möcht' an dir zu ranken ich nicht meiden;
Ein Gottesurtheil war mir dein Entscheiden,
Mein liebster Kranz Beifall aus deinem Munde,

Du sprachst mir Muth, als Unmuth mich gebogen,
Du hieltst mich werth; dein Mund, der nie gelogen,
Er lehrte mich an eignen Werth noch glauben.

Und wollten dich mir die Dämonen rauben,
Zerbrochen wär' mein Stab, mein Kranz zerrissen,
Und todt in dir mein Hoffen, mein Gewissen.

2.

Es kam der Herbst. Zu jedem Sonnenstrahle
Sprach ich: Was lachst du mir? Zieh hin, vermähle
Du Klarer dich der kranken Freundesseele,
Ihm keltre du den Heiltrank in die Schale!

Der Winter kam. Ich bat ihn: Mir nicht male
Die Wangen roth, nicht mir die Sehnen stähle!
Den kranken Freund dir zur Verjüngung wähle,
Härt' ihm den Leib, der Rüstung gleich von Stahle!

Es kam der Lenz. Ich sprach: Nicht mich umschmeichle!
Die schwarzen Locken aus den Augen streichle
Dem kranken Freund, und seine Stirne kühle;

Das Schönste deiner Flur sollst du erlesen,
An's Herz ihm legen Blumen der Gefühle,
Und kann er's, wird an ihnen er genesen.

3.

O hört' ein Lied ich deinem Mund entklingen!
Genesung ist's, blühst du in Sängen wieder;
Des Dichterbaumes Blüthen sind die Lieder,
Kein kranker Baum wird solche Blüthen bringen.

Sei's auch ein düstres Lied, wenn nur dein Singen!
Die dunkle Tanne blüht nicht hell wie Flieder,
Selbst deine Lerchen tragen schwarz Gefieder,
Nur Morgenroth vergoldet ihre Schwingen.

Es ist dein Lied der räthselvolle Falter,
Der einen Todesschädel trägt zum Schilde;
Doch nur durch schöne Frühlingsnächte wallt er!

Der Passiflore gleicht's, ein Kreuz umschwankend,
Ein göttlich Leiden formt ihr Blühn zum Bilde,
Doch nur in Frühlingssonnen blüht sie rankend.

Aus:

Spaziergänge eines Wiener Poeten.

Frühlingsgedanken.

Geschrieben auf dem Kobenzlberge.

Fern der Stadt, auf einem Hügel,
Saß ich unterm grünen Baum,
Der mir säuselnd um die Schläfen
Spielte, wie ein Frühlingstraum.
Frei die Blicke ließ ich schweifen
Ueber Felder, Höh'n und Wald,
Bis die fernen, blauen Berge
Ihnen höhnend riefen: Halt!

Sieh, da nahmen die Gedanken
Ihren leichten Wanderstab,
Schritten über jene Berge, —
Jenseits in das Thal hinab, —
Schritten fort unaufgehalten
Ueber neue Bergeswand,
Und sie sah'n, so weit sie wallten,
Ringsum schönes, reiches Land!

Herrscher dieses schönen Landes,
Säßest du statt meiner hier!
Säuselten, wie Frühlingsträume,
Um das Haupt die Zweige dir!
Rief'st du in das Thal hernieder,
Wie ich's gerne rufen mag:
Oesterreich, du Land des Ostens,
Auch in dir nun werd' es Tag! —

Vaterland von Gott gesegnet
Also reich mit jeder Lust,
Daß für dich der Ueberreiche
Andre fast enterben mußt'!
O entrolle mir die Bücher
Deiner Thaten, inhaltschwer!
Solche Saat muß stehn voll Garben,
Voll von Perlen solch ein Meer!?

Wohl hast du dir große Thaten —
Deiner Söhne Stolz und Muth! —
Wie gediegnes Gold gesammelt,
Schreitend durch der Zeiten Fluth?
Sicherlich baust du am Dome
Hoher Kunst und Wissenschaft,
Daß er deiner würdig rage,
Rüstig fort mit Jugendkraft?

Wo das Blut floß deines Volkes,
Standen in der Schlachtenreih'
Recht und Licht und Freiheit immer
Dir als Waffenbrüder bei?
Stets war deiner Kämpfe Losung
Edel und gerecht gewiß? —
Mir im Aug' steht eine Thräne! —
Ach, die Antwort ist nicht süß! — —

Ebnes Land liegt mir zu Füßen
Wie ein stilles, grünes Meer,
Weithinaus, wie Möven, kreisen
Meine Blicke drüber her;
Gleichwie schmale lichte Furchen,
Die durch's Meer die Schiffe zieh'n,
Schlängeln Donaustrom und Straßen
Sich als Silberstreifen hin.

Rings empor als inselreicher,
Stolzer Archipelagus
Ragen Dörfer, Schlösser, Städte,
Blinkend wie aus Silberguß;
Doch vor allen groß und mächtig
Ragt ein Eiland aus dem Meer,
Dem als Tannenwald die Stirne
Krönt gewalt'ger Thürme Heer.

Wien, du bist's, Stadt der Cäsaren! —
Doch wie dünkst du jetzt mir klein!
Selbst ein Meer sonst meinem Auge,
Schrumpfst du nun zur Insel ein!
Riesenwerk, dran müd' sich bauend,
Rastlos ein Jahrtausend stand,
Sieh nun deine ganze Größe
Leicht bedeckt von meiner Hand!

Dreimal hunderttausend Brüder
Träumen dort des Lebens Traum!
Dreimal hunderttausend Herzen
Schlagen in dem engen Raum!
Draus Entwürfe, weltbewegend,
Erderschütternd, sind gewallt!
Draus gewandelt manche Botschaft,
Deren Klang die Welt durchhallt!

Aber waren's stets Entwürfe,
Die das Recht, das Licht gebar?
Schwangen das Panier der Wahrheit
Jene Boten immerdar? —
Dir, mein Herz, so heimatglühend,
Fällt die Antwort wohl nicht schwer?
Wahrlich, ich versteh' dein Schweigen,
Ach, und frage nimmermehr!

Prangend über jedem Stadtthor
Stehn die Wappen unsers Lands,
Flinke Lerchen, stolze Adler,
In Metall und Marmorglanz;
O ihr mächt'gen, weisen Männer,
Fiel' es euch doch endlich ein,
Lerch' und Adler auch zu pflanzen
In die Herzen tief hinein!

Schickt hinaus denn eure Boten; — Da wird rings es leicht erkannt,
Daß sie aus der Lerchenheimat, — Aus dem Adlerhorst entsandt!
Ihre Botschaft wird wie Lerchen — Sich der Morgenröthe freun,
Und wie freie Königsadler — Nicht das Licht der Sonne scheun!

Hymne an Oestreich.

Riesin Austria, wie herrlich
Glänzest du vor meinen Blicken!
Eine blanke Mauerkrone
Seh' ich stolz das Haupt dir schmücken,
Weicher Locken üpp'ge Fülle
Reich auf deine Schultern fallen,
Blonden Golds, wie deine Saaten,
Die im Winde fröhlich wallen.

Festlich prangt dein Leib, der wonn'ge,
In dem grünen Sammtgewande,
Dran als Silbergurt die Donau,
Und die Rebe als Guirlande;
Leuchtend flammt sein Schild, der blanke,
Welchem Lerch' und Aar entsteigen,
Aller Welt von deinem Bündniß
Mit dem Tag und Licht zu zeigen!

Farbig ist ein Blumen-Estrich
Dir zu Füßen aufgegangen,
Eine Garde stolzer Eichen
Seh' ich im Gefolg dir prangen,
Kön'gen gleich, in Purpurmänteln,
Deine hohen Berge ragen,
Die als Kronen schmucke Burgen
Hell im Morgenrothe tragen.

Hier bist du die Braut, die heitre,
Unter Blüthen an der Quelle,
Kränzend sich mit Perl' und Rose,
Spiegelnd sich in klarer Welle!
Dort gleich muth'ger Amazone
Nach ersiegter Schlacht zu schauen,
Erzumpanzert und gewaltig,
Doch voll Schönheit selbst das Grauen!

Wie im hohen Göttertempel
Glorreich einst Pallas Athene,
Stehst du da in stiller Weisheit,
Heil'ger Kraft und milder Schöne!
Aus den lieben, süßen Augen
Muß ein hoher Geist auch sprühen,
Unter'm üpp'gen, schönen Busen
Dir ein edles Herz auch glühen.

In der Hand des Wissens Bücher
Hältst du siegreich aufgeschlagen,
Wissend, daß, wie deine Saaten,
Sie manch goldnes Körnlein tragen,
Daß, wer hat gesunde Augen,
Tageslicht ertragen lerne,
Und noch keine Hütt' in Flammen
Ward gesteckt durch's Licht der Sterne.

Erz berührt und Stein und Leinwand
Deine Zauberhand nur sachte,
Sieh da, als ein Gott lebendig
Springt der Marmor aus dem Schachte,
Sieh, da lebt und spricht die Leinwand,
Fröhlich klingen die Metalle,
Und der Kunst geweihte Dome
Ragen hoch zur Sternenhalle!

Freiheit prangt als heil'ge Losung
Ueber deinen Friedenshütten,
Freiheit glänzt auf allen Bannern,
Drunter je dein Volk gestritten;
Besser als die Händ' in Fesseln,
Taugen dir die fessellosen,
Sei's, das Schwert der Schlacht zu schwingen,
Sei's, zu pflücken Friedensrosen.

Doch: Vertrauen! heißt die Fessel,
Die dir gilt, dein Volk zu binden
Und um Brüder sie und Brüder
Und um Fürst und Volk zu winden;
Wenn der heil'ge Regenbogen
Stolz sich wölbt durch Wettergrauen,
Strahlt aus ihm herab das große,
Schöne, ew'ge Wort: Vertrauen!

Drum wohl darfst du stolz und freudig,
Austria, dein Haupt erheben,
Durch der fernsten Zeiten Nebel
Wird dein Schild noch glänzend schweben!
Viel hat dich der Herr gesegnet,
Doch du darfst auch rühmend sagen,
Daß bei dir die edlen Keime
Reich und herrlich Frucht getragen! —

Also klang jüngst meine Hymne.
Sonst, wenn Dichter Hymnen singen,
Glänzt ihr Aug' wie Sonnenjubel,
Jauchzt ihr Herz wie Harfenklingen;
Doch, wie mocht' es denn geschehen,
Daß ich mußte bei der meinen
So aus tiefstem vollstem Herzen
Viel der bittren Thränen weinen?

Aus:

Schutt.

Der Thurm am Strande.

Bruchstücke.

„Ich war bescheidener Sonettendichter,
Im Qualm Venedigs zündend Himmelslichter,
Gebundne Rede meisternd wohlbedächtig,
Gebundner Hände jetzo minder mächtig.

Da lieg' ich nun gleich einem schlechten Verse,
Verrenkt, gezwängt, vom Wirbel bis zur Ferse,
Die Ketten klappernd wie unreine Reime,
In übler Form verwischt die schönsten Keime!

Vor'm Thor San Marco's hielt ich Siesta gerne,
Betrachtend irdische und Himmelssterne;
Einst ungefähr, vertieft ganz in ihr Blitzen,
Blieb einer Prozession im Weg ich sitzen.

Einst in Fenice's höchstem Logenrange
Sah ich ein schönes Kind mit heitrer Wange;
Ich flog empor, — da saß der alte Doge
In einem Winkel, ach, derselben Loge!

Zum Unglück reimt' ich einmal auf: Tyrannen
In einem Klinggedicht das Wort: von dannen!
Ein andermal fiel mir auf: Senatoren
Kein andrer Reim just ein als: Midasohren!

Die Reime, traun, sind reine, regeltreue,
Ich brauchte gleich sie wieder ohne Reue;
Doch meinten drauf die Herrn, auf mein Sonette
Gäb's keinen bessern Reim mehr als die: Kette!"

„Ich zog aus meinem Strohbett eine Aehre
Und hielt sie lang vor's Aug' in meinen Händen;
Als ob in ihr ein stiller Zauber wäre,
Konnt' ich die Blicke nimmer von ihr wenden.

Ein Feld voll Garben stieg vor meinen Blicken!
Ha, wie sie flüsternd durch einander gaukeln,
Geschäftig mit den goldnen Häuptern nicken,
Und weithin ihres Meeres Wogen schaukeln!

Von blanken Sicheln, durch die Schwaden ringend,
Ist, Silberkähnen gleich, dies Meer befahren,
Und Schnittermädchen, aus den Wogen springend,
Es sind der Meeresgöttin Dienerschaaren.

Und blanke Dörfer rings und grüne Hügel,
Darüberhin der ew'ge Himmel blauend,
Und Lerchen drin, von Morgenroth die Flügel
Und von Gesang die Kehlen überthauend!

Die Wälder säuseln und die Quellen klingen,
Dort um die Linde tönt's von Flöt' und Geigen,
Daß Bursch und Dirne sich im Reigen schwingen,
Und selbst die Blüthen tanzen von den Zweigen!

Die Garben ruh'n den Jungfrau'n nun zu Füßen,
Und auf den Garben farb'ge Kränze liegen;
Ich fasse einen, um in eines süßen,
Geliebten Hauptes Locken ihn zu schmiegen: —

Da rasselt mir am Arm die Kett' entgegen,
Der Hand, der bebenden, entsinkt die Aehre! —
Du dürrer Halm, wie hätt' ich's denken mögen,
Daß ich durch dich noch einst so elend wäre!"

„Sie haben aus der Erde mich gestoßen,
Und nur ein Stücklein Himmels mir gelassen,
So viel vom Kerkerfensterlein umschlossen
In seinen Eisenrahmen wollte passen!

Des Menschen Blick und Wort darf mich nicht laben,
Ich seh' Ein Antlitz nur auf weiter Erde,
Das deine, Graukopf, fütternd deine Raben,
Daß ihre Kette nicht zu locker werde!

Die Zeit hab' ich begraben und vergessen,
Ich zähle nicht der Knechtschaft bange Stunden!
Nur reinen Waizen mag der Landmann messen,
Doch nicht das Unkraut, das er drin gefunden!

Ich weiß nicht, wann es Lenz! Ich darf nicht sehen
Die Rosen glühen und die Blüthen blinken,
Die grüne Wies' in duft'gen Halmen stehen,
Und in den Schooß ihr goldne Früchte sinken.

Ich seh' den Herbst nicht an den Bäumen rütteln,
Ach, wie mich welke Blätter selbst erfreuten!
Ich seh' ihn nicht das Laub der Wälder schütteln
Als Sand in's Stundenglas der Jahreszeiten!

Ich sah die Zeit, den rüst'gen Falken, steuern
Einst hoch ob mir, mit klingendem Gefieder!
Doch mit durchschoss'nem Flügel, matt und bleiern,
Sank er vor meines Kerkers Pforten nieder."

Eine Fensterscheibe.
Bruchstück.

Der ew'ge Mond im Dom der Nächte schimmert,
Die ew'ge Lamp' im Klosterkirchlein flimmert;
Horch Mitternacht! Von den zwölf Schlägen gellen
Der Mönche Särge, wie einst ihre Zellen!

Und wie zur Hora einst, entsteigt den Bahren
Ein dunkles Heer in schleppenden Talaren,
Voran die Kirchenfahne mit dem Kranze
Und ein gewaltig Kreuz auf hoher Lanze.

In langem Zug, gesenkten Auges, schweigend,
Langsam und feierlich zum Chore steigend,
Jetzt braust ihr Lied und Orgelklang gewittert,
Daß Wand und Pfeiler bebt und Kuppel splittert:

„Weh! Was wir bauten, ist in Schutt geschmettert!
Weh! Was wir säten, hat der Sturm entblättert!
Das Loos all unsres Lebens und Gebetes
Der Mensch zertritt es und der Wind verweht es!"

Dort unten wandeln zwei verblichne Meister!
Das sind des Bildners und des Malers, Geister,
Jetzt vor zerfallnen Marmorbildern stehend,
Jetzt manch entfärbtes Altarblatt besehend:

„Weh dir, o Zeit! Verstümmelt wie ein wilder,
Muthwill'ger Bube hast du unsre Bilder!
Weh euch, o Staub und Moose! Euer Weben,
Das Bahrtuch ist's von unsres Geistes Leben!"

Und wieder trat aus einem schlichten Grabe
Ein Mann mit Zirkel, Winkelmaß und Stabe;
Er setzte sich auf morsche Quadernstücke,
Arkad' und Kuppel maßen seine Blicke:

„Weh! Stolzer Säulen Zier liegt rings gebrochen!
Mir ist's, als wären's meine eignen Knochen!
Wer untergeht im Werk all seines Lebens,
Der stirbt wohl zwiefach, ach, und lebt' vergebens!" —

Indeß stand lächelnd mitten unter ihnen
Der helle Mond und sprach mit heitren Mienen:
„Ich wall' als Geist der Sonn' in dieser Stunde
Und so spricht sie zu euch aus meinem Munde:

Ich wandle meine Bahn seit Jahr und Jahren,
Wer hat des Leides mehr als ich erfahren?
Was nennt ihr eures Lebens Preis vergebens?
O seht den schnöden Preis all meines Lebens!

Ich bin das Licht! — Die Welt liegt noch in Nächten!
Ich bin die Freiheit! — Sie ist voll von Knechten!
Ich bin die Liebe! — Sie ist hassestrunken!
Ich bin die Wahrheit! — Sie in Trug versunken!" —

Und wie er's sprach, war's als ob flüchtig walle
Ein leis Gewölk vor seinem hellen Balle,
Wie um ein schönes Antlitz Gramgedanken!
Die Geister aber in die Nacht versanken. —

Der ew'ge Mond durch's Kirchenfenster schimmert,
Die ew'ge Lampe matt und matter flimmert;
Die Leichenstein' im fahlen Zwielicht ragen,
Im Osten graut's; mich dünkt, es will bald tagen.

Cincinnatus.

Bruchstücke.

Dort im zweitausendjähr'gen Schilderhause
Vor'm Thor Pompeji's lehnt ein morsch Gerippe;
Den Speer hält noch die Knochenfaust! — Welch grause,
Mißlungne Posse auf des Todes Lippe!

In der Livrei bourbon'scher Liljen schreitet
Dabei ein neuer Wächter auf und nieder;
Des Römers Sanduhr, den er ablöst, gleitet
Auch ihm, und mißt des trägen Tages Glieder.

Und zu dem knöchernen Kam'raden spricht er:
„Ob sie dich All' auch Bild der Treue nennen,
Ich kann in dir, du Armer, den Berichter
Von tausendjähr'gem Narrenthum nur kennen!

„Ei, meintest du die Vaterstadt zu schirmen?
Die Katapulte des Vesuvs zu hemmen?
Die Gluthgeschwader, die, den Wall zu stürmen,
Er niederbrausen ließ, zurück zu dämmen?

„Auch ich bin einst in Waffen schon gestanden,
Der Freiheit Banner rauschte auf mich nieder!
Durch der Abruzzen grüne Thale wanden
Wie weiße Mauern sich der Deutschen Glieder.

„Als Wall des Vaterlands den Kugeln allen
Wollt' ich die freie Brust entgegen tragen;
Ei, hätte nur in nahen Waldeshallen
Nicht eine Nachtigall so schön geschlagen!

In ihre Reih'n, hoch in der Faust den Degen,
Wär' ich gestürzt, von Todesmuth entglühet,
Ei, hätte nur hart neben meinen Wegen
Nicht eine Rose gar so schön geblühet!

„Die Trommeln wirbeln und die Fahnen wehen;
Ja, herrlich ist's im Feld des Ruhms zu sinken!
Ei, hätt' ich nur die Traube nicht gesehen
So schön und voll an grüner Hecke winken!

„Das Leben ist das Schönste doch im Leben!
Drum rett' ich dir, Italia, das meine!
Und sieh, auch dankbar sind die lieben Reben,
Die Nachtigallen und die Rosenhaine!"

Er sprach's; doch hält den Speer noch ohne Wanken
Der tausendjähr'ge Wächter ihm entgegen! —
So ein Geripp' mag eigene Gedanken
Von Reben, Rosen, Nachtigallen hegen.

Im Saalgewölb' des Urwalds ruh'n im Kreis
Viel kräft'ge Männer, manch ein ernster Greis,
Der Weißen Abgesandte friedlich bei
Indianern, Waldessöhnen stark und frei.

Die Friedenspfeife kreist nach altem Brauch,
Der Männer Friedenswort umhüllt ihr Rauch,
Wie über Frühlings schönstem Rosenbeet
In stillem Flug ein Morgenwölkchen steht.

Zum Bund des Friedens sind sie hier vereint!
Schon rann genug des Blutes ja, schon scheint
Belegt des grünen Saales Boden fast
Mit rothen Prunktapeten von Damast!

Ein Häuptling sprach: „Nach Vätersitte macht
Aus Erd' und Laub das Grab dem Beil der Schlacht,
Das manchen unsrer weißen Brüder traf!
Drin schlaf' es, ungeweckt, nun ew'gen Schlaf!"

Ein Andrer drauf: „Das Laub verträgt der Wind,
Die Erd' aufwühlt des Waldes Thier geschwind!
Drum soll des Kampfes Beil geborgen seyn,
Grabt's unter Wurzeln einer Zeder ein!"

Ein Andrer drauf: „An Wurzeln nagt der Wurm,
Zu Boden schleudert Zedern selbst der Sturm!
Drum, soll zu Tag des Unheils Beil nicht mehr,
Wälzt jenen Berg als Grabstein drüberher!“

Ein Andrer drauf: „Sogar des Berges Bauch
Durchwühlt der Schacht des weißen Bergmanns auch!
Drum, soll fortan es ew'ger Friede seyn,
Senkt in den Strom des Hasses Beil hinein!“

Ein Andrer drauf: „Aus tiefster Stromesnacht
Wird's von des Fischers Netz zu Tag gebracht!
Drum, daß es weltverheerend nie ersteh',
Senkt's mitten in des Weltmeers großen See!“

Ein Greis darauf: „Dies Beil von Holz und Erz,
O laßt's am Tag! Doch greift in euer Herz!
Drin liegt das Schlachtbeil, das vielleicht schon jetzt
Von euch manch Einer frisch zum Kampfe wetzt!

Das Herz ist tiefer als Gebirg und See'n,
Und doch wird draus das Beil zu Tag erstehn,
Bis eine Handvoll Erd', einst drauf gestreut,
Es besser birgt als Meer und Berge heut!“ —

So sprachen sie, indeß im Waldesraum
Still über ihren Häuptern jeder Baum
In rauhen, braunen Armen, windumspielt,
Den grünen Zweig des ew'gen Friedens hielt.

Aus:

Nibelungen im Frack.

Der Herzog meint die Harmonie zu finden.

Ein Tag ist's voll Verhängniß, Sonnaufgang rothentbrannt,
Der Weichselzopf in Polen, die Pest im Türkenland,
In allerlei Gestalten zerweht die Wolkenränder,
Kometen, nicht am Himmel, berechnet doch im Hofkalender.

Der Herzog mit dem Kanzler durch Wies' und Feld lustwallte,
Horch, aus dem hohen Grase ein Schrei, ein Wimmern schallte:
‚O weh, im Urwaldsdickicht hab' ich mich ganz verloren!
Ach Stamm an Stamm ohn' Ende! Weh mir, zum Bärenfraß erkoren!

‚Daß ich sie nie gesehen, daß nie geliebt ich hätte!
O daß ich nie verlassen der Jugend sichre Stätte!‘
Aufhorcht gespannt der Herzog, der Kanzler spricht: „Ich mein',
Es wird nach Tagesmode ein malkontenter Laubfrosch seyn!“

Der Herzog sucht im Grase; da sitzt auf einem Stein
Ein Männlein, bärtig, runzlig, doch wie ein Kind so klein,
Nach Zollen nur zu messen, das weint gar bitterlich;
Aufhebt den Zwerg der Herzog: „Wer bist du, und von wannen? sprich!“

‚Ich war an Peters Hofe, des Zaaren, wohlgelitten,*)
Es stand mein festes Schlößlein auf seiner Tafel mitten;
Sie nannten es Pastete. Wie jubelten sie Alle,
Als ich, Goldfahnen schwingend, in ganzer Rüstung sprang vom Walle!

‚Einst mir genüber glommen die Augen einer Dame,
Nicht Augen! Lichtgestirne, Gluthsonnen sei ihr Name!
Verzückt stand ich, gezogen zu ihr von jeder Fiber,
Doch, ach, ein See lag zwischen, See Suppenteller! Wie hinüber?

‚Das sah und sprach Zaar Peter: Bist du so liebesschmächtig,
Will dir ein Bräutlein geben, ein Fest dir halten prächtig!
Da wies ein klein Zwergdirnlein er mir, dem schönsten Manne!
Die niedre Krüppelbirke anstatt der höchsten, schlanksten Tanne!

‚Nur Zwerge die Hochzeitgäste, großköpfige, höckrige Kerle!
Und Zwerge die Musikanten, breitmäulige dürre Schmerle!
Truchseß und Festmarschälle Zwergkrabben ungestalte!
Nur häßlich Zwerggesindel, damit der Schönste Hochzeit halte!

‚Nun liebt, tanzt, musiziret nach dem Kommandostabe!
Doch ich, die freie Seele, ich lief davon im Trabe;
Hui, dem Kosakenpferde flink an den Schweif mich hängt' ich,
Wie der Komet durch die Räume, durch Feld und Steppen sausend sprengt' ich.

‚So wandr' ich fort, ein Opfer der Lieb' und Tyrannei,
So kam ich her todmüde und steh' zu Dienst Euch frei.‘
Der Kanzler steckt mitleidig den Kleinen in den Sack,
Der Herzog Moriz Wilhelm vor Freudenunmaß fast erschrack.

„O Seligkeit, nun hab' ich den Zwerg, den also kleinen,
Der leicht die Violine als Baß streicht zwischen den Beinen!“
Er spricht es, wie von einer Lichtglorie umfangen;
Es war von seinem Glücksmond das erste Viertel eingegangen.

Sie wandern fröhlich weiter. Der Herzog plötzlich spricht:
„Mich dünkt, am Gotthartsteiche den Thurm dort sah ich noch nicht!“
„„Es thut mir, Serenissi'me, zu widersprechen leid,
Kein Thurm ist's, nur Windmühle! die Flügel rührt's ja beiderseit!““

---

*) Peter der Große und König Friedrich I. waren Zeitgenossen des Herzogs Moriz Wilhelm von Sachsen-Merseburg. Die von Ersterem 1710 zu Petersburg veranstaltete Zwergenhochzeit ist nicht minder bekannt, als des Letzteren Vorliebe für seine Potsdamer Riesengarde.

„Sei's Windmühl oder Kirchthurm, Entsetzen ist's zu sehn!
Denn seht, es regt sich, schreitet, auf uns scheint's los zu gehn!"
Und immer näher wallt es, hat Arme, Beine, Kopf,
Und steht vor ihnen endlich, ein Goliath mit steifem Zopf.

Nach Ellen ist's zu messen vom Scheitel bis zur Ferse,
Langbeinig, wie hier im Liede die Nibelungenverse;
Sein Athem dröhnt, als blähten der Orgel Bälge sich.
Der Herzog ruft fast zitternd: „Wer bist du und von wannen? sprich!"

„„Oh! kennt Ihr nicht den Jonas vom Regiment der Langen?
Ich komm' auf Meilenstiefeln von Potsdam hergegangen,
Vom König, der den Riesen in Lieb' und Huld geneigt,
Nur nicht dem einen jungen, dem Riesen, den er selbst gezeugt.

„„Wie Finkler im Gehege, wie auf der Beize Sperber,
So locken Diplomaten, so packen uns die Werber;
Wie Schlingen junge Füllen, so fangen uns Verträge,
Daß nur der Tritt von Riesen den Staub am Haveldamm errege!

„„Wozu dies Trommeln, Blitzen, dies Rasseln, Wallen, Dröhnen?
Will er August entsetzen und Stanislaus dann krönen?
Nein, er zerbrach das Zepter dem Weichling Staatsperücke
Und hob zu Thron und Ehren den Helden Steifzopf im Genicke!

„„Schön war's zu sehn im Marsche die blauen Reih'n der Riesen,
Als kämen die blauen Berge herabgewallt die Wiesen;
Schön war's, wie festgemauert die Fronte goldner Mützen,
Als ragte eine Zeile Leuchtthürme mit den feurigen Spitzen.

„„Der Glanz hat seine Schatten. Seltsam hat sich's begeben,
Der König kam uns mustern, als ich im Schenkhaus eben;
Zufall, daß ich bisweilen kein musikalisch Ohr,
Und mich der Trommel Wecker umsonst vom Schlafe rief empor.

„„Heißt's Unstern nicht, daß grade des Königs Blick sich wählte
Zur Rast das einz'ge Knopfloch, an dem der Knopf mir fehlte?
Da hat es sich getroffen, — o schwärzester Schicksalsbock! —
Daß eben mich getroffen von Rohr der königliche Stock.

„„Der stand nicht im Kontrakte! Da macht' ich mich von dannen,
Und steh' Euch hier zu Dienste, ein Opfer des Tyrannen.""
Den Stift schon nimmt der Kanzler, den Steckbrief aufzusetzen,
Der Herzog Moriz Wilhelm doch ruft in freudigem Entsetzen:

„Nun hab' ich auch den Riesen, — o Anblick, Götter zu laben! —
Der Kontrabaß als kleine Armgeige kann handhaben!"
Ohnmächtig all der Wonne sinkt er mit bleichen Wangen,
Es war von seinem Glücksmond das letzte Viertel eingegangen.

Der Riese lädt auf den Rücken den Herzog huckepack,
Der Kanzler wallt daneben, das Zwerglein in dem Sack,
Wie Baß- und Violaträger zur Stadt heimwandeln sie,
Selbst tragend und getragen, ein schönes Bild der Harmonie.

Aus:

Pfaff vom Kahlenberg.

Die Fürstenburg.

„Laß, Pfaffe, sehn, wie du gebaut,
Mit Kunst vollführt, was dir vertraut,
Neu ausgeschmückt Gemach und Hallen,
Fürstlichem Sinne zu gefallen!“
Herr Otto an Frau Elsbeths Seite
Schritt durch des Fürstenschlosses Thor,
Die neubehauenen Stufen empor;
Wigand, der Pfaff, gab das Geleite.
Schön hat ein Meister aus Byzanz
Den Bau geführt; es wohnt sich traut,
Wo Ostens Kunst das Haus gebaut;
Der Südensonne tiefern Glanz,
Den Würzhauch fast, den Dämmerschein
Weiß sie zu gießen in den Stein;
Bis in die Quader tief im Grunde
Haucht sie die heitre Lebenskunde
Und rankt sie auf durch Wand und Dach.
Durch Haine luftiger Arkaden
Hinschritten sie zum Frauengaden.
Ein ganzer Thurm ward zum Gemach,
Da schimmert kostbar Fraungeräth,
Venedigerspiegel, bunte Schreine,
Spinnräder auch von Elfenbeine,
Sammtstühle kunstreich ausgenäht.
Der Fuß zagt auf dem Teppich bunt,
Der Estrich ward zum Blumengrund.
Im Eck die goldne Harfe steht,
Die Vöglein schlummern noch in den Saiten,
Die einst um jene Blumen gleiten.
Ob auch kein Schmuck, kein Prunkstück fehle,
Ein Fraungemach empfängt doch nur
Die Schönheit von der Frauenseele,
Liebreiz durch ihres Wirkens Spur.

Drei Fenster gießen in den Saal
Den Morgen-, Mittag-, Abendstrahl.
Zum ersten führt die Herzogin
Der Pfaff Wigand: „Spinnt Euer Sinn
Der Liebe selige Phantasie:
O holde Frau, dann sitzet hie,
Den Blick auf's Gärtlein Euch zu Füßen,
Es wird das Träumen Euch versüßen.
Prachtblumen sprühn in Farbenwogen
Von Südlands heißer Sonn' erzogen;
Ein Wandrer, der zu Ostens Pfaden
Das Kreuz einst trug nach Pilgerbrauch,
Hat süße Rückfracht dort geladen
Von Jericho den Rosenstrauch.
Springbrunnen steigen, Blüthen schauern,
Sangvögel schlagen in goldnen Bauern;
Aus Einsamkeit der Schatten quillt
Entgegen Euch ein geliebtes Bild,
Ein Märchen selbst! Ihr wißt es kaum,
Träumt Ihr das Leben, lebt Ihr den Traum?“
Zum zweiten Fenster führt er sie:
„Will mahnend Euch zu Herzen beben
Ernst und Beruf vom Fürstenleben,
Frau Herzogin, dann sitzet hie,
Die Aussicht auf dies schöne Land
Von duftigen Bergen blau umspannt,
Vom mächtigen Silberstrom verschönt,
Von Städten und Burgen blank bekrönt.
Befragt das Land, das feiernd schweigt:
Brauchst du zur Fürsprach meinen Mund?
Befragt den Rauch, der einsam steigt:
Wohnt dort vielleicht ein Herz, das wund?“
Zum dritten Fenster führt er sie:

„Wenn Euch des Lebens Leid und Gram,
Trostloser Schmerz Euch überkam,
Christliche Fürstin, sitzet hie.“
Vor ihrem Blick das Münster steht
Und weist, ein schweigender Prophet,
Mit straff emporgereckter Hand
Hinauf in's dunkle Sternenland.

Ein deutscher Meister war's vom Rhein,
Der christlichen Sinn hier formt' in Stein.
In Tempelhallen fühlst du beben
Der Völker tiefstes Seelenleben.
In stolzen Säulen rafft' empor
Vom Erdengrund sich der Hellene;
Doch ob er kalt zurück sich sehne,
An's Ziel den Glauben bald verlor,
Rasch brach er ab, zog zwischen sich
Und jene Höhen einen Strich,
Sein Quergebälk, um sich hienieden
Ganz abzuschließen in heitrem Frieden,
Umsäumend mit engem Säulenraum
Den vollsten, reichsten Göttertraum.
Der Römer wirft den runden Bogen
Empor in anmuthvollem Schwung,
Doch mälig scheint's zur Niederung
Hat irdische Wucht ihn rückgezogen;
Hier stieg er, daß auf jener Seite
Er dann in Anmuth niedergleite.
Den Himmel stürmt in tapfrer Hast
Der deutsche Christ, der beide Theile
Des spitzen Bogens zusammenfaßt
Und aufwärts schießt gleich einem Pfeile.
Das Münster mit dem steilen Dach
Dringt in den Himmel allgemach
Gleich eingetriebnem mächtigen Keile;
Und wie er auch den Ernst des Ganzen
Mit Ast= und Blumenschmuck umrändert,
Die Giebel sind erhobne Lanzen,
Wenn auch bekränzt und reich bebändert.
Doch deutsche Kunst ist's, die's vollbringt,
Daß Anmuth der Gewalt nicht fehle;
Der Thurm von Stein scheint eine Seele,
Die christlich fromm nach aufwärts ringt.
Mühvoll aus rauhen Erdenmassen
Hebt sich die gottgeweihte Quader;
Jetzt strömt ihr Leben in die Ader,
Beginnt in Formen sich zu fassen.
In rohen Stämmen klimmt's zum Licht,
In Stufen nur mit steiler Wendung,
Bis zwischendurch ein Strahl jetzt bricht,
Das Leuchten künftiger Vollendung;
Und freier, kühner wird das Klettern
Und schießt in Zweigen, quillt in Blättern,
Durchbrochnes Laub mit zarten Rippen
Will Morgenthau im Aether nippen,
In Fluthen strömt der Tag darein,
Verklärt, vergeistigt wird der Stein
Und treibt so luftig leichte Ranken,
Dir bangt, daß sie im Winde schwanken.
Jetzt faßt zusammen sich's zum Kerne,
Zur Rose wird der Giebelstein
Und mündet all sein irdisch Seyn
Verduftend in die ewigen Sterne.

Kannst du den Blick vom Ganzen lenken
Und in die Einzelntheile senken,
Hart an der Seele Himmelspfaden
Läßt sich der Künstlerschalk belauschen;
Du siehst empor am Baum der Gnaden
Manch irdisch Ungeziefer rauschen,
In Steingezweigen versteinte Schlangen,
Eidechsen gar und Kröten hangen,
Als mahn' es, wie noch Irdisches klebe
An Allem, was da aufwärts strebe.
Da scheint in Stämmen und in Mauern
Unthier und Mißgestalt zu lauern,
Am Säulenschaft sich Drachen ringeln,
Um's Kapital Basilisken züngeln.
Dort liest ein Affe im Breviere,
Hier trägt ein Wehrwolf Bischofszeichen,
In Nonnenschleiern Kätzlein schleichen,
Mit Kron' und Zepter reißende Thiere;
Satan als Wirth die Kannen füllend,
Ein lüstern Meerweib reizenthüllend.
So klimmen zwischen Himmelsranken
Gar weltlich sündige Gedanken,
Die Künstlerlaune, in Stein geschmiegt
Und scharfgemeißelt, festgemauert,
Steinmetzenwitz, der Zentner wiegt
Und das Jahrtausend überdauert! —
Willst du um's Beiwerk naschend schwirren,
Wirst dich im Labyrinth verirren;

Doch kann dein Blick das Ganze fassen,
Dann stört dich selbst das Zerrbild nie,
Denn, schmelzend, in die Harmonie
Verschwindet's der granitnen Massen,
Und unabwendbar mußt du lauschen
Des Gottesbaumes seligem Rauschen.

Den Herzog führt des Pfaffen Hand
Zum Fürstensaale hoch und klar,
Umfahn von schlanker Säulenschaar,
Von leichter Wölbung überspannt;
Der Boden gleißt wie Spiegel rein,
Die Scheiben sprühn in buntem Schein,
Standbilder stehn in schmucken Nischen
Sinnreich vom Meißel ausgeprägt,
Indeß die glatte Wand dazwischen
Manch farbenreich Gemälde trägt.
Des Fürsten Auge drüber gleitet:
„Laß sehn, Herr Pfaff, wie du geleitet
Die Künstlerhand in Farb' und Stein!
Hier stärkt mich wohl in farbigen Schildern
Fürstlicher Tugend Widerschein,
Hier grüßen mich in Marmorbildern
Rudolf und Habsburgs Ahnenreihn?"
Wigand der Pfaffe lächelnd spricht:
„Rudolf, der werthe Mann, ist's nicht,
Doch manch ein Andrer mag Euch mahnen
An Kampf und Zeiten jener Ahnen.
Hier die Gestalt im mönchischen Rock,
Ein tüchtig Stück von Marmorblock,
Ist Berchthold, Abbas von Sankt Gallen,
Der ältste Habsburgsfeind von allen.
Ein andrer winkt Euch nebenan,
Mit Stab und Inful angethan,
Der Bischof Basels, noch den Spott,
Durch Rudolfs Kaiserwahl entpreßt,
Auf seinem Mund: ‚Nun Herre Gott,
Nimm dich zusamm' und sitze fest!'
Dort ragt, vom Königsmantel umwallt,
Mit Kron' und Schwert die Heldengestalt
Des großen Ottokar. Nicht immer
Ist, wer erlag, der kleinre Held;
Die Axt wird darum größer nimmer
Als jener Baum, weil sie ihn fällt.
Adolf von Nassau, seht, ist dieß;
Wohl doppelt zierlich, doppelt reich
Schnitt diese Krone der Meißelstreich,
Die einen Habsburg nicht schlafen ließ!
Unsern drei Bauern mit Schweizermützen,
Sich mit der Linken fest umschlingend,
Die Rechte hoch zum Eidschwur ringend,
Ein Alpenberg mit dreien Spitzen,
Der Schweizerfelsen im Gewitter,
Dran Habsburgs Schwert sich stieß in Splitter!
Dort droht im Stein die Seelenherbe
Johanns, des finsteren Nepoten;
Der Meuchler fordert vom Despoten
Noch hier sein vorenthaltnes Erbe,
Und durch die lichten Freudenhallen
Fühlt Ihr des dunklen Schattens Wallen.
Ein sanftes Bild: den Arm Euch streckt
Ludwig der Baier jetzt entgegen,
Der erst das Schlachtschwert eingesteckt,
Ergreifend einen bessern Degen,
Die Freundeshand, die ihn bewehre
Zu Schutz und Trutz, zu Sieg und Ehre!"

Zu Wigand spricht der Fürst verdrossen
„Was ludest du, mein Aug' zu quälen
Nur Habsburgs Feinde meinen Sälen
Und gabst mir Haß zum Hausgenossen?"

Nicht bleibt Wigand zur Antwort träge:
„O geh' dem Haß nicht aus dem Wege!
Er müht sich sorglicher um Dich
Mit schärferm Auge selbst, als Liebe
Was ewig unbemerkt ihr bliebe,
Er bringt's zu Tage sicherlich;
Er duldet an Dir keine Makel.
Horch auf sein Wort; vom Feindesmund
Erlausche dir des Hasses Grund!
So leuchte Dir die grelle Fackel,
Auf daß Erkenntniß Deiner Fehle
Dich zur Vollendung männlich stähle;
Denn Haß ist wie der Zahn der Feile
Die von Dir streift die rauhen Theile,
Wie Demantstaub, durch dessen Schärfe
Der Demant helleres Feuer werfe.
Ehrst Du den Feind, der ehrenwerth,
Du lähmst in seiner Hand das Schwert;
Am großen Feind Dein Auge weide,
Dein Maß sollst Du an seines rücken:

Er wird sich Dir zu Lieb' nicht bücken,
Du mußt Dich strecken ihm zu Leide!
Ich lud Euch Feinde in die Hallen,
Auf daß Ihr doppelt glücklich seid,
So Ihr in ruhiger Freudigkeit
Vermögt durch ihre Reih'n zu wallen."

Verlassend jetzt die Marmorbilder
Erklärt Wigand die farbigen Schilder:
„Hier hebt der Tugendspiegel an,
Fürstlichen Ehren aufgethan!
Das erste Bild: im Hintergrund
Ein Bettlein weiß wie Flaum der Taube;
Wohl als vergess'ne Schlummerhaube
Liegt auf dem Kissen ein Krönlein rund.
Im Vordergrund ein Römerweib,
Lukrezia, den Dolch im Leib;
Der Gatte weint, der Vater flucht, —
Benennt's: Fürstliche Ehrenzucht.
Im zweiten Bild ein fröhlich Leben!
Zu Weingelag und Würfelspielen,
Das trunkne Haupt bekränzt mit Reben,
Buhldirnen, Gauklervolk beisammen,
Umlagernd einer Bühne Dielen.
Nero schlägt seine Laute munter, —
Rückwärts brennt Rom in rothen Flammen;
Fürstlicher Minnesang steht drunter.
Hier sitzt beim Lampenlicht ein Weiser,
Von mächtigen Büchern rings umreiht,
Es baut Justinian, der Kaiser,
Des Rechts Grundfesten aller Zeit;
Doch steht als Themis mit der Binde
Daneben Belisar der Blinde;
Die Inschrift heißt: Gerechtigkeit.
Nun kommt ein Doppelbild. Das eine
Zeigt Jagdgebraus durch Waldesreiser,
Zur Wette läuft Basil der Kaiser,
So scheint's, mit einem wilden Schweine;
Ein Mann springt rettend zwischen sie,
Den Keuler spießt sein Schwert am Knie.
Im zweiten hält Gericht Basil;
Desselben Mannes Haupt verfiel
Dem Beil des Henkers, der es mäht,
Weil Jener vor der Majestät
Damals entblößt die Waffe blank;
Die Inschrift lautet: Fürstendank.
Im nächsten Bild nur vor Euch steht
Ein Ochse, der durch's Feuer geht,
Ein ehern Kunstwerk, das man nennt
Nach Phalaris von Agrigent;
Thier ist's zugleich Wohnhaus für Fremde,
Auch fester Käfig, warmes Hemde
Und musikalisch Instrument.
Doch könnt das Vöglein Ihr im Bauer
Nicht sehn, Perillus den Erbauer,
Drum scheint das Bild fast mangelhaft;
Darunter steht: Kunstgönnerschaft.
Dies Bild" — — doch Wigand plötzlich schweigt;
Vor Otto's Aug' ein Schlachtbild steigt:
Siegreich die Leuen Böhmens wallen,
In wilder Flucht die Feinde rennen,
Ihr Führer weitvoraus vor allen!
Die eigne Flucht muß er erkennen,
Das eigne Bild aus früh'rer Zeit, —
Darunter liest er: Tapferkeit.

Da zürnt der Fürst: „Statt daß mich stähle
Der Anblick heitrer Tugendbilder,
Durch's Aug' mir schneiden in die Seele
Nur fremde Sünden, eigne Fehle!"

Der Pfaffe drauf erwiedert milder:
„Wer sich umbaut mit Tugend ganz,
Ist wohl zumeist von Tugend ferne,
Vom Strahl geblendet hält er gerne
Das fremde Licht für eignen Glanz.
Es ist ein weichlich feig Gebaren,
Nur stille Frommheit um sich schaaren;
Sieh tapfer in des Lasters Auge,
Daß Muth Dein Herz zum Kampfe sauge!
Im Fraungemach stehn Spiegel zart,
Daß Schönheit drin ihr Abbild habe
Und sich am eignen Zauber labe;
Auch Spiegel, doch verkehrter Art,
Sind hier die Bilder, seltsam, eigen,
Die Mannesschönheit scharf zu zeigen;
Blickst Du hinein, dann soll Dich's laben,
Wenn sie Dir nicht Dein Abbild gaben.
Das Sündendunkel wird nur heben,
Verklären schönren Daseyns Kern;
Du pflanze mit dem eignen Leben
In's Nachtgewölk' den hellen Stern!"

Drittes Buch.

II. Lenau und die Dichter der neuesten Zeit.

Maß und Maß nur macht den Dichter;
Grundstein zwar ist der Gehalt,
Doch der Schlußstein die Gestalt.

Gebet ihr aus euren Schachten
Edelsteine mir und Gold:
Wenn ihr's roh mir geben wollt,
Werd' ich's nur als Stoff betrachten.
Gebt's in Form, so werd' ich's achten;
Denn das muß ich gelten lassen,
Was ich nicht kann besser machen.

Fr. Rückert.

Willst du dichten, — sammle dich,
Sammle dich wie zum Gebete,
Daß dein Geist andächtiglich
Vor das Bild der Schönheit trete;
Daß du seine Züge klar,
Seine Fülle tief erschauest,
Und es dann getreu und wahr
Wie in reinen Marmor hauest.

Willst du lesen ein Gedicht —
Sammle dich wie zum Gebete,
Daß vor deine Seele licht
Das Gebild des Dichters trete;
Daß durch seine Form hinan
Du den Blick dir aufwärts bahnest
Und, wie's Dichteraugen sahn,
Selbst der Schönheit Urbild ahnest.

Adolf Stöber.

Nikolaus Niembsch Edler von Strehlenau,

genannt Nikolaus Lenau, der letzte Sprosse eines alten Adelsgeschlechtes, wurde am 13. August 1802 im Dorfe Csatád im Banat, unweit Temeswar geboren. Sein Vater war daselbst Beamter der königl. Kameralherrschaft, starb aber schon mit 29 Jahren zu Ofen, während der Großvater, Oberst von Niembsch, ein hohes Alter erreichte. Den ersten und gelehrten Unterricht genoß Lenau zu Ofen und in Tokay, wohin seine Mutter mit ihrem zweiten Gatten, einem Arzt, übergesiedelt war. Von Natur mit wahrhaft bedeutenden Geistesanlagen ausgestattet, von lebhaftem Wissensdrang beseelt, bezog er 1819 die Universität zu Wien, wo er drei Jahre lang Philosophie studirte. Zum Rechtsstudium übergehend verlegte er sich von 1822—23 zunächst auf das ungarische Recht in Preßburg, wo nunmehr auch seine Mutter wohnte, widmete sich von 1823—26 zu Wien, von der liebenden Mutter gefolgt, dem deutschen Rechte und griff dann zur Medizin. Nachdem ihm 1829 der Tod die über Alles geliebte Mutter entrissen und er im folgenden Jahre durch der Großmutter Hingang einiges Vermögen ererbt hatte, verließ er, dessen Nervensystem vom anhaltenden Studiren verstimmt und übermüdet war, 1831 die österreichischen Staaten, ohne ein Fachstudium ganz absolvirt zu haben, und begab sich über Würzburg und Heidelberg nach Schwaben. Außer Justinus Kerner, der auf seine spätere melancholische, ja sogar zuweilen etwas mystische Richtung nicht ohne Einfluß geblieben zu seyn scheint, gehörten Gustav Schwab, die beiden Pfizer und Graf Alexander von Württemberg zu seinem näheren, vertrauten Umgang. Während des Drucks seiner Gedichte beschäftigte ihn lebhaft der Gedanke an die nordamerikanischen Urwälder. Ende Juli 1832 verließ er mit dem Reste seines kleinen Vermögens Europa, kaufte zu Crawford County in Amerika einige hundert Morgen Urwaldes, verpachtete diese an einen mit ihm ausgewanderten Zimmermann aus Württemberg, besuchte im folgenden Frühjahr den Niagara, das Hauptziel seiner Reise, und kehrte dann, unbefriedigt mit dem Lande „voll träumerischem Trug", über New-York nach Europa zurück. Als er bei Bremen die heimatliche Erde wieder betrat, begrüßte den Dichter der Ruhm und die Liebe Deutschlands.

Die nun folgenden Jahre waren ein unaufhörliches Wandern zwischen Wien und Stuttgart, wo er in dem Hause des Hofraths Reinbeck und seiner Familie eine zweite Heimat gefunden hatte. Außer diesem geselligen Mittelpunkt zog ihn auch der Wunsch, seine bei Cotta erschienenen Werke selbst zu korrigiren, immer wieder nach Stuttgart, während ihn andrerseits die Liebe zu seiner in Wien an den Hofbuchhalter und Vorsteher der k. k. Hofbuchhaltung im Münz- und Bergwesen Anton Xaver Schurz verheiratheten Schwester Therese und deren Kinder und ein inniges Freundschaftsverhältniß mit einer geistvollen Frau abhielten, sich in der Hauptstadt Württembergs für beständig anzusiedeln. Im Sommer 1844 lernte

er in Baden-Baden ein achtbares Fräulein aus Frankfurt am Main kennen, und kurze Zeit darauf überraschte die Allgemeine Zeitung mit der Nachricht seiner Verlobung mit dieser Dame. Nun folgten wiederholt rasche Reisen zwischen Wien und Stuttgart zur Ordnung von Vermögensangelegenheiten, welche die ohnedies angegriffene Gesundheit des Dichters, der, Pläne für seine künftige Existenz machend, sich als Dozent der Philosophie in Heidelberg zu habilitiren gedachte, völlig erschöpft haben mögen. Am 29. September erlitt Lenau im Reinbeck'schen Hause einen leichten Schlaganfall; am 11. Oktober zeigten sich zum erstenmal Paroxismus und Tobsucht, und am 20. sprang er mit dem Ruf: „In die Freiheit will ich!" aus seiner Parterrewohnung auf die Straße. Zwei Tage darauf brachte man ihn in die königl. Heilanstalt Winnenthal, in der Nähe von Stuttgart. Hier blieb er dritthalb Jahre, abwechselnd in einem bald Hoffnung erregenden, bald verzweifelten Zustande, bis sein Schwager Schurz, der Verfasser seiner Lebensgeschichte, mit Aufopferung es unternahm, in die Heimat ihn zurückzubringen. Er fuhr mit ihm, in Begleitung eines treuen Wärters desselben, am 13. Mai 1847 von Winnenthal ab, worauf sie am 14. Mittags in Regensburg anlangten. Hier trat eine der furchtbarsten Aufregungen Lenau's ein; gleichwohl wagte es Schurz, Tags darauf die Reise mit ihm fortzusetzen, und glücklich kamen sie am 16. Mai nach Döbling bei Wien. Hier, in der Irrenheilanstalt des Dr. Görgen noch über zwei Jahre dumpf hinlebend, starb er am 22. August 1850 Morgens um 6 Uhr in den Armen seines Schwestermanns und treuen Pflegers, auf dessen theilnehmendem Antlitz sein letzter Blick erlosch. Er ward in dem schönen Gebirgsfriedhof zu Weidling bei Klosterneuburg zur ewigen Ruhe gebracht, einem früher von ihm selbst einmal geäußerten Wunsche gemäß. Seine Schwester Therese kann von den Fenstern ihres nahen Sommerhäuschens auf seine Grabstätte sehen, worauf ihm ein granitener Denkstein mit Namen und erzenem Brustbilde geziert gesetzt ist.

In der Literatur der neueren Zeit behauptet der tiefsinnig-melancholische Lenau, — dessen Lied Anastasius Grün mit dem räthselhaften, nur durch schöne Frühlingsnächte wallenden Falter vergleicht, der einen Todesschädel zum Schilde trägt, sowie mit der Passiflore, die, ein Kreuz umschwankend, in Frühlingssonnen blüht, — einen ersten Rang. Seine Poesie ist durchweg eine innerlich erlebte, wie bei Wenigen. Der vielfache Wechsel äußerer Umgebungen, die eigenthümlichen Phantasieeindrücke aus dem wilden Haideland seiner Heimat, seine Auswanderung nach Amerika, die nur eine momentane Anwandlung seiner Zeitunzufriedenheit war, belebten seine Anschauung mit den verschiedensten Bildern und Farben, und diese geben seinen lyrischen Darstellungen immer eine höchst anziehende Gewandung. Die milde Trauer, die durch Thränen lächelnde Wehmuth, der erhabene Ernst, der heilige Dichterzorn, die auf metaphysischem Grunde gebaute Betrachtung in seinen Liedern müssen als Geschichte seines Seelenlebens gelten. Sie sind unserer ersten Meister würdig; neben ihn sind sehr wenige zu stellen, über ihn unbedingt keiner der jetzigen Poeten. Lebenvolle, geistige Naturanschauung, glänzende Phantasie, ein mächtiginniges, rein menschliches Gefühl, Fülle in Ideen und Ausdruck, Kühnheit, Neuheit und Jugendfrische in den Bildern, durchsichtiger Farbenschmelz, anmuthige Natürlichkeit und jene Sehnsucht, die alle Saiten des Gemüths in Beben versetzt, ohne sie, wie die Byron'sche, zu zerreißen (auch die wildesten Laute aufgeregter Empfindung vermag er sogleich zu einer festen Schönheit und harmonischen Vollendung zu gestalten): dies sind im Allgemeinen die ausgezeichneten Eigenthümlichkeiten dieses Dichtergeistes.

Das leidenschaftliche Gefühl vielfach mit Byron theilend, ist er noch mehr Denker neben seinem Zweifelsdrang, als Byron es jemals war. Der Geist Lenau's war zu bedeutend,

zu stark, um seinem Gefühl für immer die Alleinherrschaft einzuräumen. Wir sehen daher beide Mächte, die Empfindung und das Denken, bei ihm in Konflikt treten, dessen Daseyn in dem religiösen Interesse, von welchem er bald tief ergriffen wurde, in seinem christlichen Weltschmerz klar hervortritt. Im Forschen nach den großen Geheimnissen der Religion, im Suchen nach Freiheit auf dem Gebiete des Glaubens, wir das besonders in „Savonarola" und den „Albigensern" zu Tage tritt, bemächtigte sich seiner jene Todessehnsucht, jener „stille Todesmuth" (der treffendste Ausdruck, den der Dichter selbst für seinen Seelenzustand fand), der zugleich eine wesentliche Seite seiner Individualität, die Melancholie, in sich schließt. Die Ideen der Vergänglichkeit, der Unsterblichkeit, wurden fast ausschließlich das Thema seiner Dichtung, wurden zugleich der Gegenstand seiner Sehnsucht und seines Entsetzens, und beherrschten auch seine Naturanschauung, welche dadurch häufig ein düsteres und krankhaftes Gepräge erhielt. In den großen Bewegungen und Gestalten der Geschichte spiegelten sich ihm die Kämpfe und Leiden unserer Zeit und, in den „Albigensern" sein Herz zu dem der Menschheit erweiternd, kämpfte er alle Kämpfe der Freiheit mit, begrüßte all' ihre Hoffnungen und Siege, und trank endlich aus ihrem Todeskelche die Schmerzen, die ihn überwältigten, seinen Geist umdunkelten. Dieser Dichtungencyklus nebst dem „Savonarola" (mit welchem identificirt er für das reine, ursprüngliche Christenthum lebt und kämpft), gehört, trotz dem Mangel an organischer Einheit, bei vorherrschender Subjektivität auf Kosten der ungetrübten objectiven Weltanschauung, zu den hervorragendsten und großartigsten Erscheinungen unserer Zeit, nicht nur hinsichtlich der Auffassung der Geschichte und in ihr der Keime und Sprossen des zur Entwickelung der freien Menschheit ringenden Geistes, sondern auch des plastischen Effektes der Schilderungen und der glücklichen Wahl derselben zur Versinnlichung der allgemeinen Zustände, welchen die Situation als Moment angehört, so wie hauptsächlich in Anbetracht seiner idealen Tendenz, der idealen Grundtöne, wodurch er sich über den Charakter einseitig moderner Zeitpoesie erhebt. Sein dramatisches Gedicht „Faust", ob auch der Grundidee nach verfehlt und unsicher zwischen epischen und dramatischen Elementen schwankend, ist jedenfalls nach dem Goethe'schen der bedeutendste. Er zeigt eine eben so tiefe als wahre Auffassung der alten Sage. Eine ganz mißrathene Leistung aber ist sein im „Nachlaß" befindlicher „Don Juan", indem der Dichter auf die spiritualistische Seite seines Helden verzichtet und blos einen materialistischen, sinnlichen uns vorgeführt hat. Kraft und Kühnheit des Geistes ist übrigens auch in diesem Torso zu finden, an den der Dichter bei dem unglücklichen Wendepunkt in seinem Leben die überarbeitende und vollendende Hand nicht mehr anlegen konnte.

Das Posthorn.

Still ist schon das ganze Dorf,
Alles schlafen gangen,
Auch die Vöglein im Gezweig,
Die so lieblich sangen.

Dort in seiner Einsamkeit
Kommt der Mond nun wieder,
Und er lächelt still und bleich
Seinen Gruß hernieder;

Nur der Bach, der nimmer ruht,
Hat ihn gleich vernommen,
Lächelt ihm den Gruß zurück,
Flüstert ihm: willkommen!

Mich auch findest du noch wach,
Lieber Mond, wie diesen,
Denn auf immer hat die Ruh'
Mich auch fortgewiesen.

Mich umschlingt kein holder Traum
Mit den Zauberfäden,
Hab' mit meinem Schmerze noch
Manches Wort zu reden. —

Ferne, leise hör' ich dort
Eines Posthorns Klänge,
Plötzlich wird mir um das Herz
Nun noch eins so enge.

Töne, Wandermelodei,
Durch die öden Straßen;
Wie so leicht einander doch
Menschen sich verlassen!

Lustig rollt der Wagen fort
Ueber Stein' und Brücken;
Stand nicht wer an seinem Schlag
Mit verweinten Blicken?

Mag er stehn! die Thräne kann
Nicht die Rosse halten;
Mag der rauhe Geißelschwung
Ihm die Seele spalten!

Schon verhallt des Hornes Klang
Ferne meinem Lauschen,
Und ich höre wieder nur
Hier das Bächlein rauschen.

Ich gedenke bang und schwer
Aller meiner Lieben,
Die in ferner Heimat mir
Sind zurückgeblieben;

Diese schöne Sommernacht
Muß vorübergehen,
Und mein Leben ohne sie
Einsamkeit verwehen.

Mahnend ruft die Mitternacht
Mir herab vom Thurme.
Ferne! denket mein! die Zeit
Eilt dahin im Sturme!

Unsre Gräber, denket mein!
Sind schon ungeduldig! —
Daß wir nicht beisammen sind,
Bin ich selber schuldig.

Der Eichwald.

Ich trat in einen heilig düstern
Eichwald, da hört' ich leis' und lind
Ein Bächlein unter Blumen flüstern,
Wie das Gebet von einem Kind.

Und mich ergriff ein süßes Grauen,
Es rauscht' der Wald geheimnißvoll,
Als möcht' er mir was anvertrauen,
Das noch mein Herz nicht wissen soll;

Als möcht' er heimlich mir entdecken, — Was Gottes Liebe sinnt und will;
Doch schien er plötzlich zu erschrecken — Vor Gottes Näh' — und wurde still.

In der Wüste.

Ist's nicht eitel und vergebens,
Lieben Freunde, saget an!
Durch den Wüstensand des Lebens
Sich zu wühlen eine Bahn?

Einsam und in Karawanen
Treibt es nach dem Land der Ruh',
Und es flattern tausend Fahnen
Hier und dort der Ferne zu.

Streut auch unser Fuß im Staube
Spuren aus von seinem Lauf,
Gleich wie Geier nach dem Raube
Kommt ein Sturm und frißt sie auf.

Wir auch wandern vielverbündet
Nach der Räthselferne aus,
Doch der Strahl der Wüste zündet
Sehnsucht nach dem kühlen Haus;

Zündet heißer stets das Sehnen — In die Gruft aus diesem Land,
Wo, nie satt nach unsern Thränen, — Lechzt herauf der dürre Sand.

Schilflieder.

1.

Drüben geht die Sonne scheiden,
Und der müde Tag entschlief.
Niederhangen hier die Weiden,
In den Teich, so still und tief.

Und ich muß mein Liebstes meiden:
Quill, o Thräne, quill hervor!
Traurig säuseln hier die Weiden,
Und im Winde bebt das Rohr.

In mein stilles, tiefes Leiden — Strahlst du, Ferne! hell und mild,
Wie durch Binsen hier und Weiden — Strahlt des Abendsternes Bild.

2.

Trübe wird's, die Wolken jagen,
Und der Regen niederbricht,
Und die lauten Winde klagen:
„Teich, wo ist dein Sternenlicht?"

Suchen den erlosch'nen Schimmer
Tief im aufgewühlten See.
Deine Liebe lächelt nimmer
Nieder in mein tiefes Weh!

3.

Auf geheimem Waldespfade
Schleich' ich gern im Abendschein
An das öde Schilfgestade,
Mädchen, und gedenke dein!

Wenn sich dann der Busch verdüstert,
Rauscht das Rohr geheimnißvoll,
Und es klaget und es flüstert,
Daß ich weinen, weinen soll.

Und ich mein', ich höre wehen
Leise deiner Stimme Klang,
Und im Weiher untergehen
Deinen lieblichen Gesang.

4.

Sonnenuntergang;
Schwarze Wolken ziehn,
O wie schwül und bang
Alle Winde fliehn!

Durch den Himmel wild
Jagen Blitze, bleich;
Ihr vergänglich Bild
Wandelt durch den Teich.

Wie gewitterklar
Mein' ich dich zu seh'n,
Und dein langes Haar
Frei im Sturme weh'n!

5.

Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes heller Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.

Hirsche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor;
Manchmal regt sich das Geflügel
Träumerisch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick sich senken; — Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken, — Wie ein stilles Nachtgebet!

Stumme Liebe.

Ließe doch ein hold Geschick
Mich in deinen Zaubernähen,
Mich in deinem Wonneblick
Still verglühen und vergehen;

Wie das fromme Lampenlicht
Sterbend glüht in stummer Wonne
Vor dem schönen Angesicht
Dieser himmlischen Madonne!

Reiseempfindung.

Ich sah in bleicher Silbertracht
Die Birkenstämme prangen,
Als wäre dran aus heller Nacht
Das Mondlicht blieben hangen;

Und in dem zarten Birkenhain
Sah ich ein Häuschen blinken,
Das hob gleich an, zu sich hinein
Holdfreundlich mich zu winken.

Wie da im rothen Morgenstrahl
Die Fensterlein erglänzten;
Und wie so freudig Berg und Thal
Mit Rosen sich bekränzten!

Die Rebe auf zum Fenster klomm
Mit ihren goldnen Trauben;
Die Unschuld saß am Dache fromm
In stillen weißen Tauben.

Die Lerche sang und schwand dahin
Auf morgenfrohen Schwingen,
Daß mir der blaue Himmel schien
In's Thal herabzusingen. —

Da meint' ich schon, das Fenster soll
Sich freundlich mir erschließen,
Und aus dem Rahmen liebevoll
Mein Liebchen mich begrüßen.

Du seligste der Phantasei'n!
Ach, wär' es mir beschieden,
Mit ihr zu leben hier allein
Im süßen Waldesfrieden!

Mit ihr im linden Frühlingshauch
Durch diesen Hain zu wallen,
Zu lauschen hier im Blüthenstrauch
Dem Lied der Nachtigallen;

Mit ihr zu schau'n im Herbsteswehn
Die welken Blätter fliegen,
Umrauscht vom schmerzlichen Vergehn,
Mich traut an sie zu schmiegen.

Wenn dann in rauher Winterzeit
Ein Lied mein Liebchen sänge,
Und aller Himmel Seligkeit
Mir in die Stube dränge! —

Ich wagt' es mich zu regen kaum
In meinem stillen Sinnen,
Besorgt, das Häuschen möcht', ein Traum,
Vor meinem Blick zerrinnen.

Doch, sieh, da öffnet sich die Thür,
Der Zauber war geschwunden,
Es trat ein Jägersmann herfür
Mit nachgesprengten Hunden.

Er grüßte mich mit raschem Blick — Und streift' waldein gar heiter,
Ich gab ihm seinen Gruß zurück, — Und traurig ging ich weiter.

Wanderung im Gebirge.

Die Ferne.

Des Berges Gipfel war erschwungen,
Der trotzig in die Tiefe schaut;
Natur, von deinem Reiz durchdrungen,
Wie schlug mein Herz so frei, so laut!

Behaglich streckte dort das Land sich
In Ebnen aus, weit, endlos weit,
Mit Thürmen, Wald und Flur, und wand sich
Der Ströme Zier um's bunte Kleid;

Hier stieg es plötzlich und entschlossen
Empor, stets kühner himmelan,
Mit Eis und Schnee das Haupt umgossen,
Vertrat den Wolken ihre Bahn.

Bald hing mein Auge freudetrunken
Hier an den Felsen, schroff und wild;
Bald war die Seele still versunken
Dort in der Ferne Räthselbild.

Die dunkle Ferne sandte leise
Die Sehnsucht, ihre Schwester mir,
Und rasch verfolgt' ich meine Reise
Den Berg hinab, zu ihr, zu ihr.

Wie manchen Zauber mag es geben,
Den die Natur auch dort ersann;
Wie mancher Biedre mag dort leben,
Dem ich die Hand noch drücken kann!

Das Gewitter.

Noch immer lag ein tiefes Schweigen
Rings auf den Höhn; doch plötzlich fuhr
Der Wind nun auf zum wilden Reigen,
Die sausende Gewitterspur.

Am Himmel eilt mit dumpfem Klange
Herauf der finstre Wolkenzug;
So nimmt der Zorn im heißen Drange
Den nächtlichen Gedankenflug.

Der Himmel donnert seinen Hader;
Auf seiner dunklen Stirne glüht
Der Blitz hervor, die Zornesader,
Die Schrecken auf die Erde sprüht.

Der Regen stürzt in lauten Güssen;
Mit Bäumen, die der Sturm zerbrach,
Erbraust der Strom zu meinen Füßen;
Doch schweigt der Donner allgemach.

Der Sturm läßt seine Flügel sinken, — Der Regen säuselt milde Ruh:
Da sah ich froh ein Hüttlein winken — Und eilte seiner Pforte zu.

Der Schlaf.

Ein Greis trat lächelnd mir entgegen,
Bot mir die Hand gedankenvoll,
Und hob sie dann empor zum Segen,
Der sanft vom Himmel niederquoll;

Und ich empfand es tief im Herzen,
Das Zorn der Donner Gottes nicht;
Daß aus der Weste leichten Scherzen,
Wie aus Gewittern Liebe spricht.

Und einen Labebecher trank ich
Und schlich, wohin die Ruh' mich rief,
Hinaus zur Scheune; müde sank ich
Hier in des Heues Duft — und schlief.

Was mich erfreut auf meinen Wegen,
Das träumt' ich nun im Schlafe nach;
Und träumend hört' ich, wie der Regen
Sanft niederträufelt' auf das Dach.

Süß träumt es sich in einer Scheune, — Wenn drauf der Regen leise klopft;
So mag sich's ruhn im Todtenschreine, — Auf den die Freundeszähre tropft.

Liebesfeier.

An ihren bunten Liedern klettert
Die Lerche selig in die Luft;
Ein Jubelchor von Sängern schmettert
Im Walde, voller Blüth' und Duft.

Da sind, so weit die Blicke gleiten,
Altäre festlich aufgebaut,
Und all' die tausend Herzen läuten
Zur Liebesfeier dringend laut.

Der Lenz hat Rosen angezündet — An Leuchtern von Smaragd im Dom;
Und jede Seele schwillt und mündet — Hinüber in den Opferstrom.

Herbstklage.

Holder Lenz, du bist dahin!
Nirgends, nirgends darfst du bleiben!
Wo ich sah dein frohes Blühn,
Braust des Herbstes banges Treiben.

Wie der Wind so traurig fuhr
Durch den Strauch, als ob er weine;
Sterbeseufzer der Natur
Schauern durch die welken Haine.

Wieder ist, wie bald! wie bald!
Mir ein Jahr dahingeschwunden.
Fragend rauscht es aus dem Wald:
„Hat dein Herz sein Glück gefunden?"

Waldesrauschen, wunderbar
Hast du mir das Herz getroffen!
Treulich bringt ein jedes Jahr
Welkes Laub und welkes Hoffen.

Die Haideschenke.

Ich zog durch's weite Ungarland;
Mein Herz fand seine Freude,
Als Dorf und Busch und Baum verschwand
Auf einer stillen Haide.

Die Haide war so still, so leer,
Am Abendhimmel zogen
Die Wolken hin, gewitterschwer,
Und leise Blitze flogen.

Da hört' ich in der Ferne was,
In dunkler, meilenweiter;
Ich legte's Ohr an's knappe Gras,
Mir war, als kämen Reiter.

Und als sie kamen näherwärts,
Begann der Grund zu zittern,
Stets bänger, wie ein zages Herz
Vor nahenden Gewittern.

Hertobte nun ein Pferdehauf,
Von Hirten angetrieben
Zu rastlos wildem Sturmeslauf
Mit lauten Geißelhieben.

Der Rappe peitscht den Grund geschwind
Zurück mit starken Hufen,
Wirft aus dem Wege sich den Wind,
Hört nicht sein scheltend Rufen.

Gezwungen ist in strenge Haft
Des Wildfangs tolles Jagen,
Denn klammernd herrscht des Reiters Kraft,
Um seinen Bauch geschlagen.

Sie flogen hin, woher mit Macht
Das Wetter kam gedrungen;
Verschwanden — ob die Wolkennacht
Mit einmal sie verschlungen.

Doch meint' ich nun und immer noch
Zu hören und zu sehen
Der Hufe donnerndes Gepoch,
Der Mähnen schwarzes Wehen.

Die Wolken schienen Rosse mir,
Die eilend sich vermengten,
Des Himmels hallendes Revier
Im Donnerlauf durchsprengten.

Der Sturm, ein wackrer Roſſeknecht,
Sein muntres Liedel ſingend,
Daß ſich die Heerde tummle recht,
Des Blitzes Geißel ſchwingend.

Schon rannten ſich die Roße heiß,
Matt ward der Hufe Klopfen,
Und auf die Haide ſank ihr Schweiß
In ſchweren Regentropfen.

Nun brach die Dämmerung herein,
Mir winkt von fernen Hügeln
Herüber weißer Wände Schein,
Die Schritte zu beflügeln,

Es ſchwieg der Sturm, das Wetter ſchwand;
Froh, daß es fortgezogen,
Sprang über's ganze Haideland
Der junge Regenbogen.

Die Hügel nahten allgemach;
Die Sonne wies im Sinken
Mir noch von Rohr das braune Dach,
Ließ hell die Fenſter blinken.

Am Giebel tanzte, wie berauſcht,
Des Weines grüner Zeiger,
Und als ich freudig hingelauſcht,
Hört' ich Geſang und Geiger.

Bald kehrt' ich ein, und ſetzte mich
Allein mit meinem Kruge;
An mir vorüber drehte ſich
Der Tanz in raſchem Fluge.

Die Dirnen waren friſch und jung
Und hatten ſchlanke Leiber,
Gar flink im Drehen, leicht im Sprung;
Die Burſche — waren Räuber.

Die Hände klatſchten und im Takt
Hell klirrt' des Spornes Eiſen;
Das Lied frohlocket und es klagt
Schwermüthig kühne Weiſen.

Ein Räuber ſingt: „Wir ſind ſo frei,
So ſelig, meine Brüder!"
Am Jubeln ſeines Munds vorbei
Schleicht eine Thräne nieder.

Der Hauptmann ſitzt, auf ſeinen Arm
Das braune Antlitz ſenkend,
Er ſcheint entrückt dem lauten Schwarm,
Wie an ſein Schickſal denkend.

Das Feuer ſeiner Augen bricht
Hindurch die finſtern Brauen,
Wie nachts im Wald der Flamme Licht
Durch Büſche iſt zu ſchauen.

Wächſt aber Sang und Sporngeklirr
Nun kühner den Genoſſen,
Seh' ich das leere Weingeſchirr
Ihn kräftig niederſtoßen.

Ein Mädel ſitzt an ſeiner Seit',
Scheint ihn als Kind zu ehren,
Und gerne hier der Fröhlichkeit
Des Tanzes zu entbehren.

Auf ihren Reizen ruht ſein Blick
Mit innigem Behagen,
Zugleich auf ſeines Kinds Geſchick
Mit heimlichem Beklagen. —

Stets wilder in die Seelen geigt
Nun die Zigeunerbande,
Der Freude ſüßes Raſen ſteigt
Laut auf zum höchſten Brande.

Und ſelbſt des Hauptmanns Angeſicht
Hat Freude überkommen; —
Da dacht' ich an das Hochgericht,
Und ging hinaus, beklommen.

Die Haide war ſo ſtill, ſo leer,
Am Himmel nur war Leben:
Ich ſah der Sterne ſtrahlend Heer,
Des Mondes Bölle ſchweben.

Der Hauptmann auch entſchlich dem Haus
Mit wachſamer Geberde;
Rings horcht' er in die Nacht hinaus,
Dann horcht' er in die Erde,

Ob er nicht höre ſchon den Tritt
Ereilender Gefahren,
Ob leiſe nicht der Grund verrieth'
Anſprengende Huſaren.

Er hörte nichts, da blieb er steh'n,
Um in die hellen Sterne,
Um in den hellen Mond zu seh'n,
Als möcht' er sagen gerne:

„O Mond im weißen Unschuldskleid!
Ihr Sterne dort, unzählig!
In eurer stillen Sicherheit,
Wie wandert ihr so selig!"

Er lauschte wieder — und er sprang,
Und rief hinein zum Hause,
Und seiner Stimme Macht verschlang
Urplötzlich das Gebrause.

Und eh' das Herz mir dreimal schlug,
So saßen sie zu Pferde,
Und auf und davon im schnellen Flug,
Daß rings erbebte die Erde.

Doch die Zigeuner blieben hier,
Die feurigen Gesellen,
Und spielten alte Lieder mir
Rakoczy's, des Rebellen.

Der Maskenball.

Wirres Durcheinanderwallen
In den lichten Säulenhallen.
Der Trommeten hell Gedröhne
Und der Geigen tolle Lieder
Stürzen vom Gerüste nieder,
Als ein Wildbach froher Töne;
Von dem Strome leicht bezwungen
Wird der Gäste bunte Menge,
Wird vom seligen Gedränge
Rascher Tänze schnell verschlungen.
Blumen und Orangenbäume
Blühen, duften rings im Saale,
Mahnen, holde Frühlingsträume,
Mich an ferne Blüthenthale,
Wecken mit dem stillen Gruß
Mir ein banges Hinverlangen,
Hauchen ihren leisen Kuß
Schönen Mädchen an die Wangen.
Doch den Frohen, Ruhelosen
Weht nicht Sehnsucht in dem Hauche,
Sind ja selber junge Rosen,
Die entflogen ihrem Strauche,
Flatternd in geliebten Tänzen,
Dem Gewinde bald entbunden,
Bald zu anmuthvollen Kränzen
Von der Freude frisch gewunden;
Können sinnend nicht verweilen,
Müssen im Vergnügen eilen,
Denn des Welkens Klage naht.
Nie zu sühnender Verrath
An der Blüthe Augenblicken
Wäre jede trübe Säumniß. —

Seht, da schwebt mit trautem Nicken,
Ein süß neckendes Geheimniß,
Eine holde Maske her.
Ach, wer bist du? sage, wer? —
Lind und weich von heller Seide
Ist dein schlanker Leib umfangen,
Und vom amarantnen Kleide
Leicht und luftig überhangen,
Und du strahlst im Glanz des Goldes,
Polenmädchen! wunderholdes!
Schalkhaft kühn dein Käppchen sitzt,
Trotzend auf so schöne Stelle;
Wie der Demantstern dir blitzt
Aus der Nacht der Lockenwelle!
Wie die Perlen dich umschmiegen,
Die dir froh am Halse liegen!
Deine Reize still zu ehren,
Haben sie sich dort vereinet;
Hat ein Gott dir Freudenzähren
An den schönen Hals geweinet? —
Doch betracht' ich dich genauer,
Weiß ich nicht, wie mir geschieht,
Rührst du mir das Herz zur Trauer,

Und die heitre Deutung flieht.
Mädchen, willst du in Symbolen:
Weißem Nacken, Perlenschnüren,
Uns das Trauerloos der Polen
Mahnend vor die Seele führen?
Zeigen uns im schönen Bilde
Thränenvolle Schneegefilde?
Ja, du kamst in dieses Haus,
Leise strafend uns zu tragen
In den schmerzvergess'nen Braus
Polens Glück aus alten Tagen,
Daß wir seinen Fall bedenken
Und in Wehmuth uns versenken. —
Abgewendet nun mit Schweigen,
Schwindest du im dichten Reigen,
Wie Polonia's Herrlichkeit
Schwand im wilden Tanz der Zeit! —
Masken kommen, immer neue,
Hier ein Ritter mit der Dame,
Spricht von seinem Liebesgrame,
Und gelobt ihr seine Treue.

Dort im härenen Gewande,
Mit Sandal' und Muschelhut,
Wie entrückt in ferne Lande,
Ueber Berg und Meeresfluth —
Steht ein Pilger: seine Träume
Säuseln ihm wie Palmenbäume,
Zaubern ihn zum heil'gen Grabe,
Seines Glaubens liebster Habe. —
Seid willkommen mir, Matrosen!
Nehmt mich auf in eurem Schiffe!
Frisch hinaus in's Meerestosen,
Durch die fluthbeschäumten Riffe!
Ha! schon seh' ich Möwen ziehn,
Wetterwolken seh' ich jagen,
Und die Stürme hör' ich schlagen;
Süße Heimat, fahre hin!
Nach der Freiheit Paradiesen
Nehmen wir den raschen Zug,
Wo in heil'gen Waldverließen
Kein Tyrann sich Throne schlug.
Weihend mich mit stillem Beten,
Will den Urwald ich betreten,
Wandern will ich durch die Hallen,
Wo die Schauer Gottes wallen:
Wo in wunderbarer Pracht
Himmelwärts die Bäume dringen,
Brausend um die keusche Nacht
Ihre Riesenarme schlingen.
Dort will ich für meinen Kummer
Finden den ersehnten Schlummer,
Will vom Schicksal Kunde werben,
Daß es mir mag anvertrauen
In der Wälder tiefem Grauen,
Warum Polen mußte sterben.
Und der Antwort will ich lauschen
In der Vögel Melodeien,
In des Raubthiers wildem Schreien,
Und im Niagararauschen.

Die Seejungfrauen.

Freundlich wehn die Abendwinde,
Schimmern Mond und Sterne:
Und das Schiff, so leicht und linde,
Trägt mich nach der Ferne.

Fried' und Liebe, hold verbunden,
Schweben auf der Tiefe,
Ob der Tod mit seinen Wunden
Nun auf immer schliefe.

Sinnend starr' ich nach dem hellen,
Gränzenlosen Meere,
Nach des Mondes und der Wellen
Heimlichem Verkehre:

Plötzlich seh' ich rasche Wogen
Aus der Tiefe springen,
Die da kommen hergezogen
Einen Gruß zu bringen.

Ist's ein Gruß von Tiefverbannten
An die Sternenlichter?
Gilt das Grüßen dem verwandten
Ahnungsvollen Dichter?

Tiefewärts mit süßem Zwange
Zieht es mich zu schauen,
Mit geheimnißvollem Drange
Zu den Seejungfrauen.

Ja, von euch, ihr Räthselhaften,
Kam dies volle Rauschen,
Dran die Seele sehnend haften
Muß und niederlauschen.

Ward euch ahnend eine Kunde
Im Korallenhage,
Daß ein warmes Herz zur Stunde
Euch vorüberschlage?

Glücklich die Piloten waren,
Denen ihr erschienen
Mit den schönen, wunderbaren,
Lieblich fremden Mienen!

Könnt' ich tauchen nieder, nieder
Bis in eure Nähen!
Könnt' ich eurer schlanken Glieder
Leisen Wandel sehen!

Sehen euch den Reigen üben,
Schwesterlich verschlungen,
Schweigend in den ewig trüben
Meeresdämmerungen!

Meeresstille.

Stille! — jedes Lüftchen schweiget,
Jede Welle sank in Ruh,
Und die matte Sonne neiget
Sich dem Untergange zu.

Ob die Wolke ihn belübe
Allzutrübe, allzuschwer,
Leget sich der Himmel, müde,
Nieder auf das weiche Meer.

Und vergessend seiner Bahnen,
Seines Zieles, noch so weit!
Ruht das Schiff mit schlaffen Fahnen
In der tiefen Einsamkeit.

Daß den Weg ein Vogel nähme,
Meinem Aug' ein holder Fund!
Daß doch nur ein Fischlein käme,
Fröhlich tauchend aus dem Grund!

Doch kein Fisch, der sich erhübe,
Und kein Vogel kommen will.
Ist es unten auch so trübe?
Ist es unten auch so still? —

Wie mich oft in grünen Hainen
Ueberrascht' ein dunkles Weh,
Muß ich nun auch plötzlich weinen,
Weiß nicht wie? — hier auf der See.

Trägt Natur auf allen Wegen
Einen großen, ew'gen Schmerz,
Den sie mir als Muttersegen
Heimlich strömet in das Herz?

O, dann ist es keine Lüge,
Daß im Schooß der Wellennacht
In verborgener Genüge
Ein Geschlecht von Menschen wacht.

Dort auch darf der Freund nicht fehlen,
Wie im hellen Sonnentag,
Dem Natur ihr Leid erzählen,
Der mit ihr empfinden mag.

Doch geheim ist seine Stelle,
Und Geheimniß, was er fühlt,
Dem die Thränen an der Quelle
Schon das Meer von dannen spült.

An mein Vaterland.

Wie fern, wie fern, o Vaterland,
Bist du mir nun zurück!
Dein liebes Angesicht verschwand
Mir, wie mein Jugendglück!

Ich steh' allein, und denk' an dich,
Ich schau' in's Meer hinaus,
Und meine Träume mengen sich
In's nächtliche Gebraus.

Und lausch' ich recht hinab zur Fluth,
Ergreift mich Freude schier:
Da wird so heimisch mir zu Muth,
Als hört' ich was von dir.

Mir ist, ich hör' im Winde gehn
Dein heilig Eichenlaub,
Wo die Gedanken still verwehn
Den süßen Stundenraub.

Im ungestümen Wogendrang
Braust mir dein Felsenbach,
Mit dumpfem, vorwurfsvollem Klang
Ruft er dem Freunde nach.

Und deiner Heerden Glockenschall
Zu mir herüberzieht,
Und leise der verlorne Hall
Von deinem Alpenlied.

Der Vogel im Gezweige singt,
Wehmüthig rauscht der Hain,
Und jedes Blatt am Baume klingt
Und ruft: gedenke mein! —

Als ich am fremden Gränzefluß
Still stand auf deinem Saum,
Als ich zum trüben Scheidegruß
Umfing den letzten Baum,

Und meine Zähre trennungsscheu
In seine Rinde lief:
Gelobt' ich dir die ew'ge Treu'
In meinem Herzen tief.

Nun denk' ich dein, so sehnsuchtschwer,
Wo manches Herz mir hold,
Und ströme dir in's dunkle Meer
Den warmen Thränensold!

Der Urwald.

Es ist ein Land voll träumerischem Trug,
Auf das die Freiheit im Vorüberflug
Bezaubernd ihren Schatten fallen läßt,
Und das ihn hält in tausend Bildern fest;
Wohin das Unglück flüchtet ferneher,
Und das Verbrechen zittert über's Meer;
Das Land, bei dessen lockendem Verheißen
Die Hoffnung oft vom Sterbelager sprang
Und ihr Panier durch alle Stürme schwang,
Um es am fremden Strande zu zerreißen,
Und dort den zwiefach bittern Tod zu haben;
Die Heimat hätte weicher sie begraben! —
In jenem Lande bin ich einst geritten
Den Weg, der einen finstern Wald durchschnitten;
Die Sonne war geneigt im Untergang,
Nur leise strich der Wind, kein Vogel sang.
Da stieg ich ab, mein Roß am Quell zu tränken,
Mich in den Blick der Wildniß zu versenken.
Vermildernd schien das helle Abendroth
Auf dieses Urwalds grauenvolle Stätte,
Wo ungestört das Leben mit dem Tod
Jahrtausend lang gekämpft die ernste Wette.
Umsonst das Leben hier zu grünen sucht
Erdrücket von des Todes Ueberwucht,

Denn endlich hat der Tod, der starke Zwinger,
Die Faust geballt, das Leben eingeschlossen,
Es sucht umsonst, hier, dort hervorzusprossen
Durch Moderstämme, dürre Todesfinger.
Wohin, o Tod, wirst du das Pflanzenleben
In deiner starken Faust, und meines heben?
Wirst du sie öffnen? wirst sie ewig schließen?
So frug ich bange zweifelnd und empfand
Im Wind das Fächeln schon der Todeshand,
Und fühlt' es kühler schon im Herzen fließen.
Und lange lag ich auf des Waldes Grund,
Das Haupt gedrückt in's alte, tiefe Laub,
Und starrte, trauriger Gedanken Raub,
Dem Weltgeheimniß in den finstern Schlund.
Wo sind die Blüthen, die den Wald umschlangen,
Wo sind die Vögel, die hier lustig sangen?
Nun ist der Wald verlassen und verdorrt,
Längst sind die Blüthen und die Vögel fort.
So sind vielleicht gar bald auch mir verblüht
Die schönen Ahnungsblumen im Gemüth:
Und ist der Wuchs des Lebens mir verdorrt,
Sind auch die Vögel, meine Lieder, fort;
Dann bin ich still und todt, wie dieser Baum,
Der Seele Frühling war wie seiner — Traum.
Als einst der Baum, der nun in Staub verwittert,
So sehnsuchtsvoll empor zum Lichte drang
Und seine Arme ihm entgegen rang,
Als nach dem Himmel jedes Blatt gezittert,
Und als er seinen süßen Frühlingsduft
Beseelend strömte weithin in die Luft —
Schien nicht sein schönes Leben werth der Dauer,
Und starb es hin, ist's minder werth der Trauer,
Als mein Gedanke, der sich ewig wähnt?
Als meine Sehnsucht, die nach Gott sich sehnt? —
So lag ich auf dem Grunde schwer beklommen,
Dem Tode nah, wie nie zuvor, gekommen;
Bis ich die dürren Blätter rauschen hörte,
Und mich der Huftritt meines Rosses störte;
Es schritt heran zu mir, als wollt' es mahnen
Mich an die Dämmerung und unsre Bahnen;
Ich aber rief: ist's auch der Mühe werth,
Noch einmal zu beschreiten dich, mein Pferd?
Es blickt mich an mit stiller Lebenslust,
Die wärmend mir gedrungen in die Brust,

Und ruhebringend wie mit Zaubermacht,
Und auf den tief einsamen Waldeswegen
Ritt ich getrost der nächsten Nacht entgegen,
Und der geheimnißvollen Todesnacht.

Niagara.

Klar und wie die Jugend heiter
Und wie murmelnd süßen Traum,
Zieht der Niagara weiter
An des Urwalds grünem Saum;

Zieht dahin im sanften Flusse,
Daß er noch des Waldes Pracht
Wiederstrahlt mit froher Muße,
Und die Sterne stiller Nacht.

Also sanft die Wellen gleiten,
Daß der Wandrer ungestört
Und erstaunt die meilenweiten
Katarakte rauschen hört.

Wo des Niagara Bahnen
Näher ziehn dem Katarakt,
Hat den Strom ein wildes Ahnen
Plötzlich seines Falls gepackt.

Erd' und Himmel unbekümmert
Eilt er jetzt im tollen Zug,
Hat ihr schönes Bild zertrümmert,
Das er erst so freundlich trug.

Die Stromschnellen stürzen, schießen,
Donnern fort im wilden Drang,
Wie von Sehnsucht hingerissen
Nach dem großen Untergang.

Den der Wandrer fern vernommen,
Niagara's tiefen Fall
Hört er nicht, herangekommen,
Weil zu laut der Wogenschall.

Und so mag vergebens lauschen,
Wer dem Sturze näher geht;
Doch die Zukunft hörte rauschen
In der Ferne der Prophet.

Der Seelenkranke.

Ich trag' im Herzen eine tiefe Wunde
Und will sie stumm bis an mein Ende tragen;
Ich fühl' ihr rastlos immer tiefres Nagen,
Und wie das Leben bricht von Stund' zu Stunde.

Nur Eine weiß ich, der ich meine Kunde
Vertrauen möchte und ihr Alles sagen;
Könnt' ich an ihrem Halse schluchzen, klagen!
Die Eine aber liegt verscharrt im Grunde.

O Mutter, komm, laß dich mein Fleh'n bewegen!
Wenn deine Liebe noch im Tode wacht,
Und wenn du darfst, wie einst, dein Kind noch pflegen,

So laß mich bald aus diesem Leben scheiden,
Ich sehne mich nach einer stillen Nacht,
O hilf dem Schmerz dein müdes Kind entkleiden!

Der Schmetterling.

Es irrt durch schwanke Wasserhügel
Im weiten, windbewegten Meer
Ein Schmetterling mit mattem Flügel
Und todesängstlich hin und her.

Ihn trieb's vom trauten Blüthenstrande
Zur Meeresfremde fern hinaus;
Vom scherzend holden Frühlingstande
In's ernste, kalte Fluthgebraus.

Auf glattgestreckte, sanfte Wogen
Hatt' ihm das Meergras trügerisch
Viel schön're Wiesen hingelogen,
Wie westgeschaukelt, blumenfrisch.

Ihm war am Strand das leise Flüstern
Von West und Blüthe nicht genug,
Es trieb hinaus ihn, wählig lüstern,
Zu wagen einen weitern Flug.

Kaum aber war vom Strand geflogen
Des Frühlings ungeduld'ges Kind:
Kam sausend hinter ihm gezogen
Und riß ihn fort der böse Wind.

Stets weiter fort von seines Lebens
Zu früh verlornem Heimatglück;
Der schwache Flattrer ringt vergebens
Nach dem verschmähten Strand zurück.

Von ihrem Schiffe Wandersleute
Mit wehmuthsvollem Lächeln seh'n
Die zierlich leichte Wellenbeute,
Den armen Schmetterling vergeh'n.

O Faust, o Faust, du Mann des Fluches!
Der arme Schmetterling bist du!
Inmitten Sturms und Wogenbruches
Wankst du dem Untergange zu.

Du wagtest, eh' der Tod dich grüßte,
Vorflatternd dich in's Geistermeer,
Und gehst verloren in der Wüste,
Von wannen keine Wiederkehr.

Wohl schauen dich die Geisterschaaren,
Erbarmen lächelnd deinem Leid;
Doch müssen sie vorüberfahren,
Fortsteuernd durch die Ewigkeit.

Die drei Zigeuner.

Drei Zigeuner fand ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Qual
Schlich durch sandige Haide.

Hielt der Eine für sich allein
In den Händen die Fiedel,
Spielte, umglüht vom Abendschein,
Sich ein feuriges Liedel.

Hielt der Zweite die Pfeif' im Mund,
Blickte nach seinem Rauche,
Froh, als ob er vom Erdenrund
Nichts zum Glücke mehr brauche.

Und der Dritte behaglich schlief,
Und sein Zimbal am Baum hing,
Ueber die Saiten der Windhauch lief,
Ueber sein Herz ein Traum ging.

An den Kleidern trugen die Drei
Löcher und bunte Flicken,
Aber sie boten trotzig frei
Spott den Erdengeschicken.

Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verraucht, verschläft, vergeigt,
Und es dreimal verachtet.

Nach den Zigeunern lang noch schau'n
Mußt' ich im Weiterfahren,
Nach den Gesichtern dunkelbraun,
Den schwarzlockigen Haaren.

Aus:

Faust.

(Stuttgart, 1836; 3te Aufl., 1848.)

Der Abschied.

Kirchhof. Mondnacht.

Faust am Grabe seiner Mutter.

Eh' das ersehnte Meer
Mich grenzenlos umtrauert,
Der Wolken trübes Heer
Auf mich herunterschauert,
Und Stürme mich umwehen,
Will ich zum letztenmal
Das heimatliche Thal,
Dein Grab, o Mutter! sehen.

O, daß der Tod von hier
So früh dich fortgenommen!
Es wäre wohl mit mir
Sonst nicht so weit gekommen. —
Von deinem treuen Lieben
Ist keine Spur geblieben,
Es schwand in tiefe Nacht.
Groß ist des Todes Macht,
Daß er die Mutter kann
Von ihrem Kinde reißen.
Wie fabelhaft zerrann
Das fröhliche Verheißen
Vom ewigen Wiedersehn,
Als ich dich sah vergehn!
Als sie den Sarg verschlugen
Und dich begraben trugen,
Da hatt'st du ausgelitten;
Mir ward im Herzen eben,
Ob sie mein junges Leben
Von seiner Wurzel schnitten! —

Als mich dein weicher Arm
Einst liebevoll umfing,
Als froh und segnend warm
An mir dein Auge hing,
Da freuten dich wohl Träume
Der Hoffnung für dein Kind?
Wie einst durch diese Bäume
Hinzog der Frühlingswind?
Nun steht im Mondenstrahl
Der Strauch so dürr und kahl,
Der einst so grün, getroffen
Vom kalten Herbsteswind;
So welkte all dein Hoffen,
O Mutter, für dein Kind. —
Derweil du hier zu Staube
Im stillen Grund gemodert,
Ist in mir, seinem Raube,
Das Böse aufgelodert! —
Die Nächte ohne Schlummer,
Die Tage voller Kummer,
Die ungezählten Zähren,
Und deine frommen Lehren,
O Mutter, deine Schmerzen,
Womit du mich geboren,
Womit du unter'm Herzen
Mich trugst — sie sind verloren! —
Doch will's mein Sinn nicht leiden,
Daß ich im letzten Scheiden
Mit einer frommen Zähre
Dir danke und dich ehre,
Und daß ich dir die Reue
Als Grabesrose streue.
Welch wunderlicher Klang
Traf plötzlich mir das Ohr?
War's nicht wie Klaggesang,
Was sich im Strauch verlor?
Zog nur das Trauerstöhnen
Vorbei der Herbstesluft?
Begann das Kreuz zu tönen
So bang auf deiner Gruft?

Mephistopheles von ferne.

Komm! laß im Mondenschein
Uns wandeln durch den Hain,
Statt weichlich hier zu klagen,
Wo nur das dürre Laub
Heimrauscht zum andern Staub,
Und taube Würmer nagen.

Der nächtliche Zug.

Am Himmel schwere, dunkle Wolken hangen
Und harrend schon zum Walde niederlauschen.
Tiefnacht; doch weht ein süßes Frühlingsbangen
Im Wald, ein warmes, seelenvolles Rauschen.
Die blüthentrunknen Lüfte schwinden, schwellen,
Und hörbar rieseln alle Lebensquellen.
O Nachtigall, du theure, rufe, singe!
Dein Wonnelied ein jedes Blatt durchdringe!
Du willst des Frühlings flüchtige Gestalten
Auch nachts in Lieb' und Sehnsucht wach erhalten,
Daß sie, so lang die holden Stunden säumen,
Vom Glücke nichts verschlafen und verträumen.
Faust aber reitet fürder durch die Nacht,
Und hat im düstern Unmuth nimmer Acht
Der wunderbar bewegten Frühlingsstimmen.
Er läßt nunmehr sein Roß gelassen schlendern
Den Weg dahin an frischen Waldesrändern.
Leuchtkäfer nur, die hin und wieder glimmen,
Bedämmern ihm die Pfade manchesmal,
Und selten ein verlorner Sternenstrahl.
Je tiefer ihn die Bahn waldeinwärts führt,
Je stiller wird's, und ferner stets verhallen
Der Bäche Lauf, das Lied der Nachtigallen,
Der Wind stets leiser an den Zweigen rührt.
Was leuchtet dort so hell zum Wald herein,
Daß Busch und Himmel glühn im Purpurschein?
Was singt so mild in feierlichen Tönen,
Als wollt' es jedes Erdenleid versöhnen?
Das ferne, dunkle, sehnsuchtsvolle Lied
Weht süßerschütternd durch die stille Luft.
Wie einem Gläubigen, der an der Gruft
Von seinen Lieben weinend, betend kniet,
In seine hoffnungsmilden Schmerzensträume
Hinter den Gräbern flüstern die Gesänge
Der Seligen: so säuseln diese Klänge
Wohllautend durch die aufhorchsamen Bäume.
Faust hält sein Roß und lauscht gespannter Sinne,
Ob nicht der helle Schein und Klang zerrinne
Vor Blick und Ohr, ein träumerischer Trug?
Doch kommt's heran, ein feierlicher Zug.
Da scheucht es ihn, in's Dunkel hoher Eichen
Seitab des Wegs mit seinem Roß zu weichen,
Und abzuschreiten zwingt unwiderstehlich
Der Zug ihn jetzt, der näher wallt allmälig.

Mit Fackellichtern wandelt Paar an Paar,
In weißen Kleidern, eine Kinderschaar,
Zur heilig nächtlichen Johannisfeier,
In zarten Händen Blumenkränze tragend;
Jungfrauen dann, im ernsten Nonnenschleier
Freudvoll dem süßen Erdenglück entsagend;
Mit Kreuzen dann, im dunkeln Ordensrocke,
Ziehn priesterliche Greise, streng gereiht,
Gesenkten Hauptes, und in Bart und Locke
Den weißen Morgenreif der Ewigkeit.
Sie schreiten singend fort die Waldesbahnen.
Horch! wie in hellen Kinderstimmen singt
Die Lebensahnung, und zusammenklingt
Mit greiser Stimmen tiefem Todesahnen!
Horch, Faust, wie ernster Tod und heitres Leben,
In Gott verloren, hier so schön verschweben!
Er starrt hervor aus dunklem Buschesgitter,
Die Frommen um ihr Glück beneidend bitter.
Als sie vorüber, und der letzte Ton
Des immer fernern, leisern Lieds entflohn,
Und als der fernen Fackeln letzter Schein
Den Wald noch einmal zauberhell verklärt,
Und nun dahin am Laube zitternd fährt,
Als Faust im Finstern wieder steht allein:
Da faßt er fest und wild sein treues Roß,
Und drückt das Antlitz tief in seine Mähnen
Und weint an seinem Halse heiße Thränen,
Wie er noch nie so bitter sie vergoß.

Aus:

Savonarola.

(Stuttgart, 1837; 3te Aufl., 1849.)

Weihnacht.

Des Domes Thor ist aufgegangen;
Nicht aber Allen wird gestillt
Der Quelle durstendes Verlangen,
Die heute von der Kanzel quillt.

Altaresstufen, Bilderblenden
Sind vollgedrängt, die Sakristei,
Die Standgerüste an den Wänden;
Noch immer strömt das Volk herbei.

Girolamo hat nun betreten
Die Kanzel, kniet in Andacht still,
Von Gott die Kraft herabzubeten
Dem Worte, das er sprechen will.

Nun steht der Fromme aufgerichtet,
Sein Aug' am Volke segnend ruht,
Sein edles Antlitz ist durchlichtet
Von Liebesmacht und Kampfesmuth.

Wenn Vögel ihren Sang beginnen,
Wenn schöner Frühlingsmorgen tagt,
Erglühn zuerst des Berges Zinnen,
Der hoch, der himmelnächste, ragt;

Von seinen Zinnen fließt allmälig
Der Morgenstrahl zur Schlucht herein,
Bis endlich aufglänzt licht und selig
Das ganze Thal im Sonnenschein:

So ist vom Antlitz dieses Frommen,
Als er zum Volk begeistert spricht,
Der helle Strahl herabgekommen,
Und glüht auf jedem Angesicht. —

O daß der Strahl, der gottesklare,
Erlischt und flieht, der Zeiten Raub!
Girolamo! dreihundert Jahre
Sind nachgeflogen deinem Staub!

Komm, segne mich mit deiner Nähe,
Und segne meines Liedes Klang,
Daß ich dein großes Herz verstehe,
Und nicht verletze im Gesang!

Laß weihend in die Seele fallen
Von jenem Strahl mir einen Schein,
Und laß ein leises Wiederhallen
Mein Lied von deinem Worte seyn!

„Die Zeit des Mitleids und der Güte,
Das ist die stille kühle Nacht,
Wenn über die versengte Blüthe
Mit seinem Thau der Himmel wacht.

Die Zeit des Mondes und der Sterne,
Das ist die ungestörte Zeit
Des Heimwehs nach der stillen Ferne
Aus diesem Thal voll Schmerz und Streit.

Und war dein Herz am heißen Tage
Auch mit den Brüdern wild und rauh,
So kühlt es dir zu milder Klage
Die Nacht mit ihrem Thränenthau.

Dann kehrt zu seinem Heiligthume
Das sturmverschlagne Herz — und glaubt;
Dann richtet die geknickte Blume
Der Liebe auf ihr müdes Haupt.

Dann drängt es dich den Haß zu heilen,
Der kränkend deine Seele traf,
Und schnell zum Feinde hinzueilen
Und ihn zu wecken aus dem Schlaf,

Und dem Erstaunten und Gerührten
Zu sagen, daß den herben Groll
Die Thränen dieser Nacht entführten,
Und daß er auch dich lieben soll.

Wenn nachts im Wald die Vögel schweigen,
Und wenn das Wild im Dickicht ruht,
Und wenn kein Windhauch in den Zweigen,
Dann hörst du einsam nur die Fluth;

Du siehst den Quell zu Thale rinnen,
Er schimmert hell im Mondenschein,
Du denkst: ‚Ich muß wie er von hinnen,
Wär' ich, wie er, so hell und rein!

Er treibt auf Erden seine Wogen
Und eilt ins heimatliche Meer,
Und ist, wie er einst ausgezogen,
So rein bei seiner Wiederkehr!‘

Und wenn du nachts am Waldesquelle
Dein sinnend Haupt wehmüthig senkst,
Und bei der klaren Silberwelle
An deinen trüben Wandel denkst:

Was kann die Trauer dir bezwingen
Im stillen Wald am Quell so klar?
Was hörst du aus den Wassern singen
Für Lieder, tröstend wunderbar?

Was hat den Balsam deiner Wunde,
Und deinem Schmerze Ruh' gebracht?
Es ist die süße Friedenskunde
Aus einer längst vergangnen Nacht.

O Nacht des Mitleids und der Güte,
Die auf Judäa niedersank,
Als einst der Menschheit sieche Blüthe
Den frischen Thau des Himmels trank!

O Weihnacht! Weihnacht! höchste Feier!
Wir fassen ihre Wonne nicht,
Sie hüllt in ihre heil'gen Schleier
Das seligste Geheimniß dicht.

Denn zöge jene Nacht die Decken
Vom Abgrund uns der Liebe auf,
Wir stürben vor entzücktem Schrecken,
Eh' wir vollbracht den Erdenlauf. —

Der Menschheit schmachtendes Begehren
Nach Gott; die Sehnsucht tief und bang,
Die sich ergoß in heißen Zähren,
Die als Gebet zum Himmel rang;

Die Sehnsucht, die zum Himmel lauschte
Nach dem Erlöser je und je;
Die aus Prophetenherzen rauschte
In das verlass'ne Erdenweh;

Die Sehnsucht, die so lange Tage
Nach Gotte hier auf Erden ging,
Als Thräne, Lied, Gebet und Klage:
Sie ward Maria — und empfing.

Das Paradies war uns verloren,
Uns blieb die Sünde und das Grab:
Da hat die Jungfrau Ihn geboren,
Der das verlorne wiedergab;

Der nur geliebt und nie gesündet,
Versöhnung unsrer Schuld erwarb,
Erloschne Sonnen angezündet,
Als er für uns am Kreuze starb.

Der Hohepriester ist gekommen,
Der lächelnd weiht sein eignes Blut;
Er ist uns der Prophet gekommen;
Der König mit dem Dornenhut. —

Kennt ihr den Strauch im Waldesgrunde?
Kein Blümlein blüht in seiner Näh',
Kein Vogel singt in seiner Runde,
Den Wandrer faßt ein dunkles Weh!?

Wohl stürbe gern in seinem Grame
Der Strauch, der jene Dornen trug;
Doch muß in alle Welt sein Same
Fortwandern mit dem Windesflug.

Nach seines Fluches altem Brauche
Geht Ahasver noch auf und ab,
Und bricht sich von dem Dornenstrauche
Alljährlich seinen Wanderstab.

Der Strauch — das ist das Finsterkalte
In der Natur, das nur versehrt;
Und Ahasver — das ist der alte
Unglaube, der stets irreführt. — —

Naturvergöttrer! ihr Geäfften
Des Wahnes, wollt in Sumpf und Riet
Den Irrwisch an den Leuchter heften;
Er leuchtet nur, indem er flieht!

Allgöttler! eures Gottes Glieder
Streift hier vom Baum der Wintersturm;
Dort schießt den Gott ein Jäger nieder;
Hier nagt er selber sich als Wurm.

Als Tabernakel, voll Rubinen
Und Perlen, mit dem Sakrament,
Mag euch des Tigers Rachen dienen,
Der brüllend durch die Wüste rennt.

Und die Kinnlade eines Haien
Für euch als Bundeslade paßt,
Das Mordgebiß in Stachelreihen
Das heilige Gesetz umfaßt.

Und euer Engel, dessen Zeichen
Die Todten auferstehen ruft,
Ist die Hyäne, wenn sie Leichen
Bei Nacht aufwühlt aus ihrer Gruft. —

Noch immer lebt der alte Jude,
Durchflucht die Welt mit Saus und Braus;
Die Kirch' ist seine Gräuelbude,
Er läßt den Herrn nicht in sein Haus.

Und wo er trifft auf seinen Gängen
Die Wandrer mit der Kreuzeslast,
Muß er sie höhnen und bedrängen,
Weil er das Reich der Liebe haßt.

Geht hin nach Rom und hört die Mette
Zur Weihnachtsfeier, schaut euch an
Die Priester auf entweihter Stätte,
Mit Goldgewändern überthan.

Dort brennen tausend helle Kerzen,
Die Orgel dröhnt, es tönt Gesang;
Doch kalt und finster sind die Herzen,
Zerriss'ne Glocken ohne Klang.

O seht die thierischen Gestalten,
Wie am Altare dort und hier
Hantirend sie die Hände falten,
Zum Himmel blicken fremd und stier!

Der Eine liest, die Augen rollend,
Die Mess' in ungeduld'ger Hast,
Und dem Evangelisten grollend,
Daß er nicht kürzer sich gefaßt.

Ein Zweiter denkt mit heißer Stirne
Bei der Epistel an den Brief,
Der ihn zu einer schmucken Dirne
Für diese heil'ge Nacht berief.

Ein Andrer hört aus den Gesängen
Halloh! Gebell und Jägerhorn;
Er sieht den Hirsch im Walde sprengen,
Sein Herz fliegt nach durch Busch und Dorn.

Ein Andrer träumt in Spielgemächer
Sich an den Goldtisch, nimmersatt,
Er schwingt den Kelch wie Würfelbecher,
Die Hostie wie ein Kartenblatt.

Die Zeremonie wird als Fratze
Gedankenlos nun ausgekramt;
Ein Affe, sie mit Kopf und Tatze
Tiefsinnige Gebärden ahmt.

Und die Gemeinde, geistverlassen
Und herzverödet, drängt und gafft
Und sucht mit Wort und Wink zu fassen
Die Beute frecher Leidenschaft.

Schamlos geputzte Weiber schwirren
Umher im Tempel ohne Ruh,
Und lasterhafte Männer girren
Den Weibern süße Worte zu.

Der Fromme geht, die Brust voll Klage,
Aus solcher Kirchenschänderei;
Ihm thut sein Herz die düstre Frage:
Ist es mit Christus denn vorbei?

Ist dies ein Fest, daß er geboren,
Der wiedergab das Paradies?
Ist dies ein Fest, daß er verloren,
Und uns, ein schöner Traum, verließ?

Doch sollt ihr nicht dem Kummer glauben.
Kein Wort des Heilands wird verwehn;
Gott läßt sich seine Welt nicht rauben,
Und seine Kirche wird erstehn.

Ob euren modernden Gebeinen
Wird dann hinwandeln eine Schaar
Von Priestern, wahren, frommen, reinen,
Und würdig dienen am Altar.

Die Herzen werden sich versöhnen
Einst unter Einem Freudenzelt,
Und die Natur wird sich verschönen,
In Liebe athmen wird die Welt.

Die Herzen werden sich verbünden,
Sich bringen jeden Gottesgruß,
Von Brust in Brust hinübermünden
Wird, Gott entströmt, ein Freudenfluß.

Und finden werden sie gemeinsam
Den Weg, das Leben und das Licht,
Was Keiner kann erringen einsam,
Wer nur sich selber Kränze flicht.

Zugvögel sammeln sich in Schaaren,
Wenn sie empfinden in der Luft
Ein süß geheimes Offenbaren
Des Frühlings, der nach Süden ruft.

Vereinigt trotzen sie den Winden,
Daß keiner sie der Bahn entführt;
Vereinigt schärft sich ihr Empfinden,
Das in der Luft den Süden spürt.

So werden sich die Seelen einen
Im gleichen Geist und Glaubenszug,
Daß sie nach ew'gen Friedenshainen
Vollbringen ihren Wanderflug.

So wird sich finden einst hienieden
Der Kirche traulicher Verein,
Wo Licht und Stärke, Freud' und Frieden
In Christo Allen wird gemein.

Ja! endlich wird die Stunde schallen,
Wo jener Strauch nur Rosen bringt,
Und wo ein Chor von Nachtigallen
Auf seinen sanften Zweigen singt.

Dann liegt der Stab des Abgemühten — Zerbrochen auf dem grünen Rain;
Dem Strauch zu Füßen unter Blüthen — Wird Ahasver begraben seyn."

Aus:

Die Albigenser.

(Stuttgart 1842; 2te Auflage 1846.)

Nachtgesang.

I.

O gläub'ger Hohn! o bitterste Satyre
Auf diese Welt voll Haß und Feindeswuth,
Wenn der Chinese sich dem grimmsten Thiere
Vertraut und sich begibt in seine Hut,
Wenn er für sich, die Seinen, Haus und Feld
Zum Schutzgeist den verstorbnen Tiger wählt.

Er schläft getrost, wenn still der Tigergeist
Als Hüter Haus und Feld bei Nacht umkreist;
Und wohl mag ihm sein Wahn zum Schutze taugen;
Denn wenn ein Feind sich schleicht in seine Nähen,
Der sieht im Glühwurm roll'n des Tigers Augen,
Der spürt im Nachtwind seinen Rachen wehen. —

O wäre solch ein Tiger mir Genosse,
Mit Geisterkrallen, unsichtbarem Rachen
Mir den Gedankenherd treu zu bewachen,
Den Einbruch wehrend meinem Feindestrosse!
Wenn mein einsames Herz Gedanken hämmert,
Daß ich die Welt und ihren Gram vergesse,
Wenn mir an seiner hellen Feueresse
Die Morgengluth des heil'gen Sabbaths dämmert,
Ha! Tiger! dann bewache meine Schranken,
Und kommen Störer, schlag in ihre Seelen
Als scharfe Schauer deine luft'gen Branken,
Daß sie sich scheu verzagt von dannen stehlen! —
Wenn Erdenwünsche kommen, mich zu locken,
So spring sie an, daß sie entfliehn erschrocken!
Und kommen klagende Erinnerungen,
Ermorde sie, bevor sie eingedrungen!
Auf eine aber stürze dich vor allen,
Zerreiße schnell mit deinen scharfen Krallen,
Verschling auf immer du in deinen Rachen
Ein Frauenbild, das mich will weinen machen! —
Send' ich ein Lied auf die Tyrannenfratzen,
So hilf ihm, Tiger, nach mit deinen Tatzen!
Schlag ihnen breite Wunden in's Gewissen,
Und Höllenträume hauche auf ihr Kissen!
Und wenn sie, aufgeschreckt, die Augen reiben,
Die Kerze zünden, zitternd auf sich setzen,

Blas aus das Licht, daß sie im Finstern bleiben,
Mach' vor der Thür Geräusch wie Dolchewetzen!
Und will der Feige dann mit seinem Schrecken
Verkriechen sich, entreiß ihm seine Decken
Und wickle ihn in alle Flüche fest,
Die er getretnen Herzen ausgepreßt!
Sein Eingeweide schlag mit Schmerzensbissen,
Die wie Vergiftung durch den Leib sich ringeln,
Daß er auffährt, nach seinem Arzt zu klingeln,
Du aber hast die Glockenschnur zerrissen.

O Tiger, den Tyrannen quäle! quäle!
Bis er sich bessert, schüttre seine Seele!

Millionen wunde Herzen seh' ich bluten,
So viele Thränenströme seh' ich fluthen,
Von frecher Willkür weit die Welt zerrüttet,
Der Menschheit Freudenschlösser rings verschüttet,
Ich seh' gepeitscht von hochgestellten Zwergen
Gefangne Riesen, knirschend ihren Schergen.

O Welt! aus allen Wüsten möcht ich holen
Die Tigergeister dir zu Apostolen! — —
Wohin ließ ich von meinem Haß mich führen!
Ich wünschte mir den Tiger zum Genossen,
Schon ist in meinem Geist sein Hauch zu spüren,
Und durch mein Herz sein wildes Blut ergossen!

II.

Also schweiften mir die Nachtgedanken,
Bis die Sinne mir in Schlummer sanken
Und dem Geist des Hasses Dolch entfiel.
Da begann ein Traum sein ernstes Spiel.

Einsam wandernd, mit dem Abendstrahle,
Fand ich mich in einem fremden Thale.
Stumm, nach einem Laute bange schmachtend,
War die Wildniß, stumm der Himmel, nachtend.

In der Wildniß irrt' ich trüb alleine,
Und ich stieß auf einen Haufen Steine;
Aus den Steinen, stumm ein Loos beklagend,
Ragt' ein Bambusrohr, ein Fähnlein tragend.

Schlaffes Fähnlein, nicht so stille zaudre!
Schwarz und weißes Fähnlein, flattre, plaudre:
Daß ein Wandrer, den die Seinen missen,
Hier von einem Tiger ward zerrissen;
Daß er vor den schnellen Todesstreichen
Kaum die Zeit gefunden zu erbleichen. —

Und ich sah das Felsenthal sich dehnen,
Still und weit, wie satten Tigers Gähnen.
O wie war die Erde mir so traurig!
O wie war mir die Natur so schaurig!
Furchtbar schweigend stand mir gegenüber
Die Natur, stets wilder, fremder, trüber.

Horch! da rief so liebevoll, so traut,
Wie noch nie mir klang ein Erdenlaut,
Tröstend rief mir eine Stimme leise:
„Guten Abend, Freund, und gute Reise!
Wolle nicht den wilden Geist beschwören,
Dem die Wüstenthiere angehören!
Wähle nicht zu deiner Herzensbraut
Die Natur, wenn sie dir winkt vertraut.

Hold und reizend kommt sie dir entgegen,
Liebesgluthen ihre Rosen scheinen,
Ihr Gesang, ihr sanfter Frühlingsregen —
Scheinen sehnsuchtsvoll nach dir zu weinen.
Wenn du bist an ihre Brust gesunken,
Siehst du sie verwandelt, mit Entsetzen:
Ihre Nachtigallen werden Unken,
Ihrer Rosen Dornen dich verletzen,
Ihre Thränen sind zu Eis geronnen
Und verhageln alle deine Wonnen,
Todeshauche ihre Liebesreden,
Denn verloren ist auch ihr das Eden.
Nicht dem Tiger in den Rachen fluchen
Sollst du jene Unheilvollen, Bösen,
Denn es kann die Welt nur Gott erlösen,
Den ja brüllend selbst die Tiger suchen.

Wenn der Tiger schlau im Dickicht lauscht,
Vorspringt und ein Menschenbild zerreißt,
Blut trinkt, hat er sich in Gottes Geist,
Den er spüret, ahnungsvoll berauscht.
Flieh mit deinem Kummer nicht zu denen,
Die aus tiefrer Haft so wild sich sehnen.

Weltbefreien kann die Liebe nur,
Nicht der Haß, der Sklave der Natur,
Dem Dämonen in den finstern Stätten
Mit den Waffen schmieden seine Ketten.
Dort! sieh Golgatha! — Jehovah's Stunden,
Heil'gen Königstigers, sind verwunden."
— Also sprach der Unsichtbare leise —
„Guten Abend, Freund, und gute Reise!"

Wieder stille war es in der Wüste,
Bis mich eine zweite Stimme grüßte,
Stark und voll und dringend klang die zweite:
„Hasse herzhaft! rüste dich zum Streite!
Liebe die Natur, die, treu und wahr,
Ringt nach Licht und Freiheit immerdar,
Wenn auch unter ihren heil'gen Füßen
Grau'n und Schmerz und Tod aufwirbeln müssen.

Waffen braucht die Welt; kein Liebeslächeln
Kann das Elend ihr von dannen fächeln,
Wär's ein Lächeln auch wie das vordem
Auf dem Kreuze zu Jerusalem.
Jener Tod hat nicht verfangen wollen;
Gott soll wieder in Gewittern grollen,
Blitze müssen in die Dächer fahren,
Schlachtgetümmel muß ihn offenbaren.

Wie die Faust einst Brand und Eisenruthen,
Muß der Geist sein Schwert, sein Feuer brauchen,
Bis die Herzen der Despoten bluten,
Und zerfallend ihre Burgen rauchen.

Menschheit will in Lüsten feig versiechen,
Die entnervend durch die Herzen kriechen;
Soll sie heilen schleichend faule Sünden,
Muß die alte Wunde sich entzünden.

Elend gibt's, wovon die Welt zu reinen,
Mehr als Thränen, um es zu beweinen.
Schiebe nicht den Trost ins Nebelweite!
Hasse herzhaft! rüste dich zum Streite!
Eh' die Kräfte dir im Tode schlaffen.
Guten Morgen, Freund, und gute Waffen!"

Sturmwind rauschte jetzt wie Freiheitspsalm,
Trug von hinnen mir den Bambushalm,
Blies den Steinehaufen fort wie Flaum,
Weckte mich zurück aus meinem Traum.
Und zu singen in der stillen Nacht
Hob ich an die Albigenserschlacht.

Schlußgesang.

Wofür so muthig Alle Waffen schwangen
Und singend in die Todesfeuer sprangen,
Was war es? trotzte hier ein klarer Blick
In's Herz der Freiheit jedem Mißgeschick?
War's Liebe für die heilige, erkannte,

Die heißer als die Scheiterhaufen brannte?
War's von der Freiheit nur ein dunkles Ahnen,
Dem sie gefolgt auf allen Schreckensbahnen?
Mehr nicht! — doch soll die Edlen darum eben
Bewunderung und Wehmuth überleben.
O ernste Lieb' zur Freiheit, schönes Werben,
Wenn ihre Spur genügt, dafür zu sterben!

Und dringt die Frage weiter in mein Lied,
Warum es nicht so wilden Graus vermied,
Warum es ruft nach jenes Gräuels Schatten,
Den die Geschichte froh war zu bestatten?
Wozu begrabnes Leid lebendig singen,
Und gegen Todte Haß dem Herzen bringen?
Hat unsre Zeit nicht Leids genug für Klagen?
Hat Haß nicht Manchen, der da lebt, zu schlagen?
Doch weile auf der Vorwelt unser Blick,
Die Vorwelt soll uns tief im Herzen wühlen,
Daß wir uns recht mit ihr zusammenfühlen
In ein Geschlecht, ein Leben, ein Geschick.
Der Wandrer gibt dem Freund, der nach ihm schreitet,
Wo sich der Scheideweg im Walde spreitet,
Den Weg, den er gewandelt, treulich kund,
Er streut ihm grüne Reiser auf den Grund;
So ließen uns die alten Kämpfer Zeichen:
Die Trümmer ihres Glücks und ihrer Leichen.

Getheiltes Loos mit längstentschwundnen Streitern
Wird für die Nachwelt unsre Brust erweitern,
Daß wir im Unglück uns prophetisch freuen,
Und Kampf und Schmerz, sieglosen Tod nicht scheuen.
So wird dereinst in viel beglücktern Tagen
Die Nachwelt auch nach unserm Leide fragen.

Woher der düstre Unmuth unsrer Zeit,
Der Groll, die Eile, die Zerrissenheit? —
Das Sterben in der Dämmerung ist schuld
An dieser freudenarmen Ungeduld;
Herb ist's, das langersehnte Licht nicht schauen,
Zu Grabe gehn in seinem Morgengrauen.
Und müssen wir vor Tag zu Asche sinken,
Mit heißen Wünschen, unvergoltnen Qualen,
So wird doch in der Freiheit goldnen Strahlen
Erinnerung an uns als Thräne blinken.

Nicht meint das Lied auf Todte abzulenken
Den Haß von solchen, die uns heute kränken;
Doch vor den schwächern, spätgezeugten Kindern

Des Nachtgeists wird die scheue Furcht sich mindern,
Wenn ihr die Schrumpfgestalten der Despoten
Vergleicht mit Innocenz, dem großen Todten,
Der doch der Menschheit Herz nicht still gezwungen,
Und den Gedanken nicht hinabgerungen.

Das Licht vom Himmel läßt sich nicht versprengen,
Noch läßt der Sonnenaufgang sich verhängen
Mit Purpurmänteln oder dunkeln Kutten;
Den Albigensern folgen die Hussiten
Und zahlen blutig heim, was jene litten;
Nach Huß und Ziska kommen Luther, Hutten,
Die dreißig Jahre, die Cevennenstreiter,
Die Stürmer der Bastille, und so weiter.

Aus dem „Nachlaß.“

Unberufen.

Nicht ein Jeder wagt zu richten
Meister, so in Farben dichten,
Noch des Meisters Flug in Tönen
Schnell zu tadeln, flink zu krönen;
Denn mit Farben und Gestalten
Weiß der Laie nicht zu schalten,
Und im Kontrapunkt zu reden
Ist nicht Sache eines Jeden.
Doch des Worts ist, so und so,
Wer nicht stumm, ein Jeder froh.
Darum wer in Worten dichtet,
Wird vom ganzen Troß gerichtet;
Jeder weiß von ihm zu schwatzen,
Launisch greifen ihm, heut schmückend,
An die Stirne, morgen pflückend,
Alle ungeweihten Tatzen.
Dieser Pöbel faßt es nie,
Daß er über Poesie,
Als die höchste Kunst von allen,
Hat kein Urtheil hinzulallen.
Eben weil ihm ihre Zeichen
Altvertraut sind, dünkt ihm alt
Und vertraut auch ihr Gehalt,
Und er wird ihn nie erreichen;
Ewig schließt für ihn die Pforte;
Weil er im bekannten Worte
Nur sein täglich Brod erkennt,
Ist's für ihn kein Sakrament.

Gebildete Sprache.

Wie das Schlachtroß proprio Marte
Plötzlich tanzt und feurig springt,
Wenn ihm die Trompete klingt,
Und davon eilt zur Standarte;
Wie sich's stellt in Reih' und Glied,
Und das Bäuerlein im Bügel
Fort muß mit verwirktem Zügel,
Gar nicht weiß, wie ihm geschieht:
Also trägt das deutsche Wort,
Das von Meistern ward geritten,
Als sie sich den Kranz erstritten,
Manchen Stümper mit sich fort.

In einer Schlucht.

Gewaltig tobt der Wind und beugt
Den Wildbusch, sausend in der Schlucht,
Der Bach beschleunigt seine Flucht,
Von Regenwolken großgesäugt.
Nach Süden eilt hinab der Bach,
Nach Norden spritzt ihn das Geschnaub,
Und unstät irrt das dürre Laub
Dem Wasser und dem Winde nach.

Nun gilt des Herbstes Sterbgebot,
Doch unglückselig ist das Thal,
Daß hin der holde Sommerstrahl,
Und Alles grollt und schmäht den Tod.

Mit schwerem Kampf das Leben bricht,
Der Baum, der Busch, so todesmatt,
Hält seufzend fest am letzten Blatt;
Wie gut der Tod, sie glauben's nicht.

Blick in den Strom. *)

Sahst du ein Glück vorübergehn,
Das nie sich wiederfindet,
Ist's gut, in einen Strom zu sehn,
Wo Alles wogt und schwindet.

O, starre nur hinein, hinein,
Du wirst es leichter missen,
Was dir, und soll's dein Liebstes seyn,
Vom Herzen ward gerissen.

Blick' unverwandt hinab zum Fluß,
Bis deine Thränen fallen,
Und sieh durch ihren warmen Guß
Die Fluth hinunterwallen.

Hinträumend wird Vergessenheit
Des Herzens Wunde schließen;
Die Seele sieht mit ihrem Leid
Sich selbst vorüberfließen.

Eitel nichts! **)

'S ist eitel nichts, wohin mein Aug' ich hefte!
Das Leben ist ein vielbesagtes Wandern,
Ein wüstes Jagen ist's von dem zum andern,
Und unterwegs verlieren wir die Kräfte.
Ja, könnte man zum letzten Erdenziele
Noch als derselbe frische Bursche kommen,
Wie man den ersten Anlauf hat genommen,
So möchte man noch lachen zu dem Spiele.
Doch trägt uns eine Macht von Stund' zu Stund',
Wie's Krüglein, das am Brunnenstein zersprang
Und dessen Inhalt sickert auf den Grund,
So weit es ging, den ganzen Weg entlang.
Nun ist es leer; wer mag daraus noch trinken?
Und zu den andern Scherben muß es sinken.

*) Dieses tiefpoetische Lied, im Geist und Gemüth empfangen am 15. September 1844, als Lenau auf einem von Wien gegen Linz fahrenden Donaudampfschiffe seine Brautreise angetreten hatte, wurde in Stuttgart am 25. September 1844, mithin wenige Tage vor seiner unheilbaren Erkrankung, für eine Freundin in Wien niedergeschrieben.

**) „Eitel nichts!" entstand am 18. September 1844, als Lenau spät in der Nacht auf dem rollenden Eilwagen zwischen Zernolding und München körperlich sehr erschöpft dahinfuhr, gleichsam zum Versuche, ob er unter so ungünstigen Umständen noch zu dichten vermöge. Der bereits tief erkrankte Dichter theilte das Gedicht am 29. November 1844 in seiner Zelle zu Winnenthal seinem Arzte und Freunde Hofrath Zeller mit, der es ihm sogleich nachschrieb. Diese beiden Gedichte gemahnen uns jetzt wie granitene Denksteine, mit denen der Genius des Dichters dessen letzte Pfade hienieden bezeichnen wollte. (Sieh Anast. Grün's Vorrede zu „Lenau's Nachlaß," Stuttgart und Tübingen, 1851.)

Gustav Pfarrius,

geboren am 31. Dezember 1800 in dem Dorfe Heddesheim bei Kreuznach, wo sein Vater Pfarrer der reformirten Gemeinde war, erhielt den Elementar- und Gymnasialunterricht fast ausschließlich von diesem ertheilt; studirte dann auf den Universitäten Halle und Bonn Theologie und Philologie; wurde bald darauf am Gymnasium zu Saarbrücken als Lehrer angestellt und im Jahre 1834 als Oberlehrer an das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Köln befördert, in welcher Stellung er sich noch befindet. Er ist Doktor der Philosophie und Ritter des rothen Adlerordens.

Neigung und Kräfte dieses eben so anspruchlosen als talentvollen Dichters zeigen sich vorzugsweise auf das episch-lyrische Element der Poesie gerichtet. Neben einzelnen frischen Naturgemälden und sinnigheiteren Liedern erwarben die Behandlungen von Sagen, unter diesen besonders die Romanze vom „Trunk aus dem Stiefel," in dem Werkchen „Das Nahethal in Liedern" (Bonn 1838; 2te Aufl., 1845) seiner Muse die ersten Freunde. Manche dieser Lieder und Romanzen wurden in Musik gesetzt und sein Gelegenheitsgedicht „Laßt Gesanges Jubel u. s. w." in Köln zum stehenden Dombaufestgesang erhoben. Sein romanzenartig eingetheiltes episch-lyrisches Gedicht „Karlmann" (Bonn 1841), dem es nicht an gestaltender Kraft und lyrischer Fülle, wohl aber an epischer Einheit fehlt, ist in weitere Kreise nicht durchgedrungen. Später hat sich sein Sinn immer mehr und entschiedener von der Menschenwelt ab- und dem Naturleben zugewandt; die in früher Jugend empfangenen Natureindrücke wollen sich, wie es scheint, erst in seinen gereiften Jahren vollständig zur Geltung bringen. Zur Charakteristik dieser Richtung dienen dessen „Waldlieder," aus welcher ihn nur in den Jahren 1848 und 1849 seine Theilnahme an der Politik, anonym ausgesprochen in den „Schlichten Reimen" in der Kölner Zeitung, auf kurze Zeit herausgetrieben hatte. Die genannten, öfters in's Symbolisch-Didaktische streifenden „Waldlieder" (Köln 1850) erfreuen bei technischer Vollendung durch ihre aller Sentimentalität bare, gesunde Naturanschauung und enthalten neben mancher anmuthend naiven, lyrisch-humoristischen Darstellung, z. B. „Wie es den Sorgen erging," einzelnes Vortreffliche im Gebiete der Fabel und Symbol-Romanze, z. B. „Reinecke und seine Kinder," — „Frühling" u. a., tiefer Bedeutung voll, mit treffender Satyre auf unsere modernen Kultur- und politischen Zustände. — Außer mehreren wissenschaftlichen Abhandlungen und Schulschriften, darunter Bruchstücke einer metrischen Uebersetzung der Heldengesänge des Quintus Smyrnäus, ferner einer Abhandlung über den Unterricht, in der Cotta'schen Vierteljahrsschrift, 3tes Heft 1844 — und außer den in verschiedenen Tagblättern und Jahrbüchern zerstreuten Gedichten sind von ihm noch erschienen: „Chriemhildens Rache, dem Nibelungenliede nacherzählt" (Köln und Aachen, 1844); — „Das Ende des Hauses Dhaun, historische Novelle," im Rheinischen Jahrbuch 1846; — und anonym das topographisch-schildernde Handbuch: „Der Führer am Rhein, für Freunde der schönen Natur, der Kunst und des Alterthums" (2te Aufl., Bonn 1849). Er soll sich jetzt mit einer Geschichte der ehemaligen Gaugrafen seiner Heimat beschäftigen, von der man dankenswerthe Aufschlüsse für die rheinische Geschichte erwarten darf.

Aus:

„Das Nahethal in Liedern."

Trinklied.

Leert die Gläser, daß die Brust
Glühe von Gesangeslust!
Stimmt die Kehlen, daß der Sang
Schalle zu der Gläser Klang!

Wer die Kehle trocken spürt,
Der den rechten Ton verliert,
Denn wir wissen's Alle schon:
In der Kehle sitzt der Ton.

Aber will's nicht recht heraus,
Klebt es wie die Schneck' im Haus,
Hindert uns, ich weiß nicht was,
Sitzt der Ton im vollen Glas.

Ist jedoch das Glas geleert,
Und die Lust noch nicht gemehrt,
Sag' ich frei dem Glas zum Hohn:
In der Flasche sitzt der Ton.

Aber da der Flasche Schlauch
Trinket aus des Fasses Bauch,
Wo es gährt das edle Naß:
Sitzt der Ton im vollen Faß.

Volles Faß, aus dir entspringt,
Was da schallet, was da klingt;
Was da bildet, was da schafft,
Steigt zu dir und schöpfet Kraft.

Born der Töne, wärst du leer,
Gäb' es keine Lieder mehr,
Wären alle Sänger stumm,
Und die Welt blieb öd' und dumm.

Drum getrunken, daß die Brust
Glühe von Gesangeslust!
Drum gesungen, daß der Sang
Wecke neuen Gläserklang!

Der Trunk aus dem Stiefel.

Da droben saßen sie allzumal
Und zechten im alten Rittersaal;
Die Fackeln glänzten herab vom Stein
Und schimmerten weit in die Nacht hinein.

Es sprach der Rheingraf: „Ein Kurier
Ließ jüngst mir diesen Stiefel hier;
Wer ihn mit einem Zug wird leeren,
Dem soll Dorf Hüffelsheim gehören!"

Und lachend goß er mit eigner Hand
Voll Wein den Stiefel bis an den Rand,
Und hob ihn mitten wohl in den Kreis:
„Wohlan, Ihr Herren, Ihr kennt den Preis!"

Johann von Sponheim hielt sich in Ruh
Und wünschte dem Nachbarn Glück dazu,
Und dieser, Meinhart wa'rs von Dhaun,
Zog scheu zusammen die dunkeln Brau'n.

Verlegen den Bart sich Flörsheim strich,
Und Kunz von Stromberg schüttelte sich,
Und selbst der muthige Burgkaplan
Sah den Koloß mit Schrecken an.

Doch Boos von Waldeck rief von fern:
„Mir her das Schlückchen! Zum Wohl, Ihr Herrn!"
Und schwenkte den Stiefel und trank ihn leer,
Und warf sich zurück in den Sessel schwer,

Und sprach: „Herr Rheingraf, ließ der Kurier
Nicht auch seinen andern Stiefel hier?
Wasmaßen in einer zweiten Wette
Auch Norheim gern verdienet hätte."

Deß lachten sie alle und priesen den Boos
Und schätzten ihn glücklich als bodenlos;
Doch Hüffelsheim mit Maus und Mann
Gehörte dem Ritter Boos fortan.

Michel Mort, der Kreuznacher.

„Auf zum Kampfe!" rief der Herold,
„Sponheim will dem Feind erliegen!"
Nach dem Zeughaus zu den Waffen
Sah man die Getreuen fliegen.

Von den Schwertern, hier gehäufet,
Wählte Michel Mort das schwerste,
Ohne Helm und ohne Harnisch
War er auf dem Platz der Erste.

Dort auf blutgetränkter Ebne
Durch die Leichen der Genossen
Sah er wanken den Gebieter,
Von den Feinden rings umschlossen.

„Kreuznach hier, mein edler Grave!"
Ließ er seinen Ruf erschallen
Und bei jedem seiner Hiebe
Sah man einen Gegner fallen.

„Kreuznach hier, ihr Pfaffenknechte!"
Hallte seine Stimme wieder,
Und mit jedem Schlag des Schwertes
Schlug er einen Söldner nieder;

Schlug umher wie Blitz und Hagel,
Splitter flogen in die Weite,
Und im Nu des Augenblickes
Focht er an des Grafen Seite;

Hieb entzwei des Nächsten Lanze,
Hieb ihn selbst vom Roß zur Erde,
Half dem Herrn, dem schwergetroffnen,
Hingesunkenen, zu Pferde.

„Rettet Euch, mein edler Grave,
Dem Verfolger will ich wehren!"
Rief er fechtend, rief er sinkend,
Hingestreckt von hundert Speeren.

Wird durch Sprendlingens Gefilde,
Wanderer, dein Fuß einst wallen,
Weil' an einem grauen Steine:
Michel Mort ist hier gefallen.

Aus:

„Waldlieder."

Wie es den Sorgen erging.

Einst wollt' ich hinaus in den grünen
Da zogen die Sorgen mit; [Wald,
Vergebens gebot ich wohl zehnmal Halt,
Sie folgten mir Schritt für Schritt.

Doch als wir kamen wohl in den Busch,
Begann ein Geflüster sogleich;
Die Vöglein riefen: Ihr Sorgen, husch,
Hinaus aus dem grünen Bereich!

Das Gras erhob sich und hielt sie auf,
Ein Windstoß hauchte sie fort,
Die Bäume rauschten und schlugen drauf,
Sie flohen von Ort zu Ort

Und rannten und stießen die Köpfe sich ein
Am Felsen riesig und rauh,
Verschmolzen im lachenden Sonnenschein,
Ertranken im duftigen Thau.

Da habt ihr's! rief ich, von ihrer Noth
Befreit, in die Lüfte hinaus;
Da seht ihr, was euch im Walde droht:
Ein andermal bleibt ihr zu Haus!

Frühling.

Der alte Waldbeherrscher mußte
Verreisen einst zur Winterszeit;
Ein tiefer Frieden, wie er wußte,
Umfing die Forsten weit und breit;
So übergab er denn die Zügel
Des stummen Waldgebiets dem Sohn
Derweilen, schwang sich in die Bügel
Und jagte mit dem Sturm davon.

Bald sprach der Prinz — er war erzogen
In abgelegner Felsenschlucht —
Was wurde doch mir vorgelogen
Von einer Krone Last und Wucht!
Vom Volk der Erlen tief im Grunde
Zum Dornsproß auf der Felsenburg
Herrscht Ruh und Ordnung in die Runde,
Und jeden Willen setz' ich durch.

Er ließ den Wald organisiren
Nach einem nagelneuen Plan,
Die Stämme ordnen nach Revieren,
Abschätzen jeden Ast und Span,
Was wirr sich zeigte, ward gelichtet,
Verkürzt, was aus der Norm sich trieb,
Und Alles treu, wie er's geschlichtet,
In unterthän'gem Frieden blieb.

Da kam der Lenz, verstohlen machte
Die Augen auf der hier, der da,
Bis lustig Groß und Klein erwachte
Und lebensfrisch in's Blaue sah;
Da gab's ein Gähren und ein Ringen,
Ein Gliederrecken kraftgeschwellt,
Ein Weben, Strecken, Aufwärtsdringen,
Als wäre jeder Zweig ein Held.

Der junge Waldfürst — noch auf Reisen
Der alte sich die Zeit vertrieb —
Ließ ernst den Wald zur Ruh' verweisen,
Der Wald jedoch im Aufstand blieb;
Drauf ließ die Keckſten er bestrafen,
Ließ fassen manchen Strauch beim Schopf,
Indeß statt wieder einzuschlafen,
Wuchs ihm das Buschwerk über'n Kopf.

Da rief er grimmig: Aufgesessen,
In's Dickicht haut, die Wipfel knickt,
Die Knospen brecht, und was vermessen
Sich regt noch, sei im Keim erstickt!
Auch dies umsonst: ward rechts gelichtet,
Stand links ein Heckenbund im Flor,
Ward auf der Höh' ein Busch vernichtet,
Brach's frischen Grün's im Thal hervor.

Zwar viele Schmerzenstropfen flossen,
Zerschmettert lag manch Blüthenreis,
Mit Jammer sah der schönsten Sprossen
Beraubt sich mancher Waldesgreis;
Doch keine Klage fand Erhörung, —
Da kehrte zu der Forsten Glück
Und seines Sohn's, ob der Zerstörung
Entsetzt, der alte Herr zurück.

Ha, rief er, wenn die Wälder schlafen,
Ist unvergleichlich deine Hut!
Und, wenn sie wachen, willst durch Strafen
Du tödten ihren Lebensmuth?
Kannst du nicht Segen um dich breiten,
Wenn Frühlingswehn die Welt durchhaucht,
So laß das Scepter rasch entgleiten,
Das nicht in deine Hände taugt!

So sprach er, eilte durch's Gewimmel
Der freudetrunknen Bäumeschaar,
Gab diesem Luft, und jenem Himmel,
Und bog und zog sie wunderbar,
Und räumte, was nach Schlaf verlangte,
Das faule Laub, das dürre Reis,
Hinweg, da grünte, blühte, prangte
Der Wald zu Gottes Ruhm und Preis.

Reinecke und seine Kinder.

Als Reinecke einst mit Vaterpflicht
Seinen Kindern ertheilte Unterricht,
Und nach der alten Weis' und Lehr'
Die Jungen sprangen kreuz und quer,
Und selbst sein Weib, Frau Ermelein,
Sich mischte in's Getümmel hinein,
Da machte bei ihnen noch spät Visite
Grimbart der Dachs und sprach: „Ich bitte
Euch, Neffe, und Euch, Frau Ermelein,
Was ist das für ein Toben und Schrei'n?
Ihr erzieht ja die Kinder wie Türken und Heiden,
Und laßt von Niemanden euch bescheiden;
Vom Fuchs verlangt man heute mehr,
Als Hühner fangen und Gänse jagen,
Und was man sonst aus Eurer Lehr',
Geliebter Neffe, davon wird tragen.
Vertraut die Kinder meiner Hut,
Ihr wißt, ich hab' ein Institut!" —

„Herr Ohm," sprach Ermelein ganz verschämt,
„Es ist so leider, wie Ihr's nehmt;
Wir wohnen zu weit von der Stadt entfernt,
Und Reinecke selbst hat nichts gelernt
In seiner Jugend; doch gerne säh' ich
Studirt die Kinder, sie sind's wohl fähig."

Reinecke sagt nicht Ja, nicht Nein;
Den Handel schloß Frau Ermelein.
Und als von dannen Grimbart schritt,
Da nahm er Reineckens Söhne mit.

Darauf nach einem halben Jahr
Kam zur Vakanz das Kinderpaar.
Doch wie entsetzte sich Reinecke da,
Als er die beiden Studiosen sah:
Der älteste, Rossel, war lendenlahm,
An einem Stock daher er kam;
Und Reinhard, der jüngste, sein liebstes Kind,
Trug eine Brille, er war halb blind.
Indessen Grimbart, der selbst sie brachte,
Und ihres Fleißes mit Lob gedachte,
Hielt flugs mit ihnen ein Examen.
Da nannten geläufig sie die Namen
Der Höhen alle, die fern und nah
Man ragen um Malepartus sah;
Sie kannten der Vögel ganz Geschlecht
Nach Art und Klasse vom Straus zum Specht,
Sie wußten mit Nachhülf' anzugeben,
Wie Fuchs und Dachs in Sibirien leben;
Es zeigte Rossel, wie an dem Schrei
Des Hahns zu erkennen, ob fett er sei;
Und Reinhard wußte die Zoll sogar,
Wie weit Malepartus vom Brocken war.

Da schien Frau Ermelein hocherfreut
Ob ihrer Söhne Gelehrsamkeit.
Doch Reinecke, der kluge Wicht,
Theilte der Gattin Freude nicht.
Er sprach: „Sobald's wird morgen tagen,
Damit du zu Mittag etwas hast
Für Grimbart, unsern lieben Gast,
Wollen wir einen Braten jagen."

Am frühen Morgen zogen sie aus,
Spät kamen sie ohne Fang nach Haus.
Da konnte man einmal Reinecken sehn
Im Harnisch, was nicht oft geschehn;
Fuchswild und stampfend mit dem Fuß
Anfuhr er Frau Ermelein ohne Gruß:
„Da sehen wir's nun an der eigenen Brut,
Was eure gelehrte Erziehung thut;
Von einem Mops ließ sich Rossel fangen,
In einer Schlinge blieb Reinhard hangen.
Das war ein Gewinsel und ein Gebell,

Und kam ich nicht zu Hülfe schnell
Mit aller List und aller Kraft,
Jetzt lägen sie in des Todes Haft."
Zu Grimbart höflicher wandte dann
Sich Reinecke, der schlaue Mann:
„Herr Ohm, für heute thut mir's leid,
Daß Ihr so schlecht bewirthet seid;
Ihr freilich habt dafür Ersatz
In Eurer Kenntnisse reichem Schatz.
Ihr wißt von weitem, ob fett ein Hahn,
Das hört Ihr ihm am Krähen an;
Und seid im Stande anzugeben,
Wie Fuchs und Dachs in Sibirien leben.
Dran habt nach Billigkeit und Fug
Ihr als gelehrter Mann genug.
Indessen meiner Söhne Lehr'
Die macht Euch allzuviel Beschwer,
Drum will ich mich selber wieder plagen,
Das Nöthigste ihnen vorzutragen.
Will's Gott, so soll mir's noch gelingen,
Sie auf den alten Sprung zu bringen.
Und kehrt Ihr dann beim Abendschein
Einst wieder in Malepartus ein,
So haben wir zwar keinen Strauß im Kopf,
Dafür einen fetten Hahn im Topf;
Und wollt Ihr's dann nicht mit uns haben,
So mögt Ihr am Geruch Euch laben."

Zum Abschied machte sich da bereit
Der Dachs und sprach mit Bitterkeit:
„Ich weiß es wohl, der heutige Lohn
Der Gelehrsamkeit ist Spott und Hohn!"
Sodann er stolz von dannen ging,
Wie schief ihm auch der Magen hing.

Doch Reinecke nahm, wie's ziemt dem Mann,
Sich wieder der Zucht der Kinder an,
Und übte sie jahrein, jahraus,
Da wurden tüchtige Füchse draus. —

Auf einsamer Haid' in heller Nacht,
Am Walde nahm ich's oft in Acht,
Wie mit den Seinen er verkehrt
Und sie des Geschlechtes Sitte lehrt;
Wie lustig sie da tanzen und springen,
Sich jagen, haschen, zu Boden ringen,

In jeglicher List sich exerziren,
In allen Wendungen manövriren,
Auf Dreien hüpfen, auf Zweien gehn; —
Es ist eine Freude zuzusehn.

Am Quell.

Am Quell von Blumen umduftet,
Im grünen Waldesthal,
Da liegt gefällt ein Eichstamm,
Drauf sitz' ich hundertmal;

Und schaue dahin und frage,
Warum so fern sie weilt,
Aus wirrem Getös und Gedränge
In's liebliche Thal nicht eilt.

Kannst du nicht her sie winken,
Du Hügel so heiter zu schau'n?
Du Fels sie her nicht bannen
Mit deinen gigantischen Brau'n?

Kannst du nicht her sie schmeicheln,
Du zartes schwellendes Moos?
Du Bächlein nicht her sie plaudern
Mit deinem Wellengekos?

Könnt ihr nicht her sie lächeln,
Ihr Blumen am klaren Teich?
Und du herbei sie nicht singen,
Lieb Vöglein im grünen Zweig? —

Der Quell, in den ich schaue,
Nicht stockt er in seinem Lauf;
In meiner Brust das Sehnen
Nicht hört es zu quellen auf,

Der Stamm, darauf ich sitze,
Nicht wird er wieder grün;
Im Herzen meine Liebe,
Wann wird sie ins Leben blühn? —

Der deutsche Wald, das deutsche Herz.

Der deutsche Wald, das deutsche Herz,
Sie sind einander eng verwandt,
Wie Ahnungsschauer, Sehnsuchtsschmerz,
Wie Blätterfüll' und Blumentand.

In Baumgestalten mannichfalt,
In Staud' und Stengel, Busch und Strauch
Ergrünt der tiefe deutsche Wald, —
Nur selten kommt's zu Früchten auch;

Idee'ngebilde, reich und kühn,
Der Freiheit Heimweh, Weisheit, Rath,
In tiefen deutschen Herzen blühn, —
Nur selten werden sie zur That;

Und wie am schattenreichsten Baum
Ihr keinen Erntesegen schaut,
So wird aus Sehnsucht und aus Traum
Kein wetterfestes Reich gebaut.

O deutscher Wald, o deutsches Herz,
Ihr seid einander eng verwandt,
Wie Ahnungsschauer, Sehnsuchtsschmerz,
Wie Blätterfüll' und Blumentand.

Der Hütten Rauch.

(Düsseldorfer Künstleralbum 1851.)

Schon hat das Thal umwoben
Ein dünner Abendflor,
In blauer Wolke wirbelt
Der Hütten Rauch empor,
Er zieht wohl durch die Pappeln
Und Weiden um den Bach
Hinauf die grüne Bergwand
Hoch über Dach und Fach;

Der Rauch bezeugt da unten
Des Herdes traute Gluth,
Um welche mit den Seinen
Der müde Landmann ruht,
Den ganzen stillen Haushalt
Im armen Hüttenraum,
Die Mahlzeit ohne Worte,
Den Schlummer ohne Traum.

Derweil umgießt die Höhen
Der Mond mit seinem Glanz,
Es reihen sich am Himmel
Die Sterne schon zum Tanz,
Die fernen sind gekommen,
Die nahen sind geflohn;
Die schlummern in dem Thale,
Sie merken nichts davon;

Sie hatten hingesendet
Ein kurzes Nachtgebet,
Wie Mond und Stern' auch glänzen,
Zu dem, der drüber steht,
Und waren aus den Freuden,
Und waren aus dem Harm
Des Erdenseyns gesunken
In Gottes Vaterarm.

Du unterdessen, forschend
Hoch über'm Nebeldunst,
Erfliegst die fernen Welten
Durch Wissenschaft und Kunst,
Doch flög' auch mit dem Fittig
Des Lichts dein Forschermuth,
Nicht kämst du an am Ziele,
Wo schon der Landmann ruht.

Franz von Kobell,

Sohn des weiland königlich bayerischen Geheimen Rathes Franz v. Kobell, geboren den 19. Juli 1803 in München, erhielt seine erste wissenschaftliche Ausbildung an einem Gymnasium seiner Vaterstadt, worauf er die Universität Landshut bezog. Schon im Jahre 1823 erhielt er eine Anstellung als Adjunkt beim Konservatorium der mineralogischen Sammlungen des Staates und wurde 1826 zum außerordentlichen, dann 1834 zum ordentlichen Professor der Mineralogie an der Ludwigs-Max-Universität ernannt. Im Jahre 1842 rückte er in die Reihe der ordentlichen Mitglieder der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften ein, nachdem bereits 1827 die Wahl derselben auf ihn als außerordentliches Mitglied gefallen war. Mehrere wissenschaftliche Reisen, nämlich 1834 nach Griechenland und Italien, später auch nach Frankreich, Belgien, Holland und in sämmtliche deutsche Staaten, brachten ihn mit den ausgezeichnetsten Gelehrten in nähere Berührung. In Anerkennung seiner Verdienste um die Wissenschaft (seine Arbeiten umfassen alle Theile der Mineralogie und haben bereits einen wichtigen Einfluß auf die Wissenschaft selbst geübt, auch ist er der Erfinder der Galvanographie) ward er zum Ritter des k. belgischen Leopoldordens und des großherzoglich hessischen Ludwigsordens erster Klasse ernannt.

Durch seine „Gedichte in oberbayerischer Mundart" (1843; 4te Aufl., 1850) stellt sich v. Kobell in die Reihe unserer vorzüglichsten Dialekt-Dichter. Wie J. G. Seidl in Wien den niederösterreichischen Volksdialekt repräsentirt, so ist er der namhafteste und glücklichste Vertreter des oberbayerischen. Beide haben, auf der zuerst von Hebel betretenen Bahn ihrem Ziele nachstrebend, es meisterlich verstanden, den Eigenthümlichkeiten ihres Volkes in Leben und Sitte die Stimme des ächten Volksdichters zu leihen. Was aber v. Kobell nicht wenig über den gemüthlich-naiven Seidl erhebt, das ist die kräftiggestaltende Phantasie in seinen Erzählungen, Charakterbildern und kleinen Idyllen, die Kunst der Situationszeichnung, die unübertreffliche Einfachheit und Wahrheit der Darstellung, die glückliche Individualisirungsgabe und — der eigenthümlich treuherzige, ergötzliche Humor, durch welchen er sich beim Volke zutraulich einzuführen weiß, während er sich zugleich durch ihn nicht selten auf die Stufe poetischer Weltauffassung erhebt. Auch hat er den Charakter der Volkspoesie darin sehr gut getroffen, daß er den meisten seiner Gedichte einen kurzen didaktischen Anhang beifügt, um dem Leser ein Regulativ an die Hand zu geben, ohne jedoch, indem er die unteren Stände belehrt, den ästhetisch Genießenden durch das Fabula docet zu verletzen.

„Mit besonderer Vorliebe hat er sich" — mit den Worten der Wiener Jahrbücher der Literatur, Bd. 113, 1846 — in seinen Gedichten „dem Gebirgsleben und dem Waidwerke zugewendet, die er beide bis in ihre kleinsten Nüancen aufzufassen und treu wiederzugeben versteht. Der erzählende Ton ist überall mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit getroffen; man

glaubt den Landmann selbst sprechen zu hören und staunt, wie die Rede so natürlich in Vers und Reim sich fügt. Ebenso meisterlich versteht sich der Dichter auch auf Genrebild, Stillleben und Situationsmalerei, worin er eine seltene Objectivität entwickelt. Auch der rein lyrische Theil mit mancherlei Humoristischem, Naivem und Sentimentalem gibt Zeugniß von Kobell's innerstem Berufe zum Volksdichter. Er steht mit der Phantasie und dem Gemüthe im Volke, mit dem Geiste über demselben; ohne viel zu idealisiren, erhebt er nur die beschränkte Wirklichkeit zur poetischen Wahrheit und verleiht bekannten Ansichten, Verhältnissen und Interessen in der vom Volke selbst ihm vorgezeichneten Richtung die dichterische Weihe, ohne dieses, mittels der Mundart, in Richtungen hineinreißen zu wollen, die demselben neu oder fremd sind." —

Neben den „oberbayerischen" Gedichten haben auch dessen 1846 erschienene „Schnadahüpfeln und Sprüchein" (eigentlich Schnitterhüpfeln, das ist: lustige Liedchen, welche die Schnitter beim Erntefest improvisiren, lyrische Impromptu's, scherzhafte und neckende Stegreifler, welche, epigrammatische Kürze mit singbarer Weichheit verbindend, meist nur aus einem Quatrain von zweifüßigen, amphibrachischen Versen bestehen, wovon die geraden reimen oder assoniren, während die Reimlosigkeit der ungeraden das Verschmelzen und Hinüberschleifen befördert und dem Gedanken seine volle Freiheit läßt) und die „Gedichte in pfälzischer Mundart" (3te Aufl. 1849) eine ungewöhnliche Beliebtheit erlangt; diese besonders durch ihre originelle Naivetät, ihren lustig-schalkhaften Humor, der ganz dem Charakter jenes lebensfrohen rheinfränkischen Volksstammes entspricht. Uebrigens zeigt er sich dieses Dialektes nicht so völlig Meister, als seines heimatlichen. Von seinen hochdeutschen, eben so ernstsinnigen als heiterlaunigen Poesieen sind mehrere, mit musikalischer Komposition versehen, in den Mund der Gebildeten des Volkes übergegangen.

Die Lieb'.

Die Lieb' is a' Vogl,
Der waar' nach mein Sinn,
Und mei' Diendl is der Käfi',
Da flutschert er drinn.

Die Lieb' is a' Bliemi,
In Hirgscht[1]) is 's dahi',
Herr vergelt's Gott, daß i' no'
In Summa drinn bi'.

Die Lieb' is so fei',
Wie a' Fleimuatter[2]) is,
Bals d'viel tandlst damit,
Kriegn d'Flügerln an' Riß.

Die Lieb' is a' Laab,
Bals verwelkt, werd's verwaaht,
Aber grea[3]) hebt's gar guat,
Wann's aa' der Wind a' wen'g draaht.

Die Lieb' is a' Gschicht',
Und die geht gar nie aus,
Und werd übrall verzählt,
Und is überall z' Haus.

Die Lieb is a' Gschpiel,
Du kannst g'winna gar viel
Und no' mehra verlier'n,
Ko'sts dei' Lebta' lang g'schpürn.

---

[1]) Hirgscht, Herbst. [2]) Fleimuatter, Schmetterling. [3]) Grea, grün.

Die Lieb' is a' Ding,
Achtn's vieli gar g'ring
Unn an dyem der und der
Gaab's um All's nimmer her.

Die Lieb' is an' Uhr,
Der s' nit kennt, muß drum frag'n,
Und der s' kennt, woaß oft nit,
Wieviel 's justement g'schlag'n

Und is 's, wie d'er will, — Und so woaß i' do' gwiß,
Daß die Lieb' just die schlechtest' — Erfindung nit is.

Jagalied.

Was waar's denn um's Lebn ohni Jagn,
Koan' Kreuzer nit gebet i' drum,
Wo aber a' Hirsch zun d' erfragn,
Wo's Gambsei'n geit, da reißts mi' 'rum.
Ja 's Jagn dees is mei' Verlanga,
Ho's zeiti scho' mögn a'fanga,
Ha ho! und mei' g'führigi Bix
Und i' sag' halt, da drüber geht nix.

Steig auffi, steig abi, steig eini,
A' Gambs is a' Steigerei werth,
A' Gambs is gar flüchti' und schleuni'
Und leicht geht der Handel verkehrt,
Drum is aa' an' Ehr dabei z'gwinna
Und muaßt was versteh' und was kinna,
Denn der si' nit recht zammanimmt,
Aa' nit leicht zun an' Gambsbartl kimmt.

Thäats hocka bei Diendln und Kartn,
Thäats tanzn und kegln grad gnua,
Will lieber an' Hirschn d'erwartn
Und birschn d'rauf spat oder frua,
Dahoamtn da mag i' nit bleibn,
Will draußtn mi' umanand treibn,
Mei Musi' san d' Vögerln in Wald,
Und die macha mar auf wie's ma' g'fallt.

Hoch vivat die Berg solln lebn
Und's Woadwerk und wer was drauf halt',
Mein' Schatz will i' 's Edelweiß gebn
Und hoff' mir aa' gwiß, daß 's ihr g'fallt;
Denn thoat si's nit lusti bitrachtn,
Dees jaagerisch' Bliemi verachtn,
So ließ i' s' aa' laaffa gar bald
Und thoat' hausn alloani in' Wald.

Voglruaf.

Es zwitschert der Fink der Finkin zua,
Er zwitschert: kimm, kimm zu mir,
I' lern' dir a' Liedl, a' schön's, a' neu's,
Kimm, kimm, dees sing' i' dir für.

Es bischpert der Spatz seiner Spätzin zua:
Bst, bst, wo aus denn so gschwind?
Kehr' ei' auf mein' Baam, da is's hoamli' und still,
Bist sicher vor'n Regn und Wind.

Es ruaft der Hecher der Hecherin zua:
Gar raar, gar raar, lieber Schatz,
Is's da in die Nußn, schaug' eina, probir's,
Es is für uns alli zwoa Platz.

So mache's halt d' Vögl, so ruafa s' anand,
So hörst es ananderoft fragn,
Und gebn si' aa' Antwort und kemma na' z'amm,
Und hab'n si' allerhand z'sagn.

Und weil's so viel lusti' um selleni Ruaf,
Und weil i' mi' oft dro' g'freut,
So hon i's halt naacheter ausstudirt,
Und g'funda, was's ebba bideut't.

Und mach's jetzt mein' Diendl nett grad a so für,
'S is freili' dees Ruafa was Alt's,
J' ho's halt amal von die Vögl so g'lernt,
Und schau — n' Diendl, dem g'fallt's!

Der Auerho'.

A'm Ho'falz muaß ma' fruh dra' sey',
He Bua, wach' auf!   [is schö',
Schö' glanzn d' Sternei'n, d' Nacht
Hallo steh' auf!

Da richt't si' zamma der Jagabua,
Geh 'naus ins Holz,
An' Auerho' möcht' er schießn gern,
Den Vogl so stolz.

Er schleicht und luust, bal' da bal' dort,
'S is Alles still,
Es rührt si' nix, ob ebba der Ho'
Nit falzn will.

Horch, dak und dak, ha ha da bist,
J' hör' di' scho', —
Jetz gib wohl auf sei' Gsangl Acht,
Und spring' 'n o'.

Da springt er, wie er's Schleifa[1] hört,
Oa's, zwoa und drei,
Und luust gar fleißi nach'n Sprung
Und springt auf's Neu. —

Der Auerho' in seinem Sinn
Denkt an sein' Schatz,
Er hat zu seiner Lustbarkeit
Den schönst'n Platz.

Er schnacklt[2] schneidi,[3] daß's a' Freud
Und schleift allboth,[4]
Der Ho' meinoad[5] is kreuzwohlauf,
Traamt vo' koan' Tod.

Wie d' Lieb so blind is, denkt der Bua,
Es is a' Graus,   [denkt
Gel' d' Lieb! 's is g'schpaßi, und er
An 's Lisei z' Haus.

Für 's Lisei, moant er, bist du aa'
An' Auerho',
Da haltst gern aus und birschet di'
Leicht oaner o'.

No', wann d' 'n bringst den Vogel heunt,
Da werd' s' wohl schaugn, —
Er freut si' in Gedanke scho'
Auf ihri Augn.

Und drüber springt er, oa's und zwoa,
Jetzt halt! 's is gnua,
Der Ho' hört auf, was Sapprewalt,
Was springst no' zua!

Da hat er weg'n an' Lisei z'viel
A' Schrittl tho',   [baam,
Gel' d' Lieb! — es rauscht von Tanne-
Furt streicht der Ho'.

---

[1] Schleifa, schleifen, ein Theil im Falzruf des Auerhahns, während dem man ihn anspringt. [2] Schnacklt, schnalzt. [3] Schneidi, schneidig, muthig. [4] Allboth, jeden Augenblick. [5] Meinoad, bei meinem Eid.

Der Nußhecher.

In Griechaland hon i' an' Nußhecher g'segn,
Wie hat mi' der Vogl gfreut,
'S is a' guata boarischer Nußhecher gwest
Nett wier er bei uns dahoam schreit.

Mit seini Flügl schö' blau und weiß
Vor meiner is er g'hupft,
O Nußhecher, hon' i' mir denkt, gib Acht,
Daß di' koa Griech' d'errupft!

Er hat mi' nit dunkt gar bsunders wohlauf,
Ja no', dees glaab' i' scho',
Da drinn is's anders, wie heraus,
Kunnt' aa' verzähln davo'.

Da wachst koa' Oachbaam wie bei uns
Frisch, wie 'n a' Hecher liebt,
D'Oliv'n, die trauringa Felberbaam, [1])
Die macha oan's Herz grad betrübt;

Da hat er koa' Wiesn mit Bliemin drauf,
'S is Alls zun Tod verbrennt,
Und sicht er an' Vogl, so mirkt er's glei',
Daß er dra' koan' Freund d'erkennt.

Die griechisch'n Vögl, die mehrern san
Vom Habicht= und Adlergschlecht,
Bei selli Kammradn, no ja, da kimmt
A' boarischer Nußhecher recht!

J' ho's ihm aa' gsagt: o Hecher mach',
Daß d' wieder in's Boarn kimmst,
Und i' kaaf' dir aa' gern no' an' Oka [2]) Hans,
Schau, wanns d' mi' aa' mit nimmst!

Der bsunderni Baam.

Bei'n Förschter, bei an kluag'n Mo'
Halt' oana um sei' Tochter o',
Der Förschter sagt, es kunnt wohl sey',
Daß i' mein Will'n gebet drei',
Wann du an' Baam mir nenna ko'st,
Den i' no' nit verzoachn't ho'
Und den ma hierrum segn ko',
Verstanden? — Au weh, denkt der Bua,
Der Baam macht d' Heurath schwaar,
Er schreibt an' j'di Staudn auf,
Wo der no' zfind'n waar;
Ganz trauri geht er um und um
Und schaugt und denkt si' halbet dumm,
Es is grad gwest, als sollts nit sey',
Und ihm fallt halt der Baam nit ei'.
A Freund, der sicht sei' Traurigkeit
Und fragt 'n drum, was ihm denn feiht,
Dem hat er halt sei' Kreutz verzählt,

---

[1]) Felberbaam, Weidenbaum. [2]) Oka, ein griechisches Maß, $2^1/_2$ Pfund.

Was für a' Frag' der Förschter g'stellt.
„Ha, sagt der oa', mir fallt was ei',
Vielleicht kunnt's dengerscht[1]) taugsam sey',
Schau, wann er's just mit übi naahm
Und nennet'st ihm — an' Burzlbaam!
Den ko'st ihm zoagn alli Tag
Und wo er 'n no grad segn mag
Und daß er den verzoachnt hat,
Dees glaab i' nit, so waar mein Rath.“ —
Jetz kimmt's den Buabn wie a Schei'
Auf oamal in sei' Denka 'nei',
Er tanzt und springt und juchezt nett,
Als wann er an' Punktn troffa hätt'
Und laaft, was er no laafa ko'
Und meldt si' da bei'n Förschter o'.
Und wie er jetz so vor ihm steht,
Halt er a langi feini Red'
Und sagt, von wegn denselln Baam,
Es waar' ihm kemma wier a' Traam,
Daß oaner nit in' Büchl staand,
Und den ma dengerscht überalln faand,
Den er ihm zoaget alli Tag
Und wo er'n no' grad segn mag,
Und wann er's halt nit übi naahm,
So nennet er an' Burzlbaam. —
Da hat der Förschter freili g'schaugt. —

'S schlafadi Diendl.

Es schlaft a Diendl untern Baam,
Daneb'n liegt ihr Huat,
Der Tag is warm, bei'm Baam is's kühl,
Sie schlaft so süeß, so guat. —

Da kimmt a Jager aus'n Wald,
An' alter finst'rer Mo',
Der schaugt dees Diendl in sein Schlaf
Grad in Vorbeigeh'n o'.

Auf oamal aber kehrt er um,
Jetz steht er lang vor ihr,
Auf's Mieder schaugt er, g'fallt ihm g'wiß
Da dra' dees reichi G'schnür.

Er werd ja do' koa Räuber sey'
Und werd ihr ja nix thoa,
Is ja a' bluatjungs Diendl no',
Und grau is scho' der oa.

Na schau, er geht und thuat ihr nix — Und do' hat 'n was druckt,
Er hat si' hinter'n Ohrna kratzt — Und 's Hüetl hat er g'ruckt. —

Der Verdruß.

„Was gront[2]) denn heunt der Vater, —
Grad brumma ko'st 'n hörn,
Just hat er g'haut sein' Darl,
Den hat er sunst so gern,
Nix taugt ihm hint' und vorn,
Gar nix in ganz'n Haus, —
Daß 's Raappi[3]) wieder krumm geht,
Dees macht ihm do' nix aus,
Jetz hat er 'n ja nit nöthi',
Denn's Groamet is herinn,
Na' wußt' i nit, was fehlet,
Was hat er geh' in Sinn?
Er kimmt! seid's staad Ees Kinda!“ —
Da rucka d'Kinda 'zamm,
San mäuslstaad und gaffa,
Was werd er ebba hab'n? —
Der Alti putzt sein' Stutzn
Und stößt 'n in an' Eck,
Und hockt si' hinter'n Ofa
Und jagt 'n Darl weg.
Es is scho' woltern spat gwest
Und endli' schlaft er ei',
Da schleicht des kloansti Bübi
Staad auf die Zechen 'rei',
Und bischpert zu die andern:
„I' woaß scho', was's bideut't,
Es is nit wegn 'n Raappi,
— An' Gampsbock hat er g'feiht!“ —
„„Ja jetz!!““

1) Dengerscht, dennoch, doch. 2) Gront, zankt, brummt. 3) Raappi, Rapp, diminut.

Schnaderhüpfeln.

Diendl, wie freust mi' du,
Kimmt ma grad für,
Als wie wann i' koan Himmel bräucht',
Bist du bei mir.

Wahr is's, schöni Sternel'n
Geit's dort ohne End,
Aber du bist ma lieber
Als 's ganz' Firmament.

Ja bist ma viel lieber — Als d' Eng'ln allsamm',
Und i' mag erscht in Himmi, — Wann's di' drob'n hamm (hab'n).

'S Gebet.

A gar kloans Diendl mit der Muatta
Hat in der Kirch' in Sunnta' 'bet't
Und is halt gwest so voller Andacht,
Als wann s' es halt recht nöthi' hätt';
Dees hat der Muatta gar guat g'fall'n
Und nach der Kircha sagt s' dazua:

Du bist amal a rechti frummi,
Du hast scho' 'bet't in aller Fruh',
Was hast jetz' 'bet't, dees muaßt ma sag'n,
Du Schatzerl du, so brav und nett?
Und's Maderl sagt auf ihra Frag'n:
„Daß d' Kirch bald aus werd, hon i' 'bet't."

Die Sennderin.

A Senndrin hat a Kalb'n gsuacht,
Da hat s' an Jager gfund'n,
Der leit d' erschlagn jämmerli,
An Händ und Füßn bund'n.
„O Senndrin, liebi Senndrin mei',
Schneid o' die Strick, i' bitt' di' fei',
Du sichst, wie elend daß i' bi',
O hilf, i' bitt, sunst bin i' hi'!" —
Die Senndrin schaugt a guati Weil,
Ihr hat sei' Freiheit gar koan' Eil';
Do' endli' noagt[1]) se si' zun ihm,
Als helfet s' von die Strick und Riem',
Und langsam ziegt s' ihm's Messer 'raus,
Da kimmt den Jager o' a Graus;
Was draaht er d' Augn denn so weg,
Was macht ihm denn an sellan Schreck?
Die Senndrin sagt ihm staad ins Ohr
(Ihm kimmt's so laut wie Dunner vor):
„„Mein Buabn hast d' erschoßn mir,
Was moanst, was ghört denn dir dafür?""
Sie geht und schneid't zwoa Darn[2]) 'zamm,
Daß s' just a Kreutzl gebn habn,
Dees steckt s' bein ihm in Boden 'nei'
Und keilt's gar fest in Stoaner ei'.
„„Verstehst mi',"" sagt s', „„wann's
Schnee o' geit,
So woaß ma do', wo oaner leit.""
Und schaugt 'n nomal furchtbar o',
Wirft's Messer weg und geht davo'. —
Der Winter is kemma mit aller G'walt
Und g'stürmt und gfrorn hat's graust' kalt,
Und g'schniebn hat's scho' Tag und Nacht,
Und's Eis hat schier zum Ferchtn kracht. —
Da wadt a Wei' in tiefn Schnee,
Tracht't nach der Wallfahrt auf der Höh',
Gar bloach is's und is muettersloa,
Wer werd denn jetz a Wallfahrt thoa?
Bei so an Wetter, 's is a Graus,
Da jagt ma ja koan Hund nit 'naus.
Und 's Wei' dees arbet' bis in d' Nacht,
Hat d' Wallfahrt nimmermehr damacht,
Gar bald verwaht und kloa' verschniebn
Is s' todt am Kreuzweg liegn bliebn. —

Das Wei' is gwest die Sennderinn;
Schau, gar so scharf sey', bringt nie koan
Gwinn,
Wer gar so hart und wüthi' thuat,
Der schad't ihm selm, es thuat koa Guat.

[1]) Noagt, neigt. [2]) Darn, Tannenzweige.

'S Ettaler Mannl.[1])

'S Ettaler Mannl is schwaar und stark,
Hat in die Knocha a' stoaners Mark,
Kümmert si' nit um Wetter und Wind,
Ja a' wahrhafti's Felsnkind!

'S Ettaler Mannl schaugt weit in's Land,
Hat zun schaugn an' prächtinga Stand,
Was 's denn da draußn d'erschaugn will,
Allewei' ernsthaft und allewei' still.

I' will's Enk sag'n, es schaugt und sinnirt,
Was der Boar für a' Lebn führt,
Ob er no' brav, wie sunst, und guat,
Ob er's no' hat sei' tapfers Bluat,

Ob er no' treu sein' Herrn und Land,
Drum schaugt 's Mannl so umanand,
Und wur's anders, na" pfüt'[2]) di' Gott,
Nacha wohl kemmet a' großi Noth.

'S Ettaler Mannl, 's steiget ra',
Werfet sein' graabn Mantl a',
Nacha wohl sechet's, es is a' Ries',
Wie gar nie oana gwesn is.

Und mit die stoanern Füß' und Arm'
Schlaget's und hauset, daß Gott d'erbarm,
Hauset gar bös in ganzn Land,
Bis 's wieder sauber vo' Schimpf und Schand.

'S Ettaler Mannl, no' steht's in Fried,
'S geht scho' no' richti', es feiht si' nit,
Laßt's no' nit aus, seid's brav und guat,
Daß si' dees Mannl nie rühr'n thuat.

Ein König ist der Wein.

Ein König ist der Wein!
Mit Segen reich beladen
Ist er von Gottes Gnaden
Und mancher Purpur sein.

Ein König ist der Wein!
Mit seinem Rebenbande
Umschlingt er alle Lande,
Beherrscht sie groß und klein.

Ein König ist der Wein!
Gibt königliche Feste
Für viele tausend Gäste
In seinem Schloß am Rhein.

Ein König ist der Wein!
Wohnt im kristallnen Hause,
Und hüllt beim Fürstenschmause
In Gold sich prangend ein.

Auf immer für den Wein! — Der Schmuck an seinem Throne,
Das Kleinod seiner Krone — Heißt Freude, Sonnenschein.

Der Wunderstein.

Ein Mägdlein saß am grünen See,
Mit Herzenleid und Liebesweh,
Im schönen Auge stille Thränen,
In den Gedanken trauernd Sehnen.

Ein Jüngling, dem sie zugethan,
That ihr so großes Leiden an,
Er hatte nie nach ihr gesehen,
Wollt' ihre Sorge nicht verstehen.

Und fiel ihr eine Sage ein,
Es gebe einen Wunderstein,
Der zöge an die spröde Liebe,
Daß ewig sie gewonnen bliebe.

Da sah sie nach den Steinen hin
Die arme junge Träumerin,
Ob keinem sei die Zaubergabe,
Das kranke Herz ihr keiner labe.

---

[1]) Eine Felsenkuppe bei Ettal in Oberbayern. [2]) Pfüt, pfüat, behüte.

Und mancher glitt durch ihre Hand
Vom sonnig warmen Ufersand,
Doch trostlos schaute sie nicht einen,
Der wunderreich ihr mochte scheinen.

So warf sie alle wieder fort,
Verzweifelnd an der Sage Wort,
Und sieh, im Farbenglanz der Rose
Entschwebte **einer** leicht und lose.

Und als er fiel zum stillen See,
Da tauchten Blumen in die Höh',
Die Wellenringe, die sich zogen,
Es waren schöne Regenbogen.

Und schwimmend leuchtete der Stein,
Da stürzt sie zitternd sich hinein,
Doch als sie nah' dem Zauberfunde,
Sank er mit ihr zum tiefen Grunde.

Die wilde Maid von der Hillhalde. *)

(Schloß Lichtenstein in Schwaben.)

Auf der Hillhalde, verworren in Leid,
Haust dort im Walde die wilde Maid.
Funkelt im dämmernden Tag der Thau,
Kommt sie heraus auf die grüne Au,
Pflückt sich die schwanken Blumen und meint,
Den Thau den habe ihr Auge geweint.
Sie kränzt sich das Haar und kehrt zurück
Auf den moosigen Pfad, gesenkt den Blick;
An der Mulde des Hangs ein Wasser ruht,
Das sucht sie auf, das kennt sie gut
Und schaut dann über das Schilf hinein
Und dünkt sich nun eine Braut zu seyn,
Und fängt zu singen an und singt,
Es ist ein Lied von Lieb' und Treu',
Und dann ist's als bräch' ihr das Herz dabei.
Dann rauft sie die Blumen vom glänzenden Haar
Und wieder beschaut sie den Spiegel klar
Und eilt dann fort in den Waldesgrund
Wie ein sterbendes Reh vom Schusse wund.
So treibt es ach! verworren in Leid
Auf der Hillhalde die wilde Maid,
Und willst du es wissen, was schuld daran,
Das hat ihr treulose Liebe gethan.

Die Wein' un der Bachus.

(In pfälzischer Mundart.)

Die Wein' sin emol zum Bachus kumme'
Un' habe' 'n um e' Entscheidung gebitt't,
Er soll ihne' saache' uff Wort un' Ehr,
Weller vun ihne' der vornehmschte wär'.

*) Originalmittheilung.

Der Bachus hot gsacht, ihr liebe Kinner,
Den Gfalle' den will ich euch wohl thu',
Es schick' nor e' jeder e' kleen's Deputat,
Nocher halt' ich e' Prüfung im große' Rath.

Deß ware' die Wein' natürlich zufriede'
Un' Gsandte sin' kumme' vun aller Welt,
Un' 's hot nor gewimmlt vun Glanz un' vun Pracht,
Dann der kleenschte der hot sein' Staat gemacht.

Un'm Bachus sei' Zeremoniemeeschter
Der hot ihne' gsacht, wann die Prüfung is,
Geht jeder, so wie 'm gewunke' werd sey',
Beim König ganz still in die Gorgl 'enei'.

Un' richtich! so wie der Tag is gewese',
So hot der Bachus der Reih' noch gewinkt;
Deß erschte, deß ware' die Herrn vum Rhei',
Die sin' dann stolzirt wie die Ferschte' 'enei'.

Dernocher sin' glei' die Burgunder kumme'
Un' die Bordeaux mit ihr'm rothe' Talar, —
Do habe' die Grieche' schun Gsichter gemacht
Un' habe' die Fremde gar scheel betracht't.

Un e' alter Muschkat vun der Insl Samos
Der hot gesacht zum e' Malvasir:
Geb' Acht, die Franzose' mit ihr'm G'schwätz
Die krieche' heilig die erschte' Plätz.'

Un' der Bachus der hot 'm Champagner gewunke',
Der war wie e' rechter Stutzer geputzt,
Besetzt mit Topase' die Knöpp' am Frack
Un' e' Perle'schnur an sein'm Chapeau claque.

Er is mehr getanzt als er is 'gange'
Un' hot noch gesumst so e' Stück vum e' Lied,
Do habe' die annre' gemormlt: wie grob!
Der hot aach de' Großmogl in sein'm Kopp.

Jetz' hot der Bachus gerufe': Tokayer!
Do is der natürlich gar wichtich 'enei',
E' kleener Mann, ganz kuprich un' roth,
Zwee Husare' hinner'm noch ungrischer Mod'.

D'ruf hot der Bachus nimmer gewunke,
Es war e' langi peinlichi Paus',
Un' er hot sich als bsunne' un' hot sinnirt
Un' wie e' rechter Gelehrter studirt.

Un' wie's halt geht mit dem dumme' Studire',
So kummt'm der Schlof un' er duslt ei',
Jetz' stellt euch die Angscht un' die Ungeduld vor
Vun dem übrige' diplomatische' Corps. —

„Do gilt es e' Lischt", sächt e' Piesporter Junker,
Un' rumplt 'm König durch's offene Maul!
Deß war e' Signal un' Alles will 'nei'
Un' kenner der letschte vergessene sey'.

O Mord un' Spektakl, was war deß e' Drucke,
Die Grieche', wie Feuer vor Aerger un' Zorn,
Un' die Franke', die aach nit vun Huzle' gemacht,
Die habe' sich große Sottise' gesacht.

Ke' Rücksicht, ke' Schonung war do mehr zu finne',
Die Spanier allee' ware' noch im e' Takt
Un' habe' die Lacrimae Christi gebitt':
„Ei, gehen Se vor, mir kumme' schun mit!" —

Un' der Bachus der hot als gschlofe' un' gschlofe'
Un' die Herold' die habe' gewart't un' gewart't,
Um laut zu verkündige' überall,
Wie dann gefalle' 'm König sei' Wahl.

Jetz' endlich erwacht er, un' wie er's soll sage',
Derwell' dann der erschte vun all' denne' Wein',
So denkt der in Lieb', un' deß war wohl aach gscheut,
„Was soll ich een kränke', sin All' liebe Leut',

Un' soll ich's dann wege' 'me Wörtche' riskire',
Daß mancher werd sauer un' kahnig vor Gram?"
Nee, denkt sich der König, un' hot halt nix gsacht,
Als daß 'm die Prüfung Vergnüge' gemacht.

Un' weil er halt gar nix sunscht sage' hot wolle'
Der gute un' liebe un' freundliche Mann,
Un' so weeß mer noch bis uff die Stund' nit gewiß,
Derwell' vun de' Wein' der vornehmschte is.

Karl Dräxler,

genannt Dräxler-Manfred, ist am 17. Juni 1806 zu Lemberg in Galizien geboren. Noch kaum Jüngling übersiedelte er mit seinen Eltern nach Prag und empfing hier, in Wien und Leipzig seine wissenschaftliche Bildung. Während er von früh auf zur Kunst sich hingezogen fühlte, nöthigten ihn Familienansichten „auf die Zwangsbank der juristischen Studien," die er zwar glücklich zu Ende brachte, aber nach gewonnener Selbstständigkeit beim Tode seiner Großeltern aufgab, um sofort „als freier wandelnder Rhapsode" zu leben und zu dichten. Bereits seit 1823 literarischen Strebungen zugewandt, war er bis etwa 1836 Mitarbeiter an Wiener Zeitschriften, worauf er Oesterreich verließ. Er reiste nun zuerst im südwestlichen Deutschland, dann nach Belgien, England, Frankreich und dem nördlichen Deutschland, lebte nach und nach in Mannheim, Frankfurt, Meiningen, Köln, und wohnt seit Beginn der vierziger Jahre abwechselnd in Darmstadt und Wiesbaden. Aus freundlicher Rücksicht für seine literarischen Leistungen hat ihn der Herzog von Sachsen-Meiningen zum Hofrath titulirt. Er ist Inhaber des Luxemburger Ordens der Eisenkrone und der k. württembergischen goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft.

Das Talent dieses gern zur Didaxis neigenden Dichters offenbart sich in verschiedenen Formen und Gattungen, worin er sich mehrentheils Rückert zum Vorbilde nahm. Sein Streben ist ein gediegenes, künstlerisches. Lebhafte gebildete Phantasie, inniges Verständniß des Naturlebens, große Leichtigkeit der Gestaltung, gepaart mit Zartheit und Tiefe der Gedanken, Innigkeit der Empfindung, Gefälligkeit der Darstellung und herzlicher Natürlichkeit, sind die Charaktere seiner Muse. Mit vielem Glück bewegt er sich in der poetischen Erzählung, wofür auch seine Hinneigung zur behaglichen Ausführlichkeit, zur bilderreichen Schilderung und zur Entfaltung seiner nicht gewöhnlichen metrischen Fertigkeit ihn vorzüglich eignen. Aber auch seine übrigen Darstellungen sind großentheils ächte Gedichte, Verkörperungen bedeutsamer Ideeen, und, wenn auch zuweilen in allzu reicher Drapperie, doch nie unter den Falten derselben nichtssagende Hohlheit oder leeres Scheinleben versteckend. Den Humanitätsfragen der Gegenwart hat er nicht selten eine warme und kräftige Theilnahme gewidmet. Außer seinen „Gedichten" (Frankfurt a. M. 1838 u. ö.) und dem poetischen Kunden- und Sagenbuche „Sonnenberg" (Wiesbaden 1845) hat er veröffentlicht: „Glockenblumen, Novellen, Erzählungen und Sagen" (2 Bde., Braunschweig 1827); „Gruppen und Puppen, Novellen und Erzählungen" (2 Bde., Leipzig 1834); „Herz und Ehre, Novellen und Schilderungen" (2 Bde., das. 1839); „Vignetten, Porträts und Genrebilder" (Frankfurt a. M. 1845) u. dgl. m.; ferner hat er aus dem Französischen übersetzt: Viktor Hugo's Dramen: „Hernani" (1833), „Ruy Blas" (1839), so wie dessen Briefe: „Der Rhein" (1842), und aus anderer Feder das vielgegebene Schauspiel „Ein Weib aus dem Volke" (1846). — Seit 1843 gibt er das „Rheinische Taschenbuch" heraus.

Vom Garten.

(1829.)

Einst durch einen schönen Garten
Ging ein Weiser hin im Mai,
Blumen wuchsen aller Arten
Unter Liedern vielerlei.

Rosenkelch that ab den hellen
Gürtel wie das Morgenroth,
Und entgegen wollte schwellen
Tulpe ihrem nahen Tod.

Blumen standen farbenblühend,
Vieler Duft und vieler Schein,
Wie im Becher purpurglühend
Glänzt und duftet süßer Wein.

Abseit rankten Dorngewinde
Und verwundeten sich selbst,
Und zur Weide sprach die Linde:
Wie du malerisch dich wölbst!

Von dem Blüthenhaupte thaute
Der Viole Seidenhaar,
Und den eig'nen Reiz beschaute
Die Narzisse immerdar.

Von der Rose Prachtgeschmeide
Hatte Tulpe sich geborgt;
Leben sie auch kurz nur beide,
Doch des Todes unbesorgt.

Und hinweg ging nun der Weise,
Aus dem Paradiese fort,
Doch nach einer langen Reise
War er Winters wieder dort.

Wo einst Rosenduft ihn grüßte,
Nachtigallenmelodei,
Grüßte jetzt ihn eine Wüste
Und der Raben heis'rer Schrei.

Nicht die kleinste Spur von allem,
Was so schön sich einst verklärt,
Und das Blumenheer gefallen
Durch der Dornen scharfes Schwert.

Alle Liederkehlen ferne,
Alle Blüthen ausgebrannt,
Ausgeglommen alle Sterne,
Und verödet rings das Land.

Und ein Siedlerhaus erbaute
Thränen weinend sich der Mann,
Weil im Tod er alles schaute,
Dem der Geist nur trotzen kann. —

Dessen hat gar schöne Kunde
Mir Nizamis Lied gewährt,
Der mit vielberedtem Munde,
Alles sei vergänglich, lehrt.

Alte Frauen.

(1836.)

Wie sich um ein alt Gemäuer
Wunderbare Sagen spinnen:
Bald, daß es nicht ganz geheuer,
Bald, daß gute Elfen drinnen:

Also liegt auf alten Frauen
Oftmals etwas Tiefgeheimes,
Wunderbarlich anzuschauen,
Spuren eines Zauberkeimes,

Spuren einer Vorgeschichte,
Die, zum Märchen jetzt verwandelt,
Noch mit halb erloschnem Lichte
Ueber Wang' und Lippe wandelt.

Ach, was mochten diese Blicke,
Dacht' ich heimlich mir, den Herzen
Oft bereiten Lustgeschicke,
Oft erregen Leid und Schmerzen.

Was für Gluth, nicht zu verhehlen,
Mochte diese Lippe sprechen,
Stark, die Thatkraft andrer Seelen
Anzufachen und zu brechen.

Welche reichverzweigte Ranken
Des Gefühles zoh'n als leise
Unaussprechliche Gedanken
Oft durch dieses Herzens Kreise,

Bis sie, halb mit eignem Willen,
Halb gefangen, sich ergeben,
Die Bestimmung zu erfüllen,
Die gewürfelt ihr das Leben.

Nun sie alt ist, zieht ein Mahnen
Manchmal über ihre Mienen
Wie die Geister großer Ahnen
Ueber schweigende Ruinen;

Wie die ungewissen Schatten
Jener Macht, die einst sie übte,
Als sie noch in Frühlingsmatten
Stand, befahl, bezwang und liebte.

Dieser ernst und jener heiter
Zieh'n vorüber sie in Schaaren,
Eine ganze Jakobsleiter
Von verlebten lieben Jahren.

Drum ist trüb und froh ihr Wesen
Auch, worüber ich nicht staune;
Statt das Räthsel aufzulösen,
Nennt die Welt es vorschnell Laune.

Herbstblätter.

(1839.)

Jüngst im Herbste ging einmal
Ich den Wald begrüßen,
Seine Blätter, dürr und fahl,
Rauschten mir zu Füßen.

Und ich neigte träumend mich,
Drei empor zu nehmen,
Da las auf dem ersten ich
Mit gar tiefem Grämen:

„Ach, wie kurz ist Frühlingslust
Und der Sommer schwüle,
Wie so klein des Lebens Lust,
Mensch, o fühle, fühle!"

Ach, es war ein bittres Wort,
Das ich finden sollte,
Und ich las im zweiten fort,
Das ich rasch entrollte:

„Oben grünt' ich frisch, und jetzt
Ich in Staub mich senke;
Wie das peinigt und verletzt,
Mensch, o denke, denke!"

Und ich dachte mancherlei
Von gar schönen Tagen,
Und das dritte Blatt dabei
Hatt' ich aufgeschlagen:

„Lenze fliehn und Lenze nahn,
Doch für mich wohl keine;
Mein Beruf ist ausgethan,
Mensch, o weine, weine!"

Mahnungsreicher, kalter Wald,
Herbstliche Sibylle,
Fühlen, denken, weinen bald
Konnt' ich da in Fülle.

Einer schönen Jüdin.

(1840.)

Sie ging dahin, ihr folgten alle meine Sinne;
Die Stirne frei wie eine hohe Tempelzinne,
Das Auge wie der heilige Dornenbusch in Flammen,
Und auf der Lippe Geist und Liebesrausch beisammen.

Es war kein Gang, es war ein Wiegen und ein Heben,
Worin die Ueppigkeit die Formen ließ entschweben;
Die Hand ein Rosenblatt, am Jordan aufgelesen,
Der Fuß war Flügel einer Nachtigall gewesen.

Es schien das schöne Haar die Stirne zu belauschen,
Ob sie Gedanken wohl von Liebe auch berauschen?
Und Antwort schwellt die Brust so wie den Bach im Lenze:
O Glücklicher, dem sie bewahrte solche Kränze!

Des Orientes Zauber liegt auf diesen Wangen,
Wie er an Miriam und Judith mochte prangen,
Und wie das Weib am Sorek, Delila die schöne,
Ihn zum Verderben trug für ihres Landes Söhne.

Nicht vornehm, und doch eine Königin von Sabä,
Kein Wappen als das kleine vom Merkuriusstabe,
Von Ahnen nichts, ein Körnlein nur aus Levi's Samen,
Und doch zu nennen nicht mit tausend Liebesnamen.

So schwebt sie hin, der Engel aus dem alten Bunde;
Vergessen hab' ich Rom und Wittenberg zur Stunde;
Ich bin nur Mensch, im Anschaun Gottes jetzt versunken,
Das Herz in Träumerein, in stolzer Schönheit trunken.

Sie geht, sie spricht mit keinem Blick zu meiner Seele,
Daß mich sie nicht zu ihres Stammes Feinden zähle;
Sie ahnt es nicht einmal, daß Liebe nur und Segen
Mein Herz wie Palmenzweige streut auf ihren Wegen.

Ja Segen über dich, du schönes Weib von Osten,
Er schwebe Engeln gleich um deines Hauses Pfosten,
Er überschütte dich mit Freuden, Gold und Manna,
Und singe dir als Braut des Glückes Hosianna.

Er wisse jeden Gram durch Tröstung dir zu lindern,
Er heilige deinen Schooß mit lieben schönen Kindern,
Die den Befreiungstag dereinst mit Wonnebeben
Aus europäischer Gefangenschaft erleben.

O pflanzet Bäume!

(1841.)

O pflanzet Bäume! — Jedes Reis,
Das klein ihr jetzt habt eingegraben,
Es wird dereinst des Wartens Fleiß
Mit süßer Frucht und Schatten laben.

Es wird zum grünen Baldachin
Herangedeihn und festem Stamme,
Derweil wird älter euer Sinn,
Und ihr bedürft des Holzes Flamme.

O pflanzet Bäume! — Wenn nicht euch,
So thut es doch dem eignen Sohne,
Der werde stark, dem Baume gleich,
Und trage stolz sein Haupt, die Krone.

Ihm sei ein Monument der Baum
Aus seines Vaters stillem Leben,
Der noch zu reden wagte kaum
Und ihm dies Zeichen hat gegeben.

O pflanzet Bäume! — Gottes Huld
Wird endlich groß und stark sie machen;
Ihr übt dabei euch in Geduld
Und lernt ob einem Kleinod wachen.

Ein Baum, den ihr nicht habt gesetzt,
Ein freies Wort, nicht ausgesprochen,
Ein Diebstahl ist's, den ihr schon jetzt
An euren Kindern habt verbrochen.

Ein Jahr.

(1834.)

Vorüber ging ich an einem Haus,
Draus sah ein schönes Mädchen heraus;
Da trat aus dem Thor ein Jüngling vor,
Der grüßte und winkte so glühend empor;
Sein Mund schwieg, doch sein Auge sprach,
Sie aber grüßte und winkte ihm lange nach
Mit banger Sehnsucht, als wollte ihr Blick
Den Scheidenden wieder bringen zurück,
Und auf ihrem blühenden Antlitz, da lag's
Wie das Abendroth eines seligen Tags.
Da schritt ich sinnend und still und bewegt,
Das Herz von tausend Gefühlen erregt,
Und schlug in leisem Gedankenverlauf
Das Buch meiner lieben Erinnrungen auf,
Und seufzte wehmüthig und sann:
Wie nur die Liebe beglücken kann!
Und ein Jahr später im neuen Mai,
Da ging ich an demselben Haus vorbei.
Am Balkon stand das Mädchen wie eh,
Doch nicht mehr blühend, blaß wie Schnee;
Das Aug' erloschen in Gram und Schmerz,
Die Wange gebleicht, gebrochen das Herz.
Und wie derselbe Jüngling mit scheuem Tritt
Hinschleichend um die ferne Ecke schritt,
Da sieht sie ihn bebend, sie starrt ihm nach,
Und endlich ein Schrei, ein gellendes Ach!
Sie sinkt zusammen bleich und still,
Wie eine Blume, die sterben will.
Sie sank, vielleicht nie wieder aufzustehn,
In ihrem Jammer reizend noch zu sehn,
Und auf ihrem blassen Antlitz, da lag's
Wie die Ruhe eines Feiertags. —
Still stand ich da, und seufzte und sann:
Wie tief die Liebe betrüben kann!

Der König.

(1842.)

Es war ein König einst, der fühlte sich schwach,
Dem Körper nur, doch nicht dem Geiste nach,
Die Zeit des Sterbens rückte langsam herbei;
Er aber hatte der blühenden Söhne drei,
Drei Jünglinge von Kraft und schönen Mienen,
Und hätte gern gewußt, wer unter ihnen
Nach ihm zu herrschen der würdigste sei.

Drum ließ er sie eines Tages berufen
Als Vater und Fürst an seines Thrones Stufen,
Und sprach: „Das Leben verlangt seinen Zoll;

Doch daß euch kein Streit entzweien soll
Um dieses Landes gesegnetes Erbe,
Wenn ich dereinst in Frieden sterbe,
So sollt ihr, Böses zu vermeiden,
Jetzt selber euer Loos entscheiden.
Der Schatzmeister wird nach meinen Befehlen
Euch Jedem zehntausend Goldstücke zählen,
Die nehmt und wählt euren Weg mit Bedacht.
Und wer von euch, wenn ein Jahr vollbracht,
Den edelsten Gebrauch davon gemacht,
Den ich loben muß vor den andern Zwein,
Der soll nach mir des Volkes Vater seyn.
Die Söhne gelobten Gehorsam dem Wort,
Empfingen das Gold und zogen fort.
Der König herrschte weise, daß alles gedieh,
Drum schwand das Jahr, man wußte nicht wie.

Und kaum war es um, so kam der eine Prinz,
Lastträger hinter sich und Reihen Gesinds,
Die trugen an prachtvollen Kleidern schwer,
An Geschirren und Waffen und anderm mehr,
Geschmeide und Zierrath von blendender Pracht,
Das fremde Prunksucht mühsam erdacht;
Ein Herrscher — so meinte der älteste Sohn —
Muß sitzen in Pracht auf dem fürstlichen Thron.
Der alte König schüttelte das Haupt
Und sprach: „Ich hätte nicht geglaubt,
Daß Glanz dem Fürsten nöthig sei," —
Da kam der zweite Sohn herbei.

In Händen trug er eine Schilderei,
Die er dem Vater selbstgefällig wieß.
Die zeigt ein Schloß mit Mauern und Verließ,
Das er im Lande sich erbauen ließ,
Zugbrücken, Wälle, Thürme, Stein auf Stein,
Vor Feinden und Meuterern sicher zu seyn.
Der alte König schüttelte das Haupt
Und sprach: „Ich hätte doch geglaubt,
Ein Volk sei seines Fürsten stärkster Wall,
Und fester als Burgen und Schlösser all!"

Da kam der jüngste Sohn heran
Mit verschossenen Kleidern angethan,
Vom Sonnenbrand gebräunt, doch heiter gesinnt,
Und an jeder Hand führend ein ärmliches Kind.
Der beugt sich vor dem Fürsten und spricht.
‚O Vater, sie gaben dir falschen Bericht,
Sie sagten dir stets von des Volkes Segen
Und von Zufriedenheit auf allen Wegen,

Von fröhlichen Hütten und schwellender Saat, —
Ich aber, wo ich das Land betrat,
Ich fand so viel' der Gebeugten und Armen,
Die still aufseufzten um mein Erbarmen,
Daß bald verschwand des Schatzmeisters Gold,
Das ich edel und fürstlich anwenden gesollt.
Und wie ich, nun selber arm, heimwärts zog,
Fand ich am Wege diese zwei Kinder noch;
Ihr Vater liegt siech daheim und arm:
Du bist reich und gut, dein Herz ist warm;
O hilf! und sei gnädig der Kleinen bedacht,
Die ich statt reichen Kaufes heimgebracht.' —

Der alte König weint vor Vaterlust,
Er drückt den Jüngling freudig an die Brust: —
„Wer zweifelte nach solcher Schatzverwendung
An deinem Fürstengeist und deiner Sendung!
Du sollst der Erbe dieser Länderein,
Des Volkes und der Armen Vater seyn;
Denn wer die Armen und Leidenden erhebt,
Der hat die schönste Krone sich erstrebt."

Der Dichter.

(1828.)

Was in tiefer Dichterbrust
So geheimnißvoll oft waltet,
Was sie bald mit süßer Lust
Ganz erfüllet, bald zerspaltet;
Was zur Liebe sie bewegt,
Die für ewig nicht erkaltet,
Was ihr tiefen Schmerz erregt,
Der für ewig nicht veraltet:

Ach, es ist der Zauberbann,
Der die Seele hält gefangen,
Der sie knüpfet himmelan
Mit vieltausend Liederspangen,
Der ein wunderbarer Sang
Ist von Sehnen und Verlangen,
Der mit zauberhaftem Klang
An den Dichter ist ergangen.

Seine Seele ist der Born,
Der zum Meere sich erweitert,
Ist das helle Wunderhorn,
Das durch süßen Sang erheitert,
Ist das Gold aus reichem Schacht,
Siebenfach in Gluth geläutert,
Ist der Fels, woran mit Macht
Die Alltäglichkeit zerscheitert.

Rasch wie heller Wolkenblitz,
Aber doch kein lauter Lärmer,
Froh und trüb, kerngrad und spitz,
Ernst, und doch kein stiller Schwärmer;
Ein Laokoon an Leid,
Und vieltausendmal noch ärmer,
Tief wie der Vesuv und weit,
Aber noch unendlich wärmer:

Also schwebt das Dichterherz
In den Leid- und Wonneschauern,
Wie das Erz mit Lust und Schmerz
In den tiefen Felsenmauern;
Will in Liedern froh nur seyn,
Will in weichen Liedern trauern,
Weil die Lieder nur allein
Alle Zeiten überdauern.

Nun wohlan, du Liederkraft,
Zieh hinaus in Luft und Wehen
Aus des Herzens stiller Haft,
Laß die Welt dein Wollen sehen!
Wem ein Herz im Busen schlägt,
Wird dich gern und ganz verstehen,
Und wo keines sich bewegt,
Magst du still vorübergehen.

Sängerwerk.

(1831.)

Es war einmal ein Mann im Land,
Durch viele Lieder wohlbekannt,
Die schrieb er ein genau und rein,
Daß sie sein Denkmal sollten seyn.

Und als er nah zu sterben kam,
Sein Liederbuch er mit sich nahm,
Und stieg den höchsten Berg hinan,
Als wollt' er jetzt den Sternen nahn.

Dort oben stand ein Riesenbaum,
Und unter ihm ein Felsenraum,
Da legt er hin sein Liederwerk,
Und ging zu sterben heim vom Berg.

Und kurz darauf war er nicht mehr;
Da ging der Wind zum Buche her,
Schlug auseinander jedes Blatt
Und las und las und ward nicht satt.

Und tobet graus und flüstert mild,
Je wie die Lieder sanft und wild,
Und lispelt froh und schreiet laut,
Nachdem er Lust und Schmerz dort schaut.

Und auf dem Baum die Vöglein all,
Der muntre Fink, die Nachtigall,
Die sahen all' in's Buch hinein
Und lernten süße Melodein.

Und sangen froh und dichtgeschaart
Gesänge heitrer, trüber Art,
Als sängen sie im Liederbuch
Den süßgeheimen Liebesspruch.

Die Blumen wuchsen rasch empor
Und spannten still ihr Blüthenohr,
Und schärften klug ihr Blüthenaug',
Daß es die Liederweisen saug'.

Neugierig schickt der Baum heran
Die Zweige blüthenangethan,
Er hätte gern vom Felsenort
Geraubt den reichen Liederhort.

Und Mond und Sonne sah'n hinein
Mit wunderbarem Glanz und Schein,
Wohl selbst ein strahliges Gedicht
Im hellen Paradieseslicht.

Kalt gingen nur der Menschen viel
Vorüber an dem Zauberspiel,
Die schauten nicht in's Buch hinein,
Und schmälten Wind und Sonnenschein.

Kampf.

(1832.)

So in dem Menschenleben
Wie in der Künste Reich
Tritt oft das böse Streben
Frechstirnig unter euch.

Das sei die eigne Reinheit,
Die wappne Jeden fest,
Daß er von der Gemeinheit
Sich nicht bewält'gen läßt.

Es geht mit regem Hasse
Das Böse durch das Land,
Es zieht die Erdenstraße
Und dringt zum Wolkenrand;
Es störte selbst den Frieden
Im hohen Göttersitz
Und zwang dem Uraniden
In seine Hand den Blitz.

Und dünkt ihr zum Gefechte
Zu edel euch und hoch,
So beuget doch das Schlechte
In sein verdientes Joch;
Nicht kämpfet, nur vernichtet
Durch eures Werthes Glanz,
Bis es sich fortgeflüchtet,
Bis es verschwunden ganz.

Drum gilt es fest zu bleiben
Durch edlen Sinn und Kraft,
Wenn sich das wilde Treiben
Euch kühn entgegen rafft;
Es wird euch frech verlachen,
Wenn ihr's verachtend bannt,
Und wird zum stolzen Drachen,
Wenn es euch übermannt.

Rein muß der Himmel werden,
Die Sonne strahle licht:
Es wallt die Kunst auf Erden
Verkannt zu werden nicht;
Sie hat im reinen Tempel
Als Priester euch bestellt,
So steht ihr als Exempel
Vor einer ganzen Welt.

Durch euch muß es begonnen,
Was frommen sollte, seyn,
Durch eure That gewonnen,
Was edel soll gedeihn; —
Was hilft es denn zu sagen:
Mein Reich versank in Nichts!
Der Feige mag's beklagen,
Der brave Mann verficht's.

Gleichnisse.

(1832)

Es gleichen die Gedanken
Dem Adler in den Lüften,
Der zu den Sonnenschranken
Aufsteigt aus dunklen Klüften.

Und sie die pfeilgeschwinden,
Sie fliegen gleicherweise,
Bis sie an's Ziel sich finden
Im weiten Lebenskreise.

Gefühle aber gleichen
Des Ozeans Delphinen,
Die in den Wellenreichen
Spielend dem Schiff erschienen.

So in der Seele Tiefen
Ruh'n die Gefühle schweigend,
Nur wenn sie Zauber riefen,
An's Licht der Sonne steigend.

Doch ärmlich sind, die schwanken
Und die im Thun und Dichten
Gefühle und Gedanken
Bemüht sind abzusichten.

Gefühle und Gedanken,
Sie sollen sich vereinen,
Und wie zwei Epheuranken
An's Herz gewachsen scheinen.

Das Herz, es ist der Boden,
Drin beide Wurzel fassen,
Und dem sie Gottes Odem
Hat still entkeimen lassen.

Der Reim.

(1835.)

Ein wunderbares Bild,
Das sich dem Wachen zeigte,
Und auch im Traume mild
Zu ihm sich niederneigte;

Ein süßer Sehnsuchtslaut,
Der in das Meer geschwommen,
Und mit der holden Braut,
Der Antwort, heimgekommen;

Ein Ton, der leis verklingt,
Und den im letzten Schwinden
Das Echo wiederbringt
Aus weiten Berggewinden:

Das ist der Reim, der Schluß
Und Giebel des Gedichtes,
Der Muse zarter Gruß
Und Strahl des Liederlichtes.

Ein Zauberfaden, weiß
Er schön sich zu verschlingen,
Und fernem Enkelkreis
Dein Wort zu überbringen.

An seinem Silberdraht
Soll bis zu späten Zeiten
Gedanke, Wort und That
Elektrisch weiter gleiten.

Wie goldner Blüthenkeim,
Von grünem Blatt umgeben,
Mag frisch und froh der Reim
Auf deutschem Liede schweben.

Robert Reinick,

geboren den 22. Februar 1805 in Danzig, Sohn eines Kaufmanns. Er besuchte das dasige Gymnasium und erhielt nach beendigtem Kursus das Zeugniß der Reife zur Universität, ohne jedoch eine Hochschule zu beziehen, weil der während seiner Gymnasialzeit lebhaft in ihm entwickelte Trieb zur Kunst dergestalt die Oberhand behielt, daß er beschloß, Maler zu werden. Im Jahre 1825 ging er nach Berlin, bildete sich unter Professor Begas für das historische Fach der Malerei aus, wurde mit dem Kunsthistoriker Franz Kugler, mit dem er 1833 das „Liederbuch für deutsche Künstler" herausgab, befreundet, lernte durch diesen, in Hitzig's Familienkreis eingeführt, Eichendorff und Chamisso kennen und lieferte Beiträge in dessen „deutschen Musenalmanach." Von Berlin begab sich Reinick nach Düsseldorf, setzte unter Schadow seine künstlerischen Studien fort und verlegte sich zugleich auf die Kupferstecherkunst. Im Jahre 1838 veranstaltete er die Herausgabe seiner „Lieder eines Malers mit Randzeichnungen seiner Freunde," mit eigenhändigen Radirungen von Lessing, Bendemann, Schadow, Schrödter, Achenbach, Steinbrück, Sohn u. A. Ein immer wiederkehrendes, durch das Aetzen der Kupferplatten noch gesteigertes Augenübel, das seine künstlerische Thätigkeit sehr hemmte, und dabei eine durch nervöse kalte Fieber angegriffene Gesundheit bestimmten ihn im September 1838 zur Abreise nach Italien, wo er drei Jahre in den edelsten Kunst- und Naturgenüssen verlebte. Als sich sein Augenleiden wieder erneute, ging er im Oktober 1841 nach Gräfenberg, um dort die Wasserkur zu gebrauchen. Dadurch und den Gebrauch der Seebäder in seiner Vaterstadt erlangte er nach Verlauf von zwei Jahren die volle Gesundheit und den alten Frohsinn wieder, worauf er sich mit der Tochter seiner Halbschwester vermählte und 1844 seinen Wohnsitz zu Dresden nahm, wo er bald mit dem Pinsel, bald mit der Feder dichtet.

Ein Dichter voll unschuldiger Lebens- und Naturfreude, voll kindlicher Naivität, zum Theil neu und originell besonders in Behandlung des erotischen Genrebildes, in Darstellung schalkhafter Liebesunschuld, sowie hinsichtlich seiner munteren tonischen Liederform. Seine hauptsächlich idyllische Weltanschauung findet in ihrem Bereiche das vollste Genügen. Die Reflexion ist von seinen Gränzen streng abgeschieden; hoher Gedankenflug und Schwung der Phantasie sind in seinen einfachen, herzlichen, heiter- humoristischen Liedern nicht zu suchen; um so mehr besitzt er Empfindungsreichthum und jenen feinen Sinn für das Musikalische des Versbaues, der dieselben eigenthümlich kennzeichnet. „Der ganze Bau seiner Lieder" — sagt Karl Barthel in seiner „Deutschen Nationalliteratur der Neuzeit," 2te Aufl., Braunschweig 1851 — „ihr zierliches Reimgebäude, ihr Wechsel von kurz abgebrochenen und langgezogenen Zeilen, ihr Reichthum an refrainartigen Schlagwörtern erinnert unwillkührlich an den Lerchentriller und Nachtigallenschlag und macht es hinlänglich begreiflich, daß viele namhafte Komponisten, wie Marschner, Reißiger, Kücken, Spohr, Lindpaintner, ihnen so gefällige, liebliche Melodieen unterlegen konnten. So sind die meisten seiner Lieder durch und durch musikalisch, und doch können sie in Auffassung und Darstellung auch wiederum den Maler nicht verleugnen, denn fast in jedem ist ein pittoresker Moment zu finden, fast aus jedem taucht ein naives Genrebildchen oder eine phantastische Arabeske vor der Seele des verständnißinnigen Lesers auf; und darum ist es denn auch anderseits nicht zu verwundern, wenn mit der Musik zugleich die Zeichnenkunst wetteiferte, diese Lieder in's Publikum einzuführen. Sie wirken malerisch

und musikalisch zugleich und tragen die freudige Stimmung, die sie athmen, durch Ohr und Herz lebendig vor die innere Anschauung." — In letzteren Jahren sich der Kinderliteratur zuwendend, schrieb er das „A B C-Buch für kleine und große Kinder" (1845) und „Die Wurzelprinzessin, ein Kindermärchen." Seine neueste Arbeit ist: „Hebel's alemannische Gedichte, in's Hochdeutsche übertragen" (1851); sie entspricht ganz seinem innersten kindlichen Wesen, und ist deßhalb auch völlig gelungen.

Frühlingslied.

Ging unter dichten Zweigen
Am Morgen im grünen Wald,
Der Vöglein lust'ger Reigen
Von allen Wipfeln schallt'.
Und riefen viel' einander:
„Heraus, wo Vöglein sind,
Zu singen miteinander
In den kühlen Morgenwind!"

Da hat's auch mir geklungen
Tief in die Brust hinein,
Da hat sich's drin geschwungen,
Als wär's ein Vögelein.
Und ist ein Vöglein drinnen,
So flieg' es frei heraus,
Und ist ein Lied darinnen,
So zieh' es fröhlich aus!

Jetzt weiß ich's!

Jetzt weiß ich, warum es mir nirgend gefallt
Als einzig allein in dem grünen Wald!
— Juchheisa, juchhe, in dem grünen Wald! —
Da treibt mich's, wie närrisch zu jauchzen und singen,
Als sollt' mir die Kehl' in dem Halse zerspringen.
Die Leute, die sagen,
Ich wär' ein Narr;
Thu' nichts darnach fragen!
Bin ein lustiger Vogel, — und das ist wahr!

Und daß es die Wahrheit, das weiß ich genau,
Denn gestern, da kam eine steinalte Frau,
— Juchheisa, juchje! krumm, runzlich und grau! —
Die hat mir's gesagt: daß vor tausend von Jahren,
Eh' noch meine Seel' in dies Antlitz gefahren,
Im Walde leibhaftig
Ein Vogel ich war,
Und stürbe wahrhaftig
Als ein lustiger Vogel, — und das ist wahr!

Doch war da noch Eines, das wissen ich wollt',
Da war meine Alte zum Kukuk getrollt!
— Juchheisa, juchhe! zum Kukuk getrollt! —
Drum frag' ich es euch nun, ihr seid ja so weise:
Ob einst ich ein Spatz, oder Lerch', oder Meise?
Doch meint ihr, ich wäre
Ein' Nachtigall gar,
Dank' schön für die Ehre!
Bin ein lustiger Vogel, — und das ist wahr!

Juchhe!

Wie ist doch die Erde so schön, so schön!
Das wissen die Vögelein:
Sie heben ihr leicht Gefieder,
Und singen so fröhliche Lieder
In den blauen Himmel hinein.

Wie ist doch die Erde so schön, so schön!
Das wissen die Flüss' und See'n:
Sie malen im klaren Spiegel
Die Gärten und Städt' und Hügel,
Und die Wolken, die drüber gehn!

Und Sänger und Maler wissen es,
Und es wissen's viel andere Leut'!
Und wer's nicht malt, der singt es,
Uns wer's nicht singt, dem klingt es
In dem Herzen vor lauter Freud'!

Ruhig Philister!

Und schlagen zuweilen wir über die Schnur,
Wer will uns solches verwehren?
Das ist nun so einmal unsre Natur;
Zum Teufel mit all' euren Lehren!
Ruhig Philister!

Was uns zum Spaß, wird euch zum Haß;
Ihr schleichet und wir mögen springen;
Ihr nippet vom Glas, wir trinken vom Faß;
Ihr brummt und wir müssen singen:
Ruhig Philister!

Wir geizen mit Leben und Lieben nicht,
Geht beides doch nimmer verloren; [nicht,
Und behagt unser Jubeln und Singen euch
Zieht die Mützen doch über die Ohren!
Ruhig Philister!

Des Himmels Freuden, ihr kennet sie nicht,
Ihr schaut nur im Wasser die Sonne,
Uns labet am Himmel ihr goldenes Licht,
Wir schlürfen ihr Feu'r aus der Tonne.
Ruhig Philister!

Ja „Feuer," das ist das rechte Wort,
Im Leben und Lieben und Singen,
Ein feurig Handeln! ein feuriges Wort!
Stoßt an, daß die Gläser zerspringen.
Ruhig Philister!

Sommernacht.

Der laute Tag ist fortgezogen,
Es kommt die stille Nacht herauf,
Und an dem weiten Himmelsbogen
Da gehen tausend Sterne auf,
Und wo sich Erd' und Himmel einen
In einem lichten Nebelband,
Beginnt der helle Mond zu scheinen
Mit mildem Glanz in's dunkle Land.

Da geht durch alle Welt ein Grüßen
Und schwebet hin von Land zu Land;
Das ist ein leises Liebesküssen,
Das Herz dem Herzen zugesandt,
Das im Gebete aufwärts steiget,
Wie gute Engel, leicht beschwingt,
Das sich zum fernen Liebsten neiget
Und süße Schlummerlieder singt.

Und wie es durch die Lande dringet,
Da möchte Alles Bote seyn;
Ein Vogel es dem andern singet,
Und alle Bäume rauschen drein;
Und durch den Himmel geht ein Winken
Und auf der Erde nah und fern,
Die Ströme heben an zu blinken,
Und Stern verkündet es dem Stern.

O Nacht, wo solche Geister wallen
Im Mondenschein, auf lauer Luft!
O Nacht, wo solche Stimmen schallen
Durch lauter reinen Blüthenduft!
O Sommernacht, so reich an Frieden,
So reich an stiller Himmelsruh:
Wie weit zwei Herzen auch geschieden,
Du führest sie einander zu!

Kuriose Geschichte.

Ich bin einmal etwas hinausspaziert,
Da ist mir ein närrisch Ding passirt:
Ich sah einen Jäger am Waldeshang,
Ritt auf und nieder den See entlang;
Viel Hirsche sprangen am Wege dicht;
Was that der Jäger? — Er schoß sie nicht,
Er blies ein Lied in den Wald hinein —
Nun sagt mir, ihr Leut', was soll das seyn?

Und als ich weiter bin fortspaziert,
Ist wieder ein närrisch Ding mir passirt:
Im kleinen Kahn eine Fischerin
Fuhr stets am Waldeshange dahin;
Rings sprangen die Fischlein im Abendlicht;
Was that das Mädchen? — Sie fing sie nicht,
Sie sang ein Lied in den Wald hinein —
Nun sagt mir, ihr Leut', was soll das seyn?

Und als ich wieder zurückspaziert,
Da ist mir das närrischste Ding passirt:
Ein leeres Pferd mir entgegenkam,
Im See ein leerer Nachen schwamm;
Und als ich ging an den Erlen vorbei,
Was hört' ich drinnen? — Da flüsterten Zwei,
Und's war schon spät und Mondenschein —
Nun sagt mir, ihr Leut', was soll das seyn?

Des Mädchens Geständniß.

Der Abend war so wunderschön,
Da gingen Beide wir durch's Feld;
Die Sonne wollte untergehn
Und schien noch freundlich in die Welt;
Die Vögel sangen im Gesträuch,
Im Korn und in der blauen Luft;
Die Blumen blühten voll und reich,
Und um uns her war lauter Duft.

Mir war gar feierlich zu Muth
Und doch dabei ohnmaßen froh;
Ich war der ganzen Welt so gut,
Gott weiß, mir war noch niemals so.
Da sprachen wir denn allerlei,
Wovon, das weiß ich selbst nicht mehr,
Und er auch war so gut dabei
Und ging so stille nebenher.

Doch als ich einmal mich gewandt,
Ich weiß nicht mehr aus welchem Grund,
Da drückt' er plötzlich meine Hand
Und küßt' mich leise auf den Mund;
Und ich, ich konnt' nicht widerstehn,
Ich habe wieder ihn geküßt,
Und kann noch immer nicht verstehn,
Wie's mir nur eingefallen ist.

Doch bin ich wirklich mir bewußt,
Daß dieser Kuß nichts Böses war;
War's doch nachher in meiner Brust
So rein, wie es gewesen war.
Ich hätt's auch Jedem gern gethan,
Der irgend mir begegnet wär',
Und doch! — wär' es ein andrer Mann, —
Je nun, — das fragt sich doch noch sehr!

Seufzer der Nacht.

„Ach eine Thräne nur!“ —
Die Jungfrau seufzt es durch die stille Nacht,
Sie scheint zu schlummern, ihre Seele wacht.
Der Liebe Blume will darin erblühn,
Doch kalte Stürme wehn darüber hin;
Von reinster Freude, bitterm Herzeleid
Im zarten Busen welch ein harter Streit!
Ach eine, eine Thräne nur!“

„Ach nur ein Schwert, ein Schwert!“ —
Der Knabe ruft es durch die stille Nacht,
Zu Thaten ist sein junges Herz erwacht,
Der Welt entgegen drängt die heiße Brust,
Erkämpfen möcht' er Ruhm und Liebeslust.
Weg schnöde Ruh, die ihn so lang gebannt!
Sein Herzblut wallt, zur Faust bald sich die Hand:
„Ach nur ein Schwert, ein scharfes Schwert!“

„Ach nur ein Lied, ein Lied!“ —
Der Dichter seufzt es durch die stille Nacht,
Bedrängt von der Gefühle Uebermacht.
Des Lebens Gluth und Lieb' und Todeslust
Ein Flammenmeer schlägt brandend seine Brust.
Zu viel des Dranges für ein Menschenherz!
Nicht Schwert, nicht Thräne lösen diesen Schmerz;
Ach nur ein Lied, ein einzig Lied! —

Sonntagsfrühe.

Aus den Thälern hör' ich schallen
Glockentöne, Festgesänge,
Helle Sonnenblicke fallen
Durch die dunkeln Buchengänge,
Himmel ist von Glanz umflossen,
Heil'ger Friede rings ergossen.

Durch die Felder still beglücket
Wallen Menschen allerwegen;
Frohen Kindern gleich geschmücket,
Gehn dem Vater sie entgegen,
Der auf goldner Saaten Wogen
Segnend kommt durch's Land gezogen.

Wie so still die Bäche gleiten,
Wie so licht die Blumen blinken!
Und aus längst entschwundnen Zeiten
Zieht ein Grüßen her, ein Winken, —
Wie ein Kindlein muß ich fühlen,
Wie ein Kindlein möcht' ich spielen!

Sonntags am Rhein.

Des Sonntags in der Morgenstund'
Wie wandert sich's so schön
Am Rhein, wenn rings in weiter Rund'
Die Morgenglocken gehn!

Ein Schifflein zieht auf blauer Fluth,
Da singt's und jubelt's drein;
Du Schifflein, gelt, das fährt sich gut
In all die Lust hinein?

Vom Dorfe hallet Orgelton,
Es tönt ein frommes Lied,
Andächtig dort die Prozession
Aus der Kapelle zieht.

Und ernst in all die Herrlichkeit
Die Burg herniederschaut
Und spricht von alter, guter Zeit,
Die auf den Fels gebaut.

Das Alles beut der prächt'ge Rhein
An seinem Rebenstrand,
Und spiegelt recht im hellsten Schein
Das ganze Vaterland;

Das fromme, treue Vaterland
In seiner vollen Pracht,
Mit Lust und Liedern allerhand
Vom lieben Gott bedacht.

Ganz nothwendig.

Als ihr Bild ich neulich malte,
Waren Beide wir allein,
Und das war auch ganz nothwendig,
Mußten ungestöret seyn.

Als ich da nach Malersitte
Bei den Augen nun begann,
War es wieder ganz nothwendig,
Daß wir uns in's Auge sahn.

Als ich drauf zum Haar gekommen,
Viel zu modisch lag es noch:
Malerisch mußt' ich es locken;
Ganz nothwendig war es doch!

So gelangt' ich dann zum Munde,
Fand zum Malen ihn zu bleich,
Und da mußt' ich ganz nothwendig
Roth ihn küssen alsogleich.

Und so malt' ich manche Stunde,
Waren Beide stets allein,
Und das war auch ganz nothwendig,
Mußten ungestöret seyn.

Blumenbotschaft.

(Das Mädchen singt:)

Weiß nicht, wie es mag geschehen:
Wann ich auf dem Kirchhof gehe
Und die schönen Blumen sehe,
Immer scheinen
Sie zu weinen
Und mit solchen frommen Blicken
Den Entschlafnen nachzusehen,
Daß ich keine möchte pflücken.

Komm' ich dann in meinen Garten:
Wie sie dort mir alle winken,
Lachend mit den Augen blinken
Und mir nicken,
Sie zu pflücken!
Daß mein Herz in tausend Freuden
Oft es nimmer kann erwarten,
Sich an solcher Lust zu weiden.

Und so denk' ich mir denn immer,
Daß euch Blumen auch ein Leben
Von dem lieben Gott gegeben,
Daß von Herzen
Ihr zu Herzen
Freud' und Schmerzen möget künden;
Kann ja doch die Liebe nimmer
Lieblichere Boten finden!

Ob mir wohl noch je beschieden,
Daß ich euch dem Einen sende,
Den ich liebe ohne Ende?
Ach, wohl nimmer
Glaub' ich, nimmer!
Und so will ich euch denn winden
Um die Gräber meiner Lieben.
Ihnen darf mein Leid ich künden!

Im Vaterland!

1842.

Der Lieder Lust ist mir erwacht!
Wer hat mir solchen Lenz gebracht? —
Das Vaterland!
Ich schweifte in der Welt umher
Zum schönen Süden über's Meer;
Doch was ich nirgend wiederfand:
Dein Odem war's, o Vaterland!

Und ach! des Südens Wunderglanz
Verdunkelte dem Auge ganz
Das Vaterland.
Ich glaubt' in solchem Sonnenschein,
Da müßt' ich ewig glücklich seyn,
Und vor den trunknen Sinnen schwand
Dein treues Bild, mein Vaterland!

Wie sang der lieben Vöglein Schaar
Im Frühling doch so hell und klar
Im Vaterland!
So singen sie dort draußen nicht,
Dort strahlt der Tag zu heiß und licht;
Drum haben sie sich fortgewandt
Zu dir, mein grünes Vaterland!

Auch ich sang einst aus frischer Brust
In deines Frühlings milde Lust,
Mein Vaterland!
Der Süd hat mir kein Lied gebracht,
An Frühling hab' ich kaum gedacht,
Ein Zauber hielt mein Herz umspannt,
Du löstest ihn, o Vaterland!

Was hilft doch alle Herrlichkeit,
Gibt Lieb' und Treu' nicht das Geleit. —
O Vaterland!
Du gabst sie, als ich von dir schied,
Mir als den besten Segen mit;
Die haben mir das Herz gewandt
Zurück zu dir, mein Vaterland!

Da kehrt' ich um und ward gesund,
Und freu' mich nun aus Herzensgrund
Im Vaterland.
Gleichwie die Lerche schwingt mein Herz
Sich wieder jubelnd himmelwärts
Und grüßet rings das grüne Land,
Das liebe, deutsche Vaterland!

Rechtfertigung.

„Wie, du weilest hier im Thale,
Ruhest, wie in kind'schem Traum,
Spielst mit Blumen, spielst mit Wellen,
Schwingest dich von Baum zu Baum,
Während draußen, fast entkräftet,
Eine Zeit im Kampfe ringt,
Und ein grollend dumpfes Gähren
Diese öde Welt durchdringt?"

Eben weil so wirr die Zeit ist,
Stieg ich in dies Thal herab;
Eben weil dort Alles schwanket,
Such' ich hier mir einen Stab;
Dieser Sproß hier wird als Eiche
Trotzen noch der Stürme Drang,
Wenn die Stützen, die der Welt ihr
Unterlegtet, morsch und krank.

Eben weil so manche Oede
In die schöne Welt gebracht,
Such' ich einen stillen Garten,
Mich zu freu'n der alten Pracht.
Und indeß ihr nur Vernichtung
Brütet in erstorbner Brust,
Bau' ich meine Blüthenlauben,
Jauchze drin in Lieb' und Lust.

„Wie, du jubelst und du jauchzest?
Wahrlich, ein verklungner Ton!
Singen selber doch die Knaben
Oft mit herbem Spotte schon.
Deiner Zeit Erbärmlichkeiten
Flicht in deine Lieder ein,
Denn ein Spiegel ihrer Zeiten
Sollen Dichters Worte seyn."

Frevle nicht! Von niederm Spotte
Weiß fürwahr kein Dichterherz;
Zürnen nur und klagen kann es,
Und vergehn in seinem Schmerz
Ob dem Leid, daß diese Erde
Alt und ewig neu umstrickt,
Draus die Freude nur zuweilen
Wie ein Strahl von oben blickt.

Doch wenn dieser Strahl sich zeiget,
Oeffne ganz ihm Herz und Sinn,
Liegt doch Ahnung künft'ger Wonnen
In dem reinen Lichte drinn!
Jauchze, wem die Sonne scheinet!
Glaubt, die Freude machet rein,
Und wer reinen Herzens jubelt,
Kann ja hier schon selig seyn!

„Wie, du glaubst an Himmelswonnen,
Glaubest an Verheißung gar? —
Wahrlich, kindisch ist dein Glauben,
Wie dein ganzes Treiben war.
Bleibe nur, wie du gewesen,
Denn noch bist du nicht erhellt,
Mit uns Männern zu berathen
Ob dem Wohl und Weh der Welt!"

Ja, ich glaube an Verheißung,
Glaub' an jenes heil'ge Wort,
Das von Lilien auf dem Felde
Spricht und von dem Sperling dort;
Welches lehrt: Seid wie die Kinder,
Daß ihr erbt das Himmelreich.
Käm' ich nur zu allen Zeiten
Einem solchen Kinde gleich!

Und dem Wohl und Weh der Erde — Nicht verschließ' ich meine Brust,
Doch am theuren Vaterlande — Hang' ich recht mit ganzer Lust.
Wenn auch liebend der Gedanke — Um das All die Flügel schlägt,
Doch das Herz bedarf der Schranke, — Die die heil'ge Flamme hegt.

Weihnachtsfest.

Der Winter ist gekommen
Und hat hinweg genommen
Der Erde grünes Kleid;
Schnee liegt auf Blüthenkeimen,
Kein Blatt ist an den Bäumen,
Erstarrt die Flüsse weit und breit.

Da schallen plötzlich Klänge
Und frohe Festgesänge
Hell durch die Winternacht.
In Hütten und Palästen
Ist rings in grünen Aesten
Ein bunter Frühling aufgewacht.

Wie gern doch seh' ich glänzen
Mit all den reichen Kränzen
Den grünen Weihnachtsbaum,
Dazu der Kindlein Mienen,
Von Licht und Lust beschienen!
Wohl schön're Freude gibt es kaum.

Da denk' ich jener Stunde,
Als in des Feldes Runde
Die Hirten sind erwacht,
Geweckt vom Glanzgefunkel,
Das durch der Bäume Dunkel
Ein Engel mir herabgebracht.

Und wie sie da nach oben
Den Blick erschrocken hoben
Und sahn den Engel stehn,
Da staunten sie wohl alle,
Wie wenn zum ersten Male
Die Kindlein einen Christbaum sehn.

Und rings ob allen Bäumen
Sang in den Himmelsräumen
Der frohen Engel Schaar:
„Gott in der Höh' soll werden
Der Ruhm, und Fried' auf Erden
Und Wohlgefallen immerdar!" —

Doch was ist all Entzücken
Der Kindlein, die erblicken,
Was ihnen ward bescheert,
Gedenk' ich, wie die Kunde
Des Heils von Engelsmunde
Die frommen Hirten angehört!

Drum pflanzet grüne Aeste
Und schmücket sie auf's Beste
Mit frommer Liebe Hand,
Daß sie ein Abbild werden
Der Liebe, die zur Erden
Solch großes Heil uns hat gesandt.

Ja laßt die Glocken klingen, — Daß, wie der Englein Singen,
Sie rufen laut und klar: — „Gott in der Höh' soll werden
Der Ruhm, und Fried' auf Erden — Und Wohlgefallen immerdar!"

Dem Vaterland!

Gedichtet für die Dresdner Liedertafel.

(Aus Christ. Schad's „deutsch. Musenalmanach" für 1850.)

Dem Vaterland!
Das ist ein hohes helles Wort,
Das hallt durch unsre Herzen fort
Wie Waldesrauschen, Glockenklang,
Drommetenschmettern, Lerchensang!
Das fällt, ein Blitz, in unsre Brust,
Zu heil'ger Flamme wird die Lust!
Dem Vaterland!

Dem Vaterland!
Das seinen Töchtern hat bescheert
Der keuschen Liebe stillen Herd,
Das seinen Söhnen gab als Hort
Die freie That, das treue Wort,
Das seiner Ehren blanken Schild
Zu wahren allzeit ist gewillt.
Dem Vaterland!

Dem Vaterland!
Das Wort gibt Flügel dir, o Herz!
Flieg' auf! flieg' auf! schau' niederwärts
Die Wälder, Ströme, Thal und Höh'n;
O deutsches Land, wie bist du schön!
Und überall klingt Liederschall,
Und überall ein Widerhall
Dem Vaterland!

Dem Vaterland!
O hohes Wort, o helles Wort,
Du tön' für alle Zeiten fort
Wie Waldesrauschen, Glockenklang,
Drommetenschmettern, Lerchensang!
Zu heil'ger Flamme weih' die Lust,
So lange schlägt die deutsche Brust
Dem Vaterland!

Heil dir! Heil dir, du deutsches Land!

Elisabeth Kulmann,

aus dem Elsaß stammend, wurde den 5. (17.) Juli 1808 in St. Petersburg „in niedrer und kummervoller Hütte" geboren. Ihr Vater war Offizier, zuletzt Kollegienrath; ihre Mutter Maria, geborne Rosenberg, war eine Deutsche. Ihr verdankte sie, die den Vater schon in zarter Kindheit verloren hatte, hauptsächlich die Entwicklung ihrer staunenswerthen Anlagen und besonders ihre gründliche Kenntniß der russischen und deutschen Sprache, die sie bereits in ihrem sechsten Jahre geläufig und richtig las und sprach. Sieben Jahre alt, schrieb sie schon Briefe, die zum Beweis dienen, daß nicht nur ihr Geist — Gedächtniß und Urtheilskraft — sich entwickelt hatten, sondern auch ihr Herz, ihr Charakter, welche den Geisteskräften die Wage hielten. Der Frühling 1819, ehe noch Elisabeth ihr elftes Jahr vollendet hatte, sah zugleich mit den ersten Blumen des Feldes auch die ersten Blüthen ihres dichterischen Talentes sich entfalten. Dieses, so wie ihr zwölftes Jahr, war sehr reich an poetischen Erzeugnissen gewesen; das Studium der englischen, französischen und italienischen Sprache und Literatur ließ ihr noch hinlänglich freie Zeit zur Ausübung ihrer Lieblingskunst. Mit Ende des dreizehnten Jahres verstand sie auch Lateinisch und — Griechisch, hatte Anakreons prosaische Uebersetzung in fünf, dessen metrische in ihre drei Lieblingssprachen: die russische, deutsche und italienische vollendet; war im Homer schon weit vorgeschritten, und kannte Barthelemy's Reise des jüngern Anacharsis und Pausanias' Beschreibung von Griechenland vollständig. Mit 16 Jahren vermochte sie nicht nur in den Geist und die Formen der griechischen Poesie sich hineinzudenken, sich zwanglos in ihnen zu bewegen und zu schaffen; auch in die germanischen, russischen und morgenländischen Formen wußte sie sich zu schmiegen und sich ihren Geist anzueignen. Aber ihr zarter Körper war zu schwach für den starken, edlen Geist. Sie starb schon am 19. November 1825 in Petersburg, wo ihr auf dem Smolenskischen Gottesacker durch die Kaiserin Alexandra Feodorowna und die Großfürstin Helena Pawlowna ein Denkmal von karrarischem Marmor errichtet wurde.

Elisabeth Kulmann ist eine wunderbare dichterische Erscheinung. Man weiß nicht, soll man mehr staunen über den weiten Umfang ihrer Anschauungen, über die seltene Fülle der Ideen und ihr griechisches Schönheitsgefühl, oder bei der vorherrschenden rührend-kindlichen Einfalt und Einfachheit zugleich wieder über die Mannichfaltigkeit und den Reichthum des dichterischen Kolorits, über die malerische Pracht und die Erhabenheit ihrer Darstellungen. Im Schooße des drückendsten Mangels erwarb sich dieses Muster kindlicher Liebe, der reinsten Sitten und christlicher Ergebung fast von selbst die ausgebreitetsten Kenntnisse, brach sich ihr Genie selbst Bahn. Sie war, wie eine der Inschriften auf ihrem Denkmale von ihr rühmt, die erste Russin, welche Griechisch gelernt, elf Sprachen verstanden und acht derselben gesprochen hat. Jean Paul nannte sie den „kleinen hellstrahlenden Nordstern." Sie war kaum vierzehn Jahre alt, als ihr Goethe, nach Anhörung mehrerer ihrer Gedichte (darunter: „der Blitz"), melden ließ: „sie werde zu einem ehrenvollen Range in der Literatur gelangen, sie möge, von den ihr bekannten Sprachen, schreiben in welcher sie wolle." In Deutschland ist man erst vor einigen Jahren auf sie aufmerksam geworden durch die Veröffentlichung ihrer

„sämmtlichen Dichtungen“ (6. Aufl., 1851), mit einer ausführlichen Biographie eingeleitet von Karl Friedrich von Großheinrich. Die kaiserlich russische Akademie, der man die Veröffentlichung ihrer Werke verdankt, rühmt in ihrem schriftlichen Urtheile über deren Werth „eine ungewöhnliche Kunst der Erfindung, Fülle der Phantasie, anziehenden Reiz der Erzählung, eine fließende Schreibart, eine geschmackvolle und täuschende Nachahmung der alten griechischen Dichter, und Adel der Gefühle.“ Ihre Leistungen, zum großen Theil auch in russischer und italienischer Sprache niedergeschrieben, von einer räthselhaften Produktionskraft zeugend, sind der Reihe nach folgende: I. Gemäldesammlung in 60 Sälen. — II. Uebersetzung Anakreons in acht Sprachen; — III. Uebersetzung von Oserow's Trauerspielen; — IV. Uebersetzung zweier Trauerspiele Alfieri's in's Deutsche und seines „Saul“ in's Russische; — V. Poetische Versuche in russischer, deutscher und italienischer Sprache; — VI. Uebersetzung von Iriarte's Fabeln aus dem Spanischen; mehrere Bruchstücke aus Camoens' Lusiade, und 30 Oden von Manoel; Bruchstücke aus Milton's Verlornem und Wiedereroberten Paradiese; mehrere Gedichte Metastasio's; alles in deutscher Sprache; — VII. Ausländische, Russische, Orientalische Märchen (alle in russischer Sprache; nur „Dobrüna Nikititsch“ und „Die Wunderlampe“ auch deutsch); — VIII. Die neugriechischen Volkslieder, übersetzt, womit sie ihre literarische Laufbahn schloß.

Lob der Armuth.

1.

Undank, du schwarzer Undank,
Bist aller Laster Quell,
Und wächst bei jedem Schritte,
Und schwillst zum Strome schnell.

Drum Dank, dem Dank gebühret,
Viel dank' ich, Armuth, dir!
Zwar rauh ist dein Verfahren,
Doch frommte viel es mir.

Der Reiche, dem nichts mangelt,
Verlangt im Uebermuth
Selbst das noch, was unmöglich,
Und macht nur schwarzes Blut.

Und ich, der alles mangelt,
Ohn' alles Eigenthum,
Hab' Brod ich und ein Kleidchen,
Seh' nach nichts anderm um;

Beschränkt' auf kalte Wohnung,
Und hartes Lager mich,
Ich tanze in die Runde,
Und klag' nicht über dich.

Ja kommt mir, wie vom Himmel
Gefallen, dies und das:
So siehest du bisweilen
Mir beide Augen naß.

2.

Du nennst mich — armes Mädchen;
Du irrst, ich bin nicht arm.
Entreiß dich, Neugier halber,
Einmal des Schlafes Arm,

Und schau' mein niedres Hüttchen,
Wenn sich die Sonne hold
Am Morgenhimmel hebet:
Sein Dach ist reines Gold!

Komm abends, wann die Sonne — Bereits zum Meere sinkt,
Und sieh mein einzig Fenster, — Wie's von Topasen blinkt!

Der Rauch.

O Rauch, der unsrer armen,
Mühvollen Hütt' entsteiget,
O du enthüllest sichtbar,
Unzweifelbar ein großes
Geheimniß mir. Die Glieder
Des prächtigen und ehmals
So schattenreichen Sohnes
Der kühlen Waldung wandelt
Die helle Flamm' in Asche.
Du aber schwingst behende
Dich in den Raum der Lüfte.
Dein ungefäll'ger Anblick
Macht anfangs einen Mißton
Mit dem anmuth'gen Blaue
Des klaren, weiten Himmels.
Doch du entschwingest immer
Dich mehr und mehr der Erde,
Und milderst stufenweise
Dein dunkles, düstres Aussehn.
Jetzt nahest du dem Reiche
Des Aethers schon; verschwunden
Ist alles Ird'sche, das dich
Umgab; du wirst zur Wolke,
Zur leichten, lichten Wolke.
Es wird die nicht mehr ferne,
Prachtvolle Abendröthe
Mit Purpur dich umhüllen,
Und du der Menschen Auge
Durch deine Anmuth fesseln.
O du enthüllst ein großes
Unzweifelbar Geheimniß
Mir, düstrer Rauch, der unsrer
Armsel'gen Hütt' entsteiget;
So schwingt des Menschen Seele
Sich nach dem Tod zum Himmel
Und wird im Glanz der Sonne,
Die keinen Morgen kennet,
Die keinen Abend kennet,
Zum schönverklärten Engel.

Der Sonnenaufgang.

Es schwingt die Nacht ihr dunkles
Gefieder und entweichet
Langsamen Flugs gen Norden.
Es zeigt im weißen Flor sich
Die Dämmrung in des Morgens
Geraumen Silberhallen,
Und weckt mit leisem Lispeln
Die Nachtigall. In festlich
Langsamem Ton beginnt sie
Ihr Lied zum Lob der Sonne;
Da naht im Purpurschleier
Die holde Morgenröthe,
Und streut die Fülle Rosen
Vom Morgenthor bis wo sich
Der Sonnenweg bemerkbar
In's Himmelblau erhebet.
Geendet hat ihr Loblied
Die Nachtigall; es tönet
Das laute Chor der Lerchen
Und andrer Sängerinnen,
Begleitet von Gesäusel
Des regen Laubs der Bäume....
Da sinken und verwandeln
Allmälig sich die weiten
Prachtvollen Säulenhallen
Des Morgenroths, und werden
Zu einem See von Purpur,
Wo Wellen gegen Wellen
Sich heben, sich bekämpfen,
Allmälig in einander
Verfließen, um auf's neu sich
Zu heben und zu kämpfen.
Doch seht! ein goldnes Meerschiff,
Geschmückt mit Strahlengarben,
Zertheilt die Purpurwogen
Mit herrscherischem Gange.
Es ist das Schiff der Sonne,
Der Königin des Welltalls.

Der Sonnenuntergang.

Der Sonnenwagen nahet
Dem letzten Himmelsabhang,
An dessen Fuße plätschernd
Die Meereswellen tanzen.
Die Sonnenpferde strengen
Sich an, der nahen Kühlung
Sich freuend und der Ruhe.
Schon ist das Tagsgestirne
Dem Meer so nahe, daß es
Bereits sein Bild im Schooße
Der stillen Wellen siehet.
Es kommen stets einander
Die beiden Sonnen näher,
Zwei Königen vergleichbar
Mit ihrem Prachtgefolge,
Die froh, an ihrer Reiche
Gemeinschaftliche Gränze,
Wie Brüder sich einander
Entgegen gehn. Die Säume
Der glühend rothen Räder
Des müden Sonnenwagens
Berühren nun die Wellen,
Die zischend ihn umkreisen.
Seht! eine Silberbrücke
Schwimmt auf dem Meer, und führet
Die Sonne zu dem Schiffe,
Worin, tiefeingeschlummert,
Sie auf des breiten Weltstroms
Entlegenem Gewoge
Zum Morgenthor zurückfährt,
Um Sterblichen und Göttern
Den neuen Tag zu bringen.

Die Sterne.

Ihr zahlenlosen Sterne,
Des blauen Himmels Zier,
Wozu schuf euch der Ew'ge?
Sagt, wenn ihr könnt, es mir! —

„Wir sind die tausend Augen,
O Kind, der guten Nacht,
Die über alle Wesen
Zur Zeit der Ruhe wacht.

„Den Pfad des späten Wandrers
Erhellet unsre Gluth,
Lenkt treu den nächt'gen Segler
Auf unbekannter Fluth;

„Befördert, kräftigwirkend
Gemeinsam mit dem Thau,
Das Wachsthum aller Pflanzen
Der segensreichen Au.

„Es wartet manche Blume,
Die sich der Sonne schließt,
Auf uns, in deren Strahlen
Sie ihren Duft ergießt.

„Den Geist zum Ernste stimmend
Nach lauter Tageslust,
Erzeugen Hochgedanken
Wir in der Menschen Brust."

Der Blitz.

„Wer mag mit mir sich messen?" —
Ich! sprach die hohe Eiche,
Mit stolzem Wipfel rauschend. —
Dem Schooße schwarzer Wolken
Entspringt der Blitz, gleich einer
Ergrimmten Feuerschlange
Und knickt die starke Eiche,
Wie einer Blume Stengel
Der unvorsicht'ge Knabe.
„Wer mag mit mir sich messen?" —
Ich! sprach der Thurm, deß goldne
Und weitgeseh'ne Scheitel
Die wandernden Gewölke
Oft wie in Flor verhüllen. —
Ein ungeheurer Drache,
Reißt brüllend durch die Wolken
Der Blitz sich und hat, ehe
Du dich's versiehst, des Thurmes

Trotzvolles Haupt verschlungen,
Es rinnen breite Streifen
Geschwärzten Goldes graunvoll
Längs seinen Mauern nieder.

„Mit mir kann nichts sich messen!“
Spricht er zuletzt, und stürzt sich,
Ein pfeilgeschwinder Taucher,
In's Meer, das ein Orlogschiff
Mit ausgespannten Segeln
Jetzt eben stolz durchwallet.
Es brennt zwei Augenblicke,
Da fliegt in glüh'nden Trümmern
Mit fürchterlichem Knalle
Es in die Luft, es fallen
Die Trümmer dann zurücke
In's Meer und gehen unter;
Es bleibet keine Spur nach
Von dem gewalt'gen Baue.

So bist du, Blitz, im Zorne
Und im Geleit des Bruders,
Des grausen Unsichtbaren,
Von dessen Tritten ringsum
Die weite Erd' erzittert.
Doch bist, o Blitz, nicht immer
Du furchtbar und verderbend.
In warmen Sommernächten
Seh'n wir oft in der Ferne
Dich ohne Donner leuchten.
O welch ein hehres Schauspiel
Beut dann der Menschen Auge
Sich dar! So oft du leuchtest,
Glaub' ich, daß meinen Blicken
Der Himmel sich eröffne,
Ich glaube schon die Stufen
Von Gottes Thron zu schauen.
Ja, holder Blitz, nicht einmal
Kam mir schon der Gedanke,
Es sei das, was ich sehe,
Wohl das auf Augenblicke
Enthüllte Aug' der Gottheit!

Die Mutter in Tempe.

Hier wo, wie einst Athene
Dem Haupte des Kroniden,
Olympos' Herrscherstirne
Die Morgensonn' entsteiget;

Und strahlend, hinter Pindus'
Mit Schnee bekränzten Kuppen,
Sie auf ein Bett von Rosen
Mit Gold durchwebt, sich senket;

Hier wo rings, nah' und ferne,
In lauen Ambradüften
Harmonischere Lieder
Die Nachtigallen flöten;

Hier wo, wie Well' auf Welle,
Sich drängend Blum' auf Blume,
Sich drängend Frücht' auf Früchte
Einander ewig folgen:

In diesem Götterthale,
Das, Freundes Rathe folgend,
Des langen Wanderns müde,
Ich endlich vor mir sehe;

Auch hier find' ich nicht Ruhe!
Nur Peneus' Seufzer hör' ich
Und seh' ihn seiner Daphne
Nun rauhe Füße küssen.

Im Lauf der Zeit versiegen
Vielleicht die heißen Thränen
Der Braut um den Geliebten,
Der Gattin um den Gatten;

Doch keine Zeiten stillen
Die Thränen einer Mutter,
Der, taub zu ihrem Flehen,
Der Tod ihr letztes Kind raubt.

Pindar.

(Aus der Dichtung „Pindar's Fest".)

— — — —
Noch lag er in der Wiege,
Und lächelte süßträumend,
Da stürzten aus den Lüften
Zwei wunderschöne Schwäne.

Sanft faßten mit den Schnäbeln
Die Henkel sie der Wiege,
Und strebten raschen Fluges
Zum Gipfel des Parnasses.
Dort harrtet ihr des Kindes,
O Musen und Apollo!
Und weihtet schon als Säugling
Ihn eurem heil'gen Dienste.

Den schlummernden nimmt Klio
Auf ihren Schooß, ihm netzet
Apollo selbst die Lippen
Mit dichterischem Wasser,
Und haucht ihm seinen Geist ein.
Indeß umflocht der Musen
Geschäftig Chor die Wiege
Mit Rosenlorbeerzweigen.

Da brachten ihn die Schwäne,
Mit tönendem Gefieder
Die sanftern Lüfte theilend,
Zurück an Dircens Ufer.
Wer mag den süßen Schrecken
Der Elternherzen schildern,
Als von des Tages Müh'n sie
Heimkehrend so ihr Kind sah'n!

Denn nicht von Kadmus stammte,
Noch einem der berühmten
Thebanischen Geschlechter,
Der ungekannte Pindar.
Die mächt'gen Götter aber
Erheben oder senken
Nach eigenem Gefallen
Das Staubgeschlecht der Menschen.

Zum Herrscher im Gesange
Erwähleten sie Pindarn.
Melodisch war das Lallen
Des Kindes schon; der Knabe,
Nur selten der Genossen
Lärmvolle Spiele theilend,
Vertiefte gern in's Dunkel
Der Haine sich und Grotten.

Hier übt, des Sonnenlaufes
Uneingedenk, abwechselnd
Er Geist und Stimm' und Hände.
Und als er einst zur Leier
Ein ihm genügend Lied sang:
Da sah, so geht die Sage,
Ein Hirt den Gott der Fluren
Zu seinem Liede tanzen.

Der anmuthsvolle Zeisig,
Der sanfte Hänfling horchen,
Wie lieblich auch ihr eigner
Gesang ist, oft den Tönen
Der andern Waldgenossen,
Und ahmen, sie verschönernd,
Und in ihr Lied verwebend,
Sie nach zur Lust der Hörer.

Doch im Gefühl der Schönheit
Und gleichenlosen Fülle
Des eigenen Gesanges,
Vermeidet selbst die Spuren
Fremdartiger Bereich'rung
Die Nachtigall, aus tiefer
Und unversiegter Quelle
Stets kühn're Weisen schöpfend.

So Pindar's Lied, stets eigen,
Stets neu und unerreichbar;
Dem Könige der Flüsse
Böotiens vergleichbar,
Der auf Cithärons Abhang
In dreier Eichen Mitte
Wie eine Demantsäule
Dem Schooß der Erd' entsteiget;

In Thaugestalt vielfarbig
Dann niedersinkt; zum Bach wird;
Von Fels zu Fels dann stürzend

In weitgehörten Fällen
Die Ebene erreichet;
Wo andre Bäche, Söhne
Des Schneees oder Regens,
Ihn bald zum Fluß vergrößern.

Hier wirft der kühne Jüngling
Die ungeduld'gen Arme
Um Oerö's[1]) sanfte Reize,
Der Huldgöttinnen Insel;
Doch ehrfurchtsvoll beim Anblick
Von Juno's nahem Tempel,
Verläßt die irren Pfad' er
Ihm untersagter Liebe.

Und fließt jetzt leise, daß er
Der Helden sanften Schlummer
Nicht störe, die mit eignem
Und Strömen Perserblutes
Platäens Ruhmgefilde
Getränkt, worauf bald riesig
Der Freiheit Eich' emporstieg,
Ganz Griechenland beschattend.

Schon harren sein Apollo's
Gefei'rter Strom Ismenos,
Und der am Thron Kronions
Entspringende Thermodon,
Und du, an Oel und Trauben
Gesegneter Skamander,
Sein Glanzgefolg zu bilden
Auf seinem Lauf zum Meere.

Jetzt stürmt in Felsenufern
Weithallend er zum rauhen
Orop' und zu des Sehers[2])
Quellreichem Tempelhaine;
Und nun mehr einem Seee
Als einem Strome gleichend,
Betritt, der Fluth nicht achtend,
Er das Gebiet des Meeres.

So schrittest, unaufhaltbar,
Und hehr und vielgestaltig
Du stets, gleich einem Gotte,
O Sänger, auf dein Ziel los;
Das Irdische mit Riesen=
Gewalt zu dir erhebend,
Vom Schimmer ungeblendet
Des Himmels deines Wohnorts.

Talent und Kunst.

Talent ist angeboren,
Doch gnügt zur Kunst es nicht.
Wer Ruhm zum Ziel erkoren,
Ueb' eine große Pflicht.

Er späh' mit ernstem Sinne
Stets nach des Schönen Spur,
Daß täglich er gewinne
An Wahrheit und Natur.

Schwer ist's, doch nicht unmöglich,
Wie vieles in der Welt.
Unmögliches wird möglich,
Wenn es an Muth nicht fehlt.

Es steht die Sternensphäre
Viel tausend Meilen ab
Vom eilandreichen Meere,
Der Sonne Wieg' und Grab.

Und doch an einer Strecke — Sehn liebend wir sich nahn
Die blaue Himmelsdecke — Dem grünen Ozean.

Die Feile.

Wozu das ew'ge Feilen?
Man heischet nur, es sei
Der Stoff, den du gewählet,
Schön oder groß, und neu. —

Ja, wenn zum Ziel die Mitwelt,
Alltagswelt du dir wählst;
Nicht so, wenn auf den Beifall
Der Folgewelt du zählst.

---

1) Namen einer Insel im Asopos bei Platäa. 2) Amphiaraos.

Sieh Griechen-, Römerwerke,
Die groß, und jene schön!
Oft kannst im ganzen Baue
Du keine Fuge sehn.

Wie aber froh in ihnen
Die Sonne sich besieht,
Und sie dafür allmälig
Mit Golde überzieht!

Und Römerwerke, manchmal — Ganz ohne Kitt erbaut,
Sie überleben Alles, — Was je dein Aug' geschaut.

An die Natur.

Natur, des Weltalls Mutter,
Die Leben rings ergießt,
Und alles Todte wieder
In ihren Schooß verschließt!

Ich höre schon die Schwingen
Des nahen Todes wehn;
Sag', werd' ich, wenn ich sterbe,
Auf ewig untergehn?

Bleibt von dem regen Geiste,
Der unermüdet schuf,
Vom Herzen, das nie fühllos
Blieb bei des Armen Ruf,

Das jedes Leiden theilte,
Erhöhte jedes Glück,
Sag', bleibt, wenn ich nun sterbe,
Von beiden nichts zurück?

Die hingesunkne Blume,
Der Baum, vom Herbst entlaubt,
Sie heben, naht der Frühling,
Auf's neu ihr blühend Haupt.

Sieh, die erstarrte Raupe
Sprengt ihres Kerkers Schloß,
Und hebt auf goldnen Schwingen
Sich in der Lüfte Schooß....

Hier liegt des großen Räthsels — Enthüllter klarer Sinn:
Die Hülle stirbt, die Seele — Schwebt froh zur Gottheit hin!

Verhängniß.

Sprecht mir nicht vom Verhängniß
In meinem Lebenslauf!
Die Welt ist kein Gefängniß,
Nichts hält mein Wollen auf.

Will ich die Gaben nützen,
Die mir der Himmel gab,
So wird sein Arm mich schützen,
Bis mich empfängt das Grab...

Du willst ein Reich erwerben,
Das Anderen gebührt,
Weil Heere für dich sterben,
Und weil das Glück dich führt.

Vielleicht, daß eine Weile
Du glänzest auf dem Thron;
Doch schleift auch Todespfeile
Bereits dein Gegner schon.

Noch schneller wirst du fallen,
Als du empor dich schwingst,
Umsonst ist's, daß, gefallen,
Du neue Sieg' erringst.

Sie flieht mit Blitzesschnelle
Die Gunst des Augenblicks:
Versiegt ist schon die Quelle
Des eh' so treuen Glücks.

An einen Felsen schmieden
Des Weltmeers sie dich an,
„Weil, sagen sie, den Frieden
Er sonst noch stören kann..."

Doch ich auf meinem Wege,
Wie du, zu ew'gem Ruhm
Mach' Niemands Scheelsucht rege,
Will Niemands Eigenthum.

Ich füge Wort an Worte,
Und reihe Ton an Ton,
Und bau' am öden Orte
Allmälig einen Thron,

Den Niemand mir verleidet,
Weil Niemand ihn gesehn:
Mein Ruhm wird unbeneidet
Zur Nachwelt übergehn.

An meinen Arzt.

Gib auf, o Arzt, dein Streben!
(Ich sag' es ohne Harm)
Nicht retten wirst mein Leben
Du aus des Todes Arm.

Was hold im Lenze blühte,
Fällt vor dem Herbst oft ab;
Denn ihre Zeit hat Blüthe,
Und seine Zeit das Grab.

So lang Kraft in mir webet,
Gleich' ich der Nachtigall,
Die Wald und Flur belebet,
Und weckt den Wiederhall.

Soll feige nun ich klagen,
Daß mich, zu früh vielleicht,
In meinen schönsten Tagen
Des Todes Pfeil erreicht?

Wir kennen ja den Schützen,
Gegossen ganz aus Stahl;
Nichts wird vor ihm uns schützen,
Fiel auf uns seine Wahl.

Drum laß, o Arzt, dein Streben!
(Du siehst mich ohne Harm,)
Nicht retten wirst mein Leben
Du aus des Wüthrichs Arm.

Abschied vom Leben.

Muß ich wirklich denn, o Erde,
Meiner Kindheit Feeensitz,
Schöner Schauplatz meiner Jugend,
Dich verlassen, und so früh?

Gerne noch hätt' ich erst manches
Angefangene vollbracht,
Gerne manch Unangefangnes
Unternommen und vollführt!

Unvollendet wirst du bleiben,
Hesiodens Tagewerk, [1])
Wie ein halbgepflügter Acker;
Dicht am unversehrten Pflug

Stürzte donnernd aus des Himmels
Schwarzen Wolken sich der Strahl,
Und erschlug den Pflüger, ehe
Er der Furche Ziel erreicht.

Unvollendet bleibst du, Milton's
Neuerrungen Paradies [2])!
Ihr kennt Adams Fall; gern hätte
Ihn mit Gott ich ausgesöhnt!

Tragen wollt' auf kühnen Schwingen,
Vaterland! ich deinen Ruhm
An den Rhein, Po, Seine, Themse,
Ebro, Tajo und Iliß!

Kaum des Nests entwöhnet, schaut' ich
Tagelang sechs Schwänen nach,
Wie sie ihrer Heimat Flüssen
Stolz entschweben in die Luft.

Jede Wendung ihres Fluges,
Jeden kühnen Flügelschlag,
Jeden Schwung erspäht' ich; endlich
Wagt' ich meinen ersten Flug.

Meines riesigen Erkühnens
(Denn so nannten sie's) Erfolg
War, o Tejer, deiner Lieder
Achtfach treuer Wiederhall.

Meinem Liede horcht' Elisa,
Zeichnet königlich mich aus;
Da zum erstenmal erwachte
Die Begierd' in mir nach Ruhm.

Zwei nie untergeh'nde Sonnen,
Eine hehr wie die des Tags
Eine sanft wie die der Nächte,
Strahlen künftighin am Pol:

Alexander und Elisa;
Und geringerer Gestirn'
Eine Menge reihet glänzend
Sich um sie. Sagt, ist nicht Raum

---

[1]) Ihre Uebersetzung Hesiod's. [2]) Ihre angefangene Uebersetzung von Milton's wiedererlangtem Paradies.

Für ein kleines Sternlein übrig?
Herz! du strebst zu hoch. — Es sei.
Aber von der Liebe Händen
Auf mein Blumengrab gesetzt

Ein nicht reicher, aber schöner
Laubwerkschmucker Aschenkrug,
Wird er, sagt mir, meinen Namen
Retten auf die Folgezeit? —

Herz, entsag' den stolzen Wünschen!
Dieser selbst strebt noch zu hoch;
Alles Irdische vergehet,
Jeden Denkstein stürzt die Zeit. —

Einen Wunsch nur noch gewähre,
Guter Himmel, deinem Kind:
Laß es noch den Lenz erleben,
Mag er auch der letzte seyn!

Meiner Blumen Düfte möcht' ich
Einmal nur noch in mich ziehn,
Einmal noch, Levkojen, Rosen,
Euch in eurer Schönheit sehn.

Sterb' ich auch, nun so umkränzet
Ihr mir doch die bleiche Stirn,
Ruht mit auf dem Sterbekissen,
Ziert mein enges stilles Haus.

Aber ein geheimes Ahnen
Flüstert wiederholt mir zu:
„Lern' dem Irdischen entsagen,
Du siehst keinen Frühling mehr.

„Dein entseeltes Haupt umkränzet
Nur der Myrte spätes Grün;
Wann die Blumen wieder blühen,
Schlummerst längst du schon im Grab."

Sei's. Auch diesem letzten Wunsche
Wink' ich seinen Abschied zu;
Sag' selbst dir Lebwohl, o Leben,
Süßes Einerlei des Seyns.

Keine Klag' entweih' mein Scheiden;
Undanks zeihe man mich nicht;
Viel und froh in wenig Jahren
Hab' hienieden ich gelebt.

War mein kurzes Erdenwallen
Nicht ein langer Wonnereihn?
Hier ein blumiges Gefilde,
Dort ein schattenreicher Hain,

Hier ein sanft erhobner Hügel,
Dort ein aussichtreicher Berg,
Vogelsang aus jedem Busche,
Quellen, wie das Herz sie wünscht.

Und zwei Genien begleiten
Wechselnd oder oft zugleich
Jeden meiner Schritte, ebnend
Und verschönernd meinen Pfad.

Kannt' ich Schmerz, so war's der ihre,
Waren unvermögend sie,
Manches Leiden zu ersparen
Mir, die sie so sehr geliebt.

Könnten wir des Lebens Gränze
Hand in Hand zu gleicher Zeit
Alle Drei doch überschreiten!
Denn mir fehlen werdet ihr

Selbst im Hochgenuß des Himmels. —
Schreiten also muß allein
Durch dein Thal, das furchtbar düstre,
Ich, o Tod? — Verzage nicht,

Bebend Herz! Bis an des Thales
Eingang folgen sie mir nach;
Und dieweil ich es durchwalle,
Hör' ich ihres Weinens Laut!

Und am andern Thalesende
Stehet Gott und spricht zu mir:
„Sieh! dich rettete dein Glaube,
Und hier ist kein Scheiden mehr!"

Ludwig Adolf Stöber,

Sohn des als volksthümlicher Dichter besonders in straßburgischer Mundart bekannten Daniel Ehrenfried Stöber, ist am 7. Juni 1810 in Straßburg geboren. Nachdem er daselbst seine theologischen Studien vollendet, trat er 1832 als Erzieher in das Haus des damals in Metz, später in Bordeaux residirenden Präfekten Sers, Pair von Frankreich. Drei Jahre später kehrte er in's Elsaß zurück und lebte zuerst seit 1836 als Privatlehrer in Oberbronn, dann seit 1837 als Pfarrvikar in der am Fuß der Vogesen schön gelegenen Landgemeinde Mietesheim. Im Jahre 1839 ward er als Religionslehrer an das Gymnasium und die Stadtschule von Mühlhausen berufen und 1840 zum Stadtpfarrer daselbst erwählt, welches Amt er noch bekleidet.

Der schwäbischen oder oberdeutschen Schule sich anschließend, repräsentirt Adolf Stöber in ehrenwerther Weise den heiligen, deutschen Ernst an den Grenzmarken französischer Beweglichkeit und Ueppigkeit. Seine Gesangesmuse zeichnet sich ganz besonders aus durch ihre seelenvolle Innigkeit und Gemüthseinheit, ihre liebende Vertrautheit mit der reinen Natur und kindlich-gottselige Anschauung derselben, so wie durch ihre von aller Dogmenstarrheit freie, dumpfiger Entfremdung vom Leben abholde Religiosität. Reich an Bildern und Gleichnissen, gefällt sie sich zumeist in symbolischen Gemälden, deren duftende Metapherblumen sie mitunter zum Gezweige der Allegorie auseinander zieht; in sinnvoll personifizirender Symbolik menschlicher Verhältnisse zur Natur (z. B. in dem sinnigen Gedichte „Auf dem zerfallenen Bergschloß", wo die Natur ihre Heeresmacht zu den Waffen ruft, die Winde Sturm laufen, die Blitze Bresche schießen u. s. w.), oder in Sagendarstellungen mit ethischer, zum Theil mystischer Auffassung. Erfindung und Gedanken zeugen überall von einem tiefen und edlen sittlichen Gefühle; die Sprache ist blühend, ernst, würdevoll; die Form gediegen. Außer seinen im Morgenblatt, im rheinischen Odeon, in der Erwinia, in der Hannover'schen Morgenzeitung, in den Elsäßischen Neujahrsblättern zerstreut gedruckten, 1846 gesammelten „Gedichten" (Hannover 1846) und den mit seinem Bruder August herausgegebenen „Alsabildern" (Straßburg) sind von ihm erschienen: „Reisebilder aus der Schweiz in Gedichten (St. Gallen 1850); auch seit 1840 (Mühlhausen) einzelne Predigten und Gelegenheitsreden.

Natur, Dichterleben und Liebe.

Frühlingslust.

Aufschießt vom Blüthenbusch,
Daß ihm flüssig entrinnen die Düfte,
Ein singendes Vöglein — husch!
Ein geflügelter Pfeil in die Lüfte.

Und mit dem Vöglein just
Wie entflöge mein Herz doch so gerne,
Und stiege voll Sangeslust
In die sonnige blauende Ferne!

Das Nachtigallenwäldchen.

O sel'ger Gang
Den Wald entlang,
Bei Nachtigallen-Wettgesang!
Wenn aufgewühlt von lauer Luft
Gewürzig wallt der Blüthen Duft,
Und sich der Büsche Dolden
Im Abendschein vergolden!

O Seligkeit
Der Jugendzeit,
Wenn lauter Wonne nah und weit!
Wenn jede Kraft im ersten Schwung
Und jede Freude neu und jung,
Wenn süß das Leben düftet,
Vom Hauch der Lieb' gelüftet!

O Liedeshall
Der Nachtigall,
Was ist es, wenn so süß dein Schall?
Die Brust von Blüthendüften schwillt,
Und wenn sie klingend überquillt,
Gibt sie die Düfte wieder,
Nur hingehaucht in Lieder.

Wenn da die Brust,
Voll, unbewußt,
In Lieder ausgießt ihre Lust —
Was ist es? Wie die Nachtigall,
Einathmend aller Blüthen Schwall,
Gibt sie im Hauch der Lieder
Ihr süßes Leben wieder.

Zur Heuerntezeit.

In Häuflein aufgeladen,
Wie duften süß die Mahden!
Das Werk ist wohl vollbracht!
Es war in treuer Mühe
Die Wiese spät und frühe
Geschäftig, Tag und Nacht.

O daß mich solche Liebe,
So warmer Eifer triebe
Zu meinem Tagwerk auch!
Daß mir der Feierabend
So lieblich wär', so labend
Wie dieser würz'ge Hauch!

Sie hat die besten Kräfte,
All' ihre frischen Säfte,
An diese Frucht gesetzt;
Nun fühlt sie, wie die Ruhe
Des Feierabends thue,
Süß wie sie duftet jetzt.

Und liegen meine Glieder
Einst hingestreckt danieder,
Wie Gräser dieser Flur:
O daß ich hinterließe
So süßen Duft wie diese,
So milde Segensspur!

Wachtelschlag.

Wie frisch erquickt, wie frisch erquickt
Der muntre Wachtelschlag,
Wenn's aus dem Kornfeld bickberwickt
Am heißen Sommertag!
Das klingt aus voller Brust so hell
Wie sprudelnd aus dem Fels ein Quell.

„Sei wohlgemuth! sei wohlgemuth!"
Das ist der Wachtel Rath.
„Brennt noch so heiß der Sonne Gluth,
Nur fröhlich bei der That!
Ein fröhlich Singen spät und früh
Versüßt des Tages Last und Müh."

„Vertrau' dem Herrn! vertrau' dem Herrn!"
Das ist der Wachtel Ruf.
„Der Herr behütet jährlich gern
Die Saaten, die er schuf;
Und ob es donnert, blitzt und kracht,
Getrost! der Herr im Himmel wacht!"

„Gott Lob und Preis! Gott Lob und Preis!"
Das ist der Wachtel Lehr'.
„Die Felder sind zur Ernte weiß,
Gebt unserm Gott die Ehr'!
Für jede Garbe: Gott sei Dank!
Die unter eurer Sichel sank."

„Vergeßt nicht mein! vergeßt nicht mein!"
Das ist der Wachtel Bitt'.
„Und räumt mir auch ein Nestchen ein
Von euerm Aehrenschnitt;
Vergesset nicht des Armen heut,
Wenn euch der gute Tag erfreut."

„Behüt' euch Gott! behüt' euch Gott!"
Das ist der Wachtel Gruß.
„Es kömmt die bittre Wintersnoth,
Darum ich scheiden muß:
Der Herr bewahr' euch alle fromm,
Bis über's Jahr ich wiederkomm'."

Der Bergwald im Herbst.

Schneegänse fliegen schnatternd durch die Luft,
Des Winters nordischplaudernde Gesandtschaft;
Thaleinwärts schreit' ich, und im Nebelduft
Vor meinem Auge schwebt die Waldeslandschaft.

Die Buchen stehen alle dunkelroth
Im Streiflicht, das erhellt der Dünste Rauchen;
Wie Kranken noch das Antlitz farbig loht,
Kurz ehe sie die letzte Kraft verhauchen.

Gleichgültig schau'n die Tannen, allzeit grün,
Herunter von des Berges höchster Kuppe;
Doch mitten inne seh' ich träumend glühn
Hellgelb und röthlich eine Birkengruppe.

Wie hast du dich so wunderlich geschmückt,
Du Birkenwäldchen, rauh vom Wind gefächelt?
Wie scheinst du mir so schwärmerisch entzückt,
Wehmüthig fast, wie man im Wahnsinn lächelt!

Ja, wie in Blumenzier Ophelia,
Die irre Maid, hinspielt' in ihrem Leide,
So steht das arme Birkenwäldchen da
Im Nebelduft, in wunderlichem Kleide.

Wie seltsam regt der Herbstwald mir die Brust!
Es bebt mein Herz in Wonn- und Wehmuthsschauern,
Irrt, wie Ophelia zwischen Leid und Lust,
Und weiß nicht, soll es lächeln oder trauern.

Auf dem zerfallenen Bergschloß.

In kühlen Strömen kreist die Luft
Hier oben um die Bergeshalde,
Durchwürzt von Alpenkräuterduft,
Vom Harzhauch aus dem Tannenwalde.
Halboffen liegt des Himmels Grund,
Die blauen Räume dämmernd steigen,
Es ruht auf dieser Höhe rund
Ein feierliches Kirchenschweigen.

Des Friedens Athem weht mich an
Aus diesen Haidekräuterwürzen;
Die Freiheit bricht sich ihre Bahn,
Wo stolz die Felsenquellen stürzen.
Und frag' ich, du zerfallen Haus,
Was dich getilgt von dieser Stätte?
Ach! deiner Menschen wüster Graus
Dies heitre Reich entheiligt hätte!

Hier oben, wo so himmelrein
Die blauen Lüfte sich ergießen,
Da höhlten sie den alten Stein
Zu dumpfen, engen Thurmverließen:
Laut scholl der Fehden wild Gedröhn,
Und Panzer, Schwert und Ketten klirrten,
Daß von den streiterfüllten Höh'n
Die scheuen Vögel bald entschwirrten.

Nicht lang', von heil'gem Zorn entfacht,
Säumt die Natur, sich aufzuraffen,
Und ihre ganze Heeresmacht
Ruft sie mit Ingrimm zu den Waffen:
Es gilt, ihr friedlich Eigenthum
Vom Werk der Menschenhand zu räumen!
Es gilt, zu stürzen wiederum
Die Zwingburg mit den Schreckensräumen!

Und rings belagert wird der Thurm
Von unsichtbaren Heeresmächten:
Die scharfen Winde laufen Sturm,
Und höhlen frisch in dunkeln Nächten;
Die Blitze schießen Bresche gleich,
Zusammen bricht die Mauerscharte,
Die Wölbung dröhnt vom Donnerstreich,
In tausend Rissen klafft die Warte.

Nun hängen sich Strickleitern an
Von Epheuranken fest geschlungen,
Und rasch die Breschen geht's hinan,
Es ist die Zinne schon erschwungen:
Natur blickt wieder frei hinaus
Hoch über die geschleiften Schanzen,
Und eilt, den grünen Tannenstrauß —
Ihr Siegesbanner — aufzupflanzen.

Die Feldmusik der Vögelein
Erklingt im luft'gen Schloßgemäuer,
Zündwürmer brennen im Gestein
Nachts ihre tausend Freudenfeuer.
So hast du wieder, o Natur!
Dein Erb' errungen und gerochen,
Mit Grün bedeckt der Menschen Spur,
Die deine sel'ge Ruh' gebrochen.

Mir gönne dieses Räumchen hier
In deiner menschenfernen Stille;
Dein himmelnahes Lustrevier
Soll stören nicht mein schlichter Wille.
Laß mich, als einen wilden Strauch,
An diesen Höhen feiernd hängen,
Durchweht von Haidekräuterhauch,
Durchschallt von hellen Waldgesängen.

Finstere Nacht.

Längst verhallten alle Stimmen,
Alle Kerzen brannten aus,
Keinen Funken seh' ich glimmen,
Still und finster steht das Haus.

Doch was leuchtet noch so helle?
Solchen Schimmer sah ich nie:
Wie aus enger, dunkler Zelle
Strahlt das Licht der Phantasie.

Und Gebilde, klar und sonnig,
Treten grüßend vor mich hin,
Und ich fass' in Lieder wonnig,
Was umgaukelt meinen Sinn.
Eine Zauberleuchte glühet
In die tiefe Nacht herein,
An der finstern Mauer blühet
Hell ihr bunter Farbenschein.

Müde sank die Wimper nieder,
Fest geschlossen ist der Mund;
Doch im Herzen tönen Lieder,
Ziehn Gestalten frisch und bunt.
Es verblendet mir die Augen
Nur von innenher ein Licht —
Komm, o Schlaf, es auszuhauchen,
Meine Lippe kann es nicht!

Leben ohne Lied.

Wie muß ich heut dich schauen,
O Wald, so gelb belaubt?
So sieht man wohl ergrauen
Oft über Nacht ein Haupt!

Ich ahne, welch ein Leiden
Dich hat gebeugt so sehr:
Ein schnelles, bittres Scheiden
Fiel deinem Herzen schwer.

Sag' an, was hat zertrümmert
Dein grünes Leben ganz?
Sag' an, was hat verkümmert
All' deinen frischen Glanz?

Die jüngst in warmen Nestern
Dir sang manch helles Lied,
Die Schaar der Vögel gestern
Aus deinem Hause schied.

So muß wohl auch zur Stunde
Mein Haupt ergrauen bang,
Wann einst sich meinem Munde
Das letzte Lied entschwang!

Die Tonleiter.

Mit der holden Braut selbander
Sang ich jüngst die Töneleiter,
Und wir stiegen mit einander
Stimm' in Stimme fügend weiter.

Aber mit den höchsten Sprossen
Konnt' ich nicht mein Kind ereilen;
Hell und heller stets ergossen
Ihre Töne sich derweilen.

Und ich lauschte, wie sie steigend
Sich in Engelslauten wiegte,
Bis sie wieder, hold sich neigend,
Sich an meine Stimme schmiegte.

Drauf sich inniger durchdringend
Schwebten selig unsre Stimmen,
Bis, die Leiter niederklingend,
Sie nicht tiefer konnte klimmen.

Aus der Männerbrust indessen
Hat sich voller Klang geschwungen,
Ganz die Leiter zu ermessen,
Bin ich tief hinabgedrungen.

Liebe! in den Schooß der Erde
Will ich tiefe Wurzel schlagen,
Festen Grundes ohne Fährde
Dich und deinen Himmel tragen.

Dann aus hellem Engelsmunde —
Gib mir oft getreue Kunde —
Laß mich deinen Frieden lernen,
Hoch aus deinen Himmelsfernen!

Das verkannte Herz.

Sie sagen: ohne Feuer seist du ganz,
Man sehe nie dein Angesicht erglühen,
Und nie der Liebe jugendhellen Glanz
In deinem Augensterne freudig sprühen.

Verkanntes Herz! nach außen strahlst du nicht,
Des Marktes Seelen bist du fremd geblieben;
Mich nahmst du auf, nun glüht mein Angesicht,
Verklärt von deinem tiefgehegten Lieben.

Bist wie die Münsterrose am Portal:
Nach außen ist ihr Farbenschatz versiegelt;
Vom Markte draußen sieht man nicht den Strahl,
Des Himmels Abglanz, den sie treulich spiegelt.

Doch wer gedrungen in den Dom hinein,
Der sieht die Rose glühn in warmen Farben,
Der sieht der Himmelsglorie Wiederschein
Nach innen sprühn in tausend bunten Garben.

Verkanntes Herz! nach außen strahlst du nicht,
Des Marktes Seelen bist du fremd geblieben;
Mich nahmst du auf; nun glüht mein Angesicht,
Verklärt von deinem tiefgehegten Lieben.

Zeit, Lebensernst, Glaube.

Sommersturm.

Die Wirbelwinde fahren auf
Und fegen auf Wegen und Stegen
Und wühlen im Erntesegen
Und werfen Körner aus zuhauf.

Der Blitz durchschneidet das Gewölk
Mit seiner blanken Säge,
Drauf rollen Donnerschläge
Wie dumpfhinpolterndes Gebälk.

O Menschenherz, was zitterst du?
Derweil der Sturm verwüstet,
Natur, die Mutter, rüstet
Euch tausendfachen Segen zu.

Sie sät mit vollen Händen aus:
Viel tausend Keim' und Kerne
Verstreut sie in die Ferne
Im Staub und Windeswirbelgraus.

Auf nacktem Fels, auf niederm Dach,
Auf längst verlass'ner Straße,
Da grünt es bald von Grase,
Buschwerk und Halmen tausendfach.

In enge Zäune will Natur
Nicht ihre Fülle schließen,
Nein, allwärts soll es sprießen,
Wo eine Handvoll Erde nur.

So ist es um den Sturm der Zeit:
Und ob er tos't und rüttelt
Und alle Vesten schüttelt,
Er bringt doch Segen weit und breit!

Er führt im Wirbel des Gefechts
Aus hochgehäuften Speichern,
Die Armen zu bereichern,
Die Saat der Wahrheit und des Rechts.

Was zittert ihr und schirmt und wehrt?
Des Zeitensturmes Lenker,
Der ew'ge Segenschenker
Vertausendfältigt, was verheert.

Laßt ab von euerm Drohn und Flehn;
Ihr mögt es doch nicht dämpfen:
Bald wird, nach diesen Kämpfen,
Die neue Zeit in Blüthe stehn!

Eine Handvoll Staub.

Vom Staube, den der Wind zuhauf
Mir wirft zu Füßen mit Verachten,
Heb' ich mir eine Handvoll auf,
Die Körnlein sinnend zu betrachten.

Ihr Stäubchen, die der Wind verweht,
Als wäret ihr zu Nichts entstanden,
Ich weiß, so lang die Schöpfung steht,
Seid ihr in ihrem Reich vorhanden.

Wie vielmal seit Jahrtausenden
Habt ihr wohl die Gestalt vertauschet!
Ihr war't wohl einst von brausenden
Weltmeereswogen überrauschet?...

Vielleicht erglänztet ihr einmal
An einem frischen Blüthenlaube,
Und als erlosch sein Farbenstrahl,
Da wurdet ihr zu dürrem Staube...

Vielleicht einmal entschwebtet ihr
Auf eines Vögeleins Gefieder,
Und als verging der Flügel Zier,
Zerfielet ihr in Asche wieder...

Euch trug vor grauer Zeit vielleicht
Ein Held in seiner starken Hüfte,
Und als sein stolzes Haupt erbleicht,
Zerstäubtet ihr im Schooß der Grüfte...

Vielleicht auch einem holden Weib
Einst schwelltet ihr die blüh'nden Glieder,
Bis hingewelkt der zarte Leib
Und ihr zur Erde kehrtet wieder...

Ihr Stäubchen, die der Wind verweht,
Wer ahnt es, wie ihr euch entfaltet
Und, seit die alte Schöpfung steht,
Vieltausendmal euch umgestaltet?

Und ach, du selber meine Hand,
Die jetzt den Staub hinstreut zur Erden,
Wirst, eh' ein halb Jahrhundert schwand,
Zu einer Handvoll Asche werden.

Doch sei's! So lang der Seele Kraft
Dich noch durchflammet und durchzücket,
Sollst du dich regen unerschlafft
Und schaffen, was die Welt beglücket.

Der Wiedertäuferhof.

Ich tret' aus dunkelm Walde
Ins lichte Feld heraus,
Da steht auf grüner Halde
Das Wiedertäuferhaus.

Die gelben Saaten schwanken
Bis tief in Thalesgrund,
Und frische Gräser wanken
Hoch um den Waldbach rund.

Und auf dem Anger springen
Die Rinder ledig all',
Daß hell die Schellen klingen
Im Waldeswiederhall.

Und aus den Körben schweifen
Die Bienen summend aus,
Im Garten zu durchstreifen
Den reichen Blüthenstrauß.

Zum Hofe rauschet munter
Der Felsenbrunn herein;
Und vom Gehölz herunter
Die Hähne lustig schrei'n.

Zum Spiel in Hofesmitten
Stehn Kinder frohgeschaart,
Großvater kommt geschritten,
Der Greis im weißen Bart

Welch Heil ist ihm begegnet
An Gut und Kinderglück!
Blieb ihm so reich gesegnet
Zum Erb' dies Feld zurück?

Nein! unterm Halmengiebel
Erbt' er kein ander Gut,
Als seines Vaters Bibel
Und frischen Christenmuth!

Sein Frieden ist geflossen
Aus diesem Lebensborn,
Sein Heil ist all entsprossen
Aus diesem Segenshorn.

Wann wirst du ganz dich lichten,
Du weite Menschenwelt!
Wie dies Gehöft im dichten
Verwilderten Gewäld?

Wann finden sie die Quelle,
Draus alle Fülle fließt,
Um deren Rand sich helle
Des Himmels Friede schließt?

Wann gehn sie allerwegen
So selig ein und aus,
Wie dieser Greis voll Segen
Im Wiedertäuferhaus?

Drei Wanderlieder.

1.

Vier Jahre sind vergangen,
Daß ich ein Wandrer bin;
Nun treibt mich ein Verlangen
Zur Heimat wieder hin.

Muß allerwegen eilen,
Als wär' ich auf der Flucht:
Der mag sich nicht verweilen,
Der seine Heimat sucht.

Hab' nicht um viel zu fragen,
Gering ist mein Bedarf,
Ein Bündel, leicht zu tragen,
Ich auf die Schultern warf.

Zur Grenze komm' ich eben —
Mein Herz, wie klopfst du doch!
Gott! ist wohl auch am Leben
Mein alter Vater noch?

2.

Und ist er auch verschieden,
Mein Vater grau und alt,
Ich wandre fort hienieden
Zu einem andern halt.

Ich weiß noch einen andern,
Deß Vaterherz mir schlägt,
Zu diesem will ich wandern,
So lang mein Stab mich trägt.

Daß ich des Wegs nicht fehle,
Sind Zeichen aufgestellt,
Die weisen meiner Seele
Den Heimweg durch die Welt.

Ein Kreuz an Kirchenthüren,
Ein Kreuz im Felde drauß,
Die Wegeweiser führen
Zu jenem Vaterhaus.

3.

Ich trage nicht Beschwerde
An Hab' und Güterzahl;
Gibt täglich nur die Erde
Ein leichtes Reisemahl.

Doch im Vorübergehen
Sieht freudig mein Gemüth
Den Segen Gottes stehen,
Der meinen Pfad umblüht.

Und gilt es zu beglücken
Die Brüder nah und fern,
Werf's Bündel ich vom Rücken
Und thu's von Herzen gern.

So will ich auch vollenden
Die Wandrung durch die Welt,
Will heim die Schritte wenden,
So lang mein Stab mich hält.

Und wenn ich hier auf Erden — Ein braver Lehrling war,
So mag ich drüben werden, — Des Herrn Geselle gar!

August Schnezler

wurde den 4. August 1809 zu Freiburg im Breisgau geboren, wo sein Vater Stadtdirektor und Kreisrath war. Er genoß eine sorgfältige Erziehung und verdankt, neben seinem vortrefflichen Vater, die erste Anleitung zur Poesie dem ausgezeichneten Henne, zur Zeit Universitätsprofessor in Bern, der 1821 als sein Informator im väterlichen Hause wohnte. Seine höhere wissenschaftliche Bildung erwarb sich Schnezler auf den Hochschulen zu Freiburg und München, wo 1833 die erste Sammlung seiner Gedichte erschien. Der Aufenthalt im „deutschen Athen" gab seinem Geiste reiche künstlerische Nahrung, sowie der Einfluß Oken's, dessen Haus er fleißig besuchte, ihn zum eifrigen Studium der Naturphilosophie hinlenkte. Seither hielt er sich als Mitarbeiter an mehreren Zeitschriften, als Mitherausgeber des „rheinischen Odeon" (mit Ignaz Hub und Ferd. Freiligrath, 1837—40) und Redaktor des belletristischen Blattes „Gutenberg" (von 1842 bis Mitte 1844) nach einander in Heidelberg, Mainz, Frankfurt und Darmstadt auf, wandte sich dann nach Stuttgart und Karlsruhe, wo er sein dem Großherzoge von Baden gewidmetes „Badisches Sagenbuch" (2 Bde. 1846), die neue vermehrte Ausgabe seiner „Gedichte" (1846) und die „Badische Kammer, Auswahl der gediegensten Kammerreden ꝛc." (1847) dem Druck übergab. Im Jahre 1850 redigirte er die „Pfälzer Zeitung" und lebt nun in München.

Schnezler hat vornehmlich am Studium Goethe's und Platen's, dessen vollendet rythmischen Formen und feinem Tongefüge er sich äußerst gewandt anzuschmiegen versteht, sein schönes Talent gezeitigt. Das eigentliche Element seines poetischen Lebens bildet ein inniges, wahres Gefühl für die Natur, eine von aller falschen Sentimentalität unberührte Zartheit der Empfindung, naive Lebensanschauung und ein heiterer idyllischer Humor, der besonders aus seinen märchenhaften Darstellungen spricht. Er belauscht gerne das Lächeln seiner waldromantischen Muse, das er höchst anmuthig aufzufassen und zu veranschaulichen weiß. Der Ernst des Erhabenen gelingt ihm weniger; hohe Begeisterung und Kühnheit der Gedanken eignen seiner milden Natur nicht, wohl aber mehr das Sinnige, Beschauliche; die Phantasie, das malerische Talent, bei ihm der Empfindung untergeordnet, ist nicht sehr farbenreich, aber doch frisch und blühend; die Sprache wohlklingend, die Behandlung des Stoffes nicht selten geistreich. In seinen seit 1842 geschriebenen Zeitgedichten offenbart sich eine kräftig-gemüthliche Theilnahme an allen höheren Menschheitszwecken. Manche seiner melodiösen Lieder sind von anerkannten Tonmeistern, wie Vinzenz Lachner, Kalliwoda, Lindpaintner u. A., in Musik gesetzt. Seine in verschiedenen Unterhaltungsblättern und Feuilletons mitgetheilten Novellen und Humoresken, seine kleinen Dramen und Lustspiele (darunter: „Quintin Messys," — „der Riß zum Kölner Dom," — das Lustspiel: 1999, u. s. w) sind noch nicht gesammelt erschienen.

Heilige Frühe.

O ihr, geboren
Aus Morgengold,
Vor allen Horen
So lieb und hold!

Ihr Lustgefühle
Noch unentweiht
Vom Tagsgewühle
Und bangem Streit;

Du, heil'ger Frühe
Begeisterung!
Du hebst aus Mühe
Zu freiem Schwung

Des Dichters Seele
Voll Schöpferdrang,
Wie Philomele
Zu neuem Sang.

In deinem Hauche
Von Himmelshöhn
Röslein am Strauche
Blüht noch so schön.

Die Wälder säuseln
Voll Wonneluft,
Die Felder kräuseln
Dir Opferduft;

Von grünen Almen
Schallt dir empor
In frommen Psalmen
Des Hirten Rohr.

Dein Kuß durchquillet
Mit frischer Kraft,
Und kühlt und stillet
Die Leidenschaft,

Die, von dem Flaume
Der Nacht gewiegt,
Mit schwülem Traume
Das Herz bekriegt. —

O Morgenstunde
So klar und hell,
Im Perlengrunde
Voll Gold im Munde,
Mein Liederquell!

Heil' jede Wunde
Mir im Gemüth!
Daß es gesunde
Mit Gott im Bunde,
Und frisch erblüht!

Sich ganz verkläre,
In reinem Glanz
Die Wonne nähre —
Dann, Welt, gewähre
Mir einen Kranz!

Schwan oder Adler.

Folge deinem innern Zuge,
Wie verschieden auch die Bahn!
Sei's mit stolzer Segel Fluge,
Durch den wilden Ozean,

Sei's mit sanftem Stromgetriebe
Gleitend im bescheidnen Kahn;
Deinem Liede, deiner Liebe
Lege keine Fessel an!

Auf des Seees Spiegelfläche
Segelt ruhevoll der Schwan,
Ueber wilde Schweizerbäche
Rauscht der Adler himmelan! —

Selig, wer auf stillen Wogen
Wie der Schwan durch's Leben zieht,
Ueber sich des Himmels Bogen,
Unter sich den Himmel sieht;

Oder mit des Aar's Gefieder
Kühnen Fluges sich erhebt,
Und in's Paradies der Lieder
Aus dem Sturm der Erde schwebt!

Künstlerlied.

Heitere Kunst,
Freudiges Leben!
Göttliche Gunst
Mög' uns umschweben!

Nur in des tüchtigen
Strebens Erguß
Wahrt sich des flüchtigen
Lebens Genuß.

Goldene Garben
Nicken umher,
Blühender Farben
Woget ein Meer;

Wonnig erstrahlender
Wälder und Wiesen,
Nimmer zu malender,
Nie zu bezahlender
Schätze genießen;

Herrlicher Lieder
Jubelndes Vollgetön —
Wie bist du wieder,
Leben, so schön, so schön!

Glänzende, tönende
Prächtige Welt!
Alles verschönende,
Alles versöhnende,
Was der verhöhnende
Winter entstellt!

Ewig gestaltende,
Schöpferisch waltende
Nimmer veraltende
Mutter Natur!
Leite die bebenden
Schritte des Strebenden
Auf der erhebenden
Göttlichen Spur.

Bilden und Schaffen,
Welch ein Genuß!
Nimmer erschlaffen
Im brausenden Fluß;
Tief in den wellenden
Strudel der Kühle
Tauchen des schwellenden
Busens Gefühle!

Wieder gebären
Alles Entzückende,
Sonnig verklären
Alles Bedrückende!

Wehe dem Träumenden,
Welchem vergebens
Winken die schäumenden
Becher des Lebens!
Aber das eilige
Leben ist Dunst
Ohne das heilige
Streben der Kunst!

Gnome.

Halte deiner Seele Spiegel
Unter jedem Hauche rein;
Göttlicher Gedanken Siegel
Möge deine Stirne seyn.

Ob darüber auch sich schaare
Dunkle Masse Wolkengrau,
Oder lächle sanft das klare
Vaterauge Himmelblau;

Wenn der Sturm mit Riesenflügeln
Durch das Urgebirge tos't,
Oder über Wiesenhügeln
Zephir mit den Blumen kos't;

Sei's im wirren Weltgetriebe
Drang und Sturm der Meinungen,
Sei's der Wechsel in der Liebe
Lieblichen Erscheinungen, —

Bleibe fest, sei nicht im Schlamme
Das bewegte, schwanke Rohr;
Hebe dich mit freiem Stamme
Aus dem niedern Wald empor.

Droben in der Krone singe
Wonnevoll die Nachtigall,
Und aus deinem Kern entspringe
Frucht und Segen überall!

Heimweh.

(Nach bekannter Melodie.)

Wenn der Schnee vom Gebirge niederthaut,
Aus dem See blau der Himmel wieder schaut,
Wenn die Glöcklein läuten von den Almen her —
Schau' ich denn die Heimat nimmermehr?

Wenn das Alphorn von Firn' zu Firne klingt,
Und der Gemsbock von Klipp' zu Klippe springt,
Wo der Adler kreiset über'm Wolkenmeer —
Schau' ich denn die Heimat nimmermehr?

Wenn das Thal blitzt im frischen Wiesenglanz,
Aus der Dorfschenk' erschallt Musik und Tanz,
Wenn der Hirte jodelt um die Sennrin her —
Schau' ich denn die Heimat nimmermehr?

Wo der Staubbach sich stürzet in die Kluft,
Donners Zornhall von Fels zu Felsen ruft,
Fern ertost der Schlaglavinen wildes Heer —
Schau' ich denn die Heimat nimmermehr?

Wenn die Nacht sinkt und rings die Alpen glühn,
Wenn der Tag winkt und Morgenrosen blühn,
O mein Herz, mein Herz, was pochst du doch so schwer —
Schau' ich denn die Heimat nimmermehr?

Gottes Athem.

Wo du hörst ein Lüftchen säuseln
In dem Walde, noch so lind,
Wo du siehst ein Wellchen kräuseln
Sich im sanften Abendwind;

Was sich regt im Quell und Baume,
Ist ja nur derselbe Geist,
Der im ganzen Weltenraume
Als der Gottheit Seele kreist.

Ueberall von allen Wegen,
Rauscht ja Gottes Flügelschwung;
Hältst ihm fromm dein Herz entgegen,
Füllt er's mit Begeisterung.

Ob er kosend sich verkünde
Mit dem blüh'nden Wiesenplan,
Oder tosend durch die Schlünde
Wilder Alpen als Orkan;

Ob er süßer Liebe Sänge
Weh' von ferne dir in's Ohr,
Jener Kirche Glockenklänge,
Die sich von der Welt verlor;

Oder mit des Donners Halle
Schmettre durch die Wolkennacht,
Mit des Niagara Schwalle
Schäumend in der Klippen Schacht —

Wenn du liebend lernst zu lauschen
Jener Riesenharfe Schall,
Die der höchste Meister rauschen
Läßt durch seiner Schöpfung All;

Die zu Millionen Weisen
Er durch Seiner Geister Hand
Bald in lauten bald in leisen
Klängen weckt aus Meer und Land: —

Dann wird, was von Dissonanzen
Je verstimmt dein innres Ohr,
Auf sich lösen in dem ganzen
Weltenharmonieen-Chor.

Alpenglühen.

Die Himmelsfürstin ist zur Ruh' gegangen,
In Dämmrung Wiesen, Wald und Thal verschwimmen,
Von ferne klingen wundersame Stimmen,
Hoch oben rings die weißen Alpen prangen.

Allmälig aber blühn die bleichen Wangen,
Die Silberhäupter fangen an zu glimmen,
Die Riesen alle, die zum Himmel klimmen,
Sind nun mit Purpurmänteln reich umhangen.

O hehres, zaubervolles Alpenglühen!
Hier auf der kahlen Fläche seh' ich nimmer,
Als nur im Traum noch, deine Rosen blühen!

So scheint mein Herz auch stolz und eisig immer,
Doch wann vorüber sind des Tages Mühen,
Dann blüht es rosig auf im Liederschimmer.

Die Lilien im Mummelsee.

(Schwarzwald.)

Im Mummelsee, im dunklen See,
Da blühn der Lilien viele,
Sie neigen sich, sie beugen sich,
Dem losen Wind zum Spiele;
Doch wenn die Nacht herniedersinkt,
Der volle Mond aus Wolken blinkt,
Entsteigen sie dem Bade
Als Jungfern am Gestade.

Es braust der Wind, es saust das Rohr
Die Melodie zum Tanze:
Die Lilienmädchen schlingen sich
Als wie zu einem Kranze;
Und schweben leis umher im Kreis,
Gesichter weiß, Gewänder weiß,
Bis ihre bleichen Wangen
Mit zarter Röthe prangen.

Es braust der Sturm, es saust das Rohr,
Es pfeift im Tannenwalde,
Die Wolken ziehn am Monde hin,
Die Schatten auf der Halde;
Und auf und ab durch's nasse Gras
Dreht sich der Reigen ohne Maß,
Und immer höher schwellen
Zum Ufer an die Wellen.

Da hebt ein Arm sich aus der Fluth,
Die Riesenfaust geballet,
Ein triefend Haupt dann, schilfbekränzt,
Von langem Bart umwallet,
Und eine Donnerstimme schallt,
Daß im Gebirg es widerhallt:
„Zurück in eure Wogen,
Ihr Lilien ungezogen!"

Da stockt der Tanz, die Mädchen schrei'n
Und werden immer blässer:
„Der Vater ruft! Puh! Morgenluft!
Zurück in das Gewässer!"
Die Nebel steigen aus dem Thal,
Es dämmert schon der Morgenstrahl
Und Lilien schwanken wieder
Im Wasser auf und nieder.

Die politische Nachtigall.

Durch des Waldes grüne Hallen
Tausendfache Lieder schallen
Von des Lenzes Hauch beschwingt;
Doch im Wettgesang mit allen
Ist's der Chor der Nachtigallen,
So den höchsten Preis erringt.

Duftig sinkt die Nacht hernieder
Bei dem Klang der Feierlieder
Und sie winkt den Vöglein Ruh';
Und ein Köpfchen nach dem andern,
Müd' vom Singen, müd' vom Wandern,
Deckt sich mit dem Flügel zu.

Doch erst jetzt aus vollster Seele
Klingt das Lied der Philomele
Durch die stille Mondennacht,
Und mit sehnendem Gekose
Flötet sie der jungen Rose
Ihre ganze Liebesmacht.

Welch ein Schmeicheln, welch ein Klagen,
Welch ein Rufen, Locken, Fragen
Durch den weiten Wald entlang!
Und die Büsche, Bäume, Quellen
Mischen in der Töne Schwellen
Ihren eigenen Gesang.

Plötzlich, wie ein Pfeil vom Bogen,
Kommt zum Wald hereingeflogen
Eine fremde Nachtigall;
Unter ihres Fluges Schwirren
Hört man deutlich Sporen klirren
Und von fern Drommetenschall.

Und, als wär' sie Herr im Reiche,
Wählt sie von der höchsten Eiche
Sich zum Sitz den schönsten Ast;
Mitten im Gesange stocken
All' die anderen erschrocken
Ob dem wunderlichen Gast.

Und nun hebt sie an zu singen,
Daß es in die Runde klingen
Muß zum fernsten Waldessaum,
Nicht zu singen, nein, zu schmettern:
„Ihr Fraubasen und ihr Vettern,
Wacht nun auf aus eurem Traum!

„Schweigt einmal mit Liebestönen
Und mit all' den süßen, schönen,
Liederchen von Schmerz und Herz!
Höh'res gilt es nun zu singen,
Jeder Schnabel soll erklingen
Wie ein Instrument von Erz!

„Unsre Zeit verträgt nicht länger
Solche weiche Minnesänger,
Denn die Losung heißt jetzt „Krieg!“
Eine Waffenrüstung schmiede
Jeder sich, wer noch im Liede
Will erringen einen Sieg!

„Krieg den Adlern, Krieg den Fürsten,
Die nach unserm Blute dürsten!
Krieg der Hofespolitik!
Reißt die Schlösser ab auf Erden,
Frei und gleich muß Alles werden,
Alles Eine Republik!“ —

Bei den schmetternden Fanfaren
Flattern ganze Vögelschaaren
Zur bespornten Nachtigall;
Ihre Weise findet Anklang
Und es stimmt ein großer Anhang
Bald in ihren Kriegesschall.

Seit der Zeit hört man erschallen
In des Liederwaldes Hallen
Staatsverbesserungslieder nur;
Seit die deutschen Nachtigallen
Sind mit ihrer Zeit zerfallen,
Schweigt die Stimme der Natur.

Eine Taufe.

Geflüchtet aus der Menschen Strom
War ich getreten in den Dom,
Mich zu erholen vom Gewühle
In seiner stillen Hallen Kühle,
Zu laben mich am Farbenlicht,
Das aus den bunten Fenstern bricht,
Und, unter seinem Friedenszelt,
Mein vom Gewirr der Außenwelt
Verstimmtes Herz zu reinern Tönen
Mit Gott und Menschheit zu versöhnen.

Doch lange blieb ich nicht allein,
Da schritt ein großer Zug herein
Von Herren, Damen und Gesind,
Mit einem neugebornen Kind,
Das man zur heil'gen Taufe brachte.
Aus reichbefranzten Kissen lachte,
Gewiegt an draller Amme Brust,
Der Säugling, frisch, voll Lebenslust
Und blühender Gesundheitsfülle,
In seines Bettchens Spitzenhülle;
Aus dem schneeweißen Häubchen glänzt,
Von Seidenbändern bunt umkränzt,
Ein wahres Engelsangesicht,
Wie Lilien und Rosenlicht.

Die Amme schien's mit Stolz zu tragen,
Und blickt' umher, als wollt' sie sagen:
„Gelt, solch ein Früchtchen, voll und rund,
So frisch, so herzig und gesund,
Das sieht man wohl nicht alle Tage?
So wächst auch keins in niedrer Lage!
Dafür ist's auch ein adlig Kind,
Vornehm und reich die Eltern sind;
Das erbt einmal viel Geld und Gut,
Drum lächelt's auch so wohlgemuth!“

Da ward' ich, nah' dem Taufaltar,
Ein abgezehrtes Weib gewahr,
Gelehnt an eine Kirchenbank;
Es sah so elend aus, so krank,
Gehüllt in schlechte Lumpen nur,
In jedem Zug des Kummers Spur,
Und hielt ein Kindlein in dem Arm,
Das war halbnackt, daß Gott erbarm'!
Sein Leibchen welk und eingeschrumpft,
Die Aeuglein hohl und wie verdumpft,
Gleich einer kleinen Mumie!
Ach! trank es denn nicht lauter Weh
Aus dieser Brust, daran sich's schmiegt?
Ist nicht ihr süßer Quell versiegt?
Woher auch Milch, wo kaum schwarz Brod
Noch mühsam wehrt dem Hungertod?

Und diese Schmerzensmutter sah
Des Reichthums Bild nun hier so nah!
Sah jenes Kind, so rosenroth,
Und hier das ihre, so voll Noth!
Sah jenes unter Spitzen reich
Geschmiegt in feine Kissen weich,
Dagegen ihren kleinen Wurm
Kaum halbgeschützt vor Frost und Sturm!
Dort, künftig Rang und Lebensglanz,
Hier, bald ach nur — ein Todtenkranz!

Und Thrän' auf Thräne rann herab
In ihres welken Busens Grab,
Als man das Kind zur Taufe hob,
Das so viel Hoffnungsglanz umwob,
Dem so viel goldner Sterne Schein
Schon in die Wiege lacht' herein,
Dem reiche Pathen und Verwandten
So köstliche Geschenke sandten,
Daß eins davon auf Jahre hin
Gereicht, ihr Kindlein zu erziehn!

Sie drückt wie krampfhaft es an sich
Mit einem Blick, drin konnte ich
Den Schmerz von tausend Müttern lesen:
„Du, der du Schöpfer aller Wesen,
Warum, o Vater! theiltest du
Dem Glücke so viel Launen zu?
Sind wir nicht Alle deine Kinder?
Liebst du Die mehr und Jene minder?
Macht uns in deinem weiten Reich
Die Taufe denn nicht Alle gleich?
Schufst du denn aus verschiednem Thon
Des Fürsten und des Bettlers Sohn?
Deckst du die Tafel der Natur
Für auserlesʼne Gäste nur?
Du hältst die Welt im Gleichgewicht,
Warum das Glück der Menschen nicht?“ —

Geh Weib, und stirb mit deinem Kind!
Im Leben sind wir Alle blind;
Der Heiland Tod nur wird allein
Des großen Räthsels Löser seyn!
Hier ist nur Dunkel, drüben Licht
Und gleich Gewicht und gleich Gericht — —
Sterbt, Proletarier, fraget nicht!

Ferdinand Freiligrath,

geboren den 17. Juni 1810 zu Detmold, Sohn eines Lehrers an der Bürgerschule daselbst, besuchte eine Zeitlang das Gymnasium unter Chr. Fr. Falkmann, vertauschte aber im fünfzehnten Jahre, in Aussicht auf das Erbe eines reichen Oheims, die gelehrten Studien mit den Lehrstunden auf einem Handlungskomtoir in Soest, wo er sich zugleich mit den neueren Sprachen gründlich befaßte. Soest verließ er 1831, um sich nach Amsterdam zu begeben, wo er in einem bedeutenden Wechselgeschäfte als Kommis Anstellung fand. Diese Seestadt war der Eigenartigkeit seines Talents äußerst günstig. In die letzte Zeit seines dasigen Aufenthaltes fällt seine briefliche Bekanntschaft mit Schwab und Chamisso, welche ihn dem deutschen Publikum im Musenalmanach vorführten. Nach Soest zurückgekehrt, privatisirte er bis 1837 und war hierauf bis 1839 in einem Handelshause zu Barmen beschäftigt. Der probehaltige Beifall seiner nunmehr bei Cotta erschienenen „Gedichte" (1838; 11.Aufl.1849) bestimmte ihn, der kaufmännischen Laufbahn zu entsagen und sich ganz der schönen Literatur zu widmen. In Unkel am Rhein lernte er seine Gattin (Ida Melos aus Monra in Thüringen) kennen, die als Erzieherin bei einer englischen Familie daselbst weilte; verlebte den Winter 1841 in Weimar und bei der Familie seiner Braut in Monra, und vermählte sich mit ihr 1842 in Darmstadt. Auf Humboldt's Verwendung durch die Munifizenz des Königs von Preußen mit einem Jahrgehalt von 300 Thalern bedacht, nahm er sofort seinen Wohnsitz zu St. Goar. Zwei Jahre später trat er, im Widerspruch mit seiner früher ausgesprochenen politischen Meinung, daß dem Dichter eine höhere Warte zieme als die der Partei, mit dem oppositionellen „Glaubensbekenntniß" (Mainz 1844) auf, kurz vorher eine Stelle an der Weimarer Bibliothek ablehnend, die ihm der Erbgroßherzog in ehrendster Weise angetragen. Gleichzeitig mit dem Erscheinen dieser „Zeitgedichte" verzichtete er mittelst Schreibens an den betreffenden preußischen Minister auf die königliche Unterstützung, die er von Neujahr 1844 nicht mehr bezog. Im Herbste dieses Jahres ging er nach Ostende, blieb den Winter über in Brüssel, lebte dann längere Zeit in der Schweiz bei Zürich, und begab sich im Juli 1846 nach London als kaufmännischer Korrespondent eines angesehenen Handelshauses. Schon war er entschlossen, im Frühjahre 1848 der Einladung seines Freundes, des reichen amerikanischen Dichters Longfellow, in die neue Welt „nach Ohio's lust'gen Wiesen" zu folgen, als die Nachricht von der plötzlichen Neugestaltung Deutschlands seinen Plan änderte. Durch die Amnestie vom 19. März vor Verfolgung sicher, kam er mit seiner Familie im Sommer an den Rhein zurück und nahm seinen Aufenthalt in Düsseldorf, wo er sich bekanntlich an die Spitze der Arbeitervereine stellte, wegen seines Gedichtes „Die Todten an die Lebenden" am 29. August verhaftet und der Aufreizung zu hochverrätherischen Unternehmungen angeklagt, aber am 3. Oktober vom Geschwornengerichte freigesprochen wurde. Hierauf nach Köln übersiedelnd, betheiligte er sich an der Herausgabe der Neuen rheinischen Zeitung. Den größten Theil des Jahres 1850 verlebte er wieder in Düsseldorf (Bilk), das er, nach kaum erlangtem Staats- und Ortsbürgerrecht, wegen des zweiten Heftes seiner selbstverlegten „politischen und sozialen Gedichte" (Braunschweig 1851) abermals zu verlassen für gerathen hielt. In der Kölner und der Düsseldorfer Zeitung wird er „wegen Theilnahme an einem Komplotte zum Umsturz der Staatsregierung, und wegen Aufforderung zur Empörung, Störung des öffentlichen Friedens und Majestätsbeleidigung" steckbrieflich verfolgt. Er befindet sich zur Zeit in London.

An die französischen Neuromantiker anlehnend, welche durch eine Rückkehr auf die nackte, grelle Wirklichkeit das Gebiet der poetischen Stoffe erweiterten und vor Allem gern die bis dahin von der Poesie unberührt gebliebenen Gräuel des Herzens und Schauer des Lebens darstellten, nahm sich Freiligrath vorzüglich V. Hugo, dessen Orientales et ballades, in der Manier der Darstellung und der Stoffe zum Muster; zum Theil auch Chamisso, dessen Vorliebe zur Phantastik, zum Grellen und Grauenhaften er mehrfach theilt. Er ist der erste Poet seit langen Jahren gewesen, der durch den Reiz und die überraschende Neuheit seiner mit heißerregter Phantasie und nicht selten hinreißender Begeisterung behandelten Stoffe, durch die Kühnheit der Bilder und die oft orkanartig hinreißende Gewalt der Diktion, durch die Lebendigkeit und Farbenpracht der Schilderungen, besonders aus dem afrikanischen Thierleben, durch den Schwung und Glanz seiner eigenthümlichen Formen, seine seltsamen, zugleich die Vorstellung des Fremdartigen weckenden Fremdwörter und durch die unerhörten Reimecho's die für die Lyrik gleichgiltig gewordene Lesewelt zu einem neuen und herzlichen Interesse an derselben erweckt hat. Indem man in diesem Heraustreten und diesem Uebergang der Lyrik aus der ewigen Einerleiheit des Stoffes, aus der reflektirenden Form und besonders aus der blaß verschwimmenden Gefühlseligkeit der früheren zu der Energie und dem naturfrischen kecken Kolorit seiner Dichtung einen großen Fortschritt erkennen mußte, auch seinen formellen Verdiensten in vollem Maße gerecht ward, übersah man jedoch keineswegs das Unzulängliche seiner blos descriptiven Poesie, das zum Theil Outrirte in der Form und das Einseitige seiner Manier; man übersah nicht, daß er, fast nur Naturmaler und Poet der Anschauung, eben so weit von Manchem durch ächtes, tiefes Gefühl und Gedankenfülle übertroffen wird, als er durch die bezeichneten Vorzüge vor den Mitstrebenden hervorragt. Wie diese hauptsächlich in seiner Sucht nach äußerlicher Neuheit begründet sind, so auch ist es in seiner Vorliebe für die Franzosen der Versuch, den in der Zopf- und Puderzeit beliebt gewesenen Alexandriner wieder bei uns einzuführen. Man hat sich indessen wenig damit befreundet, noch weniger von dieser Versart Gebrauch gemacht, obgleich sich die sechszeilige freie Strophe Freiligraths von der alten klappernden wesentlich und zu ihrem Vortheile unterscheidet. Die früher mit der Ueberraschung Hand in Hand gehende Bewunderung, welche seine mit prägnanten glühfarbigen Saftstrichen entworfenen Naturscenen und Gemälde hervorriefen, ist schon lange wieder besonnener Anschauung gewichen; man wendet sich von diesen fremdartigen Schildereien, zumal beim häufigen Mangel gemüthlicher Belebung oder menschlicher Bezüge, mit richtigem Geschmack lieber den heimischen und selbsterlebten Darstellungen des Dichters zu, jenen freilich nur vereinzelten Erzeugnissen, worin er sich mehr der inneren Zustände des Gemüths bemächtigt. Frisch-unmittelbare und lyrisch-innige Darstellungen, wie unter andern „Die Bilderbibel," — „Die Tanne," — „Die Auswanderer," — „O lieb' so lang ꝛc.," — „Ruhe in der Geliebten," — „Ein Weihnachtslied für meine Kinder," werden bei größerer Einfachheit die größere Zukunft haben. Leider, daß seine Verirrung in das deklamatorische Pathos der politischen Tendenzpoesie, der Abfall von seiner im Irisfarbenglanze leuchtenden, makelreinen und versöhnlichen Muse an eine rothgeschürzte haßbegeisterte Mänade, die Hoffnung auf einen reicheren Quell von Herzensmelodieen, auf einen erquicklichen Gemüths- und Liebesfrühling des Dichters vereitelte; daß bei ihm unter den Schlacken der Leidenschaft das lautere poetische Feuer zu verglimmen droht! — Seine Uebersetzungen aus dem Englischen sind verdienstlich und haben ein originelles Gepräge.

Moos-Thee.

(1826.)

Sechzehn Jahr' — und wie ein greiser
Alter sitz' ich, matt und krank;
Sieh, da senden mir der Geiser
Und der Hekla diesen Trank.

Auf der Insel, die von Schlacken
Harter Lava und von Eise
Starrt, und den beschneiten Nacken
Zeigt des arkt'schen Poles Kreise;

Ueber unterird'schen Feuern,
In nordlichterhellten Nächten,
Bei den Gluth- und Wasserspeiern
Wuchsen diese bittern Flechten.

Aus den dampfumrollten Kegeln,
Aus der Berge schwarzem Tiegel,
Gleich blutrothen Sagenvögeln —
Flamenzungen ihre Flügel —

Sahn sie feurig auf zum schwarzen
Himmel mächt'ge Steine sprühen,
Und ein Meer von heißen Harzen
Durch das Schneegefilde ziehen.

Von den Jökuln zu den Fiorden
Durch das dän'sche Inselland,
Breit, ein ries'ger Dan'brogorden,
Schlängelt sich das Flammenband.

Wolken, Rauch und Asche wallen,
Und am Strand die Robben winseln,
Und die rothen Steine fallen
Nieder auf entfernten Inseln;

Die zerriss'nen Berge zittern,
Und das Eismeer schäumt und braut —
Dorten wuchsen diese bittern
Flechten, wuchs dies herbe Kraut —

Daß die kranke Brust gesunde
Und sich freue neuer Kraft,
Biet' ich träumerisch dem Munde
Ihren dunkelgrünen Saft.

Feuer zuckt durch meine Nerven,
Vor mir liegt das wüste Land;
Die weitoffnen Krater werfen
Himmelan den flüss'gen Brand.

Kühner fühl' ich mich und stärker
Bei dem Lodern dieser Gluth,
Und die Wildheit der Berserker
Tobt durch mein genesend Blut.

Lavaschein und Nordlicht röthen
Mein Gesicht; die Pulse schlagen
Schneller; Edda, laß mich treten
Vor die Helden deiner Sagen!

Ha! wenn dieser Insel Pflanzen
Mir den Lebensbecher reichen,
Mög' ich dann in meinem ganzen
Leben dieser Insel gleichen!

Feuer lodre, Feuer zucke
Durch mich hin mit wildem Kochen,
Selbst der Schnee, in dessen Schmucke
Einst mein Haupt prangt, sei durchbrochen

Von der Flamme, die von innen
Mich verzehrt; wie roth und heiß
Hekla Steine von den Zinnen
Wirft nach der Faaröer Eis:

So aus meinem Haupt, ihr Kerzen
Wilder Lieder, sprühn und wallen
Sollt ihr, und in fernen Herzen
Siedend, zischend niederfallen!

Wetterleuchten in der Pfingstnacht.

1831.

Will Er in lichten Flammenbränden
Von seiner Himmelsburg herab
Auf's Neue seinen Geist uns senden,
Wie Er ihn Christi Jüngern gab?
Woher die Gluth, die flücht'ge, grelle,
Die jener Wolke Schwarz umfliegt,
Wie sich ein Mantel, weiß und helle,
Um eines Mohren Glieder schmiegt? —

Das sind des Himmels offne Thüren;
Das ist die Gluth, die ihm entquillt!
Sein Leuchten will die Erde zieren,
Wie Glorienschein ein Heil'genbild.
Die Thäler all', der Berge Spitzen
Will heut des Geistes Flammenspur,
Die ganze Welt will sie umblitzen,
Wie einst das Haupt der Zwölfe nur!

Denn morgen soll die heil'ge Feier
Des ausgegoss'nen Geistes seyn!
Und dazu weiht der hehre Weiher
Die Welt mit seinen Flammen ein.
Wie jener Wetter falbe Kerzen
Am Horizonte lodernd sprühn,
So soll in allen Christenherzen
Ein heilig Geistesfeuer glühn.

Die Auswanderer.

Sommer 1832.

Ich kann den Blick nicht von euch wenden,
Ich muß euch anschaun immerdar;
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brod beschwert,
Das ihr, aus deutschem Korn gebacken,
Geröstet habt auf deutschem Herd;

Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen, braun und schlank,
Wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank!

Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimat Born gefüllt;
Wenn am Missouri Alles schwiege,
Sie malten euch der Heimat Bild:

Des Dorfes steingefaßte Quelle,
Zu der ihr schöpfend euch gebückt,
Des Herdes traute Feuerstelle,
Das Wandgesims, das sie geschmückt.

Bald zieren sie im fernen Westen
Des leichten Bretterhauses Wand;
Bald reicht sie müden braunen Gästen,
Voll frischen Trunkes, eure Hand.

Es trinkt daraus der Tscherokese,
Ermattet, von der Jagd bestaubt:
Nicht mehr von deutscher Rebenlese
Tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

O sprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn,
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
Im Spessart klingt des Aelplers Horn!

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimatberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele stehn.

Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden;
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden
Und euren Feldern Reis und Mais!

Meerfabel.

5. Mai 1833.

Ebbetrocken auf dem Strande
Lag die unbeholf'ne Kof;
Schwärzlich hing am Mast das Zugnetz,
Das vom letzten Fange trof.

Tastend prüfte seine Maschen
Ein barfüßiger Gesell;
Fische dorrten in der Sonne
An dem hölzernen Gestell.

Heiß und durstig sah die Düne
Auf das Meer, ein Tantalus;
Wie ein großer Silberhalbmond
Blitzte der Oceanus.

Jede Welle, grau und salzig,
Die sich an dem Ufer brach,
Wie zum Gruße mit dem Haupte
Nickte brandend sie, und sprach:

„Am Gestade rausch' ich gerne,
Lecke gern den harten Sand;
Bunte Muscheln, Meeressterne
Schleudre gern' ich an das Land.

Gerne seh' ich Haid' und Ginster
Wuchern um die Dünen her.
Hier vergess' ich, wie so finster
Draußen ist das hohe Meer,

Das die kalten Stürme peitſchen,
Wo der Normann Fiſche fängt,
Wo das Eismeer mit des deutſchen
Meers Gewäſſern ſich vermengt.

Keine Tonn' und keine Bake
Schwimmt und flammt dort auf der See,
Und allnächtlich ſteigt der Krake
Aus den Tiefen in die Höh'.

Eine Inſel, ſtarr von Schuppen,
Rudert dort das Ungethüm.
Aengſtlich flüchten die Schaluppen,
Und der Fiſcher greift zum Riem.

Aehnlich einer großen ſchwarzen
Fläche liegt er, kampfbereit,
Und ſein Rücken iſt mit Warzen,
Wie mit Hügeln, überſtreut.

Ruhig ſchwimmt er — doch nicht lange! —
Auf dem Haupte grünes Moos,
Ziſchend zuckt die Meeresſchlange,
Die gewalt'ge, auf ihn los.

Wenn ſie blutend ſich umklaftern,
Wenn die rothen Kämme wehn,
Kann man keinen fabelhaftern
Anblick auf dem Meere ſehn.

Einſam, ſchauerlich und finſter
Iſt das ferne, hohe Meer!
Gerne ſeh' ich Haid' und Ginſter
Wuchern um die Dünen her."

Die Griechin auf der Meſſe.

1833.

Vor deinem Zelte laſſ' mich ſtehn,
O Mädchen von der Inſel Zante!
Des Deutſchen Stirne laß umwehn
Die Wohlgerüche der Levante!

In deine Gläſer ſind gebannt
Die Düfte von des Oſtens Lenzen;
Du bieteſt feil am Nordſeeſtrand
Natoliens Salben und Eſſenzen:

Des Roſenholzes flüchtig Oel,
Den edlen Weihrauch, runden Kornes;
Von Bagdad trug ſie das Kameel
Zum Maſtenwald des grünen Hornes.

Auf fernen Märkten haſt du ſie
Erhandelt von des Südens Horden,
Zu Stambul und Gallipoli,
Und jetzt verkaufſt du ſie im Norden.

Es funkelt dein beweglich Haus
Im Glanze der kriſtallnen Becken;
Bunt, wie der Federſchmuck des Pfau's,
Glühn auf den Tiſchen fremde Decken;

Und hinter ihnen wandelſt du —
Heil widerfahre dieſer Schwelle! —
Schlank, wie am Fluſſe Karaſu
Des Taurus weidende Gazelle.

Dein Turban blau, und ſchwarz dein Haar;
Auf deiner Stirne ruhig Sinnen,
Siehſt du im Geiſte den Bazar
Smyrna's und ſeine Käuferinnen?

O, träume fort! vorübergehn
Der Seele laß dein Ziehn und Reiſen!
Frag' nicht, was mein Begehr; — dich ſehn
Nur will ich, und dein Lächeln preiſen.

Vor einem Gemälde,

dessen frische Farben mir beim nahen Betrachten mein Bild zurückwarfen.

1834.

Diese Fluthen sind das indische Meer,
Diese Inseln die Sechellen.
Vom Sturme geschleudert hin und her,
Thürmen hoch sich Wellen auf Wellen.
Das Schiff ergibt seinem Loose sich,
Seine Trümmer nur sehn Madagaskar;
Ins Boot wirft der weiße Matrose sich,
Und der schlanke farbige Laskar.

Der Blitz durchschlängelt die schwarze Luft,
Die Wolken triefen vom Regen,
Und ein finstres Antlitz, verschleiert von Duft,
Schaut aus dem Gewölk mir entgegen.
Seine Augen glühn auf die spritzenden
Gewässer herab, wie zweier
Durch Nebel und Strudel blitzenden
Leuchthürme zitterndes Feuer.

Es scheint eines zürnenden Geistes Haupt;
Des Geistes, der dem Orkane
Befiehlt, der dem Schiff seine Masten raubt,
Und in Stücke zerreißt seine Fahne.
Er fährt auf dem Sturme — das rollende
Gewölk ist sein dampfender Wagen;
Das Weltmeer läßt er die grollende
Windsbraut mit den Fittigen schlagen. —

Das Haupt bin ich selbst! aus den Wolken hervor
Zürn' ich selbst, ein riesiger Schatten!
Die Matrosen schauen zitternd empor;
Mein Hauch zertrümmert Fregatten.
Umsonst das Flehn der Ertrinkenden!
Was dem Dämon das Winseln des Wurmes?
Meine Wellen über die Sinkenden!
Ich bin der Gebieter des Sturmes!

Sandlieder.

1835.

1.

Vom Meere fährt heran der Wind;
Die Körner wehn, Meergräser schwanken.
Auf flücht'gem Meeressande sind
Unstät und flüchtig die Gedanken.

Wie dieser Sand vor Wind und Fluth
Sich jagt in wirbelnden Gestalten,
So fährt und schweift mein irrer Muth,
Und keine Stätte kann ihn halten.

2.

O welch ein wunderbarer Grund!
Ich kann sein Treiben nicht verstehen:
Er läßet Schiffe scheitern, und
Er läßet sie vor Anker gehen.
Dem Raben ist er ewig frisch,
Und dürr des Seegewürmes Zungen;
Verschmachten läßet er den Fisch
Und äzt die Möv' und ihre Jungen.

Auch hab' ich einen Mann gesehn,
Der wandt' ihm kalt und satt den Rücken;
Ich aber blieb im Sande stehn
Und baute Schiffe mir und Brücken.

3.

Der Dünen schwach begraster Wall
Behindert landwärts meine Blicke.
Gleichviel! rundspähend auf dem Schwall
Der Wasser, schau' ich nicht zurücke.

Ich weiß nicht, daß noch Land besteht.
Die Wellen hier sprühn Schaum und Funken!
Doch Berg und Wald und Wiese — geht!
Das Alles ist im Meer versunken.

Nur dieser schmale gelbe Streif
Ist übrig von der Welt geblieben.
Drauf irr' ich, wie ohn' Stab und Reif
Ein König, welchen man vertrieben.

Ich kann es nicht begreifen, daß
Ich einst durch Wälder bin geschritten,
Daß ich auf Bergesgipfeln saß,
Und über Haiden bin geritten.

Sie ruhn im Meer; im Meere ruht
Meine Lieb', mein Hoffen und mein Sehnen;
Und wie heran jetzt schießt die Fluth,
So schießen mir in's Auge Thränen.

Der Blumen Rache.

Auf des Lagers weichem Kissen
Ruht die Jungfrau, schlafbefangen,
Tief gesenkt die braune Wimper,
Purpur auf den heißen Wangen.

Schimmernd auf dem Binsenstuhle
Steht der Kelch, der reich geschmückte,
Und im Kelche prangen Blumen,
Duft'ge, bunte, frischgepflückte.

Brütend hat sich dumpfe Schwüle
Durch das Kämmerlein ergossen,
Denn der Sommer scheucht die Kühle,
Und die Fenster sind verschlossen.

Stille rings und tiefes Schweigen!
Plötzlich, horch! ein leises Flüstern!
In den Blumen, in den Zweigen
Lispelt es und rauscht es lüstern.

Aus den Blüthenkelchen schweben
Geistergleiche Duftgebilde;
Ihre Kleider zarte Nebel,
Kronen tragen sie und Schilde.

Aus dem Purpurschooß der Rose
Hebt sich eine schlanke Frau;
Ihre Locken flattern lose,
Perlen blitzen drin, wie Thau.

Aus dem Helm des Eisenhutes
Mit dem dunkelgrünen Laube
Tritt ein Ritter kecken Muthes;
Schwert erglänzt und Pickelhaube.

Auf der Haube nickt die Feder
Von dem silbergrauen Reiher.
Aus der Lilie schwankt ein Mädchen;
Dünn, wie Spinnweb', ist ihr Schleier.

Aus dem Kelch des Türkenbundes
Kommt ein Neger stolz gezogen;
Licht auf seinen grünen Turban
Glüht des Halbmonds goldner Bogen.

Prangend aus der Kaiserkrone
Schreitet kühn ein Szepterträger;
Aus der blauen Iris folgen
Schwertbewaffnet seine Jäger.

Aus den Blättern der Narzisse
Schwebt ein Knab' mit düstern Blicken,
Tritt an's Bett, um heiße Küsse
Auf des Mädchens Mund zu drücken.

Doch um's Lager dreh'n und schwingen
Sich die andern wild im Kreise;
Dreh'n und schwingen sich, und singen
Der Entschlafnen diese Weise:

„Mädchen, Mädchen! von der Erde
Hast du grausam uns gerissen,
Daß wir in der bunten Scherbe
Schmachten, welken, sterben müssen!

O, wie ruhten wir so selig
An der Erde Mutterbrüsten!
Wo, durch grüne Wipfel brechend,
Sonnenstrahlen heiß uns küßten;

Wo uns Lenzeslüfte kühlten,
Unsre schwanken Stengel beugend;
Wo wir nachts als Elfen spielten,
Unserm Blätterhaus entsteigend.

Hell umfloß uns Thau und Regen;
Jetzt umfließt uns trübe Lache;
Wir verblühn, doch eh' wir sterben,
Mädchen! trifft dich unsre Rache!"

Der Gesang verstummt; sie neigen
Sich zu der Entschlafnen nieder.
Mit dem alten dumpfen Schweigen
Kehrt das leise Flüstern wieder.

Welch ein Rauschen, welch ein Raunen!
Wie des Mädchens Wangen glühen!
Wie die Geister es anhauchen!
Wie die Düfte wallend ziehen!

Da begrüßt der Sonne Funkeln
Das Gemach; die Schemen weichen.
Auf des Lagers Kissen schlummert
Kalt die Lieblichste der Leichen.

Eine welke Blume selber,
Noch die Wange sanft geröthet,
Ruht sie bei den welken Schwestern, —
Blumenduft hat sie getödtet!

Der Tod des Führers.

„Von den Segeln tropft der Nebel,
Auf den Buchten zieht der Duft.
Zündet die Latern' am Maste!
Grau das Wasser, grau die Luft.
Todtenwetter! — zieht die Hüte!
Mit den Kindern kommt und Frau'n!
Betet! denn in der Kajüte
Sollt ihr einen Todten schau'n!"

Und die deutschen Ackersleute
Schreiten dem aus Boston nach,
Treten mit gesenktem Haupte
In das niedre Schiffsgemach:
Die nach einer neuen Heimat
Ferne steuern über's Meer,
Sehn im Todtenhemd den Alten,
Der sie führte bis hieher;

Der aus leichten Tannenbrettern
Zimmerte den Hüttenkahn,
Der vom Neckar sie zum Rheine
Trug, vom Rhein zum Ozean;
Der, ein Greis, sich schweren Herzens
Losriß vom ererbten Grund;
Der da sagte: „‚Laßt uns ziehen!
Laßt uns schließen einen Bund!'"

Der da sprach: „‚Brecht auf nach Abend!
Abendwärts glüht Morgenroth!
Dorten laßt uns Hütten bauen,
Wo die Freiheit hält das Loth!
Dort laßt unsern Schweiß uns säen,
Wo kein todtes Korn er liegt!
Dort laßt uns die Scholle wenden,
Wo die Garben holt, wer pflügt!

Lasset unsern Herd uns tragen
In die Wälder tief hinein!
Lasset mich in den Savannen
Euren Patriarchen seyn!
Laßt uns leben, wie die Hirten
In dem alten Testament!
Unsres Weges Feuersäule
Sei das Licht, das ewig brennt!

Dieses Lichtes Schein vertrau' ich,
Seine Führung führt uns recht!
Selig in den Enkeln schau' ich
Ein erstandenes Geschlecht!
Sie — ach, diesen Gliedern gönnte
Noch die Heimat wohl ein Grab!
Um der Kinder willen greif' ich
Hoffend noch zu Gurt und Stab.

Auf darum, und folgt aus Gosen
Der Vorangegangnen Spur! —'"
Ach, er schauete, gleich Mose'n,
Kanaan von ferne nur.
Auf dem Meer ist er gestorben,
Er und seine Wünsche ruhn;
Der Erfüllung und der Täuschung
Ist er gleich enthoben nun!"

Rathlos die verlass'ne Schaar jetzt,
Die den Greis bestatten will.
Scheu verbergen sich die Kinder,
Ihre Mütter weinen still.
Und die Männer schaun beklommen
Nach den fernen Uferhöhn,
Wo sie fürder diesen Frommen
Nicht mehr bei sich wandeln sehn.

Von den Segeln tropft der Nebel,
Auf den Buchten zieht der Duft!
Betet! laßt die Seile fahren!
Gebt ihn seiner nassen Gruft!"
Thränen fließen, Wellen rauschen,
Grellen Schrei's die Möve fliegt;
In der See ruht, der die Erde
Fünfzig Jahre lang gepflügt.

Im Walde.

Geh' ich einsam durch den Wald,
Durch den grünen, düstern,
Keines Menschen Stimme schallt,
Nur die Bäume flüstern:

O, wie wird mein Herz so weit,
Wie so hell mein Sinn!
Märchen aus der Kinderzeit
Treten vor mich hin.

Ja, ein Zauberwald ist hier!
Was hier lebt und wächs't,
Stein und Blume, Baum und Thier,
Alles ist verhext.

Die auf dürren Laubes Gold
Sich hier sonnt und sinnt,
Diese Natter, krausgerollt,
Ist ein Königskind.

Dort, in jenen dunklen Teich,
Der die Hindin tränkt,
Ist ihr Palast, hoch und reich,
Tief hinabgesenkt.

Den Herrn König, sein Gemahl,
Und das Burggesinde,
Und die Ritter allzumal
Halten jene Gründe;

Und der Habicht, der am Rand
Des Gehölzes schwebt,
Ist der Zaubrer, dessen Hand
Diesen Zauber webt.

O, wüßt' ich die Formel nun,
So den Zauber lös't:
Gleich in meinen Armen ruhn
Sollte sie erlös't,

Von der Schlangenhülle frei,
Mit der Krone blank,
In den Augen süße Scheu,
Auf den Lippen Dank.

Aus dem Teiche wunderlich
Stieg' das alte Schloß;
An's Gestade drängte sich
Ritterlicher Troß.

Und die alte Königin
Und der König, beide
Unter sammt'nem Baldachin
Säßen sie; der Bäume Grün
Zitterte vor Freude.

Und der Habicht, jetzt gewiegt
Von Gewölk und Winden,
Sollte machtlos und besiegt
Sich im Staube winden. —

Waldesruhe, Waldeslust,
Bunte Märchenträume,
O, wie labt ihr meine Brust,
Lockt ihr meine Reime!

Die Tanne.

Auf des Berges höchster Spitze
Steht die Tanne schlank und grün,
Durch der Felswand tiefste Ritze
Läßt sie ihre Wurzeln ziehn;

Nach den höchsten Wolkenbällen
Läßt sie ihre Wipfel schweifen,
Als ob sie die vogelschnellen
Mit den Armen wollte greifen.

Ja, der Wolken vielgestalt'ge
Streifen, flatternd und zerrissen,
Sind der Edeltann' gewalt'ge,
Regenschwangre Nadelkissen.

Tief in ihren Wurzelknollen,
In den faserigen, braunen,
Winzig klein, und reich an tollen
Launen wohnen die Alraunen.

Die des Berges Grund befahren
Ohne Eimer, ohne Leitern,
Und in seinen wunderbaren
Schachten die Metalle läutern.

Wirr läßt sie hinunterhangen
Ihre Wurzeln in's Gewölbe;
Diamanten sieht sie prangen,
Und des Goldes Gluth, die gelbe.

Aber oben mit den dunkeln
Aesten sieht sie schönres Leben;
Sieht durch Laub die Sonne funkeln
Und belauscht des Geistes Weben,

Der in diesen stillen Bergen
Regiment und Ordnung hält,
Und mit seinen klugen Zwergen
Alles leitet und bestellt;

Oft zur Zeit der Sonnenwenden
Nächtlich ihr vorübersaust,
Eine Wildschur um die Lenden,
Eine Kiefer in der Faust.

Sie vernimmt mit leisen Ohren,
Wie die Vögel sich besprechen;
Keine Sylbe geht verloren
Des Gemurmels in den Bächen.

Offen liegt vor ihr der stille
Haushalt da der wilden Thiere.
Welcher Friede, welche Fülle
In dem schattigen Reviere!

Menschen fern; — nur Rothwildstapfen
Auf dem moosbewachsnen Boden! —
O, wohl magst du deine Zapfen
Freudig schütteln in die Loden!

O, wohl magst du gelben Harzes
Duft'ge Tropfen niedersprengen,
Und dein straffes, grünlich schwarzes
Haar mit Morgenthau behängen!

O, wohl magst du lieblich wehen!
O, wohl magst du trotzig rauschen!
Einsam auf des Berges Höhen
Stark und immergrün zu stehen —
Tanne, könnt' ich mit dir tauschen!

Ammonium.

„Fremdling, laß deine Stute grasen,
O, zieh nicht weiter diese Nacht!
Dies ist die grünste der Oasen;
Im gelben Sandmeer glänzt ihr Rasen,
Gleichwie inmitten von Topasen
Ein grüner, funkelnder Smaragd!"

Er sprach: „„Gern will ich mich entgürten!""
Und nahm dem Pferde das Gebiß.
Er setzte sich zu seinen Wirthen;
Des Wüstengeiers Flügel schwirrten
An ihm vorüber nach den Syrten,
Zu ruhn in der Pentapolis.

Die Lieder und die Zimbeln klangen;
Die Mappe lag auf seinen Knie'n.
Die Rosse mit den blanken Stangen,
Die finstern Reiter mit den langen
Gewanden, und den bärt'gen Wangen,
Die Zelte — fremd ergriff es ihn.

Mit farb'gen Stiften schuf er glühend
Ein Bildniß dieser Wüstenrast.
Die Dromedare lagen knieend
Am Quell; des Wirthes Töchter, blühend
Und schlank, bald nahend und bald fliehend,
Umtanzten singend ihren Gast:

„Fremdling, laß deine Stute grasen!
O, zieh nicht weiter diese Nacht!
Dies ist die grünste der Oasen;
Im gelben Sandmeer glänzt ihr Rasen,
Gleichwie inmitten von Topasen
Ein grüner, funkelnder Smaragd!"

Die Bilderbibel.

Du Freund aus Kindertagen,
Du brauner Foliant,
Oft für mich aufgeschlagen,
Von meiner Lieben Hand;
Du dessen Bildergaben
Mich Schauenden ergötzten,
Den spielvergeßnen Knaben
Nach Morgenland versetzten:

Du schobst für mich die Riegel
Von fernet Zonen Pforten,
Ein kleiner, reiner Spiegel
Von dem, was funkelt dorten!
Dir Dank! durch dich begrüßte
Mein Aug' eine fremde Welt,
Sah Palm', Kameel und Wüste,
Und Hirt und Hirtenzelt.

Du brachtest sie mir näher,
Die Weisen und die Helden,
Wovon begeisterte Seher
Im Buch der Bücher melden;
Die Mädchen, schön und bräutlich,
So ihre Worte schildern,
Ich sah sie alle deutlich
In deinen feinen Bildern.

Der Patriarchen Leben,
Die Einfalt ihrer Sitte,
Wie Engel sie umschweben
Auf jedem ihrer Schritte;
Ihr Ziehn und Heerdetränken,
Das hab' ich oft gesehn,
Konnt' ich mit stillem Denken
Vor deinen Blättern stehn.

Mir ist als lägst du prangend
Dort auf dem Stuhle wieder,
Als beugt' ich mich verlangend
Zu deinen Bildern nieder;
Als stände, was vor Jahren
Mein Auge staunend sah,
In frischen, wunderbaren,
Erneuten Farben da;

Als säh' ich in grotesken,
Verworrenen Gestalten
Auf's Neue die Moresken,
Die bunten, mannichfalten,
Die jedes Bild umfaßten,
Bald Blumen, bald Gezweig,
Und zu dem Bilde paßten,
An sinniger Deutung reich!

Als trät' ich, wie vor Zeiten,
Zur Mutter bittend hin,
Daß sie mir sollte deuten
Jedweden Bildes Sinn;
Als lehrte zu jedem Bilde
Sie Sprüche mich und Lieder,
Als schaute sanft und milde
Der Vater auf uns nieder.

O Zeit, du bist vergangen!
Ein Märchen scheinst du mir!
Der Bilderbibel Prangen,
Das gläub'ge Aug' dafür,
Die theuren Eltern beide,
Der stillzufriedne Sinn,
Der Kindheit Lust und Freude —
Alles dahin, dahin!

Des Kaisers Segen.

(Glaubensbekenntniß. Mainz 1844.)

Ich bin die ganze Nacht hindurch
Den Rhein hinauf geschritten,
Von Drachenfels und Wolkenburg
Bis wo die Linzer schnitten.

Bei Rhöndorf unter'm Drachenloch
Anband sein Boot der Ferge;
Zu Honnef sang ein Mädchen noch:
„Stand ich auf hohem Berge."

In Breitbach stellte mich die Wacht,
In Unkel trank man Neuen,
In Erpel schlug es Mitternacht,
In Erpel vor der Leyen.

Und hinter Erpel in dem Feld,
Da ist er mir begegnet
Der große Karl, der Frankenheld,
Der seine Trauben segnet.

Er ging mit ernstem Angesicht
In seinen Grabgewanden;
Er ging einher in Glanz und Licht,
Zum Segnen auferstanden.

Und um ihn sangen Reb' und Moos,
Dazu die Felsenblöcke:
„Er segnet nicht im Rheingau blos
Die stolzen Herrenstöcke!

„Er sei't nicht blos am Oberrhein
Des Fürstenwinzers Messer;
Er macht den Großen nicht allein
Und Reichen volle Fässer!

„Er denkt auch an den irdnen Krug
In strohgedeckten Hütten,
Und schüttet Most und Wein genug
In armer Halfen Bütten.

„Er weiß: der ächte Feuertrank
Springt leider nur den Fürsten,
Und friert das Volk und liegt es krank,
So muß es nach ihm dürsten!

„Doch labt und stärkt es noch zur Frist
Der Segen herbrer Reiser;
Und daß an dem kein Mangel ist —
Auch dafür sorgt der Kaiser!

„Und darum wallt er feierlich
Stromunter durch die Stäbe,
Bis wo am allerletzten sich
Festrankt die letzte Rebe!

„Der Kaiser weiß, was Allen frommt,
Am ganzen grünen Strome!
Sanft ruh' er, bis er wiederkommt,
Zu Aachen in dem Dome!"

So raunt' es flüsternd durch die Nacht —
Der Schemen war verschwunden.
Ich habe durch die Ranken sacht
Nach Hause mich gefunden.

Bei Koblenz.

Am Grabe Schenkendorf's.

(Zwischen den Garben. 1847.)

Dorten durch der Brücke Bogen
Eilt die Mosel in den Rhein,
Dorten ragt die Kastorkirche
Und der Ehrenbreitenstein.

Um die Berge klimmt die Rebe,
In der Ebne wallt das Korn,
Mädchen mit dem Pfeil im Haare
Füllen Krüge sich am Born.

In des Herbstes milder Sonne
Sanft und feiernd liegt die Welt,
Schwalben rüsten sich zur Reise
Und ich irre durch das Feld;

Irr' auf unbetretnen Wegen,
Wie der Landmann rauh sie bahnt,
Bis zur Einkehr unter Weiden
Mich ein Gottesacker mahnt.

Gottesacker, Gottesfrieden!
Auf den Gräbern Sonnenstrahl,
Und der Jahrszeit letzte Blumen
Duften um der Kreuze Zahl.

Bunt die Blumen, grau die Kreuze,
Eines seh' ich dort erhöht,
Drauf mit ernsten, schlichten Lettern
„Schenkendorf" geschrieben steht.

Nahe dem geliebten Strome,
Dem es laut in Zorn und Schmerz
Freiheitslieder zugesungen,
Schläft das reine Dichterherz.

Ach, die Freiheit, die du meintest,
Kam noch nicht mit ihrem Schein!
Ach und wiederum in Fesseln
Zieht dein Felsenkind, dein Rhein!

Was du sangst, wofür du strebtest,
Ach von Allem Nichts erfüllt!
Wohl dir, daß du nicht erlebtest,
Was dein Hügel dir verhüllt!

Ich indeß will ihn bedecken
Mit dem frischgebrochnen Strauß,
Will an meinem Wanderstecken
Grollend ziehn zur Welt hinaus.

Ob ich je zum Rheine kehre,
Heimatdurstig, wandermatt?
Ob die Freiheit je, die hehre,
Wache hält auf dieser Statt?

In des Herbstes milder Sonne
Sanft und feiernd ruht das Feld,
Sanft und feiernd ruht dein Hügel —
Laß mich! Vor mir liegt die Welt!

Ruhe in der Geliebten.

(Rhein. Jahrbuch, 1841.)

So laß mich sitzen ohne Ende,
So laß mich sitzen für und für!
Leg' deine beiden frommen Hände
Auf die erhitzte Stirne mir!
Auf meinen Knie'n, zu deinen Füßen,
Da laß mich ruhn in trunkner Lust;
Laß mich das Auge selig schließen
In deinem Arm, an deiner Brust!

So bin ich fromm, so bin ich stille,
So bin ich sanft, so bin ich gut!
Ich habe dich — das ist die Fülle!
Ich habe dich — mein Wünschen ruht!
Dein Arm ist meiner Unrast Wiege,
Vom Mohn der Liebe süß umglüht;
Und jeder deiner Athemzüge
Haucht mir in's Herz ein Schlummerlied!

Laß es mich öffnen nur dem Schimmer,
Der deines wunderbar erhellt;
In dem ich raste nun für immer,
O du mein Leben, meine Welt!
Laß es mich öffnen nur der Thräne,
Die brennend heiß sich ihm entringt;
Die hell und lustig, eh' ich's wähne,
Durch die geschloss'ne Wimper springt.

Und jeder ist für mich ein Leben! —
Ha, so zu rasten Tag für Tag!
Zu lauschen so mit sel'gem Beben
Auf unsrer Herzen Wechselschlag.
In unsrer Liebe Nacht versunken,
Sind wir entfloh'n aus Welt und Zeit:
Wir ruh'n und träumen, wir sind trunken
In seliger Verschollenheit!

Der Liebe Dauer.

(Zwischen den Garben. Stuttgart, 1847.)

O lieb', so lang du lieben kannst,
O lieb', so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Und sorge, daß dein Herze glüht
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
So lang ihm noch ein andres Herz
In Liebe warm entgegenschlägt.

Und wer dir seine Brust erschließt,
O thu' ihm, was du kannst, zu lieb,
Und mach' ihm jede Stunde froh
Und mach' ihm keine Stunde trüb.

Und hüte deine Zunge wohl,
Bald ist ein böses Wort gesagt;
O Gott, es war nicht bös gemeint,
Der Andre aber geht und klagt.

O lieb', so lang du lieben kannst,
O lieb', so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Dann kniest du nieder an der Gruft
Und birgst die Augen trüb und naß
— Sie sehn den Andern nimmermehr —
In's lange, feuchte Kirchhofgras,

Und sprichst: „O schau' auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint;
Vergib, daß ich gekränkt dich hab',
O Gott, es war nicht bös gemeint!"

Er aber sieht und hört dich nicht!
Kommt nicht, daß du ihn froh empfängst,
Der Mund, der oft dich küßte, spricht
Nie wieder: „Ich vergab dir längst!"

Er that's, vergab dir lange schon,
Doch manche heiße Thräne fiel
Um dich und um dein herbes Wort,
Doch still — er ruht, und ist am Ziel.

O lieb', so lang du lieben kannst,
O lieb', so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Requiescat.

Wer den wucht'gen Hammer schwingt;
Wer im Felde mäht die Aehren;
Wer in's Mark der Erde dringt,
Weib und Kinder zu ernähren;
Wer stroman den Nachen zieht;
Wer bei Woll' und Werg und Flachse
Hinter'm Webestuhl sich müht,
Daß sein blonder Junge wachse: —

Jedem Ehre, Jedem Preis!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
Der in Hütten fällt und Mühlen!
Ehre jeder nassen Stirn
Hinter'm Pfluge! — Doch auch dessen,
Der mit Schädel und mit Hirn
Hungernd pflügt, sei nicht vergessen!

Ob in enger Bücherei
Dunst und Moder ihn umstäube;
Ob er Sklav' der Messe sei,
Lieder oder Dramen schreibe;
Ob er um verruchten Lohn
Fremden Ungeschmack vertire;
Ob er in gelehrter Frohn
Griechisch und Latein dozire: —

Er auch ist ein Proletar!
Ihm auch heißt es: „Darbe! borge!"
Ihm auch bleicht das dunkle Haar,
Ihn auch hetzt in's Grab die Sorge!
Mit dem Zwange, mit der Noth
Wie die Andern muß er ringen,
Und der Kinder Schrei nach Brot
Lähmt auch ihm die freien Schwingen.

Manchen hab' ich so gekannt;
Nach den Wolken flog sein Streben;
Tief im Staube von der Hand
In den Mund doch mußt' er leben!
Eingepfercht und eingedornt,
Aechzt' er zwischen Thür und Angel;
Der Bedarf hat ihn gespornt
Und gepeitscht hat ihn der Mangel.

Also schrieb er Blatt auf Blatt,
Bleich und mit verhärmten Wangen,
Während draußen Blum' und Blatt
Sich im Morgenwinde schwangen!
Nachtigall und Drossel schlug,
Lerche sang und Habicht kreiste:
Er hing über seinem Buch,
Tagelöhner mit dem Geiste!

Dennoch, ob sein Herz auch schrie,
Blieb er tapfer, blieb ergeben:
„Dieses auch ist Poesie,
Denn es ist das Menschenleben!“
Und wenn gar der Muth ihm sank,
Hielt er fest sich an dem Einen:
„Meine Ehre wahrt' ich blank!
Was ich thu', ist für die Meinen!“

Endlich ließ ihn doch die Kraft!
Aus sein Ringen, aus sein Schaffen!
Nur zuweilen, fieberhaft,
Konnt' er noch empor sich raffen!
Nachts oft von der Muse Kuß
Fühlt' er seine Schläfe pochen;
Frei dann flog der Genius,
Den des Tages Drang gebrochen!

Lang jetzt ruht er unter'm Rain,
Drauf im Gras die Winde wühlen;
Ohne Kreuz und ohne Stein
Schläft er aus auf seinen Pfühlen.
Rothgeweinten Angesichts
Irrt sein Weib und irrt sein Samen —
Bettlerkinder erben Nichts
Als des Vaters reinen Namen!

Ruhm und Ehre jedem Fleiß!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
Der in Hütten fällt und Mühlen!
Ehre jeder nassen Stirn
Hinter'm Pfluge! — Doch auch dessen,
Der mit Schädel und mit Hirn
Hungernd pflügt, sei nicht vergessen!

Irland.

„An rost'ger Kette liegt das Boot,
Das Segel träumt, das Ruder lungert,
Das macht, der Fischerbub ist todt,
Das macht, der Fischer ist verhungert;
Denn Irlands Fisch ist Herrenfisch,
Der Strandherr praßt vom reichen Fange,
Leer aber bleibt des Fängers Tisch —
So starb der Fischer, so sein Range.

„Die Heerde blökt, die Heerde brüllt;
Welch ein Gedräng von Küh'n und Schafen!
Der Hirt, von Lumpen schlecht verhüllt,
Treibt sie an's Meer zum nächsten Hafen;
Denn Irlands Vieh ist Herrenvieh:
Das gerne Paddy's Knochen stärkte
Und seiner Kinder brechend Knie —
Der Grundherr schickt's auf fremde Märkte.

„Drum ist sein Viehstall ihm ein Born
Der Ueppigkeit und des Genusses,
Und jeglich Kuh- und Bullenhorn
Wird ihm ein Horn des Ueberflusses.
Er läßt zu London und Paris
Den Spieltisch unter'm Gold sich biegen: —
Sein Volk, das er zu Hause ließ,
Fällt unterdeß wie Winterfliegen.

„Halloh! halloh! Grün Erin's Jagd!
Paddy, lang' zu! Das nenn' ich Ziemer!
Umsonst! auch das wird fortgebracht
Meerüber mit dem ersten Steamer;
Denn Irlands Wild ist Herrenwild! [schen —
Es füllt des Grundherrn Bauch und Ta-
Der bleiche Knecht, des Elends Bild,
Hilf Gott! ist selbst zu schwach zum Paschen.

„So sorgt der Herr, daß Hirsch und Ochs,
Das heißt, daß ihn sein Bauer mäste!
Statt auszutrocknen seine Bogs —
Ihr kennt sie ja: Irlands Moräste!
Er läßt den Boden nutzlos ruhn,
Drauf Halm an Halm sich wiegen könnte;
Er läßt ihn schnöd dem Wasserhuhn,
Dem Kiebitz und der wilden Ente.

„Ja doch bei Gottes Fluche: — Sumpf
Und Wildniß vier Millionen Aecker!
Ihr aber seid blasirt und stumpf,
Faul und verfault — euch weckt kein Wecker!
O, irisch Land ist Herrenland;
Drum stehn die Mütter an den Wegen,
Den todten Säugling im Gewand
Und flehn euch, ihn in's Grab zu legen.“

So schallt die Klage Tag und Nacht,
So grollt es Connaught durch und Leinster.
Der West hat mir den Schrei gebracht —
Er trug ihn schrill bis vor mein Fenster.
Matt wie ein angeschoss'ner Weih,
Herschwebt' er über Höh'n und Sunde —
Der Schrei der Noth, der Hungerschrei,
Der Sterbeschrei aus Erin's Munde.

Erin — da liegt sie auf den Knie'n,
Bleich und entstellt, mit weh'ndem Haare,
Und streut des Shamrocks welkend Grün
Zitternd auf ihrer Kinder Bahre.
Sie kniet am See, sie kniet am Strom,
Sie kniet auf ihrer Berge Kronen —
Mehr noch, als Harold Byron's Rom,
„Die Niobe der Nationen."

Nach England.

1846

Als ich her von Frankreich fuhr,
Sprach das Meer: Treib' sie zu Paaren!
Gleiche dem Erobrer nur,
Den ich trug vor tausend Jahren!
In derselben Furch' einher
Schwimmst du, die sein Kiel geschnitten:
Kühnen Sprunges drum, wie Er,
Wirf dich wider diese Britten!

„Spring' an's Land und fall' an's Land!
Nur auch decke mit der Hand es!
Rufe: Mein dies Engeland!
Mein! denn meine Hand umspannt es!
Dann empor und in den Streit!
Vorgeeilt auf rüst'gen Füßen!
Und es wird zu rechter Zeit
Hastings dich als Sieger grüßen!

„Hastingsfeld ist allerwärts,
Hastingsschlacht ist allerwegen,
Wo ein muthig Männerherz
Kühn sich stellt des Lebens Schlägen!
Wer da keinen Thron begehrt,
Hat um ander Gut zu rechten:
Du willst Brod und einen Herd —
Und auch die mußt du erfechten!

„Wider dich, weil froh du sangst,
Das Gebell von tausend Hunden!
Wider dich die blöde Angst
Vor dem Dichter-Vagabunden!
Wider dich und deinen Trutz
Alle Waffen des Gemeinen:
Kälte, Dünkel, Eigennutz —
Alle wider dich, den Einen!

„Doch du bist dir selbst ein Heer!
Dir voraus mit hellem Singen
Jagt dein Lied, der Taillefer,
Muth und Freude dir zu bringen!
Dann der Wille, dann der Fleiß,
Dann, die Alles kann, die Liebe —
Keine Schlacht so grimm, so heiß,
Daß die Schaar nicht Meister bliebe!

„Wärst du einzeln, ernster Mann,
Sagt' ich dir: Bleib' auf der Welle!
Meide Liliput fortan,
Sei des Elements Geselle!
Eintagsunruh, Eintagsstreit,
Woll' auf meinen Grund sie tauchen!
Odem der Unendlichkeit
Laß mich in die Brust dir hauchen!

„Aber nicht bei Mast und Tau,
Nicht auf Planken, sturmdurchnäßten —
Zarte Kinder, müde Frau,
Wollen wandeln auf dem Festen!
Darum, wo die Ernte wallt,
Willst du sä'n und willst du pflanzen;
Wo der Lärm der Städte schallt,
Mit im Gliede willst du schanzen:

„Auch ein Mann, der Steine bricht;
Auch ein Mann in Eisenhütten! —
Lasse nur den Alltag nicht
Deine Dichtung dir verschütten!
Sei, der zwiefach ruhig steht
Auf der frisch erkämpften Gränze:
Tagelöhner und Poet,
Eine beider Würden Kränze!

„Sieh, da liegt die Küste schon!“ —
Ja, da lag sie! Nah' zum Greifen,
Trotzig hob sich Albion
Aus der Fluth, ein weißer Streifen.
Alles still und morgengrau!
Felsenripp' um Felsenrippe
Flog vorbei zu flücht'ger Schau:
Dover-Schloß und Shakespeare's Klippe!

Hier und da ein Fischerboot!
Auf und ab geschwenkte Baken!
Kap Nord-Vorland! Brennendroth
Jetzt das Nore-Schiff! — Segellaken,
Dämpfersäulen — hui, das ging!
Alle keuchten, alle flogen,
Wie von jenem Fabelding,
Dem Magnetberg, angezogen!

Ein Magnet auch zog sie an: — London! — Und in hellen Haufen
Mit der Fluth sind wir sodann — In die Themse eingelaufen!
Näher trat des Landes Kern, — Herz und Adern fühlt' ich schlagen —
Oestlich stand der Morgenstern, — Westlich senkte sich der Wagen.

Ein Weihnachtslied für meine Kinder.

Vor der Ausweisung, 1850.

Zum sechsten Mal der Kerzen Strahl
Anfach' ich auf der Fichte;
Das ist ein Schein! Herein, herein,
Und freut euch an dem Lichte!
Genug geharrt, genug gescharrt
Im Gang und an der Thüre!
Die Schelle klingt, der Riegel springt;
Herein, mein Kleeblatt-Viere!

Herein, ihr Froh'n! Ach, wo nicht schon,
Ihr zarten jungen Leben,
Kamt ihr, wie heut, auf mein Geläut —
Wir sind Nomaden eben!
Heil eurer Lust! Mir füllt die Brust
Ein schmerzlich-süßes Träumen!
Anheb' ich weich ein Lied für euch
Von euren Weihnachtsbäumen!

Der erste stund auf Schweizergrund
In rauher Felsen Schatten;
Er sah den See, er sah den Schnee,
Den ew'gen, ob den Matten;
Sah Heerdenziehn und Alpenglühn,
Den Gletscher und die Wiese;
Bot mit Gestöhn die Brust dem Föhn —
Dem Föhn und auch der Bise.

Die zweite dann und dritte Tann'
Aufwuchsen an der Themse;
Ihr Grün entlang zu Berge sprang
Kein Steinbock, keine Gemse;
Doch stattlich schwamm den niedern Stamm
Vorüber Bark' um Barke;
Und herbes Wehn, der Nordsee Wehn,
Gab Kraft dem jungen Marke.

Das nächste war ein heimisch Paar,
Ein Tannenpaar vom Rheine,
Das Wurzeln schlug und Nadeln trug
Auf hohem Ufersteine.
Dem Riß der Lei entragt' es frei,
Landein die Eifel blaute,
Und Weingerank umflog den Hang,
Von dem es niederschaute.

Und der euch heut sein Astwerk beut,
Das zackige, das breite,
Der schaute dreist, blank übereist,
Vom Grafenberg in's Weite.
Stromniedrung hier, dort Bergrevier —
Ein letzter Klippensprenger,
Nachrauscht' er hohl ein Lebewohl
Dem Rhein, dem Hollandsgänger.

Ade, Ade! Das alte Weh!
Wer weiß, an was für Wellen
Wir über's Jahr, Rauhfrost im Haar,
Die Weihnachtstanne fällen!
Vielleicht auf's Neu umfängt sie treu
Alt-Englands werther Boden —
Doch sichrer ist, sie steht zur Frist
Am Hudson in den Loden.

Sieht ernst sich an im Michigan,
Strahlt wieder aus der Bläue
Der Erieflut — eine Rothhaut ruht
Auf ihrer Nadelstreue.
Zur Hand im Schnee starr liegt ein Reh,
Blutrünstig, frisch geschossen;
Ein Feuerlein wirft hellen Schein
Auf zu den dunklen Sprossen.

Die aber sprühn ihr Harz in's Glühn
Des Reisigs und der Kohlen. —
Das ist die Tann', — und horch, bei an,
Was summt im Baum, dem hohlen?
Im Eichenstamm, wie wundersam!
Was tönen da für Stimmen?
Den Rothen fragt — ich weiß, er sagt:
Das sind des Westens Immen.

Ein wilder Schwarm! die Luft war warm,
Die Prairie blumig wallte,
Von Kelchen bunt war jeder Grund
Und jede Felsenspalte —
Da flogen sie, da sogen sie!
Nun surrt es in den Zellen,
Die künftig Jahr, hold Doppelpaar,
Den Christbaum dir erhellen!

So sorgt Natur auf ferner Flur
Schon heut für euch, ihr Lieben!
Und Menschen auch, lebend'gen Hauch
Und Odem, trefft ihr drüben!
Manch' rauhe Hand durch's rauhe Land
Treibt euch den Pflug entgegen,
Die segnend sich, waldnachbarlich,
Auf eure Stirn wird legen!

Manch' rauhe Hand im rauhen Land
Wird Beeren für euch brechen;
Manch treuer Mund aus Herzensgrund
Euch küssen, zu euch sprechen;
Manch lieb' Gesicht, aus Locken dicht,
Am Blockhaus euch begrüßen;
Manch kleiner Fuß, thaunassen Schuh's,
Voreilen euren Füßen!

Drum muß es seyn und stößt der Rhein
Euch aus, ihr Vagabunden:
Der neue Herd, der feste Herd,
Er wird euch doch gefunden!
Dran wurzelt ihr und lacht, das hier
Uns hudelt, des Gelichters: —
Die Heimat blos macht heimatlos
Die Kinder ihres Dichters!

Da, Glockenton! Halb achte schon!
Gut' Nacht nun eurem Baume!
Nicht, wild Quartett, du gehst zu Bett,
Du siehst ihn fort im Traume?
Schon blaßt sein Licht! Vergeßt ihn nicht,
Ihr früh um mich Gehetzten —
Im Vaterland, das uns verbannt,
Im Vaterland den letzten!

Friedrich von Sallet,

geboren den 20. April 1812 in Neisse, stammte aus einer geflüchteten französischen Hugenottenfamilie. Sein Vater, ein Ingenieur-Hauptmann, starb schon 1814, worauf er seine Erziehung und den ersten Unterricht zu Breslau erhielt. Im Jahre 1824 kam er in das Kadettenkorps nach Potsdam und 1826 nach Berlin, wo sich 1829 seine Erziehung vollendete. Erst siebenzehn Jahre alt ging er nun als Sekond-Lieutenant in den Garnisonsdienst nach Mainz und erhielt hier durch den von Frankreich ausgehenden Sturm der Volksbefreiung die mannichfaltigsten Anregungen. Es erzeugte sich in ihm bald eine immer mehr sich steigernde Verbitterung über seinen Stand und über die ihn umgebenden Lebensverhältnisse. Er studirte indeß mit Eifer die Werke der Dichter und suchte sich über die Grundbedingungen der Kunst in's Klare zu bringen. Eine Satyre auf den Militärstand, die er veröffentlicht hatte, zog ihm Festungsarrest zu, den er in Jülich absaß, worauf er nach Trier versetzt wurde. Hier begann für ihn eine frische, jugendliche, hoffnungsreiche Dichterperiode, deren Erzeugnisse (darunter das für seine damalige poetische Stimmung am meisten charakteristische Lied „König Frühling") er selbst in der Sammlung seiner „Gedichte" als Naturleben und junge Liebe bezeichnete. Um seine wissenschaftliche Ausbildung weiter zu fördern, begab er sich zu Ende des Jahres 1834 nach Berlin, wo er die Kriegsschule besuchte. Er studirte hier vorzüglich Geschichte und befreundete sich mit der Hegel'schen Philosophie. Die anhaltende wissenschaftliche Beschäftigung übte zunächst auf die Produktivität des Dichters einen ungünstigen Einfluß aus. Er klagt selbst, daß die Rosenzeit der Poesie geschwunden, daß um ihn Alles grau und düster sei; dies ist die Periode, welche der Dichter in der Sammlung seiner Gedichte „Zerrissenheit" genannt hat. Wegen unordentlichen Besuches der Vorlesungen auf der Kriegsschule ward er noch vor Ablauf des Kursus zu seinem Regimente nach Trier zurückgeschickt, und hier, im Umgange mit E. Duller, begann im Sommer 1837 eine der fruchtbarsten Perioden seines Lebens. Zu Ende des folgenden Jahres verließ er, nachdem er den Abschied genommen hatte, die Rheinlande und ging nach Breslau zurück, das er zum bleibenden Wohnsitz wählte. Mit neuem Eifer betrieb er das Studium der Hegel'schen Philosophie und schrieb sein „Laienevangelium," ein Werk, auf das er sein ganzes Sinnen und alle seine Kräfte richtete. Immer mächtiger ward er bald auch von den sozialen und politischen Zeitverhältnissen ergriffen, und in der Sehnsucht, daß die ideale Menschennatur sich losringe aus allen Widersprüchen, schrieb er seine geistdurchglühten Freiheitsgesänge. Ein gütiges Geschick fügte es, daß er gerade in der Zeit der größten Aufregung und Spannung seiner Geisteskräfte die milde, versöhnende Liebe in ihrer schönsten Gestalt kennen lernte. Er verlobte sich im Mai 1840 und verheirathete sich im Juli 1841 mit Karoline von Burgsdorff; doch nicht lange sollte er sich dieses häuslichen Glückes erfreuen. Bei seinem schwächlichen Körper, den der mächtige

Drang des inneren geistigen Lebens noch mehr aufrieb, erlag er frühzeitig einer Brustkrankheit, den 21. Februar 1843, auf dem seiner Schwiegermutter zugehörigen Gute in Reichau, wohin er bald nach Weihnachten mit Frau und Kind gereist war.

v. Sallet hat sich mit aller Entschiedenheit eines offenen vaterländischen Sinnes der Tagesdichtung zugewendet; doch bieten seine durch Witz, Schärfe und Tiefsinn ausgezeichneten „Gesammelten Gedichte" (Breslau 1843) auch des Zarten und Anmuthigen nicht wenig und reihen sich theilweise durch eine heilige Hingebung an die Natur, an das reine stille Blumenleben, an der Schöpfung tiefgeheimnißvolles Walten, selbst durch kindlich-fromme Anschauung (z. B. „Die Sternschnuppe") dem Schönsten unserer Romantiker würdig an. Vortrefflich gelingt ihm auch das Märchenhafte mit satyrischen Zügen auf die Wirklichkeit, wozu ihn gern seine ironische Weltansicht drängt. Im Allgemeinen zeigt sich ein Ueberwiegen der Reflexion, des Gedankens über Gefühl und Phantasie. Die von ihm in den politischen Gedichten gestalteten Ideen: Vaterland, Fortschritt, Freiheit, tragen das Siegel eines energischen männlichen Charakters. Die Menschenwürde will er zur Anerkennung bringen und das Prinzip aller wahren Staatsbildung in's Herz des Volkes pflanzen. Man begegnet oft wahrhaft prophetischen, oft aber auch zur Abenteuerlichkeit und Unnatur gesteigerten Anschauungen. Die allzugrelle Absichtlichkeit dieser Dithyramben wirkt vielfach abstoßend. Sein Hauptwerk, das didaktische „Laienevangelium" (Leipzig 1842 u. ö.) steht in einem ähnlichen Verhältnisse zur Religion, wie die Mehrzahl seiner Gedichte zur Politik. Sallet ist der Erste gewesen, der das religiöse Element in die Bewegung zog. Aesthetische Gestaltung war hier nicht seine Absicht, sondern Förderung der großen religiösen und sittlichen Reformation in Deutschland. Die protestantische Weltanschauung hat darin ihren poetischen Kulminationspunkt erreicht. Veranlaßt durch manche verketzernde Beurtheilung des Laienevangeliums schrieb er in Prosa die „Atheisten und Gottlosen unserer Zeit" (Leipzig 1844), worin er zu zeigen sucht, daß die wahrhafte Gottlosigkeit in dem Nichtwissen von Gott bestehe. Sallet kam für seine Zeit zu früh; er nannte sich selbst einen Zukunftsartilleristen. — Seine „sämmtlichen Schriften," 4 Bände (außer den genannten Erzeugnissen enthaltend das allegorische Märchen „Schön Irla;" das komisch-heroische Epos „Die wahnsinnige Flasche," beide in Trier ersonnen und ausgearbeitet, und die Novelle „Kontraste und Paradoxen") sind in Breslau 1845—47 erschienen.

Wanderlied.

Ich sag's: so traurig ist kein Nest,
Wo man eine Woche verweilet,
Daß es einem nicht das Herz abpreßt,
Wenn man von dannen eilet.

Da bleib' ich stehn im Sonnenstrahl
Und schau' zurück mit Trauern
Hinab in's enge, dunkle Thal,
Auf schwarze Thürm' und Mauern.

Und keine Musik ist so schlecht,
Auch nicht der Leierkasten,
Daß, fühlt man nur die Töne recht,
Sie nicht zum Tanze paßten.

Kein Liedel ist so lahm und dumm,
Es läßt sich fröhlich pfeifen;
Und kein Gesell so zahm und stumm,
Es läßt sich mit ihm streifen.

Kein Weg so krumm und voll Gestein,
Der nicht zur Schenke lenke,
Und kommt man lustig nur hinein,
Ist's lustig in jeder Schenke.

Und bin ich ein armer Teufel auch,
Will mich nicht schämen und grämen;
Um's Haupt den frischen Morgenhauch,
Den wird mir Niemand nehmen.

Vom Mädel der gestohlne Kuß,
Der Trunk für meinen Dreier,
Sind Ding', die man mir lassen muß;
Das And're hol' der Geier!

Man achtet mich daheim nicht sehr,
Drum lieb' ich das Marschiren;
Die Wipfel grüßen ringsumher,
Die Vöglein musiziren.

Nachtigall und Rose.

Sang mit wundersüßem Schall
Also einst die Nachtigall:
„Wie so hold und wunderschön,
Rose, bist du anzuseh'n!
Blühend,
Glühend,
Düfte sprühend.
Weh! ich muß des Busens Drang
Strömen aus in flücht'gem Klang,
Der mit Sangesallgewalt
Wonnig sich in Lüften wiegt,
Aber bald
Leis verhallt
Und verfliegt.
Ach! was flüchtig stets verschallt,
Könnt' ich's fassen in Gestalt!
Dann entschwänden nicht im Nu
Klänge, die der Brust entsprangen;
Würden prangen
Schön, wie du,
Blühend,
Glühend,
Düfte sprühend,
Eine Ros' an Liedes Statt,
Jeder Ton ein Rosenblatt!
Rose, darum lieb' ich dich
Inniglich!"
Rose gab mit duft'gem Weh'n
Leise flüsternd zu versteh'n:
„Ach! wie singst du, Nachtigall,
Mit so wunderholdem Schall!
Innig,
Minnig,
Süß und sinnig.
Was das Herz mir schwellt mit Macht,
Was mich hold erglühen macht,
Lebt im Duft mit Allgewalt,
Der in Lüften wonnig weht,
Aber bald
Leis entwallt
Und vergeht.
Ach! was ohne Klang entwallt,

Unerkannt, vergessen bald,
Was mit Macht die Brust durchzieht —
Könnt' ich's laut und freudig singen,
Würd' es klingen,
Wie dein Lied,
Innig,
Minnig,
Süß und sinnig,
Düfte — Nachtigallgesang,
Jeder Athemzug ein Klang!
Nachtigall, ich liebe dich
Inniglich!"

Baum und Bach.

Sprach der Baum zum Bach: „Geselle
Mit verworrnem, wildem Sinn!
Warum rauschest du so schnelle,
Eilest rastlos, Well' auf Welle,
Zwischen süßen Blumen hin?

„Willst dich immer selbst verlieren,
Jeden Schritt ein Andrer seyn?
Bleib' in waldigen Revieren,
Wo dich Blumen rings umzieren,
Sei beständig, still und rein!"

Sprach der Bach zum Baum: „Auf Erden
Find' ich Ruh' an keinem Ort,
Wohl muß ich ein Andrer werden,
Jeden Schritt mich neu gebärden,
Kämpfen, ringen fort und fort.

„Blüthenthal ist eng und schwüle,
Und mein Sehnen ist so weit!
Will nicht ruh'n, bis ich mich kühle,
Bis ich mich unendlich fühle
In des Meers Unendlichkeit."

Sprach der Baum: „Du bist betrogen!
Schau'! ich prange hier im Glanz,
Habe Licht in mich gesogen,
Lasse frei die Blätter wogen,
Wurzle fest und bleibe ganz.

„Was du suchst, hab' ich zur Stelle,
Ueberall ist's! weit und breit.
Schau' nur! meines Laub's Gezelle
Greift hinauf zur Himmelshelle,
Badend in Unendlichkeit."

Herbstlied.

Durch die Wälder streif' ich munter,
Wenn der Wind die Stämme rüttelt
Und mit Rascheln bunt und bunter
Blatt auf Blatt herunterschüttelt.

Denn es träumt bei solchem Klange
Sich gar schön vom Frühlingshauche,
Von der Nachtigall Gesange
Und vom jungen Grün am Strauche.

Lustig schreit' ich durch's Gefilde,
Wo verdorrte Disteln nicken;
Denk' an Maienröslein milde
Mit den morgenfrischen Blicken.

Nach dem Himmel schau' ich gerne,
Wenn ihn Wolken schwarz bedecken;
Denk' an tausend liebe Sterne,
Die dahinter sich verstecken.

Die Sternschnuppe.

Wißt ihr, was es bedeutet,
Wenn von dem Himmelszelt
Ein Stern herniedergleitet
Und schnell zur Erde fällt?

Die Lichter, die dort glänzen
Mit wundermildem Schein,
Das sind in Strahlenkränzen
Viel tausend Engelein.

Die sind als treue Wachten
Am Himmel aufgestellt,
Daß sie auf Alles achten,
Was vorgeht in der Welt.

Wenn unten auf der Erde
Ein guter Mensch, gedrückt
Von Kummer und Beschwerde,
Voll Andacht aufwärts blickt,

Und sich zum Vater wendet
In seinem tiefen Weh,
Dann wird herabgesendet
Ein Engel aus der Höh'!

Der schwebt in seine Kammer
Mit mildem Friedensschein,
Und wieget seinen Jammer
In sanften Schlummer ein.

Das ist's, was es bedeutet, — Wenn von dem Himmelszelt
Ein Stern herniedergleitet — Und schnell zur Erde fällt.

Das Volkslied.

Ein wandernder Geselle
Zieht munter durch den Wald;
Vorüber rauscht die Quelle,
Das Lied der Vögel schallt.

Und was ihn da durchdrungen,
Als er an's Lieb gedacht,
Das hat er frisch gesungen,
Nicht lange nachgedacht:

„Wenn Röslein aufblüht frisch und schön,
Die Nachtigall muß schlagen;
Als ich ihre rothen Wangen gesehn,
Da mußte mein Herze schlagen.

Der Bach, der rauscht gar süßen Klang,
Das Waldlaub muß erzittern,
Und als die Liebste sprach und sang,
Fühlt' ich mein Herz erzittern.

Erdbeeren roth erglühn im Grund,
Der Wind bringt mir die Düfte;
Gern küßt' ich ihren rothen Mund,
Gern flög' ich durch die Lüfte.

Die Wolken ziehn von Ort zu Ort,
Wohin nur mögen sie eilen?
Ihr, meine Gedanken, was fliegt ihr fort,
Mögt ihr im Wald nicht weilen?

In Blümlein leuchten Tropfen klar,
Wenn abends die Sonn' muß scheiden;
Das Weinen mir sehr nahe war,
Da ich sie mußte meiden.

Und nachts da blinken weit und breit
Am Himmel tausend Sterne;
Mein Liebchen, ach, das ist gar weit,
Mein Liebchen ist gar ferne!"

So sang der gute Geselle
Und weilet nicht am Ort.
Dem Liede horcht die Welle
Und trägt es murmelnd fort,

Bis wo im Schatten ruhte
Der müde Jägersmann,
Der hub mit frohem Muthe
Es nachzusingen an.

Das Waldlaub hat gelauschet
Und singet mit im Chor;
Das säuselt und das rauschet
Der frischen Dirn' in's Ohr,

Die Walderdbeeren pflückte
Und Waldesblumen brach;
Die sang, so gut ihr's glückte,
Sogleich das Liedchen nach.

Echo nimmt ihr vom Munde
Und führt dahin den Klang,
Daß es vernimmt zur Stunde
Der Hirt am Bergeshang.

Der singt es nach gar helle;
Hernieder weht's der Wind,
Wo mancher gute Geselle
Des Weges zog geschwind.

Und Manchem hat's gefallen
Und er behielt's im Sinn,
Und wo er mochte wallen,
Da sang er's vor sich hin.

Und wie sich Vöglein bringen
Ein Lied von Wald zu Wald:
So hörte man's singen und klingen
Von Land zu Lande bald.

Der Rhein und die Reben.

Hohe, kecke Burgen blinken
Golden in der Sonne Schein;
Steil hinab die Wände sinken
Von zerborstenem Gestein.
Doch darunter und daneben
Lachen üppig grüne Reben.

Tief hinab in's Thal sie blicken,
Spiegelnd sich im grünen Rhein;
Beide trinken mit Entzücken
Ja denselben Sonnenschein.
Rebendüfte wallen nieder,
Rauschen tönt als Antwort wieder.

Was die frohen Kinder senden,
Das erfreut den alten Herrn,
Dafür will er Märchen spenden,
Denn die Reben hören's gern.
Er erzählt mit leisem Rauschen,
Und die Reben stehn und lauschen.

Wie die starken Helden zogen
Fort zum Rachekampf mit Schall:
Schwerter klangen, Speere flogen —
Fern der Heimat starben all'.
Er erzählt's mit vollem Rauschen,
Bebend leis die Reben lauschen.

Wie die Saiten rauschend klangen
Zu dem süßen Minnesang,
Kündend heißes Liebesbangen
Oder heißen Liebesdank.
Er erzählt's mit leisem Rauschen,
Und die Reben stehn und lauschen.

Wie schön Lurlei mit Gesängen
Lockend ruft vom schwarzen Riff;
Schiffer horcht den Zauberklängen —
Da versinken Mann und Schiff.
Alte Zauberklänge rauschen,
Und die Reben stehn und lauschen.

Alles, was sie still belauschen,
Wahren sie in treuer Brust,
Bis sie selbst als Wellen rauschen,
Goldenhell, des Zechers Lust;
Aber zaubrisch festgebunden
Sind im Wein die alten Kunden.

Daß der Zauber denn sich löse,
Klingt die vollen Römer an!
Welch harmonisches Getöse!
Ha, gelöst vom Zauberbann
Strömen Liebe, Kampf und Lieder,
Wie ihr trinkt, durch Brust und Glieder.

Was der alte Rhein verkündet, — Fühlt ihr's in der Rebe Blut?
Uns durchpulset und entzündet — Heldenkraft und Liebesgluth!
Keiner sitze still, zu lauschen! — Laßt die lauten Lieder rauschen!

Ermunterung.

Schau' um dich! wie das goldne Licht
Auf allen Strömen zittert,
Durch alle Waldesschatten bricht,
In alle Schluchten wittert!

Heut' ist so dunkel keine Nacht,
Die nicht ein Strahl durchschauert;
Bleibt einzig deines Busens Schacht
Dem Gottesgruß vermauert?

Schau', wie der Blume Auge scheint
In hellen Wonnethränen!
Daß diesen Thau der Schmerz geweint, —
Wie magst du es nur wähnen?

Es schweift ein banger Jubelklang
Fernhin in allen Lüften;
Warum verhallt er dumpf und bang
In deines Busens Grüften?

Der Gott, der solche Tage schuf,
Der schafft es auch geschwinde,
Daß seiner Schöpfung Wonneruf
In dir ein Echo finde.

Dann wird sein Wort: Es werde Licht!
Durch deine Brust auch klingen,
Drin Blüthenlust die Knospen bricht,
Und hell die Bächlein springen.

Die 95 Theses.

Ein Mönch in seiner Zelle
Geht sinnend ab und auf,
Rings Bücher im Gestelle
Und auf dem Tisch zu Hauf'.

Ihr kleinen stummen Bilder,
Du stummes Kruzifix,
Einst saht ihr ihn wohl wilder,
Saht ihn gebrochnen Blicks.

Ja könntet ihr erzählen,
Es rührte jedes Herz,
Wie ihr ihn saht sich quälen
In Seelenangst und Schmerz.

Mit Gott hat er gerungen
Auf Leben und auf Tod,
Bis durch die Nacht gedrungen
Ein leises Morgenroth.

Bis daß der Traum zerronnen
Und er sich selber frug:
Hält nicht die Welt umsponnen
Ein ungeheurer Trug?

Jetzt seht ihr ihn nicht schwanken.
Sein Tritt, beherzt und fest,
Hält Takt zu den Gedanken,
Die er sich schaaren läßt.

Oft steht er still dazwischen,
Daß es ihm Ruhe geb',
Da sieht er in den Nischen
Ein häßlich Spinngeweb'.

Die dicke, bekreuzte Spinne
Saugt einer Fliege Blut.
Zornig wird ihm zu Sinne:
„Ei, ei! das ist nicht gut!“

Das Netz zunichte macht er,
Zertritt das Kreuzphantom,
An die Scholastik dacht' er,
Und an den Papst zu Rom.

Dann an den Stuhl von Leder
Halbsitzend angeschmiegt,
Ergreift er schnell die Feder,
Die hingeworfen liegt.

Die letzten Sätze schreibt er
Auf ein beschrieben Blatt,
Und unerschüttert bleibt er,
Wie er's durchlesen hat.

Es waren kühne Fragen
Vom Ablaß, tastend spitz,
Die schon im Schooße tragen
Der Knechtschaft Todesblitz.

Jetzt, durch des Abends Grauen
Geht er mit leisem Fuß.
Die schwarzen Häuser schauen
Hernieder ohne Gruß.

Auf einsam stillem Platze
Tritt er zur Kirchenthür,
Die schon mit manchem Satze
Beklebt ward für und für.

Durchs Dunkel rauscht ein Bronnen
Eintönig ohne Ruh,
Als ob es, wie's begonnen,
Müßt' bleiben immerzu.

Wie er sein Blatt anklebte,
Gab Niemand Achtung drauf,
Rings Todtenstille schwebte,
Sein Herz nur schlug laut auf.

Ein Junge nur bleibt stehen,
Den spät der Meister schickt,
Um pfeifend fortzugehen,
Sobald er hingeblickt.

Doch wie der Mönch sich kehret
Heimwärts, schaut er empor,
Sieht einen Fleck verkläret
Im schwarzen Wolkenflor.

Die Wolken ziehn zur Seiten:
Aus blauer Lucke bricht
Hervor nach kurzem Streiten
Ein Stern so wunderlicht.

So lockt aus dunklem Schachte
Mit eins der Tag hinauf,
Der Bergmannssohn sprach sachte:
Die Wahrheit siegt. Glück auf!

Lied des Verfolgten.

Und wollen sie mein Aug' auch blenden,
Verfinstert drum die Sonne sich?
Und wenn sie mich zum Kerker senden —
Die Freiheit siegt auch ohne mich.

Und wenn sie mir die Hand auch binden,
Weil sie die Feder schwingt als Schwert —
Es wird sich Hand und Feder finden,
So lang ein Herz nach Gott begehrt.

Und ob sich auch in Finsternissen
Mein Wort, der Gotteshauch, verlor —
Den Einen Ton wird man nicht missen
Im tausendstimm'gen Donnerchor.

Nicht wird sofort der Frühling enden
Mit Saft und Kraft, mit Licht und Schall,
Weil ihr mit tölpelhaften Händen
Erschluget eine Nachtigall.

Emanuel Geibel,

Sohn des Predigers der evangelisch-reformirten Gemeinde zu Lübeck: Dr. Johannes Geibel, ist am 18. Oktober 1815 in Lübeck geboren. Vorgebildet auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, widmete er sich von 1835 bis 1838 auf den Universitäten zu Bonn und Berlin dem Studium der Alten und der schönen Literatur. Der Umgang mit ausgezeichneten Männern wie Chamisso, Gaudy, Gruppe, Häring, Hitzig und namentlich mit Kugler, konnte nur dazu beitragen, seine Bildung ästhetisch und wissenschaftlich zu fördern. Auch wurde er von Chamisso, der damals gemeinschaftlich mit Schwab den deutschen Musenalmanach herausgab, zu einer freien Mitwirkung an demselben zugelassen. Noch hatte er sein akademisches Triennium nicht vollendet, als ihm durch freundliche Vermittelung Savigny's und des Barons Sina in Wien die Stelle eines Erziehers im Hause des russischen Gesandten, Fürsten Katakazi, zu Athen angetragen wurde. Er verließ im März 1838 Berlin und kam nach einer nicht zu hastigen Reise durch Süddeutschland und die Lombardei im Juni desselben Jahres zu Athen an. Nach Ablauf eines Jahres in fast gänzlich unabhängiger Stellung, nahm er hier mit erneutem Eifer die unterbrochenen philologischen und poetischen Studien auf. Im Herbste 1839 unternahm er mit seinem Freunde Curtius, einem Lübecker Schulgenossen, der schon länger in Griechenland gelebt hatte (später Erzieher der Söhne des Prinzen von Preußen), eine Reise nach den Cykladen, einer Insel im griechischen Archipel. Im Sommer 1840 kehrte er nach Deutschland zurück und veröffentlichte die Frucht jenes Aufenthalts, eine Reihe Uebersetzungen aus den altgriechischen Dichtern, betitelt: „Klassische Studien gemeinschaftlich mit Ernst Curtius" (Bonn 1840); auch gab er seine gesammelten „Gedichte" (Berlin 1840; 20. Aufl. 1850) heraus. Von 1841 bis 1842 lebte Geibel auf des Freiherrn von der Malsburg bei Kassel gelegenem Gute Escheberg, indem er seine Zeit zwischen Uebertragung aus dem Spanischen und lyrischer und dramatischer Produktion theilte. („Zeitstimmen." Lübeck 1841. — „Volkslieder und Romanzen der Spanier; im Versmaße des Originals verdeutscht." Berlin 1843. — „König Roderich; Tragödie." Das. 1844.) Von hier begab er sich wieder nach Lübeck. Im Begriff, zu einem sogenannten Brodstudium überzugehen und sich nach Spanien zu begeben, um dort seine Studien der romanischen Literatur fortzusetzen und sich für eine akademische Laufbahn auszubilden, versetzte ihn die Munifizenz des Königs von Preußen durch Verleihung eines Jahrgehalts, den er seit Neujahr 1843 erhebt, in die angenehme Lage, sich mit ruhigerm Sinn und freierem Umblick dichterischen Arbeiten hinzugeben. Im Frühjahr 1843 ging er zu Freiligrath nach St. Goar am Rheine, wo er einen poetischen Sommer verlebte. Den Winter verbrachte er in Stuttgart und Weinsberg. Im Sommer und Herbste des nächsten Jahres lebte er in Lübeck, Hannover und in Schlesien bei dem Dichter Strachwitz. Der Sommer 1845 führte ihn wieder nach Hannover und von

da nach dem Harze, wo er in dem Klosterorte Ilefeld einige Wochen verbrachte. Hierauf abwechselnd in Berlin, Hamburg und Lübeck weilend und sich mehr, als bisher geschehen war, dem öffentlichen Leben mit seiner Poesie zuwendend, schrieb und veröffentlichte er: „König Sigurd's Brautfahrt; eine nordische Sage" (2 Auflagen, Berlin 1846); — „Zwölf Sonette" (an Schleswig Holstein; Lübeck 1846); — und die „Juniuslieder" (Stuttg. und Tübingen 1848; 4. Miniatur-Ausgabe 1849), worin mit Einschluß der beiden vorher genannten Erzeugnisse Alles enthalten ist, was er in der letzten Zeit Lyrisches und Episches zum Abschluß gebracht hat.

Mit Geibel sehen wir für die deutsche moderne Lyrik einen Abschnitt eintreten, von welchem an die Literaturgeschichte eine neue Periode wird zu beginnen haben. Nach den Phasen der zuerst konservativ-liberalen, dann radikalen politischen Richtung — vorbereitet durch das Element der Negation, der wildlustigen Verneinung alles Hohen und Heiligen, das an H. Heine seinen namhaftesten Vertreter fand; entwickelt zu jenem Geiste der Opposition, wodurch jene aus dem Gebiete der Moral auf das der Politik übertragen und die Poesie zur Trägerin der letztern gemacht worden ist — nach den Phasen des Sozialismus und Kommunismus, wo die Lyrik, in der Fermentation des sozialen Lebens der Gegenwart reichen Stoff findend, als eifrige Bundesgenossin der neufranzösischen Romantik, das Proletariat unter ihre Flügel nahm, aber nicht als Versöhnerin, sondern um den durch die Gesellschaft gehenden Riß zur Kluft zu erweitern: bildet zunächst die Geibel'sche Lyrik noch vor dem Abschlusse der Gährungsperiode den Uebergang zur Phase der Humanität, jener versöhnenden Vermittelung der Widersprüche, woran die Menschheit krankt, die in Leben und Kunst so Noth thut und dem Zweck der Poesie, eine Verschönerin des Lebens zu seyn, so vollkommen entspricht. Geibel ist ein wahrer, vielbegabter Dichter, dessen ausgesprochenes Fach die Lyrik, vorzugsweise das Lied ist. Seine Phantasie nimmt keinen hohen Flug; nicht Tiefe der Reflexion ist's, was wir in seinen Dichtungen bewundern können; die Elemente, deren die Koryphäen der Neuzeit sich mit solchem Erfolge bemächtigten, daß sie fast maßgebend für die Anerkennung in weiteren Kreisen geworden, sind bei ihm nur in geringem Grade vertreten — und dessen ungeachtet haben seine „Gedichte" in der kurzen Zeit von zwölf Jahren zwanzig Auflagen erlebt. Fragen wir, was ihn so populär gemacht haben mag, so ist es beim sprachlichen Wohlklang und dem Liebreiz der Form ohne Zweifel zunächst die Singbarkeit seiner Lieder, welche, getragen von den beliebtesten Komponisten unserer Zeit, so rasch die Runde durch ganz Deutschland machten; es ist seine reiche und vielseitige Geistes- und Gemüthsbildung, sein Streben nach Maß als der Grundbedingung des Schönen, die Klarheit und meisterhafte Durchführung der Gedanken, und ganz besonders noch eine empfängliche, seelenvolle Auffassung der Natur, eine gemüthreiche Beziehung gegebener Verhältnisse und Situationen auf die Individualität des Dichters, verbunden mit der gefälligen Gabe, den gebotenen Gegenstand von jener Seite zu fassen, die einer mehr weichen als kräftigen Lyrik die besten Anhaltspunkte darbietet. Man sieht aus allen seinen Leistungen, daß seine edle Natur am Besten und Schönsten aller Nationen sich heraufgebildet hat und von ihm durchdrungen wurde. — In die politische Fronde hat er sich nur in so fern begeben, als es des Dichters Beruf ist, die großen öffentlichen Erscheinungen seiner Zeit zu erfassen und ihr Organ zu werden, ohne jedoch außer Acht zu lassen, daß nur das wahrhaft Poetische, Ideelle, Beständige, Ewige im Zeitlichen, Gegenstand der Poesie seyn soll, nicht das Vorübergehende, Flüchtige, vom Augenblick Geborene. Tief abgeneigt allen destruktiven Tendenzen, aber begeistert für das Ewiggute, für die schöne lautere Menschlichkeit, für die Größe und Herrlichkeit des Vaterlandes, will er vielmehr „bauen, bilden und versöhnen."

Der Knabe mit dem Wunderhorn.

Ich bin ein lust'ger Geselle,
Wer könnt' auf Erden fröhlicher seyn?
Mein Rößlein so helle, so helle,
Das trägt mich mit Windesschnelle
In's blühende Leben hinein —
Trarah!
In's blühende Leben hinein.

Es tönt an meinem Munde
Ein silbernes Horn von süßem Schall,
Es tönt wohl manche Stunde;
Von Fels und Wald in der Runde
Antwortet der Wiederhall —
Trarah!
Antwortet der Wiederhall.

Und komm' ich zu festlichen Tänzen,
Zu Scherz und Spiel im sonnigen Wald,
Wo schmachtende Augen mir glänzen
Und Blumen den Becher bekränzen,
Da schwing' ich vom Roß mich alsbald —
Trarah!
Da schwing' ich vom Roß mich alsbald.

Süß lockt die Guitarre zum Reigen,
Ich küsse die Mädchen, ich trinke den Wein;
Doch will hinter blühenden Zweigen
Die purpurne Sonne sich neigen,
Da muß es geschieden seyn —
Trarah!
Da muß es geschieden seyn.

Es zieht mich hinaus in die Ferne;
Ich gebe dem flüchtigen Rosse den Sporn —
Ade! Wohl blieb' ich noch gerne,
Doch winken schon andere Sterne,
Und grüßend vertönet das Horn —
Trarah!
Und grüßend vertönet das Horn.

Vorüber.

O darum ist der Lenz so schön,
Mit Duft und Strahl und Lied,
Weil singend über Flur und Höh'n
So bald er weiter zieht;

Und darum ist so süß der Traum,
Den erste Liebe webt,
Weil schneller wie die Blüth' am Baum
Er welket und verschwebt.

Und doch! Er läßt so still erwärmt,
So reich das Herz zurück;
Ich hab' geliebt, ich hab' geschwärmt,
Ich preis' auch das ein Glück.

Gesogen hab' ich Strahl auf Strahl
In's Herz den kurzen Tag;
Die schöne Sonne sinkt zu Thal,
Nun komme, was da mag.

Sei's bittres Leid, sei's neue Lust,
Es soll getragen seyn —
Der sichre Schatz in meiner Brust
Bleibt dennoch ewig mein.

Spielmanns Lied.

Und legt ihr zwischen mich und sie
Auch Strom und Thal und Hügel,
Gestrenge Herrn, ihr trennt uns nie,
Das Lied, das Lied hat Flügel.
Ich bin ein Spielmann wohlbekannt,
Ich mache mich auf die Reise,
Und sing' hinfort durchs weite Land
Nur noch die Eine Weise:
Ich hab' dich lieb, du Süße,
Du meine Lust und Qual,
Ich hab' dich lieb und grüße
Dich tausend, tausend Mal!

Durch Stadt und Dorf, durch Wies' und Korn
Spiel' ich's auf meinen Zügen,
Da singen's bald zu Nacht am Born
Die Mägde mit den Krügen;
Der Jäger summt es vor sich her,
Spürt er am Buchenhage;
Der Fischer wirft sein Netz ins Meer
Und singt's zum Ruderschlage:
Ich hab' dich lieb, du Süße,
Du meine Lust und Qual,
Ich hab' dich lieb und grüße
Dich tausend, tausend Mal!

Und wandr' ich durch den laub'gen Wald,
Wo Fink' und Amsel schweifen:
Mein Lied erlauscht das Völkchen bald,
Und hebt es an zu pfeifen.
Und auf der Haide hört's der Wind,
Der spannt die Flügel heiter,
Und trägt es über den Strom geschwind,
Und über den Berg, und weiter:
Ich hab' dich lieb, du Süße,
Du meine Lust und Qual,
Ich hab' dich lieb und grüße
Dich tausend und tausend Mal!

Und frischer Wind und Waldvöglein,
Und Fischer, Mägd' und Jäger,
Die müssen alle Boten seyn
Und meiner Liebe Träger.
So kommt's im Ernst, so kommt's im Scherz
Zu deinem Ohr am Ende,
Und wenn du's hörst, da pocht dein Herz,
Du spürst es, wer es sende:
Ich hab' dich lieb, du Süße,
Du meine Lust und Qual,
Ich hab' dich lieb und grüße
Dich tausend, tausend Mal!

Die Wasserrose.

Die stille Wasserrose
Steigt aus dem blauen See,
Die Blätter flimmern und blitzen,
Der Kelch ist weiß wie Schnee.

Da gießt der Mond vom Himmel
All seinen goldnen Schein,
Gießt alle seine Strahlen
In ihren Schooß hinein.

Im Wasser um die Blume
Kreiset ein weißer Schwan,
Er singt so süß, so leise,
Und schaut die Blume an.

Er singt so süß, so leise,
Und will im Singen vergehn —
O Blume, weiße Blume,
Kannst du das Lied verstehn?

Abendfeier in Venedig.

Ave Maria! Meer und Himmel ruhn,
Von allen Thürmen hallt der Glocken Ton;
Ave Maria! Laßt vom ird'schen Thun,
Zur Jungfrau betet, zu der Jungfrau Sohn!

Des Himmels Schaaren selber knieen nun
Mit Lilienstäben vor des Vaters Thron,
Und durch die Rosenwolken wehn die Lieder
Der sel'gen Geister feierlich hernieder.

O heil'ge Andacht, welche jedes Herz
Mit leisen Schauern wunderbar durchdringt!
O sel'ger Glaube, der sich himmelwärts
Auf des Gebetes weißem Fittig schwingt! —
In milde Thränen löst sich da der Schmerz,
Indeß der Freude Jubel sanfter klingt. —
Ave Maria! Wenn die Glocke tönet,
So lächeln Erd' und Himmel mild versöhnet.

Herbstgefühl.

O wär' es blos der Wange Pracht,
Die mit den Jahren flieht!
Doch das ist's, was mich traurig macht,
Daß auch das Herz verblüht;

Daß, wie der Jugend Ruf verhallt
Und wie der Blick sich trübt,
Die Brust, die einst so heiß gewallt,
Vergißt, wie sie geliebt.

Ob von der Lippe dann auch kühn
Sich Witz und Scherz ergießt,
'S ist nur ein heuchlerisches Grün,
Das über Gräbern sprießt.

Die Nacht kommt, mit der Nacht der Schmerz,
Der eitle Flimmer bricht;
Nach Thränen sehnt sich unser Herz,
Und findet Thränen nicht.

Wir sind so arm, wir sind so müd;
Warum, wir wissen's kaum,
Wir fühlen nur, das Herz verblüht,
Und alles Glück ist Traum.

O Jugendzeit!

O Jugendzeit, du grüner Wald,
Darin der Liebe Röslein blüht,
Wie ist dein Rauschen mir verhallt,
Verhallt im Ohr und im Gemüth!
Voll Liederlust der frische Muth,
Der helle Blick, der kecke Sinn,
Das rasche, rothe Dichterblut,
O sprich, o sprich, wo sind sie hin!

Es kamen Zeiten schwer wie Blei,
Der Zweifel schlich in diese Brust,
Der Traum der Neigung floh vorbei,
Und blasser wurden Licht und Lust;
Und wenn ich in die Zukunft schau',
Das ist nicht mehr das alte Gold,
Ich seh' ein trübes Nebelgrau,
Wie's herbstlich um die Berge rollt.

Und doch getrost! Die Blüthenzeit
Verweht hat sie des Windes Flucht,
Doch reift in tiefer Einsamkeit,
Und unter Schmerzen reift die Frucht.
Die Sehnsucht lass' ich nimmer los,
Sie wächst in kranker Brust und schwillt,
Wie in der dunkeln Muschel Schooß
Empor die lichte Perle quillt.

Drum klag' ich nicht, drum zag' ich nicht,
Sie halt' ich fest in Noth und Pein,
Und wenn mein Herz im Kampfe bricht,
So muß die Sehnsucht Flügel seyn.
Da schwingt sie kühn sich auf mit mir,
Daß hell wie Liedesgruß es schallt,
Und schwebt, und trägt mich heim zu dir,
O Jugendzeit, du grüner Wald!

Wie es geht.

Sie redeten ihr zu: Er liebt dich nicht,
Er spielt mit dir — da neigte sie das Haupt,
Und Thränen perlten ihr vom Angesicht
Wie Thau von Rosen; o, daß sie's geglaubt!
Denn als er kam und zweifelnd fand die Braut,
Ward er voll Trotz; nicht trübe wollt' er scheinen,
Er sang und spielte, trank und lachte laut,
Um dann die Nacht hindurch zu weinen.

Wohl pocht' ein guter Engel an ihr Herz:
„Er ist doch treu, gieb ihm die Hand, o gieb!“
Wohl fühlt' auch er durch Bitterkeit und Schmerz:
„Sie liebt dich doch, sie ist ja doch dein Lieb.
Ein freundlich Wort nur sprich, ein Wort vernimm,
So ist der Zauber, der euch trennt, gebrochen.“ —
Sie gingen — sahn sich — o, der Stolz ist schlimm —
Das Eine Wort blieb ungesprochen.

Da schieden sie. Und wie im Münsterchor
Verglimmt der Altarlampe rother Glanz —
Erst wird er matt, dann flackert er empor
Noch einmal hell, und dann verlischt er ganz —
So starb die Lieb' in ihnen, erst beweint,
Dann heiß zurückersehnt, und dann — vergessen,
Bis sie zuletzt, es sei ein Wahn, gemeint,
Daß sie sich je dereinst besessen.

Nur manchmal fuhren sie im Mondenlicht
Vom Kissen auf — von Thränen war es naß,
Und naß von Thränen war noch ihr Gesicht;
Geträumet hatten sie — ich weiß nicht, was.
Dann dachten sie der alten schönen Zeit,
Und an ihr nichtig Zweifeln, an ihr Scheiden,
Und wie sie nun so weit, so ewig weit.
O Gott, vergib, vergib den Beiden!

Cita mors ruit.

Der schnellste Reiter ist der Tod,
Er überreitet das Morgenroth,
Des Wetters rasches Blitzen,
Sein Roß ist fahl und ungeschirrt,
Die Senne schwirrt, der Pfeil erklirrt
Und muß im Herzen sitzen.

Durch Stadt und Dorf, über Berg und Thal
Im Morgenroth, im Abendstrahl
Geht's fort mit wildem Jagen,
Und wo er floh mit Ungestüm,
Da schallen die Glocken hinter ihm,
Und Grabeslieder klagen.

Dem Schöffen blickt er in's Gesicht,
Der just das weiße Stäblein bricht,
Da sinkt's ihm aus den Händen;
Ein Mägdlein windet Blüth' und Klee,
Er tritt heran — ihr wird so weh —
Wer mag den Strauß vollenden?

Drum sei nicht stolz, o Menschenkind!
Du bist dem Tod wie Spreu dem Wind,
Und magst du Kronen tragen.
Der Sand verrinnt, die Stunde schlägt,
Und eh' ein Hauch dies Blatt bewegt,
Kann auch die deine schlagen.

Wenn sich zwei Herzen scheiden.

Wenn sich zwei Herzen scheiden,
Die sich dereinst geliebt,
Das ist ein großes Leiden,
Wie's größres nimmer giebt.
Es klingt das Wort so traurig gar:
Fahrwohl, fahrwohl auf immerdar,
Wenn sich zwei Herzen scheiden,
Die sich dereinst geliebt,

Als ich zuerst empfunden,
Daß Liebe brechen mag:
Mir war's, als sei verschwunden
Die Sonn' am hellen Tag.
Mir klang's im Ohre wunderbar:
Fahrwohl, fahrwohl auf immerdar,
Da ich zuerst empfunden,
Daß Liebe brechen mag.

Mein Frühling ging zur Rüste,
Ich weiß es wohl, warum;
Die Lippe, die mich küßte,
Ist worden kühl und stumm.
Das Eine Wort nur sprach sie klar:
Fahrwohl, fahrwohl auf immerdar!
Mein Frühling ging zur Rüste,
Ich weiß es wohl, warum.

Morgenwanderung.

Wer recht in Freuden wandern will,
Der geh' der Sonn' entgegen;
Da ist der Wald so kirchenstill,
Kein Lüftchen mag sich regen;
Noch sind nicht die Lerchen wach,
Nur im hohen Gras der Bach
Singt leise den Morgensegen.

Die ganze Welt ist wie ein Buch,
Darin uns aufgeschrieben
In bunten Zeilen manch ein Spruch,
Wie Gott uns treu geblieben;
Wald und Blumen nah und fern
Und der helle Morgenstern
Sind Zeugen von seinem Lieben.

Da zieht die Andacht wie ein Hauch
Durch alle Sinnen leise,
Da pocht an's Herz die Liebe auch
In ihrer stillen Weise,
Pocht und pocht, bis sich's erschließt,
Und die Lippe überfließt
Von lautem, jubelndem Preise.

Und plötzlich läßt die Nachtigall
Im Busch ihr Lied erklingen,
In Berg und Thal erwacht der Schall
Und will sich aufwärts schwingen,
Und der Morgenröthe Schein
Stimmt in lichter Gluth mit ein:
Laßt uns dem Herrn lobsingen!

Minnelied.

Es gibt wohl Manches, was entzücket,
Es gibt wohl Vieles, was gefällt:
Der Mai, der sich mit Blumen schmücket,
Die güldne Sonn' im blauen Zelt.
Doch weiß ich Eins, das schafft mehr Wonne,
Als jeder Glanz der Morgensonne,
Als Rosenblüth' und Lilienreis;
Das ist, getreu im tiefsten Sinne
Zu tragen eine fromme Minne,
Davon nur Gott im Himmel weiß.

Wem er ein solches Gut beschieden,
Der freue sich und sei getrost,
Ihm ward ein wunderbarer Frieden,
Wie wild des Lebens Brandung tos't.
Mag alles Leiden auf ihn schlagen:
Sie lehrt ihn nimmermehr verzagen,
Sie ist ihm Hort und sichrer Thurm;
Sie bleibt im Labyrinth der Schmerzen
Die Fackelträgerin dem Herzen,
Bleibt Lenz im Winter, Ruh' im Sturm.

Doch suchst umsonst auf irrem Pfade
Die Liebe du im Drang der Welt,
Denn Lieb' ist Wunder, Lieb' ist Gnade,
Die wie der Thau vom Himmel fällt.
Sie kommt wie Nelkenduft im Winde,
Sie kommt, wie durch die Nacht gelinde
Aus Wolken fließt des Mondes Schein;
Da gilt kein Ringen, kein Verlangen,
In Demuth mußt du sie empfangen,
Als kehrt' ein Engel bei dir ein.

Und mit ihr kommt ein Bangen, Zagen,
Ein Träumen aller Welt versteckt;
Mit Freuden mußt du Leide tragen,
Bis aus dem Leid ihr Kuß dich weckt;
Dann ist dein Leben ein geweihtes,
In deinem Wesen blüht ein zweites,
Ein reineres voll Licht und Ruh;
Und todesfroh in raschem Fluthen
Fühlst du das eigne Ich verbluten,
Weil du nur wohnen magst im Du.

Das ist die köstlichste der Gaben,
Die Gott dem Menschenherzen gibt,
Die eitle Selbstsucht zu begraben,
Indem die Seele glüht und liebt.
O süß Empfangen, sel'ges Geben!
O schönes Ineinanderweben!
Hier heißt Gewinn, was sonst Verlust;
Je mehr du schenkst, je froher scheinst du,
Je mehr du nimmst, je sel'ger weinst du;
O, gib das Herz aus deiner Brust!

In ihrem Auge deine Thränen,
Ihr Lächeln sanft um deinen Mund,
Und all dein Denken, Träumen, Sehnen,
Ob's dein, ob's ihr, dir ist's nicht kund.
Wie wenn zwei Büsche sich verschlingen,
Aus denen junge Rosen springen,
Die weiß, die andern roth erglüht,
Und keiner merkt, aus wessen Zweigen
Die hellen und die dunkeln steigen:
So ist's; du fühlest nur: es blüht.

Es blüht; es ist ein Lenz tiefinnen,
Ein Geisteslenz für immerdar,
Du fühlst in dir die Ströme rinnen
Der ew'gen Jugend wunderbar;
Die Flammen, die in dir frohlocken,
Sind stärker als die Aschenflocken,
Mit denen Alter droht und Zeit;
Es leert umsonst der Tod den Köcher,
So trinkst du aus der Liebe Becher
Den süßen Wein: Unsterblichkeit.

Den Verneinenden.

Ich will es immerhin euch gern erlauben,
Daß ihr mich rechnet als der Schwachen Einen,
Doch sollt ihr meinem Auge nicht das Weinen,
Noch meinem Mund der Freude Lächeln rauben.

Zu eurer Höhe kann ich mich nicht schrauben,
Wo statt der Sonne frost'ge Sterne scheinen;
Ich kann nicht hassen blos, und blos verneinen;
Dies Herz bedarf's, zu lieben und zu glauben.

Daß ihr euch Heiden nennet, hör' ich sagen;
Doch jene sah'n den Gott im Sturm der Meere,
Den Gott im Donner und im Sonnenwagen.

Ihr aber möchtet frech mit erznem Speere
In Trümmern jedes Götterbild zerschlagen —
So bleibt euch nichts dann als die große Leere.

Mein Weg.

Ich hör' es wohl, es rufen die Partei'n:
„Komm her, und woll' uns endlich angehören;
Der rüst'ge Harfner sei zu unsern Chören,
Und schling' als Kranz dein Lied um unsern Wein!"

Mein ewig Echo bleibt ein ruhig: Nein,
Denn zu der Fahnen keiner kann ich schwören;
Den Gott im Busen darf kein Schlagwort stören,
Ich folge meinem Stern und geh' allein.

Dem Wandrer bin ich gleich am Felsenhang,
Dem schroff die Wand sich thürmt zur rechten Seite,
Zur Linken braust der See mit dumpfem Klang.

Doch rühr' ich fromm die Saiten, wie ich schreite,
Und oftmals will's mir däuchten beim Gesang,
Daß mich wie Kaiser Max ein Engel leite.

An Georg Herwegh.

(Februar 1842.)

Es scholl dein Lied mir in das Ohr
So schwertesscharf, so glockentönig,
Als wär' aus seiner Gruft empor
Gewallt ein alter Dichterkönig.
Und doch! Ich weis' es nicht von mir,
Ich muß dich in die Schranken laden;
Komm an in voller Harnischzier,
Auf Tod und Leben Kampf mit dir,
Kampf, du Poet von Gottes Gnaden!

Bist du dir selber klar bewußt,
Daß deine Lieder Aufruhr läuten;
Daß Jeglicher nach seiner Brust
Das Aergste mag aus ihnen deuten?
Der Zwerg, der matte Pfeile schnitzt,
Wohl — schieß' er ohne fest zu zielen;
Doch wer vom Wetterlicht umblitzt
Im Donnerwagen grollend sitzt,
Der soll nicht mit den Zügeln spielen.

Fürwahr, ein Sämann schreitest du,
Der Samen streut, doch der Zerstörung;
Ein Glöckner, der aus ihrer Ruh
Die Völker stürmt, doch zur Empörung.
Du willst die Flamme, die so rein
Und heilig strahlt durch alle Lande,
Du willst den warmen Gottesschein
Zur Fackel Herostrats entweihn,
Und schwingst sie wild zum Tempelbrande.

Wozu sonst dieses Schwerterklirr'n,
Die Kriege, die dein Lied gefodert,
Die hast'ge Gluth, die durch dein Hirn
In tausend Funken prächtig lodert?
O nein! Das ist nicht deutsche Art!
Wohl kämpfen wir auch für das Neue;
Um's Freiheitsbanner dicht geschaart
So steh'n auch wir; doch aufbewahrt
Aus alter Zeit blieb uns die Treue.

Verhaßt auch uns ist der Baschkir,
Der Unterjocher der Gedanken,
Und keinen Deut begehren wir
Von jenen übermüth'gen Franken.
Wir wollen auch, daß frei das Wort
Durch alle Lüfte möge fluthen;
Es dünkt auch uns in Süd und Nord
Das Wort der beste Freiheitshort —
Doch soll darum dein Volk verbluten?

Nein! Glaub', der Tag ist bald erwacht,
Der Morgen naht, wo wir's erringen,
Nicht ohne Kampf, doch ohne Schlacht,
Der Geist ist stärker als die Klingen.
Geharnischt steht er auf dem Plan,
Er, der mit Luthern einst gefochten;
Durch tausend Lanzen bricht er Bahn,
Und mag die Hölle dräuend nahn:
Der Lorbeer bleibt ihm doch geflochten.

Drum thu' dein Schwert an seinen Ort,
Wie Petrus that, da er gesündigt;
Die Freiheit geht nicht aus auf Mord,
Blick' nach Paris, das dir's verkündigt.
Vom Geist will sie gewonnen seyn;
Und wer ihr Kleid so rein und heiter
Mit blut'ger Makel mag entweihn,
Und säng' er Engelsmelodei'n:
Der ist der Welt, nicht Gottes Streiter.

Ich sing' um keines Königs Gunst,
Es herrscht kein Fürst, wo ich geboren;
Ein freier Priester freier Kunst
Hab' ich der Wahrheit nur geschworen.
Die werf' ich keck dir in's Gesicht,
Keck in die Flammen deines Branders;
Und ob die Welt den Stab mir bricht:
In Gottes Hand ist das Gericht;
Gott helfe mir! — Ich kann nicht anders.

An den König von Preußen.

(Nach Empfang eines Jahrgehalts, im Dezember 1842.)

Ich habe nie nach Gunst gerungen,
Ich sang allein, was ich gemußt;
Wie Rosen, frisch dem Lenz entsprungen,
So brach's hervor aus meiner Brust.

Und fröhlich streut' ich in die Winde
Die leichte, reiche Blumenpracht;
Ob sie der Freund, der Tadler finde,
Ich hab' es nie zuvor bedacht.

Doch dir, o Fürst aus edlem Stamme,
Der treu vor Gott sein Volk regiert,
Den schöner noch des Geistes Flamme
Als seiner Väter Krone ziert,
Auf den, wenn sich die Wolken schwärzen,
Als Leuchtthurm schauet Deutschlands Kern:
Wie dank' ich dir aus tiefstem Herzen,
Wie dank' ich Alles dir so gern.

Was ich aus unsrer Wälder Stille,
An Hellas' Strand umsonst begehrt,
Das hat dein königlicher Wille
Aus freien Hulden mir gewährt;
Du gabst ein Leben mir vom Staube
Des niedern Marktes unberührt,
Ein Leben, wie's im grünen Laube
Der freie Vogel singend führt.

So helfe Gott mir, daß ich walte
Mit Ernst des Pfundes, das mir ward,
Daß ich getreu am Banner halte
Der deutschen Ehre, Zucht und Art.
Fern von dem Schwarm, der unbesonnen
Altar und Herz in Trümmern schlägt,
Quillt mir der Dichtung heil'ger Bronnen
Am Felsen, der die Kirche trägt.

Nicht, daß mir drum in Nacht versunken
Die Welt und ihre Schönheit sei;
Nein! wer aus jenem Born getrunken,
Dem ward erst ganz die Lippe frei.
Sein ernster Muth mag fröhlich scherzen,
Des Grundes, drauf er steht, bewußt;
Er trägt erblüht im reinen Herzen
Den Rosengarten jeder Lust.

Und wo die grimmsten Qualen bluten,
In jeden Abgrund schaut er kühn,
Sieht er doch ob den finstern Fluthen
Den Bogen der Versöhnung glühn.
Den Fluch, den Oedipus entsandte,
Er zeugt ihn neu aus heiterm Sinn,
Und schreitet unversehrt, wie Dante,
Selbst durch der Hölle Flammen hin.

So laß mich stehn, so laß mich ringen
Und so durch Wonn' und Jammer gehn!
Kein eitel Spielwerk ist mein Singen,
Ich spür' in mir des Geistes Wehn.
Und ob auch der Vernichtung Tönen
Der Haufe rasch entgegenflammt:
Zu bau'n, zu bilden, zu versöhnen,
Fürwahr, mich dünkt's ein besser Amt.

Ob jemals ich den Kranz gewinne, — Des Dichters Preis, wer sagt es an!
Steil ragt empor des Ruhmes Zinne, — Und kaum betrat ich erst die Bahn.
Doch rührt von jenen dunkeln Zweigen — Ein Blatt auch nur die Stirne mir:
Der Mutter sei's geweiht zu eigen, — Dem deutschen Vaterland, — und Dir.

Hoffnung.

Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trotzigen Geberden,
Und streut er Eis und Schnee umher,
Es muß doch Frühling werden.

Und drängen die Nebel noch so dicht
Sich vor den Blick der Sonne,
Sie wecket doch mit ihrem Licht
Einmal die Welt zur Wonne.

Blas't nur, ihr Stürme, blas't mit Macht,
Mir soll soll darob nicht bangen;
Auf leisen Sohlen über Nacht
Kommt doch der Lenz gegangen.

Da wacht die Erde grünend auf,
Weiß nicht, wie ihr geschehen,
Und lacht in den sonnigen Himmel hinauf,
Und möchte vor Lust vergehen.

Sie flicht sich blühende Kränze in's Haar,
Und schmückt sich mit Rosen und Aehren:
Und läßt die Brünnlein rieseln klar,
Als wären es Freudenzähren.

Drum still! Und wie es frieren mag,
O Herz, gib dich zufrieden;
Es ist ein großer Maientag
Der ganzen Welt beschieden.

Und wenn dir auch oft bangt und graut,
Als sei die Höll' auf Erden,
Nur unverzagt auf Gott vertraut!
Es muß doch Frühling werden.

Kriegslied.

Und wenn uns nichts mehr übrig blieb,
So blieb uns doch ein Schwert,
Das zorngemuth mit scharfem Hieb
Dem Trutz des Fremdlings wehrt;
So blieb die Schlacht als letzt Gericht
Auf Leben und auf Tod;
Und wenn die Noth nicht Eisen bricht,
Das Eisen bricht die Noth.

Wohlauf, du kleine Schaar, wohlauf;
Vertrau' auf Gott den Herrn!
Es geht ein Stern am Himmel auf,
Das ist der Freiheit Stern.
Als wie ein Frühlingssturm erbraust
Der Völker Aufgebot;
Da fährt an's Eisen jede Faust,
Das Eisen bricht die Noth.

Und ob der fremden Söldner Schaar
Wie Dünensand sich mehrt:
Getrost, je größer die Gefahr,
Je höher Herz und Schwert!
Und ob aus seiner Höllenburg
Der Teufel selber droht:
Ein kühner Muth geht mitten durch,
Das Eisen bricht die Noth.

Schon hallt des Feind's Trompetenruf
Kanonen brummen drein —
Wohlauf, wohlauf mit raschem Huf
In seine Lanzenreih'n!
Es klingt der Stahl, es steigt der Brand
Die Bronnen springen roth —
So grüß' dich Gott, mein deutsches Land!
Das Eisen bricht die Noth.

Das ist's.

Das ist's, was an der Menschenbrust
Mich oftmals läßt verzagen,
Daß sie den Kummer wie die Lust
Vergißt in wenig Tagen.

Und ist der Schmerz, um den es weint,
Dem Herzen noch so heilig —
Der Vogel singt, die Sonne scheint,
Vergessen ist er eilig.

Und war die Freude noch so süß,
Ein Wölkchen kommt gezogen,
Und vom erträumten Paradies
Ist jede Spur verflogen.

Und fühl' ich das, so weiß ich kaum,
Was weckt mir tief're Schauer,
Daß also kurz der Freude Traum,
Oder so kurz die Trauer!

Nachts am Meere.

Es schlief das Meer und rauschte kaum
Und war doch allen Schimmers voll,
Der durch der Wolken Silberflaum
Vom lichten Monde niederquoll;
Im Blau verschwamm die ferne Fluth,
Wie Bernstein flimmerte der Sand;
Ich aber schritt in ernstem Muth
Hinunter und hinauf den Strand.

O was in solcher stillen Nacht
Durch eine Menschenseele zieht,
Bei Tag hat's keiner nachgedacht,
Und spricht es aus kein irdisch Lied.
Es ist ein Hauch, der wunderbar
Aus unsrer ew'gen Heimat weht,
Ein innig Schauen tief und klar,
Ein Lächeln halb und halb Gebet.

Da spürst du still und körperlos
Ein segnend Walten um dich her,
Du fühlst, du ruhst in Gottes Schoos,
Und wo du wandelst, wallt auch Er;
Die Thränen all sind abgethan,
Die Dornen tragen Rosengluth,
Es taucht die Liebe wie ein Schwan
Aus deines Lebens dunkler Fluth.

Und was am schwersten dich bedroht,
Dir zeigt's ein liebes Angesicht,
Zum Freiheitsherold wird der Tod,
Der deines Wesens Siegel bricht;
Du schaust in's Aug' ihm still vertraut,
Von heil'gem Schauer nur berührt,
Gleich wie ein Bräut'gam, den die Braut
Zum seligsten Geheimniß führt.

Genug, genug! Halt ein, mein Lied, — Denn was bei Nacht und Mondenlicht
Durch eine Menschenseele zieht, — Das sagt kein irdisches Gedicht;
Ein Hauch ist's, der da wunderbar — Von Edens Friedenspalmen weht,
Ein wortlos Schauen tief und klar, — Ein Lächeln halb, und halb Gebet.

Ich sah den Wald sich färben.

Ich sah den Wald sich färben,
Die Luft war grau und stumm;
Mir war betrübt zum Sterben,
Und wußt' es kaum, warum.

Durch's Feld vom Herbstgestäude
Hertrieb das dürre Laub;
Da dacht' ich: deine Freude
Ward so des Windes Raub.

Dein Lenz, der blüthenvolle,
Dein reicher Sommer schwand;
An die gefrorne Scholle
Bist du nun festgebannt.

Da plötzlich floß ein klares
Getön in Lüften hoch:
Ein Wandervogel war es,
Der nach dem Süden zog.

Ach, wie der Schlag der Schwingen,
Das Lied in's Ohr mir kam,
Fühlt' ich's wie Trost mir dringen
Zum Herzen wundersam.

Es mahnt' aus heller Kehle
Mich ja der flücht'ge Gast:
Vergiß, o Menschenseele,
Nicht, daß du Flügel hast!

Heimweh.

O Heimatliebe, Heimatlust,
Du Born der Sehnsucht unergründet,
Du frommer Strahl, in jeder Brust
Vom Himmel selber angezündet,
Gefühl, das wie der Tod so stark
Uns eingesenkt ward bis in's Mark,
Das uns das Thal, da wir geboren,
Mit tausendfarb'gem Schimmer schmückt,
Und wär's im Steppensand verloren,
Und wär's von ew'gem Schnee gedrückt:
Wohl keinem ward zum tiefsten Grunde
Von deiner Allgewalt die Kunde,
Der pilgernd nie aus seinem Ohr
Der Muttersprache Laut verlor,
Und nie, an fremder Thür gesessen,
Der Fremde bittres Brod gegessen.

Doch wer, vom eignen Herd verbannt,
Irrt in ungastlich fernem Land,
Der Wand'rer, der auf wüstem Meer
Nur Luft und Wasser sieht umher,
Der Pilger, der mit kecken Sinnen
Durch Wälder, über Bergeszinnen
Auf irrem Pfad zu weit geschweift,
Der ist's, den deine Macht ergreift;
Doch wandelt ihm sich im Gemüthe

Zum scharfen Dorn die Rosenblüthe,
Du ziehst, o milde Heimatlust,
Als Heimweh durch die kranke Brust.

Dann bist du's, die im Frühlingswalde,
Im Veilchenhag umspielt vom West,
Das arme Kind der eis'gen Halde
Nach seinem Norden schmachten läßt;
Dann bist du's, die mit herber Flamme
Des Polenflüchtlings Herz verzehrt,
Und die dem Sohn von Juda's Stamme
Im Tod die Füße ostwärts kehrt,
Als möcht' er sterbend noch erstreben
Das Land, das ihm versagt im Leben;
Dann lockst du, klingt im Mondenglanze
Des Alphorns heimatsel'ger Gruß,
Zu Straßburg von der hohen Schanze
Den Schweizer in den wilden Fluß,
Und von den Klängen, von den Wogen
Wird er in seinen Tod gezogen. —

Ich selber hab' in vor'gen Jahren
Dies wundersame Weh erfahren,
Da Aegeus' Fluth wie lautres Gold
Zu meinen Füßen noch gerollt.
O wohl ist's schön an jenem Meer,
Die schlanke Palme sah ich ragen,
Der Tempel Säulentrümmer lagen
Umblüht von Rosen um mich her;
Der Himmel wölbte sich kristallen,
Von Düften schien die Luft zu wallen,
Zu leisem Zitherschlag erklang
Vom Meer des Fischers Abendsang,
Der in der Bark' auf lichter Spur
Gen Salamis hinüberfuhr.
Und doch! ich fühlte keine Lust,
Es schlich ein krankhaft brennend Sehnen
Wie Fieberhauch durch meine Brust,
Und kaum erwehrt' ich mich der Thränen.
Ich saß auf zack'gem Fels und lauschte,
Ob nicht aus Nord ein Lüftchen rauschte:
Das sog ich durstig athmend ein,
Als ob's mich tief erquicken müßte;
Es konnte ja zur fernen Küste
Ein Gruß aus Deutschlands Wäldern seyn.

Und ward es still, da blickt' ich wieder
Hinab in's Buch auf meinen Knie'n,
Und ließ die alten goldnen Lieder
Homer's durch meine Seele ziehn;
Den eignen Schmerz dann fühlt' ich mit
Im Jammer, den der Dulder litt,
Ich sucht' ihn in des Sängers Tönen
Zugleich mit jenem zu versöhnen,
Da wurdest du in meinem Weh
Mir oftmals Hoffnung, Trost und Steuer,
Du ewig Lied der Abenteuer,
Du Lied des Heimweh's, Odyssee!

Herbstlich sonnige Tage.

Herbstlich sonnige Tage
Mir beschieden zur Lust,
Euch mit leiserem Schlage
Grüßt die athmende Brust.

O wie waltet die Stunde
Nun in seliger Ruh!
Jede schmerzende Wunde
Schließet leise sich zu.

Nur zu rasten, zu lieben,
Still an sich selber zu baun,
Fühlt sich die Seele getrieben,
Und mit Liebe zu schaun.

Und so schreit' ich im Thale,
In den Bergen, am Bach,
Jedem segnenden Strahle,
Jedem verzehrenden nach.

Jedem leisen Verfärben
Lausch' ich mit stillem Bemühn,
Jedem Wachsen und Sterben,
Jedem Welken und Blühn.

Selig lern' ich es spüren,
Wie die Schöpfung entlang
Geist und Welt sich berühren
Zu harmonischem Klang.

Was da webet im Ringe,
Was da blüht auf der Flur,
Sinnbild ewiger Dinge
Ist's dem Schauenden nur.

Jede sprossende Pflanze,
Die mit Düften sich füllt,
Trägt im Kelche das ganze
Weltgeheimniß verhüllt.

Schweigend blickt's aus der Klippe,
Spricht im Wellengebraus,
Doch mit heiliger Lippe
Deutet die Mus' es aus.

Das Geheimniß der Sehnsucht.

Nun wandelt von den Bergen sacht
Zum See herab die Sommernacht,
Und träumerisch mit heißem Sinn
Durch ihren Schatten schreit' ich hin.
Berauschend schwimmt im Strom der Luft
Daher der Rebenblüthe Duft,
Der Glühwurm webt die lichte Bahn
Im Dunkel an des Thurms Gemäuer,
Und droben glühn mit tiefem Feuer
Die Sterne räthselhaft mich an.

Dies ist die Stunde, da das Lied
Der Sehnsucht durch die Lüfte zieht,
Die tief in Wald, Gestein und Flur
Der Kern ist aller Kreatur;
Der Sehnsucht, die durch Felsen dicht
Den Quell emporzwingt an das Licht,
Die nach dem Himmel aus dem Wald
Mit tausend grünen Armen greift,
Aus hartem Stein als Echo hallt,
Im irren Wind die Welt umschweift.
Die aus der Nachtigallen Kehle
Im Silberton hinperlend quillt,
Und aus der Blumen Auge mild
Dich anschaut mit der stummen Seele.

O Sehnsucht, die du wie ein Kind
In Schlaf gelullt durch süße Lieder,
Doch stets aufs neu erwachst und wieder
Zu weinen anhebst leis' und lind,
Wie nimmst auch mir du Herz und Sinn
Mit deiner Klage ganz dahin!

Mir ist's, ich müßte Flügel heben
Und körperlos in's Weite schweben;
Verschenken müßt' ich wonniglich
Mein bestes Seyn, mein tiefstes Ich;
Den ganzen Schatz der vollen Brust,
Andacht und Liebe, Schmerz und Lust,
Der innersten Gedanken Hort
Ich müßt' ihn in ein einzig Wort
Als wie in güldnen Kelch beschließen,
Um ihn verschwendrisch hinzugießen.

Umsonst! Kein Wort, sei's noch so groß,
Macht dich des tiefen Dranges los,
Den heißen Durst der Seele stillt
Kein Brunnen, der auf Erden quillt.
Wohl wähnt' ich einst in goldnen Stunden
In meines Herzens Maienzeit,
Des Räthsels Lösung sei gefunden,
Und Minne heile jedes Leid;
Doch was so hoch mir war, so lieb,
Mir ward es — und die Sehnsucht blieb.

Darum zur Ruh, mein wild Gemüth!
Nicht Alles wird hier Frucht, was blüht;
Du trägst, der Erde stummer Gast,
In dir, was nur der Himmel faßt.
Was für und für so ruhelos
Dich dunkel treibt auf deinen Wegen,
Es ist das erste Flügelregen
Des Falters in der Puppe Schooß;
Dir selbst bewußt kaum, ist dein Leid
Ein Heimweh nach der Ewigkeit.

Fragment.

Die Nacht ist lau, die Schwäne kreisen,
Entschlummert scheinen Blüth' und Blatt;
Lehn' dich auf des Geländers Eisen,
Dort zeigt am schönsten sich die Stadt.
Siehst du den Häuserkreis den dunkeln,
Aus welchem tausend Lichter funkeln,
Und tief sich spiegeln in der Fluth?
So ist's, wenn mit geschliff'nen Kanten
Ein Kranz von blitzenden Demanten
Auf blauem Sammetkissen ruht.

Komm näher! Sieh, wie hier in Massen
Die Menschenwoge sich ergießt:
Dies sind die Häuser, sind die Gassen,
Wo man erwirbt, wo man genießt.
Von lichtem Kerzenglanz umflossen
Ruht hier im Prunkgewölb' umschlossen
Der fernsten Zonen Schmuck und Zier;
Und horch, aus jenen Säulenhallen
Durch's Klirren der Pokale schallen
Der Gäste Lieder; lauschen wir!

„Laßt andre beten, andre fasten;
Für unsre Stirn der Freude Kranz!
Uns führen hunderttausend Masten
Die Götter her: Genuß und Glanz.
Es schafft die Welt an allen Enden
Für unser Fest mit tausend Händen,
Die Wahl des Köstlichsten ist schwer;
Die Hügel zollen süße Weine,
Die Berge geben Gold und Steine
Und seine Perlen gibt das Meer.

„Schaut dies Gemach an! Die Tapeten
Hat China bunt uns ausgespannt;
Der farb'ge Teppich, drauf wir treten,
Kommt aus der Smyrnioten Hand;
Das Holzwerk, das geädert glänzet,
Hat einst als laub'ger Wald umkränzet
Den hohen Bord von Martinique;
Antwerpen wob des Vorhangs Sammet,
Und aus Venedigs Spiegel flammet
Die Ampel von Paris zurück.

„Drum laßt uns keinen König neiden;
Für ihn die Macht, für uns die Lust!
Mag er in Waffenschmuck sich kleiden,
In Seiden weicher schläft die Brust;
Mag er um Schweiß sich Ruhm erkaufen;
Was frommt ihm, wenn die Zeit verlaufen,
Der Lorbeerkranz, der Thronen Sturz?
Wir wollen, wo die Tafeln brechen,
Den ros'gen Augenblick verzechen:
Das Grab ist schwarz, das Leben kurz.

„Und schafft Musik zum reichen Tische!
Sie fluthe halbgehört dahin,
Und wie ein kühles Bad erfrische
Verhallend sie den heißen Sinn.
Wie lieblich ist's, ihr nachzuträumen,
Wenn in den bildervollen Räumen
Sich Kerzenglanz und Mondlicht mischt,
Und wenn dazu in schäum'gen Strahlen
In weite rothkristallne Schalen
Ausperlend der Champagner zischt.

„Und laßt's an Mädchen, laßt's an losen
Schenkinnen uns gebrechen nie!
Sie sind des Freudengartens Rosen,
Sie sind des Festes Poesie.
Zwei dunkle wollustfeuchte Augen,
Zwei frische Kirschenlippen taugen
Mehr als ein schwer Gespräch zur Lust;
Die Schönheit bleibt des Lebens Giebel,
Und schöner als die schwarze Bibel
Ist einer Dirne weiße Brust!“ —

So schwärmen sie. Wohl singt zur Stunde
Der Thurm, der dort so finster steht,
Mit seiner Glocken eh'rnem Munde
Ein Lied, und mahnet zum Gebet;
Doch drunten tost der Jubel weiter,
Es rollen Wagen, jagen Reiter,
Trompeten jauchzen durch die Nacht;
Zu wildern Gluthen schürt der Becher
Den trunknen Uebermuth der Zecher,
Und Niemand hat der Mahnung Acht. — —

Frühlingshymnus.

(Bruchstück.)

O Frühling, Frühling, der in mildem Thauen
Voll Schöpfungwonne du das All durchdringst,
Der du das Meer, den Himmel lässest blauen
Und rauschend mit dem Bach vom Felsen springst,
Der du die Flur mit goldnen Schauern tränkst
Und still in jedes Veilchens Schooß dich senkst;
Der du zum Lied wirst in des Vogels Kehle,
Die jauchzend hoch im Aether überfließt,
Als Liebe schleichest in des Mädchens Seele,
Daß schöner, wie du sie im Thal erziehst,
Die rothe Ros' auf ihren Wangen sprießt:
O Frühling, tiefer, süßer Gotteshauch,
Sei mir gegrüßt und fülle du mich auch,
Wie eine Welle leg' dich an mein Herz
Und spüle sanft hinweg den letzten Schmerz.

Du nimmst ihn weg. Es kommt mit deinem Wehen
Ein schönes jugendliches Auferstehen,
Du kleidest nicht den Forst allein in Grün
Und lehrst die junge Brut die Flügel heben:
Mit jedem Laub muß eine Hoffnung blühn,
Um mit den Lerchen sonnenwärts zu schweben.
Ja, zu den Gräbern seh' ich fromm dich schreiten,
Die thau'gen Opferspenden drauf zu breiten,
Als wolltest du mit Kränzen und mit Zähren
So Gram als Tod in Herrlichkeit verklären.

O Zeit, wo Rosen auf den Grüften stehn,
Und wir den Tod selbst Blüthen tragen sehn!
Da mag das Herz, nicht mehr der Sorge Raub,
Den Kirchhof der Geschichte fromm betreten,
Und Frühling ahnend in vermorschtem Staub
Getrost an halbversunknen Mälern beten;
Es fühlt, kein Fünkchen Staub ist unverloren,
Die Blüthe fällt, doch auch das Samenkorn,
Der Fels zerbirst, doch ihm entwallt der Born,
Und aus der Lava wird der Wein geboren.

*

So denk' ich dein zuerst im Todtenfeld,
Mein Hellas, blühend Jugendland der Welt,
Wo unter sel'gem Himmel ohne Neid
Der Baum emporwuchs holder Menschlichkeit;
Wo wie im Busen der gewölbten Laute

In jeder Seel' ein tiefer Wohllaut schlief,
Wo jede Trauer den Altar sich baute
Und jede Lust nach ihrem Gotte rief;
Du heilig Land, an dessen Sonnenküsten
Die Schönheit stieg, da sie das Meer gezeugt,
Und dessen Kinder sie an Götterbrüsten,
Die jungfräuliche Amme, groß gesäugt.

Ja Sie, die Göttin war's, die ihre Weihen
Verschwendrisch ausgoß auf die Säulenreihen,
Von der ein Schimmer auf des Kindes Spiel
Wie auf die braune Stirn des Helden fiel;
Ihr Walten war's, wenn an Alphëus' Strand
Im Staub der Rennbahn, hoch vor allem Volke,
Der Rosselenker auf dem Wagen stand,
Dem jungen Phöbus gleich in seiner Wolke, —
Ihr Walten, wenn der todte Marmorstein
Erröthend in das Leben jauchzt' hinein;
Wenn, ein Gewitter, von des Redners Stuhle
Der heil'ge Eifer zürnend sich ergoß,
Und wenn im Oelwald vor der frommen Schule
Ein hold Gespräch von weiser Lippe floß;
Ihr Walten war's, wenn bei den Thermopylen
Den Helm bekränzt, im frohen Festgewand,
Das Auge lächelnd die Dreihundert fielen,
Ein freudig Opfer für das Vaterland;
Wenn dann, von solchem Segen übervoll,
Ein großes Lied aus trunkner Seele quoll
Und, während andachtvoll die Menge lauschte,
Von selbst der Lorbeer in die Strophen rauschte.

Und doch versunken? — Ja. Die Form zerbrach,
Da länger nicht der Geist den Segen sprach,
Da dein Geschlecht im Fieber der Partein
Den heißen Stahl in Bruderblute kühlte
Und frech mit ihm dein eigen Herz durchwühlte;
Da zogen aus die Götter — Philipp ein.
Dein Genius aber sang sein Schwanenlied
Im Donner des Demosthenes, und schied.

Doch nicht für alle Zeiten. Nein, o nein!
Mein Hellas, du bist unser, du bist mein.
Jung und unsterblich schreitet deine Sage
Mit blüh'nden Lippen noch durch unsre Tage;
Allüberall, wo Großes soll erstehen,
Geht von dir aus ein schöpferisches Wehen;

Dem Künstler bist du, bist dem Sänger nah,
Und wie dereinst aus goldnem Henkelkruge
Die königliche Maid Nausikaa
Den Dulder tränkt' auf seinem Wanderzuge:
So tränkst du, will's in unsern Brunnen fehlen,
Mit Schönheit und mit Freiheit unsre Seelen,
Mit jener Freiheit, welche Plato zeugt,
Für die geblutet Aristides' Wunden,
Die groß und still sich vor den Göttern beugt,
Weil sie das Göttlichste, das Maß, gefunden. —

Deutschland.

1849.

(Deutscher Mus.-Alm. f. 1851, v. O. F. Gruppe.)

Ein Jahr lang rangest du in bittern Wehen
Gleich einem Weibe, das da will gebären,
Hinströmen sah ich deine blut'gen Zähren,
Und deine Seufzer, Deutschland, hört' ich gehen.

Wohl trug ich Leid, dich so in Qual zu sehen,
Doch Eine Hoffnung wagt' ich fromm zu nähren,
Es werd' aus deines Schooßes dunklem Gähren
Die Eintracht wie ein lächelnd Kind erstehen.

Mich trog ein Wahn. Dein Weinen ging verloren,
Verloren alle Noth, so du erlitten;
Doch die darüber jauchzten, acht' ich Thoren.

Denn Ahnung sagt mir, stets umsonst bestritten,
Nun werde solche Frucht einst ungeboren
Mit scharfem Stahl aus deinem Leib geschnitten.

Mein Friedensschluß.

1850.

(Deutscher Mus.-Alm. f. 1851, v. O. F. Gruppe.)

Wohl netzt' ich heiß mit Thränen meine Pfühle,
Und rang in Qualen, mich empor zu halten;
Denn furchtbar brannte dieser Zeiten Schwüle.

Es lag die Welt in grimmem Kampf zerspalten,
Und zu der Heere keinem konnt' ich stehen,
Hier sah ich Wahnsinn, dort Verstocktheit walten.

Das allertiefste Weh war mir geschehen;
Denn meiner Sehnsucht Bild, nun war's gekommen,
Doch wüstverzerrt, ein Gräuel anzusehen.

Das trieb mich rastlos um, von Gram beklommen;
Doch endlich, als ich lange Nächt' und Tage
Gerungen, ward von mir die Last genommen.

Nur wem das Schicksal stumm ist, der verzage;
Zu wem der Gott spricht aus der Weltgeschichte,
Dem singt er Trost zuletzt zur Zeit der Plage.

Durch blasse Dämmrung führt er ihn zum Lichte,
Und zeigt ihm, wie von hoher Bergeszinne,
Vergangenes und Künft'ges im Gesichte.

Und so von ihm geleitet, ward ich inne:
Es kämpft sich ein Gedank' in brünst'gem Hoffen
Durch jede Zeit, daß er Gestalt gewinne.

Doch in den Staub geboren weist er offen
Nicht gleich sein Antlitz; Geist und Bild sind zweie;
Verhüllt erst glüht er unter niedern Stoffen.

Durch mißgeschaffner Formen lange Reihe
Die Seelenwandrung hat er zu vollenden,
Bis er verklärt erglänzt im Licht der Weihe.

So rang der Vorwelt Sehnsucht aller Enden
Zum Schönen; doch bis sie's gelernt zu fassen:
Wie tastete sie lang mit schweren Händen!

Wie lange band sie Dinge, die sich hassen,
Im Bau der Sphinx, im Zwitterleib des Greifen,
Und thürmte schwunglos trüb gedrückte Massen!

Und dennoch lag im Wilden, Rohen, Steifen
Der Keim schon, der bestimmt war, einst im Bilde
Der Schaumgebornen wonnig auszureifen,

Wie sie mit Götterlächeln die Gefilde
Durchzieht und tausend Blumen weckt im Schreiten,
Ganz Liebreiz, ganz Holdseligkeit und Milde. —

Nun geht der Freiheit Geist durch diese Zeiten.
Die Massen rührt er, daß sie sich getrauen,
Nach dumpfem Sinn den Leib ihm zu bereiten.

Doch eine Binde liegt um ihre Brauen,
Ihr Thun ist maßlos, fiebrisch ihr Geberden;
Nur eine Götzin schaffen sie voll Grauen.

Und tausend Opfer fallen ihr auf Erden,
Denn ihre Satzung ist mit Blut geschrieben.
Das sind Geburtsweh'n; anders wird es werden.

Das Bild, aus krankem Sinn emporgetrieben,
Drin sphinxgestaltig Mensch und Thier sich einen,
Zerberstend wird's dahin in Aschen stieben.

In reinerem Gefäß dann wird erscheinen
Der heil'ge Funke, seine Kraft zu proben,
Denn jede Wandlung läßt ihm mehr vom Seinen;

Bis endlich, wie die Schönheit aus dem Toben
Des Meers, die Göttin aufsteigt aus den Schlacken,
Unschuldig, auf der Stirn den Strahl von oben;

Im Glanzgelock ruht statt der Krone Zacken
Der Kranz ihr von des Oelbaums Silberlaube,
Und alle Welt beugt feiernd ihr den Nacken.

Die Stunde, da sie so entschwebt dem Staube,
Nicht träum' ich noch mit Augen sie zu grüßen;
Doch auch verzweifeln läßt mich nicht mein Glaube.

Er gibt mir Kraft, zu stehn auf franken Füßen,
Den Spiegel jedem Zerrbild kühn zu zeigen,
Und doch dem Keim zu huld'gen drin, dem süßen.

Und weil ich muß beim Kampf des Tages schweigen,
Den Larven schlagen, hab' ich aufgerichtet
Dies Lied als Maal, daß ich der Freiheit eigen.

In ihrer Zukunft Sinn hab' ich gedichtet.

Georg Herwegh,

geboren zu **Stuttgart** am 31. Mai 1817; studirte, nach erlangtem Abgangszeugniß vom Gymnasium seiner Vaterstadt, bis 1837 auf dem Stifte zu Tübingen Theologie; wurde dann, im Zerwürfniß mit der daselbst herrschenden starr-orthodoxen Methode und wegen „grobkörniger Opposition gegen einen der Stiftsrepetenten," entlassen und betrat nun in Stuttgart die schriftstellerische Laufbahn als Mitarbeiter an Lewald's „Europa," in Rückert's „Musenalmanach," in Wihl's „Jahrbuch der Literatur," in Steinmann's „Mephistopheles" u. s. w., und als Uebersetzer von „**Lamartine's sämmtl. Werken**" (Stuttg. 1839—40; 2te Aufl. 1842). In seinem Militärdienstjahre zog er sich die Abneigung mehrerer Offiziere zu und fand sich in Folge eines auffallenden Ereignisses auf einem Balle in Stuttgart veranlaßt, die Flucht zu ergreifen. Er begab sich zunächst nach Konstanz, war eine Zeit lang daselbst und in Emmishofen im Thurgau Mitarbeiter an Wirth's „Volkshalle," trat aber später wegen der gemäßigteren Tendenz dieses Blattes zurück, um sich nach Zürich zu wenden. Hier entstanden und erschienen, mit den später folgenden „**Ein und zwanzig Bogen aus der Schweiz**" (1843), die seinen Ruhm begründenden „**Gedichte eines Lebendigen**" (I.: 1841; 7te Aufl. 1844; II.: 1843), welche, voll Haßbegeisterung und Witz der Leidenschaft, zum Theil nicht ohne edles Gefühl für Deutschlands Einheit und Würde, nicht ohne manch herzinniges Dichterwort, mit ihren in eine feingeschliffene Form, in ein hinreißendes, feuriges Kolorit gekleideten Freiheitsideen ganz besonders die Jugend elektrisirten; aber der Mehrzahl nach, durch Freiheitsraserei und Umsturzsucht entstellt, des Namens ächter Musenklänge unwürdig sind.

Von Paris kommend, trat er im Jahre 1842 seine einem Triumphzug gleichende Reise nach Königsberg an, auf der er Berlin berührte und dem Könige von Preußen vorgestellt wurde. Verletzt durch das Verbot einer von ihm beabsichtigten Zeitschrift sandte er von Königsberg aus dem Könige „Ein Wort unter vier Augen." Dieses Privatschreiben ward durch Zufall oder Absicht in den Zeitungen alsbald veröffentlicht und hatte für den Briefsteller, trotz seines Protestes, die Ausweisung aus Preußen zur Folge. Er kehrte nun wieder in die Schweiz zurück, heirathete die Tochter eines reichen jüdischen Kaufmanns aus Berlin und erhielt, nachdem auf höchsten Befehl württembergischerseits jede Untersuchung wegen Desertion gegen ihn niedergeschlagen war, nach anfangs verweigertem Asylrecht die Aufnahme in das schweizerische Bürgerrecht von der Gemeinde Baselaugst im Kanton Baselland. Seit 1844 in Paris ansäßig, stellte er sich im März 1848 an die Spitze der deutschen demokratischen Legion und schloß sich am Ostertage mit 800 Republikanern der von Hecker geleiteten Bewegung im badischen Oberlande an. Wie er, nach der im Wiesethal erfolgten Niederlage der Aufständischen durch württembergische Truppen (27. April), nur durch die Geistesgegenwart seiner Frau vor dem sichern Untergang gerettet wurde, ist bekannt. — Seit Jahren ist seine Muse verstummt. Bei seinem beschränkten Horizont war vorauszusehen, daß er mit der Partei stehen oder fallen werde.

Leicht Gepäck.

Ich bin ein freier Mann und singe
Mich wohl in keine Fürstengruft,
Und Alles, was ich mir erringe,
Ist Gottes liebe Himmelsluft.
Ich habe keine stolze Veste,
Von der man Länder übersieht,
Ich wohn' ein Vogel nur im Neste,
Mein ganzer Reichthum ist mein Lied.

Der Lord zapft Gold aus seiner Tonne,
Und ich aus meiner höchstens Wein;
Mein einzig Gold die Morgensonne,
Mein Silber all der Mondenschein!
Färbt sich mein Leben herbstlich gelber,
Kein Erbe, der zum Tod mir rieth;
Denn meine Münzen prägt' ich selber;
Mein ganzer Reichthum ist mein Lied.

Ich durfte nur, wie Andre, wollen,
Und wär' nicht leer davon geeilt,
Wenn jährlich man im Staat die Rollen
Den treuen Knechten ausgetheilt;
Allein ich hab' nie zugegriffen,
So oft man mich herbeibeschied,
Ich habe fort und fort gepfiffen,
Mein ganzer Reichthum ist mein Lied.

Gern sing' ich Abends zu dem Reigen,
Vor Thronen spiel' ich niemals auf;
Ich lernte Berge wohl ersteigen,
Paläste komm' ich nicht hinauf;
Indeß aus Moder, Sturz und Wettern
Sein golden Loos sich Mancher zieht,
Spiel' ich mit leichten Rosenblättern;
Mein ganzer Reichthum ist mein Lied.

Nach dir, nach dir steht mein Verlangen,
O schönes Kind, o wärst du mein!
Doch willst du Bänder, willst du Spangen,
Und ich soll dienen gehen? Nein!
Ich will die Freiheit nicht verkaufen,
Und wie ich die Paläste mied,
Laß ich getrost die Liebe laufen;
Mein ganzer Reichthum sei mein Lied!

Rheinweinlied.

(Oktober, 1840.)

Wo solch ein Feuer noch gedeiht,
Wo solch ein Wein noch Flammen speit,
Da lassen wir in Ewigkeit
Uns nimmermehr vertreiben.
Stoßt an! stoßt an! der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

Das Recht' und Link', das Link' und Recht',
Wie klingt es falsch, wie klingt es schlecht!
Kein Tropfen soll, ein feiger Knecht,
Des Franzmann's Mühle treiben.
Stoßt an! stoßt an! der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

Herab die Büchsen von der Wand,
Die alten Schläger in die Hand,
Sobald der Feind dem wälschen Land
Den Rhein will einverleiben!
Haut, Brüder, muthig drein!
Der alte Vater Rhein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

Der ist sein Rebenblut nicht werth,
Das deutsche Weib, den deutschen Herd,
Der nicht auch freudig schwingt sein Schwert,
Die Feinde aufzureiben.
Frisch in die Schlacht hinein!
Hinein für unsern Rhein!
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

O edler Saft, o lauter Gold,
Du bist kein ekler Sklavensold!
Und wenn ihr Franken kommen wollt,
So laßt vorher euch schreiben:
Hurrah! hurrah! der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

Die Jungen und die Alten.

„Du bist jung, du sollst nicht sprechen!
Du bist jung, wir sind die Alten!
Laß die Wogen erst sich brechen
Und die Gluthen erst erkalten!

Du bist jung, dein Thun ist eitel!
Du bist jung und unerfahren!
Du bist jung, kränz' deinen Scheitel
Erst mit unsern weißen Haaren!

Lern', mein Lieber, erst entsagen,
Laß die Flammen erst verrauchen,
Laß dich erst in Ketten schlagen,
Dann vielleicht kann man dich brauchen!"

Kluge Herren! Die Gefangnen
Möchten ihres Gleichen schauen;
Doch, ihr Hüter des Vergangnen,
Wer soll denn die Zukunft bauen?

Sprecht, was sind euch denn verblieben,
Außer uns, für wackre Stützen?
Wer soll eure Töchter lieben?
Wer soll eure Häuser schützen?

Schmäht mir nicht die blonden Locken,
Nicht die stürmische Geberde!
Schön sind eure Silberflocken,
Doch dem Gold gehört die Erde.

Schmähet, schmäht mir nicht die Jugend, — Wie sie auch sich laut verkündigt!
O wie oft hat eure Tugend — An der Menschheit still gesündigt!

Das Lied vom Hasse.

Wohlauf, wohlauf, über Berg und Fluß
Dem Morgenroth entgegen,
Dem treuen Weib den letzten Kuß,
Und dann zum treuen Degen!
Bis unsre Hand in Asche stiebt,
Soll sie vom Schwert nicht lassen;
Wir haben lang genug geliebt
Und wollen endlich hassen!

Die Liebe kann uns helfen nicht,
Die Liebe nicht erretten;
Halt' du, o Haß, dein jüngst Gericht,
Brich du, o Haß, die Ketten!
Und wo es noch Tyrannen giebt,
Die laß uns keck erfassen;
Wir haben lang genug geliebt
Und wollen endlich hassen!

Wer noch ein Herz besitzt, dem soll's
Im Hasse nur sich rühren;
Allüberall ist dürres Holz,
Um unsre Gluth zu schüren.
Die ihr der Freiheit noch verbliebt,
Singt durch die deutschen Gassen:
Ihr habet lang genug geliebt,
O lernet endlich hassen!

Bekämpft sie ohne Unterlaß
Die Tyrannei auf Erden!
Und heiliger wird unser Haß,
Als unsre Liebe, werden.
Bis unsre Hand in Asche stiebt,
Soll sie vom Schwert nicht lassen;
Wir haben lang genug geliebt
Und wollen endlich hassen!

Der Gang um Mitternacht.

Ich schreite mit dem Geist der Mitternacht
Die weiten stillen Straßen auf und nieder —
Wie hastig ward geweint hier und gelacht
Vor einer Stunde noch! . . . Nun träumt man wieder.
Die Lust ist, einer Blume gleich, verdorrt,
Die tollsten Becher hörten auf zu schäumen,
Es zog der Kummer mit der Sonne fort,
Die Welt ist müde — laßt sie, laßt sie träumen!

Wie all mein Haß und Groll in Scherben bricht,
Wenn ausgerungen eines Tages Wetter,
Der Mond ergießet sein versöhnend Licht,
Und wär's auch über welke Rosenblätter!
Leicht wie ein Ton, unhörbar wie ein Stern,
Fliegt meine Seele um in diesen Räumen;
Wie in sich selbst, versenkte sie sich gern
In aller Menschen tiefgeheimstes Träumen!

Mein Schatten schleicht mir nach wie ein Spion,
Ich stehe still vor eines Kerkers Gitter.
O Vaterland, dein zu getreuer Sohn,
Er büßte seine Liebe bitter, bitter!
Er schläft, — und fühlt er, was man ihm geraubt?
Träumt er vielleicht von seinen Eichenbäumen?
Träumt er sich einen Siegerkranz um's Haupt? —
O Gott der Freiheit, laß ihn weiter träumen!

Gigantisch thürmt sich vor mir ein Palast,
Ich schaue durch die purpurnen Gardinen,
Wie man im Schlaf nach einem Schwerte faßt,
Mit sündigen, mit angstverwirrten Mienen.
Gelb, wie die Krone, ist sein Angesicht,
Er läßt zur Flucht sich tausend Rosse zäumen,
Er stürzt zur Erde, und die Erde bricht —
O Gott der Rache, laß ihn weiter träumen!

Das Häuschen dort am Bach — ein schmaler Raum!
Unschuld und Hunger theilen drin das Bette.
Doch gab der Herr dem Landmann seinen Traum,
Daß ihn der Traum aus wachen Aengsten rette;
Mit jedem Korn, das Morpheus' Hand entfällt,
Sieht er ein Saatenland sich golden säumen,
Die enge Hütte weitet sich zur Welt —
O Gott der Armuth, laß die Armen träumen!

Beim letzten Hause, auf der Bank von Stein,
Will segenflehend ich noch kurz verweilen;
Treu lieb' ich dich, mein Kind, doch nicht allein,
Du wirst mich ewig mit der Freiheit theilen.
Dich wiegt in goldner Luft ein Taubenpaar,
Ich sehe wilde Rosse nur sich bäumen;
Du träumst von Schmetterlingen, ich vom Aar —
O Gott der Liebe, laß mein Mädchen träumen!

Du Stern, der, wie das Glück, aus Wolken bricht!
Du Nacht, mit deinem tiefen stillen Blauen,
Laßt der erwachten Welt zu frühe nicht
Mich in das gramentstellte Antlitz schauen!
Auf Thränen fällt der erste Sonnenstrahl,
Die Freiheit muß das Feld dem Tage räumen,
Die Tyrannei schleift wieder dann den Stahl —
O Gott der Träume, laß uns Alle träumen!

Strophen aus der Fremde.

Ich möchte hingehn wie das Abendroth
Und wie der Tag mit seinen letzten Gluthen —
O leichter, sanfter, ungefühlter Tod! —
Mich in den Schooß des Ewigen verbluten.

Ich möchte hingehn wie der heitre Stern,
Im vollsten Glanz, in ungeschwächtem Blinken;
So stille und so schmerzlos möchte gern
Ich in des Himmels blaue Tiefe sinken.

Ich möchte hingehn wie der Blume Duft,
Der freudig sich dem schönen Kelch entringet
Und auf dem Fittig blüthenschwangrer Luft
Als Weihrauch auf des Herrn Altar sich schwinget.

Ich möchte hingehn wie der Thau im Thal,
Wenn durstig ihm des Morgens Feuer winken;
O wollte Gott, wie ihn der Sonnenstrahl,
Auch meine lebensmüde Seele trinken!

Ich möchte hingehn wie der bange Ton,
Der aus den Saiten einer Harfe dringet
Und, kaum dem irdischen Metall entflohn,
Ein Wohllaut in des Schöpfers Brust erklinget.

Du wirst nicht hingehn wie das Abendroth,
Du wirst nicht stille wie der Stern versinken,
Du stirbst nicht einer Blume leichten Tod,
Kein Morgenstrahl wird deine Seele trinken.

Wohl wirst du hingehn, hingehn ohne Spur,
Doch wird das Elend deine Kraft erst schwächen;
Sanft stirbt es einzig sich in der Natur,
Das arme Menschenherz muß stückweis brechen.

Sonette.

(Aus einer größeren Sammlung „Dissonanzen.")

1.

Nie wurden noch die Sylben mehr gemessen,
Und glaubt man unserm kritischen Gelichter,
So wäre schier der dritte Mann ein Dichter
Von Thule bis zum Lande der Tscherkessen.

Und alle nur auf eitel Ruhm versessen,
Ein jeglicher Poet begehret, spricht er
Zwei Verse nur, gleich Publikum und Richter,
Und würd' sein Pfeifen anders bald vergessen.

Doch däucht mir nur ein Dichter, der noch sänge,
Der seinen Wohllaut noch verströmen müßte,
Wo keines Menschen Stimme zu ihm dränge:

Im stillen Meer an unwirthbarer Küste —
Zuhörer nur die wilden Felsenhänge —
Und in Arabiens grauenvoller Wüste.

2.

O lobt euch nur des Westes Schmeichelwehen,
Wenn kräuselnd er ob blauen Flächen zittert
Und kaum dem Schilf ein welkes Blatt zerknittert —
Ihr stillen Seelen, mög's euch wohlergehen!

Ich aber muß das Meer im Sturme sehen,
Wenn Segel reißen, wenn der Mast zersplittert,
Wenn's in mir, um mich, über mir gewittert,
Wenn Luft und Wasser hell im Brande stehen.

Ihr mögt ein ungleich größer Glück erfahren,
Daß eure Gluthen lange schon verlodert,
Eh' euer Leib im Schooß der Erde modert:

Ich werd' nun einmal wilder mit den Jahren,
Die Leidenschaft ist mein Eliaswagen,
Und Feuer nur kann mich zum Himmel tragen.

3.

Der Tod, ihr Freunde, ja der Tod soll leben!
Ich hab' ein glühend Lied in tiefster Nacht
Dem treusten Freund der Erde angefacht;
Die Todten will ich und den Tod erheben!

Wir sind nur Kinder, die mit Widerstreben,
Gleich Tropfen von dem Meer sich losgemacht,
Und die vom Tode werden heimgebracht
Und liebend an das All zurückgegeben.

Vernichtung dünkt euch eine herbe Pille?
Doch — heischt' das Element nicht diesen Zoll,
Das Sterben würde unser eigner Wille.

Das Sterben macht das Leben ganz und voll;
Erst sei das Herz in unsrem Busen stille,
Wenn's in der Brust der Menschheit schlagen soll.

4.

Von Hermelin den Mantel umgeschlagen,
Das trunkne Haupt weit über mir im Blauen,
Die Alpen — wie so stolz darein sie schauen,
Als wüßten sie, daß sie den Himmel tragen!

Gleich leichtbeschwingten Liebesboten jagen
Die Silberströme hin durch Nacht und Grauen,
Dem Ozeane von den hohen Frauen
Manch einen sehnsuchtsvollen Gruß zu sagen.

Die Heerden läuten und die Adler fliegen,
Das ist ein ewig Rauschen, ewig Rinnen,
Als könnt' das Leben nimmer hier versiegen.

Läßt sich ein schöner, schöner Bild ersinnen?
Und doch hab' ich das schönste noch verschwiegen:
Den frommen, stillen Friedhof mitten drinnen!

5.

O Freiheit! Freiheit! Nicht wo Hymnen schallen,
In reichgeschmückten fürstlichen Arkaden —
Freiheit! du wohnst an einsamen Gestaden,
Und liebst die Stille, wie die Nachtigallen.

Du fliehest das Geräusch der Marmorhallen,
Wo trunkne Schlemmer sich im Weine baden,
Du läßt in Hütten dich zu Gaste laden,
Wo Thränen in die leeren Becher fallen.

Ein Engel nahst du bei verschloss'nen Thüren,
Stellst lächelnd dich an deiner Treuen Bette,
Und horchst der himmlischen Musik der Kette.

Nicht stolze Tempel wollen dir gebühren,
Drin wir als Opfer unsern Stolz dir bieten —
Wärst du die Freiheit, wenn wir vor dir knieten?

6.

Todt ist die Freundschaft! Wer mag sie noch singen?
Mit manchen Göttern ward in unsern Tagen
Auch diese Göttin von dem Volk erschlagen,
Und Niemand will ihr mehr ein Opfer bringen.

Allein mußt du entfalten deine Schwingen,
Allein nach deinen Idealen jagen,
Allein dich auf die See des Lebens wagen,
Allein, allein nach deinem Himmel ringen.

Der Alten denkt man wohl in manchen Stunden,
Und auch ihr Geist, so gern man sich's verhehlte,
Ist aus der Jugend noch nicht ganz verschwunden;

Doch hin das Herrlichste, was sie beseelte;
Würd' ein Aristogeiton heut gefunden,
Ich glaube, daß ihm der Harmodios fehlte.

7.

Ich stand auf einem Berg, da hört' ich singen
Zur Linken plötzlich ernste, trübe Lieder;
Ein Opfer war es für die Erde wieder,
Ich kannte wohl der Glocke dumpfes Klingen.

Zur Rechten sah ich einen Säugling bringen;
Wie eines Schmetterlinges bunt Gefieder,
Viel lust'ge Bänder wehten auf und nieder,
Ein Glöckchen wollt' vor Freude schier zerspringen.

Die Andacht wagt' kein Wesen rings zu stören:
Die Heerden hielten still auf ihren Weiden,
Wie fromme Beter flüsterten die Föhren.

Als ob die Glocken sich umarmt, die beiden,
Konnt' ich bald Einen süßen Klang nur hören
Und Tod und Leben nicht mehr unterscheiden.

Husarenlied.

Es flammt mein Herz, es schwillt mein Muth,
Ich schwinge meinen Stahl,
Und hätt' ich einen Federhut,
So wär' ich General!

Wie klingen die Trompeten hell
Des Morgens um die Vier!
Der Tambour schlägt sein Eselsfell,
Die Esel schlagen wir.

Zur Seite blitzt uns das Gewehr,
Der Tod aus unsrer Hand;
Wir reiten hin, wir reiten her,
Wir reiten um's Vaterland.

Und ob sich auch manch schönes Kind
Die Aeuglein schier zerweint,
Husaren sausen wie der Wind
Vorüber in den Feind.

Das ist ein Leben auf der Wacht,
So lustig und so frei!
Das geht so leicht in heißer Schlacht
Vorüber und vorbei!

Der Himmel wird uns aufgethan
Wie ein Juwelenschrein;
Husarensäbel klopfen dran
Und drinnen ruft's: Herein!

Ufnau und St. Helena.

1.

Laut mit dem Schwall der Wogen ringend
Durchzieht den See der stolze Dämpfer
Und braust, das Schweizerbanner schwingend,
Dahin, ein zornentbrannter Kämpfer.

„Wenn wir an Ulrich Hutten's Grabe,
Dort bei des Seees größter Breitung,
Dann rufe mich, mein Schifferknabe!"
Und weiter träumt' ich in der Zeitung.

Die Zeit, wie sich gebührt, in Ehren,
Kann mich die Zeitung nie erfreuen;
Doch mag der Teufel sie entbehren,
Der Mensch will nun einmal vom Neuen.

Frankreich! Ha — was wird dort verhandelt?
Gift? Dolch? Emeuten? Karbonaris?
Die Szene wiederum verwandelt?
Das Stück heißt Helena und Paris.

Sie haben ihren Unvergess'nen
Geraubt dem Schooß kristallner Wogen,
Den Helden aus dem Unermess'nen
In ihres Babels Koth gezogen.

Sie kamen über ihn im Schlafe,
Wie über Simson die Philister!
Es triumphirt der große Sklave,
Und pfiffig lächelt sein Minister.

Was Albion heilig, wird man lesen,
Das hat der Franken Volk vernichtet;
England ließ ruhig ihn verwesen,
Wo ihn der Weltgeist hingedichtet;

Wo ihn des Meeres Fluth umschäumte,
Wo mit dem All er im Vereine
Wohl oft von jenem Gothen träumte,
Deß Grab doch sichrer als das seine.

O Spott! es schleppt in ihre Mauern
Ein Hänfling dieses Adlers Leiche;
Nicht Jubelschall, nur banges Trauern
Sollt' herrschen in der Franken Reiche.

Das eigne Volk saß zu Gerichte,
Des Kaisers Zauber ist geschieden;
Es schläft die fränkische Geschichte
Mit ihm im Dom der Invaliden!

2.

Ufnau! Hier modert unser Heiland,
Für's deutsche Volk an's Kreuz geschlagen;
Ein deutsches Mekka wär' dies Eiland,
Hätt' ihn kein deutsches Weib getragen.

Der Hutten ist's, und ihn erkür' ich
Zu meines Herzens erstem Helden;
Mein Weltmeer sei dein See, o Zürich!
Von seinen Mären laß mich melden.

Der Hutten ist's; ob den Despoten
Verachtet ihr des Volkes Besten;
Ihr buhlet täglich mit den Todten,
Ach! und vergesset eure Besten.

Ihr weintet jener Hieroglyphe
Im Ozean manch' verlorne Thräne,
Und ahntet nicht die Wundertiefe
Der reinen deutschen Hippokrene.

Der Hutten ist's, ihr Männer, tretet
Heran zum Hügel des Verbannten!
Der Hutten ist's, ihr Männer, betet
Und lernt ihn kennen, den Verkannten!

Die Freiheit schwanket zwischen Klippen
Umher auf steuerlosem Boote,
Schon nahn sich ihr mit ekeln Lippen
Zum Kusse die Ischariote.

Wir brauchen einen großen Schatten,
Deß Geist um unsre Waffen schwebe,
Der, wenn im Kampfe wir ermatten,
Uns Blut von seinem Blute gebe.

O glaubet nicht, daß ihr ihn fände
Auf jenem Fels im fernen Meere;
Hier ist ein Grab, noch ungeschändet,
Hier ist der Stein der deutschen Ehre!

Wie zitterte manch stolzer Giebel,
Als donnernd einst in böser Stunde
Gleich Schwerterklang zu Luther's Bibel,
Das Wort erscholl aus Hutten's Munde!

Das Wort, das, als die Welt geknechtet,
Als finstrer Wahn sie unterjochte,
So kühn für alle Welt gerechtet,
So einsam an den Himmel pochte.

Ließ er sich von den Kutten meucheln,
Und hat er darum sterben müssen,
Daß nun die Engel sonder Heucheln
Den Mantel von Marengo küssen?

Wie lang' mit Lorbern überschütten
Wollt ihr die korsische Standarte?
Wann hängt einmal in deutschen Hütten
Der Hutten statt des Bonaparte?

Aus den Bergen.

Jeder Mensch hat seinen Stern,
Jeder Hofrath seinen,
Jeder Pudel seinen Kern:
Laßt auch mir den meinen!
Ward mir leider nicht zu Theil,
Daß ich euch ergötze,
Aber denkt: ich bin ein Keil,
Weil ihr grobe Klötze.

Ja, ich habe kein Gemüth
Für der Mägdlein Wangen,
Für die Blümchen, die verblüht,
Eh' sie aufgegangen.
Ja, ich bin ein schlechter Held
Wider Türk' und Franken,
Mache selbst um jene Welt
Mir nicht viel Gedanken.

Ich gehöre zum Verband
Aller großen Thoren.
Heil! wenn unser Vaterland
Den Verstand verloren!

Wenn's einmal, ein Löwe noch,
Seine Mähne schüttelt
Und am allgewohnten Joch
Der Philister rüttelt!

Alle Herzen, stolz und heiß,
Müssen dort verbluten;
Darum in dies Gletschereis
Flücht' ich meine Gluthen:
Droben an des Gießbachs Strand,
An des silberhellen,
Jauchz' ich, daß im flachen Land
Euch die Ohren gellen.

Was ihr nur mit Schmach und Tod
Wisset zu befehden,
Trunken vor dem Morgenroth
Darf ich jetzo reden,
Rufen in den goldnen Tag
Tief aus Herz und Kehle:
Raum, ihr Herr'n, dem Flügelschlag
Einer freien Seele!

Wo mit ungezähmter Lust
Ob den letzten Hütten
Dürre Felsen aus der Brust
Ew'ge Ströme schütten,
Wo in ungezügeltem Lauf
Noch die Wasser tosen,
Lad' ich meine Waaren auf:
Wilde, wilde Rosen!

Habt da draußen manchen Tropf,
Der mag vor euch zagen;
Ich will trotzig meinen Kopf
Wie die Berge tragen.
O, wie winzig dünken mich
Eure Sieben-Sachen!
Wer die Blitze unter sich,
Kann auch eurer lachen.

Entpuppung.

Deserteur? — „Mit Stolz. Ich habe des Königes Fahne,
Die mich gepreßt, mit des Volks soldlosem Banner vertauscht."

Platen.

Kalt und stolz, ein Gletscher, erhebst du dich über die Fläche,
Die das gemüthliche Vieh unsrer Poeten begrast:
Selten gewahrt ein Wandrer den Kranz hochglühender Rosen,
Den du vor frevelnder Hand unter dem Schneee verbirgst.

Lenau.

Andere singen, du schlägst, o melancholischer Sprosser,
Schlägst in verzweifeltem Kampf, selber verzweifelnd, mit uns.

O Weimar!

Immer noch trinken sie abends den Thee, und plaudern zusammen
Ueber den Strumpf, den die Hahn oder die Paalzow gestrickt;
Doch, statt Spiritus, riecht man die abgeblasene Milch jetzt,
Die ein Gewitter vor zehn Jahren schon sauer gemacht.

Robert Eduard Prutz,

geboren den 30. Mai 1816 zu Stettin, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte von 1834—38 Philologie, Philosophie und Geschichte zu Berlin, Breslau und Halle, ließ alsdann, nach einer größeren Reise, sich in Halle nieder, wo er durch eine gelehrte Abhandlung über die „Quellen, denen die über den Zeitraum von Tiberius bis auf Nero's Tod handelnden alten Geschichtschreiber zu folgen scheinen," sich die Doktorwürde erwarb, und besonders lebhaften Antheil an den Halle'schen, später Deutschen Jahrbüchern nahm, auch sein Buch „Der Göttinger Dichterbund" sowie die erste Sammlung seiner „Gedichte" (beide Leipzig 1841) erscheinen ließ. Seit 1841 verheirathet, ging er nach Jena in der Absicht, daselbst als akademischer Lehrer aufzutreten. Die entschiedene Parteistellung jedoch, welche er in der inzwischen eingetretenen politischen Bewegung, besonders in Preußen, genommen, und die sich auch in seiner literarischen Thätigkeit wiederspiegelte (Der Rhein, 1841; Ein Märchen, 1841; An den König von Preußen, zum Kölner Dombaufest, 1842; Neue Gedichte 1843, 1. u. 2. Aufl. 2c. 2c.), trat seiner Absicht hindernd entgegen, bis er im Frühjahre 1843, in Folge eines Gedichtes „an Dahlmann," bei dessen Berufung nach Bonn, von der Weimar'schen Regierung sogar des Lands verwiesen ward. Er ging nun nach Halle, ebenfalls um sich bei der dortigen Universität zu habilitiren; allein auch hier ließen die Minister Eichhorn und Arnim es nicht dazu kommen. Er privatisirte nun in Halle, theils mit literarhistorischen Productionen (Literarhist. Taschenbuch, 1843—1848; Geschichte des deutschen Journalismus, 1r Bd. 1845), theils mit poetischen, besonders dramatischen beschäftigt, wie Karl von Bourbon, Moriz von Sachsen, Erich der Bauernkönig (vgl. Dramat. Werke, 1—4. Band, Leipzig 1846 ff.), Die politische Wochenstube (1844; 3. Aufl. 1845), doch gerieth er auch dadurch wieder in unaufhörliche, höchst widrige Konflikte mit der Regierung; der „Moriz von Sachsen" wurde nach der ersten Aufführung auf der königlichen Bühne zu Berlin für ganz Preußen verboten, wegen der „politischen Wochenstube" aber sogar ein Hochverrathsprozeß gegen den Verfasser eingeleitet. Erst nachdem dieser zu Anfang 1846 auf Befehl des Königs niedergeschlagen worden, hielt Prutz vor dem Berliner Publikum zahlreich besuchte Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters (im Druck, Berlin 1847). Die Vorlesungen über die Literatur der Gegenwart (Leipzig 1847) dagegen, die er ebendaselbst im folgenden Winter eröffnete, wurden schon nach der ersten verboten und gaben die Veranlassung zu neuen Verfolgungen, denen Prutz erst durch seine Berufung als Dramaturg des neu organisirten Stadttheaters zu Hamburg (Ostern 1847) entzogen ward. Allein auch diese glanzvoll angekündigte Unternehmung erwies sich gleich im Beginne als eine reine Finanzspekulation, bei der für die höheren Interessen der Kunst kein Raum offen gehalten war: weßhalb Prutz seine Stelle denn schon nach zwei Monaten wieder niederlegte. Er privatisirte darauf wiederum theils in Hamburg, theils später in Dresden, vorzugsweise mit historischen Arbeiten (Geschichte der zehn Jahre seit 1840, 1r Bd. 1849) beschäftigt. Bei Ausbruch der Revolution im März 1848 nach Berlin gegangen, nahm er, als ein eifriges Mitglied der demokratisch-konstitutionellen Partei, an den dortigen öffentlichen Begebenheiten lebhaften persönlichen Antheil. Mit Eintritt der Novemberkatastrophe verließ er Berlin und begab sich nach seiner Vaterstadt Stettin, wo er Vorträge über die Geschichte

der neuesten Zeit hielt. Von hier aus, im Frühjahr 1849, folgte er einem Ruf als Professor der Literaturgeschichte an der Universität zu Halle, welche Stellung er noch gegenwärtig inne hat. Seine Thätigkeit ist auch in neuester Zeit zwischen Politik u. Poesie getheilt geblieben; außer der Fortsetzung seiner Zehn Jahre und einer Geschichte des Jahres 1849 (Dessau 1850) hat er Neue Gedichte (Mannheim 1849, 1. u. 2. Aufl.) sowie zwei Romane: Die Schwägerin (Dessau 1850) und Das Engelchen (3 Bde., Leipzig) erscheinen lassen. Auch gibt er seit Neujahr 1850 in Gemeinschaft mit dem Dr. Wolfsohn in Leipzig das „deutsche Museum, Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben," in vierzehntägigen Heften, nach dem Muster der französischen und englischen Revuen, heraus.

Dieser fruchtbare und vielseitige, der neuhegel'schen Schule und dem politischen Sängerkreise angehörige Schriftsteller, zu dessen charakteristischen Zügen hauptsächlich die innige Verbindung der Theorie mit der Praxis, der Wissenschaft mit der Kunst gehört, hat sich als Lyriker, Epiker (Romandichter) und Dramatiker, als Kritiker und Literaturhistoriker in kurzer Zeit einen geschätzten Namen erworben, besonders seitdem er mit scharfen und einschneidenden Rezensionen in den Halle'schen Jahrbüchern auftrat, die wie ein wohlthätiges Gewitter die Luft in der damaligen Literatur reinigten. „Es mußte" — schreibt in diesem Betreff ein Beurtheiler in der Beilage zur Allgem. Zeitung Nr. 266, 1850 — „die segensreichsten Wirkungen üben, daß hier ein kräftiger, gesunder Mensch das Lachen statt des Weinens, den Frohsinn statt der Traurigkeit, und die glückliche Liebe statt der unglücklichen empfahl, statt ausländischer Pflanzen bei den deutschen Poeten die einheimischen, und statt arabischer Hengste die auf deutschen Haagen gezogenen in Vorschlag brachte, wofür ihm der Beifall der Vernünftigen ebenso wenig fehlen konnte als jedem andern, der das Ei des Kolumbus auf den Tisch zu stellen weiß." Indem er aber oft allzu schonungslos über Dichter aburtheilte und in der Kunst alles Vorliebnehmen zerstörend fand, mußte er sich gefallen lassen, daß man auch an seine Poesieen den strengsten Maßstab anlegte, um so mehr, als er von der jungen Hegel'schen Schule nicht undeutlich „als der Dichter, wie er seyn sollte," bezeichnet worden war. Wenn nun auch seine „Gedichte" mit ihrem überwiegend rhetorischen Pathos die angeregten großen Erwartungen keineswegs in solchem Maße zu rechtfertigen vermochten, so muß man ihnen doch zum größeren Theil Neuheit in Gedanken, Empfindungen und Formen, und Kraft erfindender Phantasie zugestehen. Ganz Vortreffliches leistete Prutz im descriptiven und erotischen Gebiete.

Von der Lyrik ging er zum historischen Drama, in das er den Geist der Zeit mit belebender Wärme einströmen ließ, und zur satyrischen Komödie („Politische Wochenstube," im antiken Verse, worin sich bei einem metrischen Gefühle, das eines Platen würdig ist, treffliche Erfindung mit herzhaftem Humor und körnigem Witze paart) über, und erwarb sich dadurch neuen Ruf. Mit seiner „Geschichte des deutschen Theaters" hat er sich auch theoretisch in sein Fach vertieft. — Verdienstvoll sind seine literarhistorischen Arbeiten; neben seiner Abhandlung „Ueber die politische Poesie der Deutschen" vorzüglich die Schrift: „Der Göttinger Dichterbund," die sich gewissermaßen an Gervinus' Literaturgeschichte anschließt, in der Behandlung jedoch von ihm unabhängig zeigt.

Herr Frühling.

Herr Frühling zog in's Land hinein,
Der fürstliche Geselle,
Mit goldnen Locken kraus und fein,
Mit Augen sternenhelle.
Sein Rößlein war ein Schmetterling,
Darauf er saß mit Lächeln,
Und vor ihm her als Page ging
Ein lustig Maienfächeln.

Und als er kam in einen Wald,
Da war es öd' und traurig;
Als wär' es ihnen gar zu kalt
Standen die Bäume schaurig.
Er aber sah den Wald sich an
Und sprach: „Hier will ich hausen!"
Sah Thal hinab und Berg hinan
Und sprach: „Hier will ich schmausen!"

Mailüftchen flog gen Himmel schnell,
Da riß der Wolkenschleier,
Die goldne Sonne lachte hell
Zur süßen Frühlingsfeier.
Mailüftchen flog hinab in's Thal,
Die Quellen ließ er springen,
Das gab im ersten Sonnenstrahl
Ein Rauschen und ein Klingen.

Und in den welken Blättern drauf
Wie regt es sich behende!
Sie sprossen, keimen, blühen auf
Als grüne Laubenwände.
Dazwischen ward von grünem Moos,
Drin duft'ge Beeren lagen,
Gestickt mit Blumen klein und groß,
Das Tischtuch aufgeschlagen.

Und in den Bäumen bauten bald
Die Vöglein ihre Nester,
Das war, versteckt im Blüthenwald,
Ein lustiges Orchester.
Doch wenn mit lautem Sang und Klang
Die Vöglein sich ermattet,
Da wird ein Lied, nur nicht zu lang,
Den Fröschen auch verstattet.

Als nun der Mai mit munterm Sinn
Die Tafel sah bereitet,
Da schickt er schnell zum Küster hin,
Daß er die Tischglock' läutet;
Der Kuckuck rief, und nah und fern
Nachhallt es in den Gründen,
Allüberall den edeln Herrn,
Den Frühling, anzukünden.

So sitzt er nun beim frohen Schmaus,
Der fürstliche Geselle,
Mit goldnen Locken fein und kraus,
Mit Augen sternenhelle.
Und wie ein König mildgesinnt
Lädt er uns All' zum Feste;
Doch Dichter und Verliebte sind
Die rechten Ehrengäste.

Christnacht.

Heil'ge Nacht, auf Engelschwingen
Nahst du leise dich der Welt,
Und die Glocken hör' ich klingen,
Und die Fenster sind erhellt.
Selbst die Hütte trieft von Segen,
Und der Kindlein froher Dank
Jauchzt dem Himmelskind entgegen,
Und ihr Stammeln wird Gesang.

Mit der Fülle süßer Lieder,
Mit dem Glanz um Thal und Höh'n,
Heil'ge Nacht, so kehrst du wieder,
Wie die Welt dich einst gesehn?
Da die Palmen lauter rauschten
Und, versenkt in Dämmerung,
Erd' und Himmel Worte tauschten,
Worte der Verkündigung;

Da mit Purpur übergossen,
Aufgethan von Gottes Hand,
Alle Himmel sich erschlossen,
Glänzend über Meer und Land;
Da, den Frieden zu verkünden,
Sich der Engel niederschwang,
Auf den Höhen, in den Gründen
Die Verheißung wiederklang;

Da der Jungfrau Sohn zu dienen,
Fürsten aus dem Morgenland
In der Hirten Kreis erschienen,
Gold und Myrrhen in der Hand;

Da mit seligem Entzücken
Sich die Mutter niederbog,
Sinnend aus des Kindes Blicken
Niegefühlte Freude sog.

Heil'ge Nacht, mit tausend Kerzen
Steigst du feierlich herauf:
O so geh' in unsern Herzen,
Stern des Lebens, geh' uns auf!
Schau', im Himmel und auf Erden
Glänzt der Liebe Rosenschein:
Friede soll's noch einmal werden
Und die Liebe König seyn!

Nachtstille.

In stiller Nacht die Sterne gingen
Am Himmel hoch in ernster Pracht,
Ein Säuseln hört' ich und ein Klingen
Wohl durch die stille Mitternacht.
Doch war es nicht der Blätter Rauschen,
Es war nicht Nachtigallensang:
Aus tiefster Seele mußt' ich lauschen
Dem nie gehörten süßen Klang.

Und o mir war's, als käm' geflogen
Ein Flötenton aus Fels und Stein,
Als sängen aus des Baches Wogen
Sirenen ihren Zauberreihn;
Als lullten leise, schlummertrunken,
In süßen Traum sich Feld und Wald,
Wie, halb in Schlummer schon gesunken,
Ein Kindlein noch Gebete lallt;

Als ob in seinem Silbernachen
Der Mond ein Schifferlied sich sang,
Als ob geheim in tausend Sprachen
Der Sterne nächtlich Plaudern klang;
Als stiege schon vom Himmel nieder
Der Träume leichtbeschwingter Chor
Und sänge Märchen, sänge Lieder
Dem Schlummernden in's wache Ohr! —

Das, o Natur, ist deine Weise,
Es ist dein nächtlich Feierlied,
Das hell, wie Orgelklang, und leise,
Wie ein Gebet das All durchzieht.
Und wo dich Sterbliche vernehmen,
Da machst du schnell die Herzen weit:
Zu linder Wehmuth wird ihr Grämen,
Zu stiller Hoffnung wird ihr Leid.

So tönet fort, ihr süßen Lieder,
Ihr Engelsstimmen hell und rein!
Strömt leise, wie ein Balsam, nieder,
In jedes wunde Herz hinein!
Und wo, getrennt von seiner Schönen,
Ein Jüngling unter Thränen wacht,
Da sagt ihm mit der Liebe Tönen
Ein herzig süßes: „Gute Nacht!"

Der Verlornen.

1.

Von prächtgen Städten geht verjährte Kunde,
Die einst die Wellen über Nacht verschlangen;
Die Gassen sieht man noch, die breiten, langen,
Sieht Schloß und Tempel schimmern aus dem Grunde.

Auch war's dem Schiffer oft in nächt'ger Stunde,
Als ob die Glocken aus der Tiefe klangen,
Als ob melodisch ferne Stimmen sangen
Geheime Lieder aus geheimem Munde.

Ach! Glück und Liebe sind die Herrlichkeiten,
Mein Herz das Meer, darin sie untergingen,
Kein Taucher bringt, was dort versank, mir wieder.

Ich träum' und singe von vergangnen Zeiten,
Der Schiffer weiß nicht, was die Glocken klingen,
Und Niemand, ach! verstehet meine Lieder.

2.

Papyrusrollen, Schriften alter Zeiten,
Hat man gegraben aus Pompeji's Grund,
Von Purpur einst und blankem Golde bunt,
Jetzt aschenfarb, mühselig auszubreiten.

Vergebens netzt man die erloschnen Seiten,
Mit Kunst zu lösen ihren todten Mund;
Sie bleiben stumm! Kein Zeugniß wird uns kund
Von jener Vorzeit stolzen Herrlichkeiten. —

Ein Blatt nur mein! ein einziges, zerknittert,
Unscheinbar, gelb, ein schlechtes Stück Papier;
Sie aber hat, sie selbst, es mir geschrieben!

Und wenn auf's Blatt die Thräne niederzittert,
Wird lesbar wieder jede Sylbe mir,
Und wieder blüht mein Glück mir und ihr Lieben.

3.

Ob ich dir zürne? — Zürnt man auch dem Mai,
Dem köstlichen, da alle Quellen sprangen,
Aus jungem Laub die muntern Vögel sangen,
Daß er uns, ach! zu schnell entschwunden sei?

So warst auch du, so hell und wolkenfrei,
In deiner Schönheit maienhaftem Prangen
An meinem Himmel einst mir aufgegangen;
Wie zürnt' ich jetzt? der Frühling ist vorbei.

Und wie der Hirt, wenn Winterstürme wüthen,
Sich Lieder reimt von der vergangnen Lust
Und fröhlich hofft auf neue Blüthenzeiten:

So will auch ich das Angedenken hüten
An jenen Frühling in getreuer Brust, —
Nur hoffen freilich kann ich keinen zweiten.

Der Renegat.

Horch die Zithern, horch die Zimbeln,
Wie sie locken, wie sie klingen!
Und die Weiber schau', die süßen,
Wie sie wild im Tanz sich schwingen!
So am kühlen Meeresstrande,
Unter purpurnem Gezelt,
Saß der Renegat, der alte,
Hochgepries'ne Fürst und Held.

Denn von Allen, welche meerwärts
Aus dem Land der Christen kamen,
Und den Koran statt der Bibel,
Für das Kreuz den Turban nahmen,
Lachte Keinem, Segen spendend,
Je des Glückes Sonne mehr,
Wurde Keiner je so mächtig,
Je so reich und groß wie er.

Und die Sklavin, lüstern lächelnd,
Klirrte mit dem goldnen Becher:
‚Der Prophet zwar hat's verboten,
Mahomed, der arge Zecher;
Doch die Sklavin, deine Liebste,
Sulima gebeut es dir.'
—„Laß das Klirren, laß das Klingen;
Denn wie Glocken klingt es mir."—

‚Herr! was ist dir? Laß mich's wissen!
Will das Spiel dir nicht behagen?
Sehnst dich, draußen in der Wüste
Leu und Tigerthier zu jagen?
Oder willst den Säbel prüfen
An des Christen feilem Haupt?'
—„Nenn', o nenne nicht den Namen
Eines, der an Christus glaubt!" —

Sprach's und schwieg und schloß die Augen;
Denn als würd' er fortgetragen
Auf des Sturmwinds Adlerschwingen,
Eine Kirche sieht er ragen:
Hoch vom Thurm, ein Stern des Friedens,
Lacht des Kreuzes goldner Schein,
Und die Orgel hört er brausen
Und Gebet und Litanei'n;

Sieht sich selbst, wie er gewesen
In der Jugend goldnen Tagen,
Eh' ihn Meer und Schicksalsstürme
In das Mohrenland verschlagen,
Einen blondgelockten Knaben,
Weihrauchbecken in der Hand,
Wie er dienend und geschäftig
Dem Altar zur Seite stand;

Sieht die Schwestern, die geliebten,
Mit den langgeflochtnen Zöpfen,
Lauschend gegenüber knieen
Mit geneigten Engelsköpfen;
Sieht der Mutter holdes Auge,
Gleich wie Mutteraugen thun,
Hoffnungsvoll und doch voll Sorge,
Sanft auf seiner Stirne ruhn;

Sieht im Meßgewand den Priester,
Der die Hand erhebt zum Segen, —
Und sein Herz im tiefsten Busen,
Stürmisch pocht's mit tausend Schlägen!
Aber ach! mit Heroldstimme
Tönt es donnernd ihm in's Ohr:
„‚Sei verflucht in alle Zeiten,
Wer von Christus sich verlor!'"

— Hört's und schlug empor die Augen.
‚Herr! die Flotte kommt gefahren,
Deine Diener sind's, die treuen,
Lustig muthigen Korsaren,
Die mit Beute wiederkehren
Aus dem fernen Christenland,
Und von Sklaven und Gefangnen,
Sieh, wie wimmelt schon der Strand!'

Durch die Reihen schritt der Alte:
'S war ein Anblick zum Erbarmen!
Furchtentstellt, mit bleichem Antlitz,
Standen dichtgedrängt die Armen,
Knab' und Mägdlein, zarte Kleine,
Greise selbst im Silberhaar;
Ach! denn Keinen, den er findet,
Schont der grimmige Korsar.

Nur ein Knäblein, zart von Jahren,
Schien getrost und ohne Zagen:
In den Sand sah man ihn knieen,
Himmelwärts den Blick geschlagen;
Oft geküßt von seinen Lippen,
An den Busen dicht gepreßt,
Hielt ein Kreuzchen, ein geschnitztes,
Er mit beiden Händen fest.

Um sein rosig Kinderantlitz
Floß das Haar in goldnen Wogen,
Ruhig, wie zum Todesstreiche,
Hielt den Nacken er gebogen,
Sah mit fröhlich stolzen Augen
Dreist dem Fürsten in's Gesicht,
Und die Wangen blieben rosig
Und sein Auge zuckte nicht. —

Und der Renegat mit Schweigen
Sah das Kreuz und sah den Knaben;
Eine Thräne schien verborgen
In den Wimpern er zu haben,
Ging zurück dann zum Palaste,
Keiner wußte, was ihm sei;—
Aber noch am selben Tage
Ließ er alle Christen frei.

Nachts.

Nun ist der Tag gesunken,
Vom Berge steigt die Nacht,
Und hell mit tausend Funken
Die Sternlein sind erwacht.
Nun über Thal und Hügel,
Herab vom Sternenzelt,
Nun schwebt mit leisem Flügel
Die Freiheit durch die Welt.
Sie tritt an alle Hütten,
Sie pocht an jedes Thor,
Sie flüstert leise Bitten
Dem Schlummernden in's Ohr.

Sie weiht mit heißem Kusse
Den Jüngling und den Mann,
Und haucht mit leisem Gruße
Auch den Gefang'nen an.
Sie prüft am Schwert die Schneide,
Sie tritt zum Pulverfaß,
Sie zählt mit stummem Neide
Den Sand im Stundenglas:
Daß alle Seelen träumen,
Daß alle Herzen glüh'n,
Von Rossen, die sich bäumen,
Von Thaten, stolz und kühn!

Daß hinter Eisengittern — Selbst der Gefang'ne lacht!
Daß im Palast, mit Zittern, — Ein bleicher Mann erwacht!

Die erste Saat.

(1841.)

Hier ist die Stätte, seht, hier fällten
Den unbetretnen Urwald wir,
Mit unserm Schweiße hier bestellten
Wir das jungfräuliche Revier.
Hier soll die Heimat sich erneuen,
Hier, von Europa wir verbannt,
Woll'n wir den ersten Samen streuen
In dieses neue, fremde Land.
Reicht her das Korn. — O sei willkommen,
Du unsrer Heimat theure Frucht,
Die wir als Erbschaft mitgenommen,
Als Pfand der Zukunft auf der Flucht.
Als wär's ein Kind, das wir versenken,
So streut dich zögernd unsre Hand,
Und unsre tiefsten Herzen denken
An das geliebte Vaterland.
Als du zuerst empor gewachsen,
Ein grüner Halm aus dunkler Gruft,
Am Elbestrand, im schönen Sachsen,
Da küßte dich die deutsche Luft;

Da schien auf dich, da floß hernieder
Die deutsche Sonne, deutscher Thau,
Und deutscher Lerchen süße Lieder
Begrüßten die geschmückte Au.
Drauf als die Halme höher rauschten,
Als schon die Frucht im Keime schwoll,
O Gott, da standen wir und lauschten
Wehmüthiger Erwartung voll;
Und als sich wiegten deine Aehren,
Gekleidet all' in lautres Gold,
O damals, damals, wie viel Zähren
Sind abwärts in den Staub gerollt!
Denn, ach! schon suchten die Gedanken
Fern über'm Meer ein neues Ziel,
Im Geiste schon sahn wir uns schwanken
Fernhin auf ungewissem Kiel:
Was nützt es, daß geerntet werde,
Was wogt das Korn, was blüht der Wein,
Soll nimmer doch auf deutscher Erde
Der Freiheit theure Saat gedeihn?

Und als man unter Spiel und Scherzen
Das reife Korn in Garben flocht,
Wie hat da schon in Abschiedsschmerzen
Der Busen ängstlich uns gepocht!
Die Andern schwangen sich im Tanze,
Da schrie die Fiedel, klang das Horn,
Doch wir, im letzten Abendglanze,
Wir banden schweigend unser Korn.

Nicht eine Hand voll Erde nahmen
Wir zum Valet von unsrer Flur:
Nur deutsche Frucht, nur deutschen Samen!
Denn Leben bringt Lebend'ges nur.
Und wie ein Fähnrich seine Fahne
Pflanzt auf des letzten Walles Rand,
So, jenseits nun dem Ozeane,
Wird es gepflanzt in fremdes Land.

O du, gesä't in guter Stunde,
Du Samen unsers Vaterlands,
Wachs' und gedeih in fremdem Grunde,
In einer andern Sonne Glanz!
Es wird dich keine Lerche grüßen,
Wie du sie einst vernommen hast,
Kein Kranz von Rosen wird versüßen
Des heißen Erntetages Last.

Und doch, will's Gott, so sollst du sprießen
In stolzen Halmen, frei und stark,
Und freie Männer soll'n genießen
Dein vaterländisch deutsches Mark.
So, während wir an fremdem Strande
Mit Thränen unsre Aussaat weihn,
O möge so im Vaterlande
Der Freiheit theure Frucht gedeihn!

Eine Sage.

Da ließ ich mir ein Märchen sagen,
Ein seltsames aus alten Tagen,
Daß, wo ein Wandrer ward erschlagen,
Im düstern Wald, im öden Grund,
Da soll aus des Erschlagnen Mund,
Mit warmem Blut, zu frischem Leben,
Ein weißer Vogel aufwärts schweben.

Er schwebt empor, er schwebt hernieder,
Er sträubt sein glänzendes Gefieder
Und mächtig schmettern seine Lieder,
Wie Schlachtenschrei, wie Hörnerklang!
So singt er laut die Welt entlang,
Daß alle Thäler ängstlich lauschen,
Und alle Bäume zitternd rauschen.

Er singt, daß alle Felsen dröhnen,
Er singt, daß alle Lippen stöhnen,
Und alle Herzen wiedertönen,
Und sein Gesang ist! Mord! Mord! [Mord!
Von Land zu Land, von Ort zu Ort,
Er singt, daß selbst die Sterne hören,
Und Erd' und Himmel sich empören.

Und ob auch unter seidner Decke,
In seines Hauses stillster Ecke,
Der Mörder zitternd sich verstecke,
Die weiße Taube singt ihn wach!
Die weiße Taube fliegt ihm nach,
Und ob die Felsen ihn versteckten,
Und ob die Wogen ihn bedeckten!

Da wird kein Netz, kein Garn gefunden,
Kein Köder will dem Vogel munden,
Kein Pfeil kann seine Brust verwunden,
Er ist bald hier, bald ist er da —!
Und immer fern und immer nah,
Und alle Nächte, alle Tage,
Tönt schmetternd seine Todtenklage!

Bis daß sie den Erschlagnen fanden,
Bis daß ein Rächer aufgestanden,
Bis daß der Mörder liegt in Banden,
Und bis sein Blut gen Himmel sprang!
Da wird es still, da schweigt der Klang,
Da sinkt das leuchtende Gefieder
Als Blüthenschnee zur Erde nieder. —

O alte Märchen, alte Sagen,
Wie paßt ihr doch zu unsern Tagen!
Die Freiheit ist's, die man erschlagen,
Die bleich und stumm im Sarge liegt;
Doch aus dem todten Munde fliegt
Die weiße Taube unsrer Lieder —
O Taube, wann, wann sinkst du nieder?

Karl Beck,

Sohn eines jüdischen Kaufmanns, wurde 1817 in dem ungarischen Marktflecken **Baja** geboren. Später siedelten seine Eltern nach Pesth über, wo er das Gymnasium besuchte. Nachdem er eine Zeitlang in Wien sich der Medizin gewidmet, kehrte er nach Pesth zurück und arbeitete auf dem Comptoir seines Vaters, bis ihn der Gott im Busen gen Leipzig trieb, wo er sich bei der philosophischen Fakultät einschreiben ließ. Hier lebte er im Umgang mit Kunstgenossen ganz der Poesie. Gustav Kühne machte ihn in der Zeitung für die elegante Welt zuerst als Dichter bekannt. Im Jahre 1839 kam Beck nach Hamburg, wo Gutzkow in ihm „das kräftigste und hoffnungsvollste Talent der Jüngeren" zu erkennen glaubte, „der alle Mittel besitze, ein deutscher Byron zu werden." Die folgenden Jahre verbrachte er theils in seiner Heimat, theils im Norden und Süden Deutschlands als „fahrender Poet." Bald nach dem Ausbruch der ungarischen Bewegung kam er während der heftigsten Stürme nach Wien, ein Asyl zu suchen, und übernahm dort das Feuilleton eines ministeriell-gesinnten Journals (Lloyd), das aber 1850 wieder in andere Hände überging.

Beck schließt sich in Form und Sprache an A. Grün und N. Lenau an; neben diesen Mustern und Vorbildern hat er aber unverkennbar auch Byron nachgestrebt. Die tiefe, träumerische Melancholie Lenau's und sein düsteres Insichbrüten, so wie seine Art zu schildern, z. B. in Bildern aus dem ungarischen Leben, scheinen häufig auf ihn (besonders im „**fahrenden Poeten**" und in „**Janko**, der ungarische Roßhirt", Leipzig 1838 und 1842, worin er keckumrissene Genrebilder aus der Heimat liefert, mehrfach auch in den tiefempfundenen „**stillen Liedern**," Leipz. 1839) übergegangen zu seyn, doch ohne Lenau's schönes Maß und schöne Milde; auch hat der Geist von A. Grün's Muse, welche die Welt aus dem Schutt zu verjüngen und in die Rosen eines neuen Frühlings zu kleiden strebt, Einfluß auf ihn geübt (in den wilden freiheitsschwärmenden „**Nächten**", Leipz. 1838, zum Theil auch in den die heutigen sozialen Zustände ergreifend abspiegelnden „**Liedern vom armen Mann**," Berlin 1846 u. ö.), aber ohne daß sich Grün's lächelnde Heiterkeit und Zuversicht ihm mitgetheilt hätte. Er besitzt ein bedeutendes Talent zur Behandlung der Sprache, zur Gestaltung des Ausdrucks und zur Versifikation; es steht ihm eine ansehnliche Menge von Gedanken und Bildern zu Gebote; eine gewisse Kühnheit und ein schimmernder Glanz zeichnet seine Poesie aus. Diese Eigenschaften werden aber (vgl. Blätter f. liter. Unterh. 1839) bedeutend herabgedrückt, ja neutralisirt durch die Fehler, mit welchen sie verflochten sind: durch seine unbändigen Sprünge und Extravaganzen, die bizarren und oft absurden Metaphern, überhaupt durch den Stelzengang und das leidenschaftlich forthastende Ungestüm seiner Poesie. Seine Gedankenkombinationen, Vergleichungen und Bilder überraschen häufig, aber befriedigen selten; der Pomp und die Keckheit ersetzen nicht die zuversichtliche Großartigkeit, Kühnheit und Kraft, welche mangeln. Die oft gewaltsamen, und man möchte sagen, rohen Bilder scheinen nicht Kinder der schöpferischen Phantasie, sondern vom Witz und vom Gedächtniß launenhaft zusammengetragen zu seyn;

es fehlt ihnen die innere Einheit des Gemüths und sehr häufig auch das dichterisch entwickelte Leben der Anschauung, ganz abgesehen davon, daß seinem Geiste die eigentliche Idealität unaufgeschlossen blieb, die selbst im Begränzten, Unvollkommenen und Unharmonischen nur Entwicklungsstufen des Unendlichen, Vollendeten und alle Dissonanzen in ewiger Harmonie Lösenden findet, und ohne welche keine wahre über alle Zeiten und Zustände des Augenblicks reichende, unsterbliche Poesie zu denken ist. — Seine „Gesammelten Gedichte“ erschienen in zwei Auflagen (Berlin 1844, 45), und unter den unmittelbaren Eindrücken der Zeit: seine „Monatsrosen“ (Berlin 1848), — „Gepanzerte Lieder“, (ebendas.) und ein schwungvolles Gedicht „An Franz Joseph“ (1. u. 2. Aufl. Wien 1849), das, vom Kaiser von Oesterreich für die bereits hingerichteten ungarischen Generale Pardon erflehend, den Radikalen Veranlassung gab, ihn der politischen Apostasie zu beschuldigen.

Aus:

Gepanzerte Lieder.

Ein Donnerschlag.

Wen's mächtig treibt in's Meer hinaus, in's wilde,
Wo, vom Orkan gepeitscht, die Wogen schäumen,
Der kann nicht still auf trocknem Lande säumen,
Wo Frohe sich ergehn im Saatgefilde,
Wo zu Schallmeien sanft die Bäche fließen,
Und Blumen langsam auf in Samen schießen.

Der muß mit Thaten kämpfen, mit Gedanken;
Die Ruhe ist ein Weib, groß kann sie säugen,
Gebären nur, nicht schaffen, nicht erzeugen;
Der muß des Schicksals steingeformte Schranken
So lang an seines Willens Stahl zerschlagen,
Bis rings umher die hellen Funken jagen.

Mich drängt's hinaus in's Stürmen und in's Grauen,
Wo Völker bluten, Männerthränen blitzen;
Auf des Gedankens Eichen möcht' ich sitzen,
Ein Aar in's dunkle Thal hinunterschauen;
Kein Vöglein, das begehrt im sichern Hafen
Auf eines Mädchens Busen einzuschlafen.

Die Eisenbahn.

Gleich ist's den Philistern allen,
Was zu Markt die Zeiten bringen,
In die Ohren muß es schallen,
In die Augen muß es springen.
Ihres Mundes Thor ist offen,
Dort in bangen Mutterwehen
Schleicht die Neugier, schleicht das Hoffen,
Rings umher auf tausend Zehen.

Wie sie rechnen, wie sie sinnen:
Unsre Gelder — in Papieren —
Freunde, werden wir gewinnen?
Freunde, werden wir verlieren?
Fluch den Neuerungen, eifert
Jener mit erhitzter Wange,
Grade meine Flur begeifert,
Meine Saat, die Eisenschlange.

Tobt ihr nun im tollen Fieber?
Möcht' es euch darnieder raffen!
Kleine Münzen sind euch lieber,
Als des Geistes höchstes Schaffen.
Regen ist euch eben Regen,
Kiese sind euch eben Kiese;
Doch im Regen träumt der Segen
Und im Kies des Feuers Riese.
Nur der Dichter steht im Bunde
Mit den Geistern, kann sie hören,
Kann, ein Faust, aus jedem Hunde
Einen Geist heraufbeschwören.
Und nach neuen Welten tastet
Er mit jedem Herzensschlage;
Baut, zerstört, und baut — und rastet
Nicht, wie Gott am letzten Tage.
Die Papiere — feilgeboten —
Steigen — Fallen — o Gemeinheit!
Mir sind die Papiere Noten,
Ausgestellt auf Deutschlands Einheit.
Diese Schienen, Hochzeitbänder,
Trauungsringe blankgegossen;
Liebend tauschen sie die Länder,
Und die Ehe wird geschlossen.
Eisen! du bist zahm geworden!
Sonst gewohnt mit wildem Dröhnen
Hinzuwettern, hinzumorden,
Ließest endlich dich versöhnen!
Magst nicht mehr dem Tode dienen,
Liebst am Leben fest zu hangen,
Und auf deinen spröden Schienen
Wird ein Hochzeitfest begangen.
Hört ihr brausen die Karossen?
Deutsche Länder sitzen drinnen,
Halten brünstig sich umschlossen.
Wie sie kosen! Wie sie minnen!
Und des Glöckleins helles Klingen
Sagt uns, daß die Paare kamen,
Und die Wolkenpfaffen singen
Drauf ein donnernd dumpfes Amen.
Rasend rauschen rings die Räder,
Rollend, grollend, stürmisch sausend,
Tief im innersten Geäder
Kämpft der Zeitgeist freiheitsbrausend.
Stemmen Steine sich entgegen,
Reibt er sie zu Sand zusammen,
Seinen Fluch und seinen Segen
Speit er aus in Rauch und Flammen.

Börne's Tod.

Nicht rechten mocht' er mit dem Glücke,
Daß nimmer ihm sein Strahl gelacht,
Gern zog er, an des Elends Krücke,
Mit andern Edlen in die Nacht.
Das Täubchen liebt die sichern Kreise,
Nicht fragend, ob's gefangen sei?
Doch nur der Vogel auf der Reise,
Der heimatlose, der ist frei.
Wie einst Themistokles die Schiffe
Durch Brand zerstörte in der Bucht,
Daß er, zu siegen im Begriffe,
Den Weg versperre sich zur Flucht:
So hat auch er im fernen Lande,
Von einer Welt bestaunt, gehört,
Mit seines Wortes Freiheitsbrande
Den Weg zur Heimat sich zerstört.
Nicht mocht' er rechten mit der Liebe,
Daß sie sein Herz verödet ließ,
Daß sie um lebenswarme Triebe
Beim starren Haß ihn betteln hieß.
Mag ruhn bei sanftem Wellenkosen
Ein Schiffchen in geschloßner Bai;
Doch nur im Sturm, im liebelosen,
Im Sturm der Nacht, da ist es frei.
Nur mit dem Schicksal mocht' er rechten,
Daß es den Donner ihm versagt,
Die große Fehde auszufechten,
Bis einst der Freiheit Sonne tagt.
Was nützt ein Wetterschein im Sange?
Ein Blitz in Worten schlägt noch nicht;
Wohl röthet er des Sklaven Wange,
Doch schmilzt er seine Ketten nicht.
Ob ruhig nun im Grabeshügel,
Ob seiner Hülle Kerker sprang,
Ob auch sein Geist auf kühnem Flügel
Zum Lichte von der Erde drang,
Ob auch die Himmel um ihn tagen,
Ob auch ihr Thor geöffnet sei,
Er wird den Gott zuerst befragen:
Ist man in deinem Himmel frei?

Aus:

Der fahrende Poet.

Schiller und Goethe.

1.

Wer bist du, hocherhabene Gestalt?
Das Haupt, von goldner Lockenfluth umwallt,
Ist sanft herab zur müden Brust geneigt,
Die Lippe zuckt im glühenden Verlangen,
Ein Morgenroth, ein Liederfrühling steigt
Mit einem Mal auf deine blassen Wangen;
Die Augen leuchten, wie zwei blaue Seeen,
In denen sanft zwei Sonnen untergehen,
Und sinnend wölbt die Braue sich empor
Zur edlen Stirne, wo die Bilder blitzen,
Wo die Gedanken, wie ein stolzer Chor
Von Königen, auf hohen Thronen sitzen.
O Schiller, Schiller, dem im Geisterschwunge
Das größte Herz im wärmsten Busen schlug,
O, du warst der Prophet, der ewig junge,
Der kühn voran der Freiheit Fahne trug.
Du warst verschwenderisch mit deinem Blut,
Dein tiefstes Lieben und dein wärmstes Leben
Hast du für eine Welt dahingegeben,
Sie nahm das Opfer kalt und wohlgemuth,
Denn sie begriff nicht deinen tiefen Gram;
Sie hörte nur die Melodie der Sphären,
Wenn an ihr Ohr die Liederwoge kam,
Die du geschwellt mit deinen besten Zähren.
Ob dir ein Gott das Dichterherz durchglühte,
Du mußtest oft mit starren Fingern schreiben.
Du sangst von Blumen, wohl — die Blume blühte
Aus blankem Eis an deinen Fensterscheiben.
Im Weinberg, in dem luft'gen Gartenhause,
Da war des Dichters eingeschneite Klause;
Vom Frost durchbebt, den Mantel umgeschlagen,
So saßest du am frostigen Kamine,
Du lauschtest bang der dumpfen Zeitlawine,
Die donnernd dir erzählt von künft'gen Tagen.
Dann durfte jubelnd deine Lippe wagen,
Der Lust des Lebens einen Kuß zu rauben;
Doch ach, dein Mund, vom Kuß der Muse wund,
Er träumte nur von des Genusses Trauben.
Die Dämmrung kam. Mit leisen Geisterschwingen
Umfang der Abendwind dein stilles Haus,
Im Winde tönt ein trautes Saitenklingen,
Zum Fenster blickst du tiefbewegt hinaus;
Da stand die Schaar von Jena's Musensöhnen,

Den Dichter grüßend, der sich bleich gehärmt;
An ihrer Liebe glühendheißen Tönen
Hast du dich oft im Winterfrost erwärmt.
Und konnten sie auch nicht den Geier bannen,
Der dich umrauscht mit schwermuthvoller Macht,
Sie brachten einen Strahl in deine Nacht,
Sie zogen selig und erfrischt von dannen.

Doch nächtlich nahte dir der Wallenstein,
Den Späherblick im bleichen Angesicht,
Dann sahst du, wie dein ewiges Gedicht
Verzeichnet stand im blanken Sternenschein.
Wo du in der Begeistrung stolzem Dom
Der Vorzeit Sonnen dir heraufbeschworen,
Der Welt zu leuchten, die dein Geist geboren,
Da wohnt noch jetzt ein armer Astronom.
Von jenem Wallenstein, den du geschrieben,
Ist er als Seni uns zurückgeblieben.
Ihm ist vielleicht dein theurer Schatten nah,
Er sucht in mitternächtlich öden Stunden
Mit langem Rohr die goldnen Sterne da,
Wo sie dein gottbeseeltes Aug' gefunden.

O, deinem Freunde fiel ein andres Loos!
Er zauberte die jungfräulichen Musen,
Des Glückes Fee an seinen Dichterbusen;
Genuß und der Erfahrung reiches Moos
Bekränzten sein Gelocke frisch und grün;
Das Glück, nach dem dein Herz umsonst gepocht,
Hat er mit starker Hand sich unterjocht;
Die Blumen, die er suchte, mußten blühn.
Ach selbst durch deinen frühen Tod hienieden
Ward ihm ein neuer Dichterruhm beschieden:
Es ward der Todtenkranz auf deiner Bahre
Zum frischen Lorbeerblatt in seinem Haare.

2.

Zwei Riesenberge standet ihr im Leben,
Von aller Welt besungen und bewundert;
Denn neben euch vermochte das Jahrhundert
Kein neues Riesenhaupt so hoch zu heben.
Du, ein Vulkan, der glühend sich verzehrte,
Um dann in Trauerwolken aufzurauchen;
Doch er ein Gletscher, der in Ruh begehrte
Das Haupt in Regenbogenpracht zu tauchen.
Du jagtest donnernd aus dem tiefsten Herzen
Des Geistes Flammen durch die dunkle Nacht,
Und Meer und Land bestrahlte deine Pracht;
Er aber ließ um sich die Wölkchen scherzen,

Die Adler ziehn im feierlichen Kreise,
Die Sonne spielen auf des Busens Eise.
Doch als mit einem Male über Nacht
Verschwunden war der flammende Vulkan,
Der Gletscher stand in einsam stiller Pracht: —
Da hub das Volk die Todtenklage an.
Noch lange lebtest du in seinem Munde,
Das Lied der Sehnsucht rief dir liebend nach,
In mancher Sage, mancher Geisterkunde
Blieb die Erinnrung an den Liebling wach.
Die Stätte schien so bang verwaist und leer,
Wo einst dein Haupt geragt in's Wolkenmeer.
Du schwandest hin, und nur des Gletschers Pracht
Sah man allein den blauen Himmel grüßen,
Das Volk erkannte des Geschickes Macht
Und lagerte sich fromm zu seinen Füßen.

3.

O Goethe, Fels, den Aare stolz umkreisten!
Ob dich der Haufe schroff und frostig schalt,
Tief unter deinem Busen, dem beeisten,
Schlug dir ein Herz voll glühender Gewalt.
Wer hat die heißen Schmerzen ausgezählt,
Die deine stolze Brust in sich verbarg?
Dein Auge war mit seinen Perlen karg,
Drum wurde geizig deine Brust geschmählt.
Auch du erhabner Gletscher ragst nicht mehr,
Vulkan und Gletscher, ach wo sind sie beide?
Dies deutsche Urgebirge, hoch und hehr,
Die Geisteralpe schwand zur flachen Haide,
Wo jeder Knabe Distelköpfe schlägt,
Und Krittlervolk der Helden Asche wägt.

O Goethe, glückgeliebter Dichtergreis!
Wenn du hinauf zur stillen Stube schwanktest,
Dem Zaubrer gleich, im selbstgezognen Kreis,
Am Geisterstabe der Erinnrung wanktest;
Wenn du vor Schiller's Todtenschädel standst,
Den Friedhof tiefbegrabener Gedanken
Auf jener bleichen, hohen Stirne fandst,
Um die so stürmisch einst die Locken sanken,
An deren Schläfen einst im Jugendbrand
So kühn des Muthes volle Ader stand:
Dann fiel aus deinem Aug' die Thräne nieder,
Sie galt dem Freund, der Jugend blassen Träumen,
Man sah den schwermuthsvollen Geist der Lieder
In dieser still vergoss'nen Thräne schäumen.

Aus:
Stille Lieder.

An der Donau.

Und ich sah dich reich an Schmerzen,
Und ich sah dich jung und hold,
Wo die Treue wächst im Herzen,
Wie im Schacht das edle Gold,
An der Donau,
An der schönen, blauen Donau.

In den Sternen stand's geschrieben:
Daß ich finden dich gemußt,
Um auf ewig dich zu lieben,
Und ich las es mir zur Lust
An der Donau,
An der schönen, blauen Donau.

Wieder ward mein Herze blühend,
Der verschneite todte Strauch,
Knospen kommen freudesprühend,
Nachtigallen kamen auch
An die Donau,
An die schöne, blaue Donau.

Aber balde ziehst du weiter,
Ziehst mit leichtbeschwingtem Schritt,
Nimmst zum Himmel mir die Leiter,
Nimmst mir meine Götter mit
Von der Donau,
Von der schönen, blauen Donau.

Wo das Märchen und die Rose
Dich als Schwester kennt und nennt,
Ziehst du hin, du Ruhelose,
Nach dem bunten Orient
Auf der Donau,
Auf der schönen, blauen Donau.

Wenn ich denke, daß du scheiden,
Ach so frühe scheiden mußt —
Jagt ein wogenwerfend Leiden
Bodenlos durch meine Brust,
Wie die Donau,
Wie die tiefe, blaue Donau.

Wenn ich dann zu Nacht alleine
Dichtend in die Wellen schau' —
Steigt beim blanken Mondenscheine
Auf die schmucke Wasserfrau
Aus der Donau,
Aus der schönen, blauen Donau.

Lockend rauschet das Gewässer,
Und sie singt mit süßem Ton:
Heißes Kind, dir wäre besser,
Lägst du tief hier unten schon
In der Donau,
In der kühlen, blauen Donau.

Ich liebe Dich.

Das Abendglöcklein hört' ich klingen,
Bald klang es leis, bald klang es laut.
Galt's eines Herzens letztem Ringen?
Galt's einer myrtenschmucken Braut?
Im Klange sprach ein leises Mahnen:
So tönet voll beglückter Pein,
So muß das schwärmerische Ahnen
Der Liebe seyn!

Es summte auf dem Blumengrunde,
Es trank aus einem Honigkrug
Das Bienchen mit dem süßen Munde,
Das heimlich doch den Stachel trug.
Im Summen sprach ein leises Mahnen:
So sticht voll Lust, so sticht voll Pein,
So muß das schwärmerische Ahnen
Der Liebe seyn!

Die Nachtigall vernahm ich schlagen,
So freudiglich, so wehmuthsvoll,
Als ob ihr bei des Liedes Klagen
Die Thräne aus dem Auge quoll!
Im Liede sprach ein leises Mahnen:
So tönt in Lust, so tönt in Pein,
So muß das schwärmerische Ahnen
Der Liebe seyn!

Ach, und des Abendglöckleins Klagen,
Dies Bienensummen fern und nah,
Und dieses Nachtigallenschlagen
Vernahm ich, als ich dich ersah.
Erst rauschten wirr die Klänge alle,
Bald wehmuthsvoll, bald freudiglich,
Und starben dann in einem Halle:
Ich liebe dich!

Geh zur Ruh!

Sorgenvolle, wetterschwüle
Mädchenstirne, geh zur Ruh!
Lieblich weht des Abends Kühle,
Werde kühl auch du!
Träume, daß der Hauch der Nacht
Dir ein Palmenblatt gebracht,
Geh zur Ruh!

Laß dein Hangen, laß dein Bangen,
Irrend Auge, schließ dich zu!
Sieh, der Tag ist schlafen gangen,
Schlafen geh auch du!
Ach, das süß erlebte Glück
Spiegelt dir der Traum zurück,
Geh zur Ruh!

Heimweh.

1.

Allein, allein am Weihnachtsfest
Im großen, deutschen Land!
Und hätt' so gern an's Herz gepreßt
Manch' warme, liebe Hand.
Allein! Ich ging bereits hinaus
Durch Nebelnacht und Wind,
Und dachte an das Elternhaus,
Ein arm, verloren Kind.
Des Mondes Scheibe rollte leis,
Mein Auge rollte schnell;
Es hing der Reif am kühlen Reis;
Die Fenster brannten hell.
Dort sah ein Kind, im Hochgenuß,
Die Weihnachtsbäume blühn,
Daran so manche Silbernuß
Und bunte Kerzen glühn.
Dann schlief es ein auf Pfühlen weich,
Nicht ahnend, was ich litt,
Es nahm die Nüsse silberreich
In seine Träume mit.
Ich aber ging verstört nach Haus
Und nahm den kahlen Baum,
Und nahm des Sturmes hohl Gebraus
Mit mir in meinen Traum.

2.

O sieh die Schwalbe, Knabe mein!
Sie sitzt am Simse, tief bekümmert,
Indeß dein schadenfroher Stein
Das Nest, das traute, ihr zertrümmert.
Du wirfst, mit ungetrübter Lust,
Den Stein in die geweihten Hallen;
Sie schaut, mit Gram in junger Brust,
Die theuren, letzten Trümmer fallen.
Sie flattert fort, sie fliegt umher
Vereinsamt, auf den weiten Auen:
Du weißt es nicht, es ist so schwer,
Die neue Heimat sich zu bauen.
Du ruhest längst und schlummerst fest,
Wenn noch die Schwalbe schweift und irret,
Ach, und um ihr zerstörtes Nest
Mit heimatlosem Flügel schwirret;
Wenn ich in düstrer Mitternacht
Vereinsamt schweife vor den Thoren,
Und an das Vaterhaus gedacht,
Das ich verlassen und verloren.

Aus:

Ungarische Melodieen.

Das Röslein.

Er hat den Vater erschlagen
Der trotzige, ungrische Graf;
Er kann nicht schweigen und klagen,
Die Wuth des Tyrannen ertragen,
Deß Schwert die Getreuen traf.

Zum Richtplatz wird er gefahren,
Sieht Volk wie Meeressand —
Ein Jüngling von zwanzig Jahren,
Mit schwarzen, wallenden Haaren,
Ein Röslein in der Hand.

„Nie hat mich die Minne gehoben,
Nie hab' ich der Liebe begehrt;
Doch Jene, ach, Jene dort oben,
Von schwarzen Gewändern umwoben,
Ist meines Rösleins werth."

Er mißt die tausend Gestalten,
Die farbig am Fenster stehn!
Da fassen ihn Göttergewalten,
Da läßt er die Rosse halten,
Und kann nicht satt sich sehn:

Das Röslein darf er ihr senden,
Der weinende Diener fliegt, —
Er kann die Blicke nicht wenden,
Bis zitternd in ihren Händen
Die reizende Blume sich wiegt.

Sie sehn sich im irdischen Leben
Zum ersten und letzten Mal —
Zwei Herzen erkennen sich eben —
Zwei Herzen lieben und beben —
Hell funkelt des Henkers Stahl.

Das rothe Lied.

Sechs heißblutige Hengste tosen
Ueber die Haide von Debreczin,
Sitzt ein Herzog der Franzosen
Stolz im goldnen Wagen drin.
Träumt, auf's Haupt die Krone zu heben,
Flammt sein Antlitz lichterloh;
Von der Heimat muthigen Reben
Träumt der Herzog von Bordeaux.
Nachten die Wolken trüb und trüber,
Jagen die Hengste, stiebt der Sand,
Jagen an einer Schenke vorüber,
Einsam stehend im Haideland.
Aus dem Gehöft mit flatternder Mähne
Stürzen Zigeuner, mit Weib und Kind:
Herre, du hoher, und nimmer wähne,
Daß wir Räuber und Mörder sind.
Redlich sind wir, fromme Christen,
Von den Händen in den Mund
Leben wir, arm und still, und nisten
Heimatlos auf fremdem Grund.
Herre, befiehl, das Instrumente
Jauchzt dir ein Lied mit Macht und Macht,
Das ein trotziger fremder Studente
Pfiff auf der Haide bei Nebel und Nacht.
Freudvoll und leidvoll hat er gepfiffen,
Herre, wir haben die Melodie
Flugs auf den Saiten nachgegriffen,
Noten lernt der Zigeuner nie.
War uns so bang an jenem Abend,
Jesus! und Niemand wußte warum?
Geister, keine Ruhe habend,
Schlichen um unsre Streu herum.
Wünschten der Nacht des Adlers Schwingen,
Wünschten mit Schmerzen den Sonntag her,
Da wir wollten das Liedlein singen,
Hochroth, schön, wie keines mehr.
Da wir's spielten frisch in der Schenke,
Hat der Wirth mit den Gästen gezecht,
Rascher stieg in's Gehirn das Getränke,
Und ein Herre schien der Knecht. — —
Gnädig blickt er und nickt und winket,
Und sie geigen mit mächtigem Zug —
Und er zittert, die Thräne blinket,
Tonlos ruft er: Genug — genug!
Und er schleudert die Münzen zur Erde,
Und es greifen die Rappen aus —
Schaut die Bande mit banger Geberde
Fliegen und schwinden das goldene Haus.
Was ihn schmerzt, wer kann es wissen?
Was ein schönes Lied verbricht?
Daß es ein Fürstenherz zerrissen,
Ahnen die kindlichen Seelen nicht.
Daß es den Ahn vom herrlichen Throne,
Freiheit predigend, trug zum Schaffott;
Daß es dem Ohm die theuere Krone
Niedergewettert, ein Blitz von Gott;
Daß er selber ein flüchtiger König —
Gellt ihm Allons enfants! in's Ohr,
Singt auf den Haiden unkentönig
Ihm des Zigeuners Geige vor. —
Sechs heißblutige Hengste tosen
Ueber die Haide von Debreczin,
Sitzt ein Herzog der Franzosen
Traurig im goldenen Wagen drin.

Franz Dingelstedt,

geboren den 30. Juni 1814 zu Halsdorf in Oberhessen, verlebte seine erste Jugendzeit in Rinteln an der Weser, wohin seine Eltern, der Vater früher Militair, 1822 übersiedelten. Nachdem er hier das Gymnasium absolvirt, bezog er die Universität Marburg, wo er von 1831 bis 1834 Theologie und Philologie, hauptsächlich aber neuere Sprachen und Literatur studirte. Hierauf bekleidete er ein Jahr lang die erste Lehrerstelle an einer Erziehungsanstalt für Engländer zu Ricklingen bei Hannover. Im Jahre 1826 erhielt er eine Anstellung am neuorganisirten Lyzeum zu Kassel und gab „Die Wage", schönwissenschaftliches Beiblatt zu Geeh's kurhessischer Landeszeitung heraus; aber schon im Herbst des Jahres 1838, wo er seine schriftstellerische Laufbahn eröffnete (mit „Gedichten", — den Novellen „Licht und Schatten in der Liebe," — der metrischen Novelle „Frauenspiegel" — und dem von ihm redigirten „Hessischen Album," welchen kurz nachher die satyrischen „Neuen Argonauten", — die „Kasseler Bilder" in Lewald's Europa u. s. w. folgten), ward er aus „höheren Staatsrücksichten" an das Gymnasium in Fulda versetzt, wo er als ordentlicher Hauptlehrer bis Michaelis 1841 wirkte. Im Laufe dieser drei Jahre erschienen von ihm: „Wanderbuch" (2 Bde. Leipz. 1839), — die gediegene kritische Charakteristik Freiligrath's (im Jahrbuch der Literatur, Hamburg 1839), — „Unter der Erde"; ein Denkmal für die Lebendigen (2 Thle., Leipz. 1840), — „Sechs Jahrhunderte aus Gutenbergs Leben; Gedicht zur Gutenbergsfeier" (Kassel 1840), „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" (Hamburg 1840; 2. Aufl. 1842), — „Heptameron, gesammelte Novellen" (2 Bde. Magdeb. 1841), — und von ihm redigirt die Zeitschrift „Salon" (Kassel 1841). Um sich frei der Literatur und Journalistik widmen zu können, nahm er nun seine Entlassung aus dem churhessischen Staatsdienste; wandte sich nach Augsburg; ging sofort in Aufträgen des Baron v. Cotta nach Paris und London, später nach Wien und schrieb für die Allgemeine Zeitung. In Wien erhielt er 1843 einen Ruf vom Könige von Würtemberg als Handbibliothekar, ward von demselben zum Hofrathe, und 1846 zum Legationsrath und Hoftheater-Dramaturgen ernannt. Bereits 1844 vermählte er sich in Wien mit der Sängerin Jenny Lutzer. Während seines amtlichen Wirkens in Stuttgart ließ er erscheinen: „Sieben friedliche Erzählungen" (2 Bde. Stuttgart 1844), — „Gedichte" (bei Cotta, 1845), — „Jusq' á la mer, Erinnerungen an Holland" (Leipz. 1847) — und „Nacht und Morgen; neue Zeitgedichte" (bei Cotta 1851); schrieb das in Dresden am 30. Sept. 1850 zuerst aufgeführte Trauerspiel „Das Haus des Barneveldt", und lieferte publizistische Aufsätze, Literaturbriefe u. dgl. in die großen politischen Zeitungen Deutschlands. Seit Februar 1851 ist er vom Könige Max von Bayern mit der Intendantur des Hof- und Nationaltheaters betraut.

Dingelstedt, der Dichter par excellence en élégance, macht den Eindruck einer hervorragenden Persönlichkeit, eines vielseitigen Talents. Er vereinigt in seinen formvollendeten „Gedichten" bei beweglicher Phantasie und schwungvoller Sprache, Wärme des Gemüthslebens mit sinnreicher, oft lebendiger Auffassung. Die Naivetät des Liedes, die Einfachheit und

Lebensinnerlichkeit ächter Lyrik wird zwar bei ihm vielfach verdrängt bald von edlem Unwillen, sinnigem und beißendem Spotte gegen die Jämmerlichkeiten der Gegenwart, bald vom Ernste des reflektirenden Gedankens; aber es fehlt ihm auch nicht an begeistert patriotischen, seelenvollen und ergreifenden Melodieen, worin das volle bewegte Herz in ächt lyrischer Unmittelbarkeit sich ausspricht. Leider jedoch fühlen wir uns nicht selten wieder in der Wärme solcher Empfindung plötzlich angefröstelt von marmorkalter Salonluft, weltschmerzlicher Hypochondrie und Blasirtheit. Frei von Nachahmung, ob auch im Styl der Form die Schule moderner Meister wie Heine, Chamisso, Freiligrath, nicht verleugnend, als höchstes Vorbild aber für seine reale Lebensrichtung sich Goethe wählend, dessen glänzendster Epigone in dieser Hinsicht er genannt werden darf, hat er sich mehr und mehr selbstständig aus sich herausgebildet und bewiesen, daß sein Talent auch großem gediegenen Stoffe gewachsen. Er liebt es besonders in seinen genreartigen Darstellungen, individuelle Lagen des Lebens vorzuführen, die Leiden und Schmerzen der Gegenwart abzuspiegeln, die freilich mehrentheils den höheren Standpunkt des Allgemein-, des Reinmenschlichen, eine ideale Verklärung vermissen lassen. Der schmerzliche Zusammenstoß des Realen und Idealen in seiner Brust, die vielfachen Anfeindungen seiner politischen und literarischen Gegner, welche in dem früheren Nachtwächter schon einen Bannerträger ihrer demokratischen Partei begrüßt hatten, erzeugten in ihm eine individuelle Schroffheit, eine mitunter selbstgefällige Verbitterung, welche die rechte Versöhnung und die schöne Einheit des Gemüthes nicht wohl aufkommen läßt. „Dingelstedt's Lyrik — liest man in den Blättern für literarische Unterhaltung Nr. 13, 1846 — ist durch und durch individuell; die Eindrücke dringen oftmals nicht bis zum ideellen Ich hindurch, sondern bleiben in der reinen individuellen Anschauung des Dichters versunken, aus welcher sie dann zum Liede kristallisiren; frisch, lebendig sind jene Lieder freilich beinahe alle, weil die konkrete Persönlichkeit des Dichters selbst eine solche ist; aber jene Durchsichtigkeit, jenes geistige den Stoff beherrschende und überwältigende Element geht dadurch auch oft verloren. Aufgabe der lyrischen Kunst ist und bleibt es immer, das Individuum abzuklären in einem Allgemeinen, in seinem Ideale; das Ideale ist und bleibt der große weite Hintergrund, der tiefe Schacht, aus dem die Lieder hervortönen. Bei dieser individuellen Richtung Dingelstedt's kommt es daher auch oft vor, daß die Leidenschaft unmittelbar auf seine Produktion einwirkt und dieser zu persönlich gespannte Formen verleiht, während die Lyrik doch eigentlich nicht durch die Leidenschaft unmittelbar sich bewegen lassen darf, sondern von ihr nur indirekte Einwirkungen empfängt. Es kommt ferner daher ganz aus demselben Grunde, daß die Individualität Dingelstedt's den Stoff weit überragt und den Gedichten die persönliche Färbung zu stark aufträgt. — Das ist überhaupt ein Vorwurf, den man ihm vorzugsweise machen kann, daß er jede Stimmung, wie sie die wechselnde schwellende Fluth des Lebens in seinem Herzen erregt, zum Gedichte ausströmen läßt, ohne vorher ihre Abklärung, ihren Durchbruch zum Ideale abzuwarten. Die Form liegt ihm immer so zur Seite, die Sprache ist bereit seinen Empfindungen ein Kleid zu geben, darum mangelt seinen Produktionen die nöthige Ruhe und Klarheit, und sein schönes Talent zerreibt sich in momentanen Stimmungen, Verstimmungen, statt sich zu sammeln zu ideellen Werken der Kunst." — Seine Novellistik, elegisch anmuthig, witzig und tragisch ergreifend in Schilderung und Darstellung moderner Zustände, mit treuer Wiederspiegelung des Umgangslebens, vorzüglich der höheren Gesellschaft, wo sich freilich nicht immer der höhere Gehalt der Menschheit ansetzt, ist mehr oder weniger in seiner Lyrik verwachsen. Der Novellenkranz „Heptameron" insbesondere gehört zum Besten, was die neueste belletristische Literatur aufzuweisen hat.

Die Weser.

Ich kenne einen deutschen Strom,
Der ist mir werth und lieb vor allen,
Umwölbt von ernster Eichen Dom,
Umgrünt von kühlen Buchenhallen;
Den hat nicht wie den großen Rhein
Der Alpe dunkler Geist beschworen,
Er ward aus friedlichem Verein
Verwandter Ströme still geboren.

So taucht die Weser kindlich auf,
Von Hügeln traulich eingeschlossen,
Und kommt in träumerischem Lauf,
Durch Reben nicht, durch Korn geflossen;
So windet sie mit treuem Fuß
Zum deutschen Meere sich hernieder
Und spiegelt mit geschwätzigem Gruß
Der Ufer sanften Frieden wieder.

Doch hat sie in der Zeiten Flug
Auch manche große Mär' erfahren,
Und die bescheidene Woge trug
Viel Herrliches zu fernen Jahren:
Sie sah in ihrer Wälder Schooß
Des Adlers Silberflügel wanken
Und vor urdeutscher Arme Stoß
Der ewigen Roma Säulen schwanken.

Und als mit fester Eisenhand
Held Karl den deutschen Scepter führte,
Da war es, wo im Weserland
Sich manche Stimme mächtig rührte,
Da hörte man des Kreuzes Ruf
Mit hellem Klang an den Gestaden
Und sah der Frankenrosse Huf
Sich in den nordischen Wellen baden.

So meldet sie dir manchen Traum
Aus ihrer Vorzeit grauen Tagen,
Und sieht dabei des Lebens Baum
Stets frisch an ihren Ufern ragen;
Es glänzen in der lichten Fluth
Der Klöster, Schlösser, Burgen Trümmer,
Des Mondes und der Sonne Gluth,
Der Thürme und der Segel Schimmer.

Und meerwärts durch ihr Felsenthor,
Durch immer wechselnde Gefilde
Strömt sie die Wellen leicht hervor
Wie dichterische Traumgebilde;
In ihren Tiefen klar und rein
Hörst du es seltsam wehn und rauschen,
Und kannst bei stillem Abendschein
Der Nixe Wanderlied belauschen.

Meiner Mutter.

Zu ihrem letzten Geburtstage.

Da schwingt sich über Thal und Hügel
Ein herbstlich Blatt hinauf zu dir,
Und bringt dir auf des Windes Flügel
Den schönsten, wärmsten Gruß von mir;
Der soll sich denen eng vereinen,
Die heute feiernd dich umwehn,
Daß du und alle Lieben meinen,
Mich selbst in ihrem Kreis zu sehn.

Und daß es doch ein Hymnus wäre
Von tausend Stimmen voll und mild,
Ein Blumenkranz wie für Altäre,
Ein Licht wie vor ein Heil'genbild!
Daß Töne in den Saiten schliefen
Wie Orgelklang und Sturmesnacht,
Und jubelnd dir entgegenriefen,
Wie treu dein Sohn an dich gedacht!

O wenn mir schon ein Lied gelungen,
Das aus den jungen Saiten bricht,
Wenn einst mein Sang mit Feuerzungen
An gleich gestimmte Herzen spricht:
Es war, es ist ja deine Seele,
Die, Mutter, sich in mir erschließt,
Bald weinend singt wie Philomele,
Bald adlergleich gen Himmel schießt!

Wer lehrte mich durch Frühlingsauen
Mit Frühlingssinn hindurchzugehn,
Die Wunder der Natur zu schauen
Und ihre Träume zu verstehn?
Wer zog die schwankenden Gestalten
Der Knabenbrust zum lichten Tag
Und hieß zur Blüthe sich entfalten,
Was keimend und gebunden lag?

Und wenn ich bang durch's Leben irrte,
Das früh zu dunkeln schon begann,
Wenn sich mein Geist, der leicht verwirrte,
Mit düstrer Träumerei umspann:
So führtest du mit frommer Liebe
Mich in ein freundliches Asyl,
So fand der Blick, der thränentrübe,
In deinem Aug' ein tröstlich Ziel.

Wohl mit der Sehnsucht Bettelworte
An manche Thüre klopft' ich an,
Doch ward dem Wandrer keine Pforte,
Kein Herz dem Herzen aufgethan;
Wenn Andre kalt mich aufgegeben
Und meinen Liebesdurst verhöhnt,
Hast du mich mit dem kargen Leben,
Mich mit mir selber ausgesöhnt.

Und wie du stets mit Muttersorgen
Den kranken Liebling treu beschirmt,
Wenn durch der Jugend grauen Morgen
Des Todes Schreckenshauch gestürmt:
So hast du auch mit starkem Schilde
Den inn'ren Feind mir abgewehrt,
Und mich mit heil'ger Frauenmilde
Des Lebens Liebe neu gelehrt.

Ach, daß ein Gott mir Macht gegeben,
Nun dir als Schutzgeist nah zu seyn,
Wie wollt' ich deinen Weg durch's Leben
Mit Frucht und Blüthe reich bestreun;
Wie sorgsam würd' ich das entfernen,
Was dich gedrückt auf trüber Bahn,
Wie trüg' ich zu den ew'gen Sternen
Auf Ruhmesflügeln dich hinan!

Statt dessen nimm mit alter Güte
Zum reichsten Fest den ärmsten Gruß,
Als wär' er eine frische Blüthe,
Auf deine Hand ein langer Kuß!
Fürwahr, der Gotteslidersegen
Wird heute erst mir werth und lieb,
Weil er auf meiner Mutter Wegen
Ein spätes Blümchen feiernd trieb!

Am Grabe Chamisso's.

1838.

Wo habt Ihr mir den Alten hingebettet?
Kommt, führt mich an den eng beschränkten Port,
Darein der Weltumsegler sich gerettet!
Ihr zeigt auf eine dürre Scholle dort,
Wo heut das erste Herbstlaub niederregnet;
Dort ruht er, sagt mir Euer Trauerwort.
O sei, du heilig Dichtergrab, gesegnet;
Du birgst ihn, dem mein Geist vieltausendmal,
Mein sterblich Auge nimmermehr begegnet!
Ich sah ihn nie: an seiner Blicke Strahl
Hat meine Kraft sich nicht entzünden sollen;
Er stand zu hoch, ich ging zu tief im Thal.
Doch in der Brust, in der begeistrungsvollen,
Trag' ich sein Bild wohl tiefer und getreuer,
Als sie's in Wort und Farbe malen wollen.
Ich seh' ihn ganz: der Augen dunkles Feuer,
Die lichte Stirn, die Brauen stolz geschweift,
Und streng der Mund, als seien Worte theuer.
So steht er da, die Locken weiß bereift,
Und in den Flocken, die die Jahre senden,
Den Lorbeerkranz, zu vollem Grün gereift.

Er selbst ein Fels mit scheitelrechten Wänden,
Salas y Gomez, ragt er aus der Fluth,
Von Wellendrang umbraust an allen Enden.

Doch in dem Steine schlägt ein Herz voll Gluth,
Ein Herz, das hält die ganze Welt umschlungen,
Dran wie an Vaterbrust die Menschheit ruht.

Wer hat ihr Leid so laut wie du gesungen,
Und wer wie du gen wild' und zahme Horden
In ihrem Dienst sein Dichterschwert geschwungen?

Ein Fremdling warst du unserm deutschen Norden,
In Sitt' und Sprache andrer Stämme Sohn,
Und wer ist heimischer als du ihm worden?

Nun schläfst du in der fremden Erde schon,
Und die den Wandernden nicht konnte wiegen,
Beut ihm ein Grab mit Lorbeer und mit Mohn.

Drauf soll, gekreuzt, sein Pilgerstecken liegen
Und unser Banner, das dem Sängerheer
Voran er trug, zu kämpfen und zu siegen.

Wir aber stehen klagend rings umher,
Denn gönnen wir ihm die verdiente Rast,
So gönnten wir den Führer uns noch mehr.

O Zeit der Noth! Es stürzen Stamm und Ast,
Rechts klingt und links die Axt im grünen Wald,
Gefall'nes Laub wird wirbelnd aufgefaßt.

Die Wolken haben dräuend sich geballt,
Von Sturmesfurchen ist der See gekräuselt;
Bald hörst du nur den Herbstwind, welcher kalt
Durch kahle Forsten, über Stoppeln säuselt.

Das deutsche Meer.

1.

Wie? Dies das Meer? So friedlich und so glatt?
Nichts weiter als die blanke Wasserfläche?
So zahm, wie ein politisch Wochenblatt,
So hell, wie deutsche Philosophenbäche?

Wie anders, anders hab' ich mir's geträumt,
Daheim am Ofen, über Büchern brütend;
Ist das ein Meer, das Dämme überschäumt
Und Schiff und Fels verschlingt, gen Himmel wüthend? —

Fort schlich ich zur Kajütenthür hinein
Und setzte mich, wo viele Andre saßen;
Wie heimisch dort! Die Männlein tranken Wein,
Indeß die Fräulein strickten, gähnten, lasen.

Ich that wie sie und griff ein Zeitungsblatt
Und käute, was schon Hundert wiederkäuten;
Das will, so seufzt' ich bald und hatt' es satt,
Ein deutsches Meer, ein deutsches Volk bedeuten?

2.

Es stürmt, es stürmt! Hinan den Felsensteig,
Blick' in die Nacht, du Lästerer, und neige
Zur Erde dich, vor Freud' und Schrecken bleich —
Das ist das Meer! Nun sieh' und beb' und schweige!

Wie weit wirft es die Wellenkronen fort,
Wie rüttelt's an der morschen Felsenkammer!
Es ächzt das Schifflein selbst im sichern Port
Und hält sich fester an des Ankers Klammer.

Ist's eine Woge, die gen Himmel rennt,
Ist's eine Wolke, die zum Himmel regnet?
Du weißt es nicht, es haben ungetrennt
Sich Meer und Himmel brüderlich begegnet!

Zermalmt es nicht, entfesselt Riesenpaar,
Das Kindlein, das in euren Armen zittert,
Laßt stehn die Hütten, die so manches Jahr
In eurem Grimme furchtsam sind verwittert!

Der Leuchtthurm schwankt, die Glocke dröhnt im Thurm,
Die Insel schüttert — Herr, es geht zu Ende!
Sieh' her, mein Volk, das ist dein Meer im Sturm,
Nun hebe betend die gebundnen Hände!

Auf einem Kirchhof in der Fremde.

Ueber fremde Gräber und Leichensteine
Schreit' ich allein im Abendscheine.
Hab' ich die Schläfer drunten gestört?
Haben sie mein fragend Wort gehört?

Mir ist, als könnt' ich in süßem Grauen
Durch Schollen und Särge hinunterschauen,
Mitten hinein in die stille Stadt,
Wo alles Reisen ein Ende hat.

Wie vieles Leid, wie viele Trauer
Innerhalb jener engen Mauer!
Hinter der eisernen Gitterthür'
Wie manche Gebete, Gelübd' und Schwür'!

Ach! der menschlichen Liebe ist nirgends so viele,
Als hier am letzten Wanderziele;
Ihre Rosen und Dornen streuet sie mild
Ueber das thränenreiche Gefild.

Nur nicht ohne Liebe allein verderben,
Nur nicht in der Fremde siechen und sterben,
Von Miethlingshand gehegt und gepflegt,
Mit offenem Aug' in den Sarg gelegt!

Und sollt' ich sie lebend nicht wiedersehen,
Die Heimat, so möcht' ich drin sterben gehen
Und ruhen bei meinem Mütterlein, —
Nur nicht in der Fremde, nur nicht allein!

Christnacht.

Die Stunde schlägt. Jetzt eben zündet man
Das erste Licht am Weihnachtsbäumchen an;
Schon duftet es nach Wachs und Tannengrün,
Die Thüren öffnen sich, die Fenster glühn,
Weil draußen, die beschneiten Straßen hin,
Verhüllte Beter in die Vesper ziehn;
Dazu Musik vom Kirchthurm und Geläute,
O Gott! o Gott! Es ist ja Christnacht heute!

Wie? träum' ich, wach' ich? Ist das nicht Paris?
Dort liegt der Cirque, die Boulevards sind dies;
Ach ja, zu meiner Seite schwirrt und schwärmt
Ein fremdes Volk, und fremde Sprache lärmt,
Und fremder Himmel wölbt sich über mir.
Ich bin allein, verlassen bin ich hier,
Und Niemand kommt mich freundlich zu geleiten,
Als Schattenbilder aus vergangnen Zeiten.

Heut zwanzig Jahr! Damals war ich ein Kind —
Glücklich die Wenigen, die's ewig sind, —
Ich hatt' ein Vaterhaus, zwar eng und klein,
Doch kehrte stets der heil'ge Christ drin ein,
Und mit der Schwester harrt' ich froh und bang
In dunkler Kammer, bis die Schelle klang,
Bis meine Mutter, just um diese Stunde,
Hinein uns winkte an die Tafelrunde.

Und sieh, auf meinem Teller, — lächelt nur, —
In Moos versteckt lag eine Taschenuhr,
Mein Christgeschenk, sammt einem seid'nen Band,
Das prächtig auf der Sonntagsweste stand;
Der Vater ließ mich das Getriebe sehn,
Er zog sie auf; so, sprach er, mußt du drehn;
Ich aber schrie vor Freude, sprang und blickte
Sie trunken an und horchte, wie es pickte.

Die Uhr war gut. Ich trug sie lang, sie schlug
Der schönen Stunden wahrlich mir genug,

Auch manche wohl, die ohne Zweck verdarb,
Und eine, ach! da meine Mutter starb;
Doch als nach manchem lieben lust'gen Jahr
Erst meine Jugend ausgeschlagen war,
Da stand sie still, die Uhr. Seltsame Grille!
Herz, warum standest du wie sie nicht stille?

Vorbei, vorbei! Das ist ja noch Paris,
Dort das Palais Royal, der Louvre dies;
Ach ja, zu meiner Seite schwirrt und schwärmt
Ein fremdes Volk, und fremde Sprache lärmt,
Und fremder Himmel wölbt sich über mir.
Ich bin allein, verlassen bin ich hier,
Und Niemand kommt, mich freundlich zu geleiten,
Als Schattenbilder aus vergang'nen Zeiten.

Fünf Jahre heut! Das war der schönste Christ,
Der je auf Erden mir erschienen ist:
Da ward sie mein, sie, die ich liebte, mein,
Da schwuren wir auf ewig eins zu seyn,
Und als ich sie, und als sie mich umfing,
Gab sie mir weinend einen goldnen Ring:
Der Ring zerbrach gleich dem, was wir versprochen;
Herz, warum bist du nicht wie er zerbrochen?

Und heute nichts? Kein Denkmal dieser Nacht?
Gar nichts für mich von all der fremden Pracht?
Dort blitzen ja in kerzenhellem Schrein
Uhren die Meng' und Ring' und Edelstein',
Und Liebe wählt, und Liebe nimmt und giebt;
Freilich, ich habe Keines, das mich liebt,
Und mit dem Glauben, der ihn einst gefunden,
Ist auch der Christ, das Wunderkind, verschwunden.

Nun denn, so denk' ich mein, wenn Niemand denkt,
Ich schenke mir, wenn keine Hand mir schenkt:
Hier dieser Eichenstock um fünfzehn Sous,
Der sei's! Den wirft der Christ mir heuer zu!
Ein Wanderstab, ob einst ein Bettelstab?
Gleichviel, hält er nur aus bis an das Grab,
Und bricht er, dann verzichtend will ich sprechen:
Herz, nun ist's Zeit, nun darfst auch du zerbrechen!

Vorbei, vorbei! und immer noch Paris,
Dort fließt die Seine, der Pont-Neuf ist dies;
Ich steh' am Quai, auf meinen Stab gelehnt:
Wie sich die Stadt in's Unermess'ne dehnt!
Rings Licht an Licht, hinunter und hinauf,
Und Haus an Haus, entlang des Stromes Lauf!
In Nacht und Nebel welche Riesenmassen,
Welch nimmermüdes Tosen in den Gassen!

Mir schwindelt. Drunten nur ist Ruh und Rast,
Wo, von Gemäuer schwärzlich eingefaßt,
Das Wasser seines dunklen Weges schleicht.
Ich starr' hinab, da wird die Brust mir leicht,
Es löst sich lind des Auges wehe Gluth,
Wie Sternenlicht, gespiegelt in der Fluth,
Laut wein' ich auf: hab' Dank, du stille Seine,
Und nimm sie mit, des Heimatlosen Thräne!

Neuer Frühling.

1.

Einen Gang in der Nacht hab' ich gestern gemacht,
Mein stürmisches Herz zu geschweigen,
Ueber Stock und Stein, Feld aus, Wald ein,
Auf einsam dunkelen Steigen.

Was mich schmerzt und quält, ich hab' es erzählt
Den Sternen, den Bäumen so heiter.
Sie thaten wie du, sie lauschten mir zu,
Und rauschten und schienen weiter.

Vor deinem Haus da ruhte ich aus,
Weil ermüdet die Kniee mir brachen;
Es kannte mich nicht: kein Laut, kein Licht
Mir freundlich entgegensprachen.

Ein Blick auf das Dach, wo dein Schlafgemach
Und dein heiliges Haupt drunter ruhten;
Der Schwelle ein Gruß, die vielleicht dein Fuß
Berührte vor wenig Minuten.

Dann wieder hinaus, nicht heim, nicht nach Haus,
In die Weite nur, nur in die Ferne;
Der Wald lag und schlief im Laube tief,
Es schliefen in Wolken die Sterne.

Mein Herz war so voll, daß es überquoll,
Und freudig ließ ich's quellen;
Roth färbte sein Blut wie Abendgluth
Des Liedes kristallene Wellen.

Nun riesle zu ihr, nun grüße sie mir,
Nun spiegle wie immer ihr Bildniß;
Fließ und ergieß dich in's Paradies,
Du stille Quelle der Wildniß!

2.

Schwebe, blaues Auge, schwebe
Unabwendbar ob dem meinen,
Einen Frühling wirk' und webe
Rings um mich in lichtem Scheinen!

Klinge, süße Stimme, klinge
An mein Herz im Tongewimmel,
Trag' auf deiner Engelschwinge
Mich Verwandelten gen Himmel!

Jüngst noch Nacht und Winter war es,
Nun ist's plötzlich Tag geworden,
Tag und Mai, ein wunderbares
Seyn in Strahlen und Akkorden.

Ueberall ein Hoffnungsschiller,
Ein verheißend Frühlingswetter,
Blüthenwellen, Lerchentriller,
Nachtigallen-Lustgeschmetter.

Laß, o laß ihn nicht vergehen,
Diesen letzten Lenz der Erde,
Bis ich seine Blumen sehen,
Seine Früchte brechen werde!

Unter Platen's Büste.

Leicht fehlt ein Wandrer seines Wegs, noch eher
Ein Dichter seiner Zeit und seiner Stätte:
Was wäre Der, wenn er gesungen hätte
Zu Florenz, an dem Hof der Mediceer!

So hieß er nur ein kalter Formendreher,
Der Marmormensch mit seiner edlen Glätte,
Und schwand im Dunstkreis uns'rer kleinen Städte,
Ein trunkener auf zehn betrunk'ne Seher.

Die einz'ge Heimat, die er je besessen,
Ist jenes frühe Grab, das weit entfernte,
In den geliebten Lorbeern und Zipressen.

Und kaum erblühet ihm als späte Ernte
Im trägen Deutschland, rasch nur im Vergessen,
Der Jugend Dank, die dichten von ihm lernte!

An der Maas.

Ich hab' als Studio einen Freund gehabt:
Ein wackrer Bursche, munter, reich begabt,
Der Alma Mater schönste Blume;
Er war mein Liebling in dem ganzen Corps,
Darum auch der, den ich zuerst verlor
Im leidigen Philisterthume.

Lang hört' ich nichts von ihm. Nach Jahren dann
Traf ich ihn wieder. Himmel, welch ein Mann
Ward aus dem Jungen unterdessen!
Ein feister Kahlkopf, der 'ne Brille trug,
Whist spielte, Tabak schnupfte — nun genug:
Ein Landpastor —! — Und in Kurhessen —!! —

Mein armer Fritz, du fielst mir heute ein,
Als sie mir sagten: Sieh, das ist der Rhein,
Dein Rhein . . . Wer das für möglich hielte!
Derselbe Rhein, der durch die Alpe brach,
Der an der Lurlei dunklem Busen lag,
Der mit den sieben Brüdern spielte!

O Ironie des Lebens! Mensch und Fluß:
Ein frühes Wollen und ein spätes Muß,
Dazwischen etwas Dichten, Trachten;
Und Alles für Mynheers Blaufärberei,
Mynheers Viehweide oder Gerberei,
Mynheers Treckschuyten oder Yachten!

Wo sind die Burgen, die er einst bespült,
Die Felsen, so die junge Kraft durchwühlt,
Wo seines Ufers Rebensäume?
Rings Alles Grau in Grau, rings Alles Sand,
Der einz'ge Schmuck im aufgeschwemmten Land
Windmühlen oder Weidenbäume!

Mein armer Rhein, du bist wie ein Poet,
Der brausend durch die grüne Jugend geht
Und seines Volkes Frühling spiegelt,
Bis ihm zuletzt, weit von der Heimat, weit,
Die fremde Scholle fremder Dienstbarkeit
Den liederreichen Mund versiegelt!

War's seine Schuld, daß er das Land verließ?
Des Landes Schuld, daß es ihn von sich stieß?
Des Schicksals Schuld, das beide trennte?
Warum begrub er nicht sich in der Schlucht
Der Gletscher, oder brach in wilder Flucht
Zum Meer, dem freien Elemente?!

Komm, Freund, ich schmoll' und grolle nicht mit dir,
Ich nicht. Demselben Loose folgen wir
Und schütteln lächelnd uns die Hände.
Ich schlend're noch ein Stündlein mit dir fort
Und seufze in dein Ohr das leise Wort:
Ich wollt', auch ich wär' schon am Ende.

Gottfried Kinkel,

Sohn eines evangelischen Pfarrers, geboren den 11. August 1815 zu Oberkassel, am Fuße des Siebengebirges bei Bonn; erhielt eine orthodoxe Erziehung; durchlief das Gymnasium zu Bonn, wo seit dem Ruhestand des Vaters seine Familie wohnte; bezog 1831 die Universität daselbst zum Studium der Theologie, das er mit dem des Altdeutschen und altdeutscher Literaturgeschichte verband; setzte 1834 zu Berlin diese Studien fort, wo Theater und Kunstschätze seinen Sinn für schöne Kunst auf's Neue weckten. Nachdem er auf Rügen den Anblick des baltischen Meeres genossen, kam er im Herbst 1835 in's elterliche Haus zurück, machte sein Lizentiatenexamen und begann bald darauf als Privatdozent theologische Vorlesungen. In dieser Zeit pflog er herzlichen Umgang mit Geibel, der damals in Bonn studirte und ihn durch Wort und Lied mächtig zur Poesie anregte und zum Wettkampf reizte. Nach dem Tode seines Vaters machte er (1838) mit seiner Schwester Johanna eine Erholungsreise durch die Schweiz und das südliche Frankreich nach Italien, und legte während eines nur halbjährigen Aufenthaltes daselbst den Grund zu seiner so reichen Kenntniß der Kunstgeschichte. Seit Frühjahr 1839 wieder in der Heimat, versah er bald am Bonner Gymnasium das Amt eines Religionslehrers, und 1840 das eines Hülfspredigers bei der evangelischen Gemeinde zu Köln. („Predigten über ausgewählte Gleichnisse und Bildreden Christi." Köln 1842). Im Mai 1843 verheirathete sich Kinkel mit der Liederkomponistin und Schriftstellerin Johanna Mockel (geschiedene Mathieur), einer genialen Frau, welche ihre Ausbildung in den ersten Zirkeln Berlins und im Verkehr mit Bettina v. Arnim erhielt. Er räumte nun das Feld der Theologie, auf dem er wegen seiner freieren Ansichten keine Anstellung erwarten konnte; gab seine Dozentur, in der er siebenzehn Semester gewirkt hatte, auf; trat zur philosophischen Fakultät über, und hielt Vorlesungen über Kunstgeschichte und Literatur. (Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern. Erste Lieferung. Bonn 1845.) Auf den glänzenden Erfolg hin, den diese Vorlesungen hatten, erhielt er 1846 die Ernennung zum außerordentlichen Professor der Kunst-, Literatur- und Kulturgeschichte an der Bonner Hochschule. Sein Gehalt entzog man ihm aber für 1847 wegen der in seinem „Männerlied" gepredigten Religion des Diesseits, auch wurden in Folge dessen die über seine Berufung nach Berlin gepflogenen Unterhandlungen abgebrochen. Im verhängnißvollen Jahre 1848 ward er der erste Führer der Demokratie in den Kreisen Bonn und Sieg, stiftete einen Handwerker-Bildungsverein, agitirte, und leitete die Redaktion der radikalen Bonner Zeitung. Sein Ansehen bei der demokratischen Partei wuchs; 1849 wählte ihn diese als Abgeordneten der zweiten Kammer nach Berlin. Nach ihrer Auflösung machte er (10. Mai) den bewaffneten Zug nach Siegburg mit, begab sich dann in die Pfalz, stellte sich der provisorischen Regierung zur Verfügung, und trat endlich am 19. Juni zu Karlsruhe in eine Freischärler-Kompagnie unter Willich's Kommando. Schon nach elf Tagen, bald nach der Affaire zwischen Rothenfels und Muggensturm, ward er von einer Kugel am Kopfe verwundet und auf dem Wege nach Rothenfels, wo er sich verbinden lassen wollte, von der preußischen Feldwache gefangen genommen. Vor das Kriegsgericht zu Rastatt gestellt, wo er sich am 4. August zu vertheidigen suchte, vernahm er am 20. September sein Urtheil, das, ursprünglich auf Festungshaft lautend, in lebenswierige Zuchthausstrafe verschärft wurde.

Aus Baden kam er nach Naugardt. Wegen Theilnahme am Siegburger Zeughaussturme vor die Assisen in Köln gestellt und freigesprochen, machte er auf der Rückfahrt in

sein fernes Gefängniß einen Fluchtversuch, der aber mißlang und kurz darauf seine Einkerkerung in Spandau zur Folge hatte. In der Nacht vom 7. November 1850 fand er endlich die Freiheit wieder. Karl Schurz war es, der ihn mit eigener Lebensgefahr rettete und nach London begleitete, wohin ihm im Januar 1851 Frau und Kinder nachfolgten.

Dieser als Mensch mit seiner Weltansicht innerlichst verwachsene ächte Dichter, mehr auf die Seite der erzählenden Dichtung, des Epos, der lebendig malerischen Darstellung, als der Lyrik neigend, besitzt wie Wenige der Neuzeit die Gabe des rhythmischen Wortes und die Kraft zu gestalten. Ausgerüstet mit reicher Phantasie, mit sinniger Beobachtungsgabe, übertrifft er die Meisten an Ideenfülle, Mark der Gedanken, Formenmannichfaltigkeit und Schönheit. Ihm gab — wie er in einer der Elegieen an Johanna sehr bezeichnend von sich sagt — der väterlich schaffende Geist den harmlos-frohen Sinn, der des Lebens Ernst in kecken Genuß verwandelt; muthigen Trotz, der unbekümmert um Meinung jegliche Frucht sich begehrt, wenn er als rein sie erkannt; die Thräne der Lust, wenn überirdische Schönheit erstrahlt; legte ihn voll Durst an die Mutterbrüste der Schöpfung; gab ihm aus dem eigenen Geiste schöpferischen Blitz u. s. w. Einem tiefen und keuschen Gemüth entsprossen, sind seine „Gedichte" (Cotta, 1843; 2. Aufl. 1850) frisch, lebenroth, kerngesund; da ist keine Spur von romantischer Nebelei und sentimentaler Weichlichkeit, nichts Schwächliches und Halbes. Speziell politisch sind sie keineswegs; einen politischen Dichter kann man ihn nicht nennen, vielmehr ergeht sich seine poetische Thätigkeit frei in allen Lebensrichtungen und will alles Leben, wie es durch unbefangene, nur durch sich selbst bestimmte Anschauung wirkt, gestalten. — „Am Besten gelingt ihm (vgl. K. Barthel's deutsche Nationalliteratur der Neuzeit) das Zart-Elegische, und am meisten dann, wenn es an das Pittoreske anstreift. Davon zeugen unter andern vorzüglich die schönen Gedichte „Sonntagsstille," vom Odem des süßesten, heiligsten Friedens durchweht, — das „geistliche Abendlied," voll musikalischen Lebens bei der Unmittelbarkeit seines lyrischen Ausdrucks, und „Abendstille," das lyrische Meisterstück Kinkel's. So ansprechend indeß diese Lyrik ist, so liegt in ihr dennoch weniger die Bedeutung des Dichters. Kinkel ist, wie schon bemerkt, vorherrschend Epiker, deskriptiver Poet und Erzähler. Als solcher überragt er aber auch die Mehrzahl unserer heutigen erzählenden Dichter; denn während selbst die besten derselben an lyrischer Zerflossenheit, an Reflexionssucht oder Tendenzhascherei leiden, zeigt sich bei ihm die höchste Gegenständlichkeit, die frischeste und gesundeste Sinnlichkeit der Auffassung und die vollste Plastik, verbunden mit einer Grazie und Lieblichkeit der Darstellung, wie sie bisher in unserer Epik zu fehlen schien. Er ist als Epiker der recht eigentliche Dichter des Rheins geworden und hat die Gegenwart wie die Vergangenheit dieses sangreichen Stroms mit den zauberischsten Farben in poetischer Form und Prosa dargestellt. Sein „Otto der Schütz, eine rheinische Geschichte" (in den „Gedichten" und daraus besonders in Miniaturausgabe abgedruckt, Stuttg. 1846; 3te Aufl. 1850) ist nicht nur Kinkel's Meisterstück, sondern überhaupt ein Edelstein im Kranze unserer neuesten Epik, denn seit der mittelalterlich-deutschen Dichtung, an deren reizendste Gestalten sie erinnert, dürften sich heutzutage wohl nur wenige poetische Erzählungen finden, die dieser an Lieblichkeit des Gehalts, an Tiefe und Innigkeit der Empfindung und an Beschaulichkeit und Frische der Darstellung gleich kämen." Dieses Talent für die Erzählung, Schilderung, Geschichte, bewährt sich bei ihm auch in Prosaform glänzend durch die Novelle „Margret, eine Geschichte vom Lande" (zuerst im Jahrbuch: Vom Rhein, 1847), die mit den schönsten Dorfgeschichten Auerbach's wetteifert, und vorzüglich durch das romantische Märchen „Ein Traum im Spessart" (im Rhein. Taschenbuch f. 1845; später in den mit seiner Frau herausgegebenen „Erzählungen," Stuttg. 1849). — Außer den genannten schrieb er noch zwei volksthümliche Erzäh-

lungen: „Der Hauskrieg“ und — „Man soll nicht um des Kaisers Bart streiten“ (zuerst in Benedix' Rhein. Volkskalender für 1847 und 48), und veröffentlichte: „Die Ahr. Landschaft, Geschichte und Volksleben,“ Bonn 1846. Seine Dramen, darunter „Lothar von Lotharingien“ (als Theatermanuskript gedruckt, Bonn 1842), sind noch nicht erschienen.

Im Pfarrhause.

Still die Nacht: es weht die Kühle
Von den nahen Bergen her.
Alles träumt in Sommerschwüle,
Schlummer waltet still und schwer.

Mag ich auch am Fenster lauschen,
Schweigt das Leben weit und breit;
Nur ein sanftes Waldesrauschen
Gleitet durch die Einsamkeit.

Hundgebell — im Sternenschimmer
Schleicht ein Reh zur Weide hin,
Und ihr Kind im niedern Zimmer
Singt in Schlaf die Pfarrerin.

Sel'ger Friede! Weltverbittert
Flüchtet sich das Herz dir zu:
Durch den wunden Busen zittert
Leis die Ahnung ew'ger Ruh'.

Ja, mein Herz, du könntest tragen
Diese Weltverlassenheit,
Und du würdest stiller schlagen,
Wär' dir solch ein Loos bereit.

Aber auch die Kraft gegeben
Ward dir zu dem heißen Kampf,
Schreitest stark durch's wirre Leben,
Kühn durch Blitz und Wolkendampf.

Wem die harte Faust verliehen,
Die nicht matt wird an dem Schwert,
Dürft' er aus dem Streite fliehen
Zu des Friedens frommem Herd?

Morgen leuchtet! Frisch gewandelt
In des Lebens Noth hinaus,
Ernst gestrebt und fest gehandelt —
Fahre wohl, du glücklich Haus!

Ein geistlich Abendlied.

Es ist so still geworden,
Verrauscht des Abends Wehn,
Nun hört man allerorten
Der Engel Füße gehn.
Rings in die Thale senket
Sich Finsterniß mit Macht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dir bange macht!

Es ruht die Welt im Schweigen,
Ihr Tosen ist vorbei,
Stumm ihrer Freude Reigen
Und stumm ihr Schmerzenschrei.
Hat Rosen sie geschenket,
Hat Dornen sie gebracht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dir bange macht!

Und hast du heut gefehlet,
O schaue nicht zurück;
Empfinde dich beseelet
Von freier Gnade Glück.
Auch des Verirrten denket
Der Hirt auf hoher Wacht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dir bange macht!

Nun stehn im Himmelskreise
Die Stern' in Majestät,
In gleichem festem Gleise
Der goldne Wagen geht.
Und gleich den Sternen lenket
Er deinen Weg durch Nacht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dir bange macht!

Menschlichkeit.

Wohl haben auf ergrauter Erde
Die Völker zahllos schon gewohnt,
Und auf verschiednem Opferherde
Die Götter mannichfach gethront.

Auch nach uns werden andre Frommen
Dem Herrn noch schönern Altar weihn;
Es werden junge Leiden kommen,
Und neue Freuden werden seyn.

Mich irrt es nicht! Mit Liebesblicke
Schau' ich der Zeiten Ringen an;
Es wechseln Völker und Geschicke,
Die Menschheit geht die gleiche Bahn.

Ich weiß, daß nie ein Tag erglommen,
Der froh nicht Eine Brust gemacht;
Daß nie nach Frost ein Lenz gekommen,
Der nicht Ein Lied der Welt gebracht.

Ich weiß, daß aus des Bechers Gusse
Ein Schöpferstreben aufwärts schießt;
Daß sich in süßem Frauenkusse
Ein milder Born von Kraft erschließt.

Ich weiß, daß überall der Himmel
Mit Wolken droht, mit Lächeln blaut,
Und nachts zum ernsten Sterngewimmel
Allwärts ein Auge gläubig schaut.

So schau' ich ewig nur das Gleiche,
Das jede Menschenbrust durchzieht,
Und Brüder nur, wohin im Reiche
Des Weltenrunds mein Auge sieht.

Ein Ring bin ich in großer Kette
Der Zukunft, der Vergangenheit;
Und durch des Kampfes Brandung rette
Das Kleinod ich der Menschlichkeit.

Einmal und ewig.

Sie reden viel von flücht'gen Tagen,
Von deiner Allmacht, strenge Zeit;
Sie nennen dir mit bangen Klagen
Das Schreckenswort: Vergänglichkeit!
Sie setzen schaudernd ab den Becher,
Weil einst sein Lebenswein verrinnt,
Und Zittern faßt die armen Schächer,
Weil sich kein Faden ewig spinnt.

O Wähn! was einmal du genossen,
Es ist ein unverlierbar Glück;
Den Strom, der sich vom Fels ergossen,
Lenkt keine Zeitenmacht zurück!
Was einmal sich vermocht zu enden,
Wird nun und nimmer ungeschehn —
Und wollte Gott es selber wenden,
Als machtlos müßt' er sich gestehn.

Du hast geruht in diesem Arme,
Auf diesen Lippen flammt dein Kuß;
Das schwebt ob jedem künft'gen Harme
Als nie vergeßlicher Genuß!
Und könnt' es jemals sich ereignen,
Daß du mich miedest, bang bethört,
Nie kannst du selber dir's verläugnen,
Daß einmal du mir angehört!

Aus meiner Liebe blauem Aether
Reißt der Erinnrung goldnen Hort
Kein lügenspinnender Verräther
Und keine Teufelsfaust mir fort.
Des Glückes Höh'n hab' ich erstiegen,
Und müßt' ich, blitzgetroffen, gleich
An ihrem Fuß verschmachtend liegen,
Noch blieb' ich unermeßlich reich!

Sonntagsstille.

Laß sinken mich in dein Erbarmen,
O Herr, so mild noch im Gericht!
Verstießest du doch uns, die Armen,
Ganz aus dem Paradiese nicht.
Wohl galt's, die Jugendheimat meiden
Und sich mit Knechtesarbeit mühn,
Doch ließest du in bangen Leiden
Am Sabbath uns noch Eden blühn.

Wie in des ersten Tages Glanze,
Geboren aus dem Schooß des Nichts,
Die Erde hold im Jugendkranze
Sich sonnte in dem Strahl des Lichts:
Wie sie dein Auge da beglückte
Und Alles war vollkommen gut,
So schön, daß es dich selbst entzückte —
Denn ach, noch floß nicht Abels Blut:

So haftete von jener Wonne
Ein Abglanz noch auf diesem Tag:
Stillfriedlich in der Abendsonne
Liegt noch die Flur, wie dort sie lag.
Der Berge altergrauer Rücken
Borgt von dem Abendsonnengold
Ein trunken Roth, um sich zu schmücken
Mit Jugendblüthe frisch und hold.

Der Friede Gottes waltet! Heute
Hörst du den Schmerzlaut nicht des Thiers,
Nicht flieht das bange Wild die Meute,
Es fiel das Joch vom Hals des Stiers.
Die Vöglein leis und feiernd schlagen,
So seltsam spielt der Abendwind,
Als wollt' er ein Geheimniß sagen
Von ew'ger Huld dem Gotteskind.

Und wie Natur in frommer Feier
Geschloss'nen Auges betend steht,
So von dem Erdenstaube freier
Ruht auch die Seele im Gebet.
Ein Frieden ist in sie ergossen,
Sie fühlt von Schuld und Gram sich rein;
Die Zukunft ist ihr weit erschlossen
Und liegt in morgenrothem Schein.

Ich weiß, noch wird ein Sabbath kommen,
Nach dem des Glaubens Sehnsucht ringt,
Nach dem in Demuth schaun die Frommen,
Der ganz uns Eden wiederbringt.
Wenn erst der letzte aller Heiden
Als Bruder an das Herz uns fällt,
Wenn wir die letzte Garbe schneiden,
Dann ist vollbracht das Werk der Welt.

Noch Eine Ruhe soll dir werden,
O Volk des Herrn! Sie ist nicht fern,
Denn schon erglänzt auf weiter Erden
Das Kreuz als ew'ger Morgenstern.
Getrost, getrost! bald ist verronnen
Der Weltenwoche Sturmeslauf:
Im Osten graut mit hellern Sonnen
Der Weltensabbath schon herauf!

Abendstille.

Nun hat am klaren Frühlingtage
Das Leben reich sich ausgeblüht;
Gleich einer ausgeklung'nen Sage
Im West das Abendroth verglüht.
Des Vogels Haupt ruht unter'm Flügel,
Kein Rauschen tönt, kein Klang und Wort;
Der Landmann führt das Roß am Zügel,
Und Alles ruht an seinem Ort.

Nur fern im Strome noch Bewegung,
Der weit durch's Thal die Fluthen rollt:
Es quillt vom Grunde leise Regung,
Und Silber säumt sein flüssig Gold.
Dort auf dem Strom noch ziehen leise
Die Schiffe zum bekannten Port,
Geführt vom Fluß im sichern Gleise —
Sie kommen auch an ihren Ort.

Hoch oben aber eine Wolke
Von Wandervögeln rauscht dahin;
Ein Führer streicht voran dem Volke
Mit Kraft und landeskund'gem Sinn.
Sie kehren aus dem schönen Süden
Mit junger Lust zum heim'schen Nord,
Nichts mag den sichern Flug ermüden —
Sie kommen auch an ihren Ort!

Und du, mein Herz! in Abendstille
Dem Kahn bist du, dem Vogel gleich,
Es treibt auch dich ein starker Wille,
An Sehnsuchtsschmerzen bist du reich.
Sei's mit des Kahnes stillem Zuge,
Zum Ziel doch geht es immer fort;
Sei's mit des Kranichs raschem Fluge —
Auch du, Herz, kommst an deinen Ort!

Fragment.

(Aus der Magelone)

Still ist die Welt wohl überall,
Wenn über ihrem weiten Runde
Sich hebt die rothgesäumte Stunde,
Die aufwärts führt den Sonnenball.
Doch triffst du keinen stillern Ort,
Als wo, dem Wüstenhauch zum Ziele,
In weitem gelbem Thal am Nile
Thebens gestürzte Leiche dort.

Nur zaghaft spielt die Morgenluft
Um eines großen Volkes Gruft
Und um des Rhamses Trümmerbauten,
Die nur bezwungne Reiche schauten.

Kein Laut durchtönt die weite Flur;
Wo einst die Krieger hoch auf Rossen
Hervor aus hundert Thoren schossen,
Da triffst du keines Fußes Spur.

Kein Vogel baut sich hier ein Nest;
Aus diesen glatten Porphyrvließen
Vermag kein Baum emporzuschießen,
Nur was der Mensch schuf, steht hier fest.
Scharf, wie er vor dreitausend Jahren
Des kund'gen Meißels Stoß erfahren,
Ragt jeder schriftbedeckte Stein
Dunkel in lichte Luft hinein.
Aurora kommt auf breiten Flügeln,
Vom rothen Meer bringt sie den Gruß;
Es schwebt ihr rosenlichter Fuß
Vorbei an Libyens Gräberhügeln.
Dort harrt im buntbemalten Sarg
Ein endlos Volk des Auferstehens,
Das vor den Schrecken des Vergehens
Der Liebe Hand besorglich barg.
Vielleicht daß dort ein Mönch sich jetzt
Auf einen Mumienschädel setzt,
Mit einem Lied zu Christi Ehren
Sein dürftig Frühmahl zu verzehren.
Aurora streut aus ihrer Hand
Die aufgeblühten vollen Rosen:
Sie legen sich mit sanftem Kosen
Weithin auf's falbe sand'ge Land.
Doch wirft sie ihren reichsten Strauß
Auf einen Felsblock rauh behauen;
Der gibt ein Menschenbild zu schauen,
Doch hauptlos, roh, ein Wüstengraus.
Und wie der Glanz den Stein berührt,
Da ist's, als ob der Leben spürt:
Die Mutter wird mit Klagetone
Begrüßt von dem erstarrten Sohne.
Der Memnon ist's! Bei seinem Schrei
Wach wird die stille Wüstenei.
Der Morgenwind in Gräbergängen
Orgelt mit scharfen schrillen Klängen;
In dünnen Nebeln steigt der Duft
Empor in ewig klare Luft:
Schwer strebt der Ibis auf vom Flusse
Entgegen jungen Lichtes Kusse;
Ein wandernd Eiland auf dem Nil
Steigt schwarzgeschuppt das Krokodil,
Und grausig heult von fernen Höh'n
In's Thal des Schakals grimm Gestöhn.

Elegie.

(Aus einem Cyklus „Elegieen im Norden an Johanna.")

Wenn der greisende Sänger vorzeit in Heldengebilden
Ausgoß mordliche Kraft, die er in Kämpfen gespart;
Wenn halbkindische Völker, entfernt von des Weltsturms Brandung,
Gern sich ersetzen im Klang, was als Gedanke noch fehlt;
Wenn ein Jüngling singt, dem die erste Lieb' in dem Arm ruht,
Dem sie in purpurnen Schein tauchet die zackige Welt: —
Wundre dich nicht! denn es wächst ja nothgedrungen die Rebe,
Wenn sie die Sonne des Mai's faßt mit dem schleichenden Strahl.
Ohne Wahl auch erblüht aus kräftiger Freude die Dichtung,
Selber ein Thun: sie vertritt lieblich die mangelnde That.
Doch mein Lied nicht so! Im Rücken liegt mir die Täuschung;
Jedes Lebendige zeigt tief in dem Kern mir den Tod.
Tief in's Nachtgraun stieg ich hinab, in die Hölle des Zweifels,
Welche des Grams Brandmal zischend mir brannt' auf die Stirn.
So wie Verona's Frau'n vor Dante's wolkigem Antlitz
Und vor dem Stempel der Nacht bebend und schaudernd entflohn,
Also floh mich das Leben; und trat ich in jauchzende Kreise,
Dämmerte düstres Gewölk über die Fröhlichen hin.
Früh schon starb mir der Stamm, auf dem ich kräftig emporwuchs, —
Treueste Eltern, euch rief allzubeschleunigter Tod.
Grausige Sorge, du kamst: in's Hohle des Auges dir schauend,
Warf ich erbebend den Schmuck kindlicher Lieder hinweg.

Auf mir selbst nur stand ich, und sah zu dem ewigen Himmel,
Aber kein Fuß breit war mein auf dem Erdengefild.
Da versengte die Schläfen die Sommersonne der Arbeit,
Und aus der siedenden Stirn brannte die Sänge sie fort. —
Endlich nahet das Glück — doch Nebel bedecken die Flur nun:
Leugne dir's nicht, mein Herz, Nebel verkünden den Herbst!
Ach schon mischt sich die Locke mit Grau — nicht haben die Jahre,
Nein, der verzweifelnde Gram hat sie gebleicht vor der Zeit.
Träg schon wandelt das Blut, und in schwärmender Flammenentzückung
Rollt es mir nimmer so wild, wenn sich die Freude mir naht.
Sprich, wie fass' ich es denn, daß dennoch, Herz, du beglückt bist,
Fröhlicher selbst als je schaust in die herbstliche Zeit?
Daß du, selbst einst todt, mit Leben nun tränkest die Andern,
Und wie ein wallender Born Lieder unendlich erzeugst?
Lieb' allein ist Glück, aus Liebe nur quellen die Klänge —
Und zu lieben die Kraft hast du, o Herz, dir gespart!
Preise denn jegliches Lied die Hohe, die Wundergewalt'ge,
Jedes Empfinden der Brust ströme der Herrlichen zu,
Deren begeisterndes Wort aufsprengt die verschlossene Felsbrust,
Draus sich der helle Kristall sonnendurchlodert erhebt;
Die mit dem Zaubergesang der Meerfluth Stürme beschwichtigt,
Daß sich die Muschel getraut, Perlen zu bringen dem Licht;
Die aus blauem Azur die sonnigen Blicke versendet,
Einen verspäteten Keim weckend mit jeglichem Strahl.
Laß, o Sonne, mich ruhn in deinem Glanz, und verkläre
Mir die verdüsterte Brust, zehre den Groll mir hinweg!
Dann mag Schnee mir decken das Haupt, und Dunkel das Auge, —
Strömt doch allmächtig von dir ewige Jugend mir zu!

Die Geschichte vom ersten Weinstock.

(Aus: „Die Weine.")

In des Paradieses Mitte,
Von des Cherubs Schwert bewacht,
Träumte unbekannt der Weinstock
Von zukünft'ger Heldenthat.
Aber als der Herr im Zorne
Faßte jenen Schreckensrath,
Rein zu waschen seine Erde
In der Sündfluth Wasserbad,
Riß er einen zarten Senker
Von der Mutterrebe ab,
Nahm den zu sich in den Himmel,
Und bewahrt' ihn treu allda.
Und es sog die zarte Pflanze
Dort sich voll von Himmelssaft,
Himmelsdüfte, feuerkräftig,
Strömten in den ird'schen Stamm.

Doch als Gott sein Werk vollendet,
Und die auserwählte Schaar,
Schwebend über grauser Tiefe,
Gnädig nun erlöset war:
Stand mit stiller Klaggeberde
Noah noch, der Patriarch,
Denn er schaute wüst und einsam
Rings das Land vom Ararat.
Trauernd bracht' er mit den Seinen
Opfer dem Erretter dar.

Aber durch des Regenbogens
Pforte stieg der Herr hinab,
Zu dem greisen Patriarchen
Hat er mild sich hingewandt:
„Dir, vor Allen treu erfunden,
Schenk' ich meiner Gnade Pfand,
Denn ein neu Geschlecht auf Erden
Wird durch dich nun angepflanzt.
Seinen Kampf muß es vollenden,
Und der Kampf ist schwer und bang.
Labsal sei ihm drum geboten,
Das die Vorwelt nicht gekannt,
Das die Lust des Paradieses
In das Erdendunkel bannt.
Lied und Liebe sollen quellen
Aus des Rausches Jugendkraft,
Und im Becher soll versinken
Blut'ger Schmerz und dunkler Gram:
Bis die bangersehnte Stunde
Ewiger Erlösung naht,
Bis zuletzt als Liebesbrunnen
Purpurblut im Kelche strahlt,
Und die Welt ihr höchstes Leben
Trinkt im Wein des Abendmahls.
Du auch selbst wirst jung noch werden,
Greis, in deinem grauen Haar,
Wenn dein Haupt mit Röthe färbet
Dieser Rebe heißer Saft!"
Sprach's, und eine tiefe Furche
Zog er in des Felsens Wand,
Und den Weinstock pflanzt' er selber
Segnend in das feuchte Land.
Aber wie von Einem Berge
Sich ergießt der Ströme Zahl,
Der nach Süden, der nach Norden,
Osten, Westen hingewandt:
Also strömte Lebensfreude
Aller Welt seit jenem Tag
Aus der kleinen zarten Rebe
Auf dem Berge Ararat.
Denn als nun sich vielfach theilte
Auch der Menschheit Einer Stamm,
Nahm ein jedes Volk die Rebe
Mit in's neue Heimatland,
Daß sie den Zerstreuten bleibe
Alter Bruderliebe Pfand.
Also ward der Wein an Blume,
Duft und Farbe mannichfach;
Doch wo immer er erglühet,
Hegt er noch die Himmelskraft,
Daß er Lieb' und Jugend wirket
Und die süßen Lieder schafft.

Vor den achtzehn Gewehrmäulern.

(Rastatt, August 1849.)

Trommler, schlagt an und führt mich zum Platz,
Der rasch vom Leben mich scheidet —
Ich fürchte die pfeifende Kugel nicht,
Die mein Gebein mir zerschneidet!
Nein, wie mir durch Augen und Hirn und Herz
Die tödtliche Salve knattert,
So spür' ich, wie mir die Seele befreit
In Wolkenflöckchen zerflattert.

Was einmal gelebt in der Sonne Schein,
Das kann ja nimmer verenden;
Wozu nun, ewiges Herz der Welt,
Willst meinen Geist du verwenden?
Das heilige Licht, ich hab' es geliebt,
Mein Geist flog auf zu der Sonne,
In's leuchtende All, das ihn liebend gebar,
Ström' ich ihn hinaus mit Wonne.

Die Lerche werd' ich des Morgenroths
In flammenden Wolken geborgen,
Die dem armen Gefangnen im kalten Thurm
Ansagt den nahenden Morgen.
Ein Frühhauch bin ich, ein Bote des Glücks,
Der die Purpurbanner durchfächelt,
Daß der Freiheitskämpfer mit strahlendem Aug'
Entgegen dem Schlachttag lächelt.

Heut bin ich der Sturm, der, ein Gottesgericht,
Durch giftige Nebel schreitet,
Und den aufgerüttelten Moder der Gruft
Befruchtend aufs Erdreich spreitet;
Und morgen die Blume, die tröstend erquickt
Mit Duft den zagenden Kranken,
Und in des Sterbenden Seele weckt
Unsterblichen Lebens Gedanken.

Ein Tropfen bin ich, der niederströmt
Im landbeglückenden Regen,
Die Scheune des Armen, des Winzers Faß
Zu füllen mit nährendem Segen;
Der Wellen eine bin ich im Meer,
Die das Schiff, das stöhnende, hetzen,
Das den Wucherer trägt, und ich schling' ihn hinab,
Ihn mit den erwucherten Schätzen.

Hier steh' ich, nun zielt! Nun brichst du, o Leib,
Wenn achtzehn Mündungen knallen!
Die Seele, sie braust in den heiligen Chor
Der Freien, die vor mir gefallen;
Wir kennen nicht Rast, wir durchstreichen die Welt
In Sonnenschein und Gewittern,
Bis die letzte Zwingburg flammend zerbirst,
Und die letzten Ketten zersplittern.

Aus:

Otto der Schütz.

Liebesnacht.

(Fünftes Abenteuer).

Kennt ihr der Nacht geheimes Beben,
Das flüsternd durch die Blätter rauscht,
Wenn still der Schöpfung innig Leben
In Lust sich senkt und Liebe tauscht?

Um Liebe fleht aus kalten Mauern
Der Unke glockenheller Laut,
Der Nachtigallen Klagen schauern
Vom Busch herauf so heiß und traut;

Es stöhnt das Wasserhuhn im Schilfe
Den Sehnsuchtslaut aus heller Brust,
Des Abends leichtbeschwingter Sylphe
Sucht die Genossin seiner Lust.
Es eint der lichtdurchstrahlte Käfer
Dem glüh'nden Würmchen seinen Glanz,
Und selbst den Schlaf durchwebt dem Schläfer
Der Traum mit buntem Liebeskranz.
Denn auch des Menschen tief Gemüthe
Wird von der schwülen Nacht geweckt
Und duftet auf, gleich dunkler Blüthe,
Wenn keusch die Nacht sein Sehnen deckt.
Dann klingen aus des Sängers Munde
Die höchste Lust, der stillste Schmerz,
Und offen schließt der nächt'gen Stunde
Das Weib sein tiefgeheimstes Herz.
Was streng der wache Tag geschieden,
Was scharfe Satzung herb getrennt,
Die Nacht vereint's im süßen Frieden,
Die nur das Recht der Minne kennt.

Dicht unter hohen Schlosses Warten
Liegt mondbestrahlt des Grafen Garten.
Viel Blumen drin von fremder Art
Verspenden Düfte stark und zart.
Tief unten liegen kühle Lauben
Durchgirrt von sanften Turteltauben;
Es senken Stufen sich zum Rhein,
Der rauscht mit leisem Plätschern drein.
Dort bei der Harfe sitzt und wacht
Schön Elsbeth um die Mitternacht.
Es schweben mild die weichen Töne
Durch's Mondenlicht den Strom entlang,
Bald wie der Geister bang Gestöhne,
Bald wie verlorner Sphärenklang.
Herr Walther von der Vogelweide,
Und Wolfram du von Eschenbach,
Von euerm Jubel, euerm Leide
Klingt in die Gruft das Lied euch nach.
Wie Lurlei auf der Felsenbrüstung
In ihrer Schönheit grauser Rüstung
Die Schiffer zu den Klippen lenkt
Und kühl in nasse Gruft versenkt:
So scholl in Elsbeth's lichten Klängen
Mit wildem Gram die eigne Qual,
Als lüde sie mit Zaubersängen
Den Liebsten mit in's Todesthal.
Zuletzt in tiefsten Tönen leise
Sang sie ein Lied, das sie erfand,
In das nach alter Klageweise
Sie all die grausen Schmerzen wand:

Grünt der Wald und röthet sich die Haide,
Winter floh mit seinem Flammenkleide,
An der Haide schmolz der Schnee.
Wo die wilden Vöglein lockend schlagen,
Geht des Königs Kind mit leisen Klagen!
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz ist allzu weh!

Laß mich weinen, traute Waldesstille!
Hold ist mir des lock'gen Knappen Wille,
Und ich weiß nicht, wie's ergeh':
Zu dem Armen neigt sich mir die Seele,
Weh, was frommt, daß ich mir's selber hehle!
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz ist allzu weh!

Da scholl's vom Rhein zu ihrem Ohr,
Der Zither Klang kam hell empor;
Es wiegte sich im leichten Kahn
Dort Otto auf der Spiegelbahn.
Schnell faßt er künstlich Wort und Weise
Und sang in gleichen Zeilen leise:

Kam der Knabe durch den Tann gezogen,
Jagte schweifend mit dem Pfeil und Bogen
Nach des Waldes schlankem Reh.
Sieht die Maid er, naht sich bang und schweigend
Und er seufzt, das Knie zur Erde neigend:
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz ist allzu weh!

Rings von Minne schlagen Nachtigallen,
Minne löscht in kühlen Schattenhallen
Aller Sehnsucht brennend Weh.
Locken dich in deiner stolzen Strenge
Nicht des Glückes jauchzende Gesänge?
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz ist allzu weh!

Eine Hütte weiß ich tief im Walde,
Rehe grasen dort an grüner Halde,
Fischlein schwimmen tief im See.
Heimlich wird die Quelle dort uns tränken,
Und der Wald ein dichtes Dach uns schenken, –
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz ist allzu weh!

Und Otto schwieg, der Ton verklang,
Doch zürnend scholl der Maid Gesang:

Stolzer Knabe! frevelnd will dein Minnen
Raub an deines Königs Kind beginnen!
Fleuch, daß ich dich nimmer seh'!
Trug ich still dich im verzagten Herzen,
Trag' ich ewig nun der Trennung Schmerzen.
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz ist allzu weh!

Und wie die Maid den Ton geendet,
Erhebt sie stolz sich aus der Ruh,
Und ungebrochnen Muthes wendet
Den Schritt sie rasch dem Schlosse zu.
Doch Otto mit verzagtem Schmerz
Riß wild die Zither an sein Herz,
Daß ihren scharfgespannten Saiten
Der Klage Töne bang entgleiten.
Er wirft sie grimmig in den Nachen
Und faßt das Ruder zorngemuth
Und reißt es, daß die Balken krachen
Und kochend schäumt die dunkle Fluth.
Dort in des Nachtwinds Schmeichelweben
Hoch auf dem düstern Mauerrand
Sieht er hinweg die Holde schweben
Im mondenhellen Lichtgewand.
So lang er noch ihr Bildniß schaute,
Quoll Lust ihm tief aus bangem Gram;
Doch als verschwunden war die Traute,
Verzagen bald ihn überkam.
Wie wenn des Stromes Fluth sich hebt,
Und rauschend auf zum Felsen strebt,
Doch bald mit lautem Donnerhalle
Zur Tiefe bricht in jähem Falle:
So tobt auch er. Er weiß es, ach,
Daß sie auch brennt in gleichen Gluthen;
Das sprudelt wild in ihm, doch jach
Versprühen auch die raschen Fluthen:
Denn scheuchte sie mit scharfem Wort
Nicht mitleidlos den Armen fort?
Er schaute nicht des Mondes Glanz,
Der jede aufgehüpfte Welle
Bekrönte mild mit goldnem Kranz
Und Netze spann aus Strahlenhelle;
Verloren war ihm alle Pracht
Der zaubermächt'gen Sommernacht.
Der Kahn treibt langsam am Gelände,
Ihn kümmert nicht mehr Fahrt noch Strich, –
Er legt sein Haupt in beide Hände
Und schluchzt und weinet bitterlich.

Adolf Böttger,

Sohn des in Leipzig als Stadtsteuereinnehmer und Privatgelehrter lebenden F. A. Böttger (bekannt durch Herausgabe des 1843 erschienenen englischen Lexikons und der englischen Sprachlehre), wurde den 21. Mai 1815 in Leipzig geboren. Den ersten Unterricht in neueren Sprachen ertheilte ihm der Vater und übergab ihn dann zur ferneren Bildung für den gelehrten Stand der Nikolai-, und später der Thomasschule daselbst. Seine Vorliebe für die deutsche und für die neueren Sprachen nahm überhand, obwohl er sich dadurch bei den Schulpedantereien mancher Lehrer hindernde Verlegenheit zuzog. Dadurch aber keineswegs beirrt, bezog er 1836 die Universität seiner Vaterstadt und widmete sich philologischen und philosophischen Studien. Im Jahre 1838 begann er die Nachdichtung der Byron'schen Poesieen, die nach vierthalb Jahren beendet bei Wigand erschien und die verschiedensten Ausgaben und Auflagen erlebte. Diese Ueberdichtung ist in jeder Hinsicht vortrefflich, mag man auf Treue der Darstellung, auf Schönheit und Lebendigkeit des Ausdrucks, auf Eurhythmie und Wohlklang sehen; sie hat die großen Schwierigkeiten einer gereimten Uebersetzung glücklicher als irgend eine andere überwunden. Nach einigen Reisen in Deutschland begann er seine in Blättern zerstreut gedruckten „Gedichte" zu sammeln und ließ diese zuerst 1846 drucken; vermehrt sind sie seitdem in sechs Auflagen erschienen. Ihr Charakter ist, bei musikalischer Klangesschöne und anmuthiger Phantasie, eine überaus ansprechende Zartheit in Empfindung und Ausdruck, eine glückliche Mischung von Naivität und Sentimentalität in der Sphäre allgemein menschlicher Gefühle und Anschauungen, eine duftige, sinnliche und doch keusche Gluth in den von Melodie getragenen Liebesliedern und formvollendeten Sonetten. In diese Zeit fiel auch die Aufführung seines Trauerspiels „Agnes Bernauer," das, obgleich den Lyriker nicht verleugnend, auf der Leipziger und andern Bühnen mit gutem Erfolg gegeben wurde. Die folgenden Jahre brachten von ihm die: „Wartburglieder," nicht ohne Kraft der Phantasie und des Ausdrucks, — „Dämon und Engel, Dichtung." — „Till Eulenspiegel, modernes Heldengedicht,"— und „Ein Frühlingsmärchen," kleines allerliebstes Epos, worin er in den anmuthigsten Versen die Revolution von 1848 persiflirt, indem er statt der rohen Masse und deren selbstsüchtigen Verführer, die das verblendete Volk zum Sturz der Monarchie aufwiegelten, die gröberen Elementargeister, Gnomen und Kobolde, sich gegen den König der Elfen und dessen zarte ätherische Unterthanen auflehnen, ein Parlament bilden und nachher Krieg führen läßt, bis mit ihrer Besiegung Alles zur harmonischen Ordnung zurückkehrt. 1849 schrieb er ein Gedicht zu Goethe's hundertjähriger Geburtsfeier, das in Leipzig und Weimar im Theater gesprochen wurde. Sein neuestes Werk ist: „Die Pilgerfahrt der Blumengeister," nach den kolorirten in London erschienenen Bildern von Granville. Die verschiedenen Zierblumen sind darin personifizirt unter entsprechenden weiblichen Gestalten. Außer diesen eigenen Erzeugnissen übersetzt er noch: Ossian, Milton, Goldsmith's Gedichte und einzelne von Pope.

Frühlingsmelodieen.

Die Glocken läuten das Ostern ein.

Die Glocken läuten das Ostern ein
In allen Enden und Landen,
Und fromme Herzen jubeln darein:
Der Lenz ist wieder erstanden.

Es athmet der Wald, die Erde treibt
Und kleidet sich lachend mit Moose,
Und aus den schönen Augen reibt
Den Schlaf sich erwachend die Rose.

Das schaffende Licht, es flammt und kreist
Und sprengt die fesselnde Hülle,
Und über den Wassern schwebt der Geist
Unendlicher Liebesfülle.

Der Mondenstrahl fiel in der Lilie Thau.

Der Mondenstrahl fiel in der Lilie Thau
Und weckte den Elfen, der sanft darin schlief;
Mit den Flügelchen zart und libellenblau
Flog der Luftige fort und athmete tief.

Er blies in sein silbernes Wunderhorn,
Da erschloß sich die Rose mit mächtigem Trieb,
Draus schwang sich behend über Blätter und Dorn
Sein ährenblondes, sein süßes Lieb.

Sie küßten sich lüstern, und flüsterten drein
Und trieben viel wonnigen Liebesscherz, —
Ich aber stand düster, und starrte darein
Und fühlte verlassen das liebende Herz.

Die Lüfte regen die Flügel.

Die Lüfte regen die Flügel
Und schwingen sich über die Höhn,
Und wecken in Höhl' und Hügel
Silbernes Harfengetön.

Dem Sternenglanz entringet
Sich Liebe flüsternd bang,
Und leis entgegen klinget
Der Lilie Nachtgesang!

Der Schwan zieht durch die Wogen
Schön wie die Frühlingsnacht,
Die Rosen am Uferbogen
Erröthen in keuscher Pracht.

Mein Geist zieht gleiche Kreise,
Wie Sterne, Luft und Schwan,
Ihn lockt in Zauberweise
Dein liebes Bildniß an:

Die tiefsten Gefühle dringen
In deine Träume vertraut,
Und unsre Seelen klingen
Süßen, verwandten Laut.

Es brechen der Erde Schranken
Und deine Schönheit erhellt
Mir ewiger Liebesgedanken
Kristall'ne Märchenwelt!

Wie Mondesglanz die Nacht durchbricht.

Wie Mondesglanz die Nacht durchbricht
Und strömt auf Thal und Matten,
So fließt der Schönheit Lilienlicht
Aus deiner Wimpern Schatten.

Seit im Gebet die Händchen du
Zum erstenmal gefaltet,
Hat auch des Himmels tiefe Ruh
In deinem Blick gewaltet.

Der Engel des Gebetes blieb
Am Glanz der Unschuld hangen,
Und hielt die Stirne fromm und lieb
Im Bruderkuß umfangen.

Er legte dir voll Liebeshuld
Zwei Rosen auf die Lippe,
Und hauchte Worte der Geduld
In diese heil'ge Krippe.

Er nahm sein lichtes Flügelpaar
Und lieh es deiner Liebe,
Daß sie auf Erden immerdar
Ganz ohne Flecken bliebe.

Wer einmal sah im tiefsten Schmerz
In deines Auges Sonne,
O dessen Blick, o dessen Herz
Bricht — oder schmilzt in Wonne.

Sie frug die braune Zigeunerin.

Sie frug die braune Zigeunerin,
Die sah in ihre Hand und lacht:
„Laß fahren den falschen Buhlen hin,
Du junges Blut, nimm dich in Acht!"

Und als sie ging im Wiesengrund,
Hat sie die Sternenblume befragt,
Die hat mit ihrer Blätter Mund:
„Er liebt dich, liebt dich!" ihr gesagt.

Sie saß bei mir, und sah mich an
Mit ihren Augen fromm und klug:
„Ich hasse dich nicht, du böser Mann,
Und ist dein Herz auch voller Trug!"

Ich küßte der Stirne Lilienpracht,
Ich küßte der Wange Rosengluth,
Und flüsterte leis: „Nimm dich in Acht,
Ich liebe dich, du junges Blut!"

Mag die Welt verzweifelnd fluchen.

Mag die Welt verzweifelnd fluchen —
Meine Liebe tröstet mich,
Läßt die Einsamkeit mich suchen,
Weinen, weinen bitterlich.

Und wenn Gott sie niedertreten —
Löst sich mein geheimer Schmerz,
Denn ich hör' dich beten — beten
Für so manch verloren Herz.

Drücken mich der Menschen Kreise,
Laß zu dir mich rettend fliehn,
Und ein Vaterunser leise
Wird durch meine Sünden ziehn.

Der Schöpfung Stolz, der Welten Seele.

Der Schöpfung Stolz, der Welten Seele
Die Frauenschönheit ehre du,
Wirf unmuthvoll ihr nimmer scheele,
Gedankenfinstre Blicke zu.

Die Erde selbst, die dich geboren,
Ist ein unsäglich gutes Weib,
Sie schmückt, wenn dich der Tod erkoren,
Mit Blumen deinen müden Leib.

Du ruhest unter dem Lindenbaum.

Du ruhest unter dem Lindenbaum,
Der steht in goldner Blüthe,
Und Engel wandeln durch den Raum
Und durch dein fromm Gemüthe.

Du träumest unter dem Lindenbaum,
Der haucht süßduftigen Segen,
Und streut in deinen lichten Traum
Den blühenden Sternenregen.

Am Busen liegt dir, der Liebe Stern,
Ein Röslein mit hellen Tröpfchen,
Wie an Maria's Brust des Herrn
Frommblickendes Engelsköpfchen.

Und droben über dem Lindenbaum
Aus klarem Himmelslichte
Webt eine Lerch' in deinen Traum
Unsterbliche Gedichte!

Sonette.

Die Drossel schlägt und Nachtigallen flöten.

Die Drossel schlägt und Nachtigallen flöten,
Erwachend rauscht der Fluß in seinem Bette,
Der Frühling sprengte des Gefangnen Kette
Und ließ den Winter, den Tyrannen tödten.

Die Blumen, die sich allgemach erhöhten,
Begehen feierlich die Ostermette,
Die Wiesenknaben mit dem Sammtbarette,
Die Rosen, die wie Mädchen keusch erröthen.

Naht dann die Nacht mit ihren Sternenschatten,
So steigen Elfen aus den Kelchen nieder
Und schweben tanzend auf den grünen Matten.

Sie schlüpfen sacht zu Menschen hin und wieder,
Daß Jedem, auch dem Lebensübersatten,
Ein holder Frühlingsrausch belebt die Glieder.

Es wirbelt taumelnd Blatt auf Blatt.

Es wirbelt taumelnd Blatt auf Blatt vom Baume,
Die Wipfel starren frostig wie Skelette,
Der Herbst führt schläfrig die Natur zu Bette,
Und sie erstirbt im dumpfen Wintertraume.

Ein ew'ges Sterben herrscht im Weltenraume
Vom Luftatom bis zur Gestirnenkette,
Doch stets erschafft das All sich um die Wette
In neuer Form, in neuem Lebensschaume.

Wer wollte fürchten noch des Todes Waffen,
Wer bangen vor des Grabes dunklem Gitter,
Wer wagte nicht sich männlich aufzuraffen?

Fortlebst in Andern du, als zweiter, dritter,
Zum Schöpfer wardst du selber dir geschaffen —
Der Tod ist süß, das Sterben nur ist bitter.

O kurze Lust, wie bist du zu beweinen.

O kurze Lust, wie bist du zu beweinen!
Sieh hier den Ballsaal, wo im flotten Tanze
Die Jugend schwelgt im vollsten Rosenkranze,
Wo Leben und Genuß sich froh vereinen.

Den Friedhof hier! — mit Thürmen, Kreuz' und Steinen
Gleicht einem Schachbrett er im Mondenglanze;
Das Spiel ist aus, denn König, Bauer, Schranze
Sind schach und matt, und ruhen tief in Schreinen.

Horch! wie so lieblich droben Pfeif' und Glocken
Wollüst'gen Zauberklangs zu immer tollern,
Wahnsinn'gen Wirbeln junge Herzen locken!

Horch! drunten, wie die Schädel düster schollern,
Wenn sie der blanke Spaten ohne Stocken
Im Takt der Geigen läßt zur Tiefe kollern!

Die Jungfrau am Rhein.

(Romanze.)

Es winkt vom Felsenriffe
Im thaugewobnen Kleide,
Nur Thränen als Geschmeide,
Ein weißer Arm herbei;
Und gleich dem Ton der Harfe
Ergießt des Herzens Wunde
Sich aus dem schönen Munde
Der schönen Lorelei.

Die Wasserrosen heben,
Ihr Bildniß einzusaugen,
Die blendend klaren Augen
Zum holden Weib empor:
Den Himmel faßt ein Sehnen,
Er ruft aus blauer Ferne
Der Liebe blanke Sterne
Voll Ungeduld hervor.

Die Rebenhügel lauschen,
Des holden Klanges trunken,
Es ziehn wie Mondesfunken
Glühwürmchen aus und ein;
Der Nachtwind athmet milder,
Und zu des Stromes Rollen
Erklingt's in seelenvollen
Akkorden über'n Rhein:

„Was wollen all' die Sterne
Mit ihrem bleichen Glanze,
Was will in vollem Kranze
Der Blumen todte Pracht?
Ach wie ein Menschenauge
Könn't ihr doch nimmer leuchten,
Und das ist längst im feuchten
Gewog' zur Ruh gebracht.

„Was soll der Fluthen Rauschen,
Des Windes leises Flüstern,
Der Ton, nach dem ich lüstern,
Ist lange schon verhaucht;
Nach seiner lieben Stimme,
Die dieses Herz entfachte,
Wär' ich zum tiefsten Schachte
Des wilden Meers getaucht.

„Der Sehnsucht bange Qualen
Durchschauern meine Glieder,
Zur Tiefe zieht mich's nieder,
Wo mein Gestirn verglimmt.
Nur trostlos muß ich klagen,
Bis dem verlass'nen Weibe
Des Mondes blasse Scheibe
Im Fluthgewühl verschwimmt!"

Dem Schiffer deucht im Kahne — Das Lied wie ferne Glocken,
Das Netz der goldnen Locken — Zieht magisch ihn herbei:
Er starrt ihr bleich in's Auge, — Sein Nachen geht zu Grunde —
Noch singt mit schönem Munde — Die schöne Lorelei.

„Ein' feste Burg ist unser Gott."

(Aus den „Wartburgliedern.")

Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen,
Zusammen stürzt als eitel Spott
Der Lug beredter Pfaffen.
Was Luther sprach, was Luther that,
Steht fest in unsern Tagen,
Und muß bestehn in Gottes Rath,
So lang noch Herzen schlagen.

Hier schlug er seiner Feinde Schwall,
Die knirschend sich erhoben,
Sein Name klingt noch überall,
Doch ihrer ist zerstoben.
Als stolz geprunkt der Mauern Wall,
Hat er das Lied geschrieben,
Die Mauern liegen im Verfall,
Das Lied ist jung geblieben.

Es mäste Pietisterei
Sich aus erschlich'nen Beuteln,
Mag sie die Schrift so fromm und frei
Nach ihren Zwecken deuteln;
Sie falte heuchlerisch die Hand,
Führ' Gott in Aug' und Munde,
Beherrsche selber Meer und Land —
Was hilft's, sie geht zu Grunde.

„Das Wort sie müssen lassen stahn!",
Siegreich hat er's gesprochen,
Es wuchs das Wort und hat sich Bahn
Jahrhundert' durch gebrochen.
Und immer weiter fliegt's und kreist
In Schloß und Hüttengiebel:
Die Ueberzeugung ist der Geist,
Der heilg'e Geist der Bibel.

Und mag der Freigeist für das Wohl
Des Volks scheinheilig rechten,
Die Kirch' erniedern zum Symbol,
Geheim das Volk zu knechten:
Es geht nur eine Weile fort,
Und stirbt, mit sich im Streite;
Fortlebt das Wort, das heil'ge Wort,
Wie's Luther prophezeite.

Es stürzt sich selbst die Schelmenzunft,
Ihr Schemen muß erliegen;
Die Wahrheit bringt, es bringt Vernunft
Freiheit und Licht zum Siegen.
Im Herzen frisch, im Geiste flott,
So woll'n wir bau'n und schaffen:
Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen!

Moriz Hartmann,

geboren den 15. Oktober 1821 in dem böhmischen Dorfe Duschnik, studirte in Prag und Wien. Letztere Stadt verließ er im Jahre 1842, um Italien, die Schweiz und Süddeutschland zu bereisen. Nach seiner Rückkehr nahm er zu Wien in einem reichen Hause eine Hofmeisterstelle an, die er aber schon 1844 verließ, um außerhalb Oesterreich seine erste Gedichtesammlung „Kelch und Schwert" (Leipzig 1845. 46) zu veröffentlichen. Die Verfolgungen, die ihm dieses Buch von Seiten Oesterreichs zuzog, zwangen ihn, unstät und flüchtig in Deutschland umherzuirren, bis er endlich das Vaterland ganz verlassen mußte, um in Belgien und Frankreich eine sichere Zufluchtsstätte zu suchen. Doch trieb ihn die Liebe zur Heimat nach mehr als einem Jahre wieder nach Deutschland zurück, wo er den zweiten Band seiner Gedichte „Neuere Gedichte" (Leipz. 1846) veröffentlichte. Sein böhmisches Heimatsdorf, das er damals unter falschem Namen besuchte, mußte er flüchtig nach wenigen Tagen wieder verlassen und entkam nur nach den mannichfachsten Abenteuern über die sächsische Grenze nach Berlin. Einige Zeit vor der großen europäischen Umwälzung kehrte er wieder nach Oesterreich zurück, wo er sofort in eine Kriminaluntersuchung verwickelt wurde, von welcher ihn die Märzrevolution befreite. Im April 1848 ward er in den sogenannten Nationalausschuß, eine Art Vorparlament zu Prag, gewählt, verließ ihn aber alsbald, da er sah, daß seine Opposition im deutschen Sinne gegen die czechische Majorität fruchtlos blieb. Die Deutschen in Böhmen belohnten seine Bemühung, indem sie ihn mit der Mission nach Wien betrauten, um die Ausschreibung der Wahlen nach Frankfurt zu bewirken; diese Bemühungen aber scheiterten. Nach Prag zurückgekehrt, schrieb er mit dem deutschen Verein, dessen Mitbegründer er war, die Wahlen für Frankfurt aus eigener Machtvollkommenheit aus. Er selbst wurde in Leitmeritz fast einstimmig gewählt und gehörte in der Nationalversammlung der Linken an. Als Abgeordneter des Donnersberges machte er von Frankfurt aus die verhängnißvolle Reise nach Wien in Gesellschaft Robert Blum's und Fröbel's. Durch glückliche Zufälle entging er dem Schicksale seines Gefährten. — Er lebt in England.

Ein Dichter von Herz und Phantasie, der die kämpfenden Prinzipien der Zeit mit viel Innerlichkeit in sich bewegt und auch hin und wieder das religiöse Element mit in die Bewegung gezogen hat, ohne übrigens den Drang einer edlen idealen Natur zu verleugnen. Das Talent der Gestaltung, die epische Anschauungsweise ist bei ihm überwiegend. In der Erzählung, Schilderung und im politischen Bilde, mit meistens nationalem Gepräge, hat er Vortreffliches geleistet. In seinen Liedern, die mehrentheils in die reflektirende Betrachtung und Darstellung übergehen, aber auch nicht selten durch die Unmittelbarkeit und Wärme der poetischen Empfindung ergreifen („An die Mutter," — „Tagebuchblätter"), spricht er vorzugsweise den Völkerschmerz aus und überläßt sich in den „Böhmischen Elegieen," voll düsterer Gedankenfärbung, wehmuthsvoll nationalen Erinnerungen und Träumen. Er klagt darin um die gefallene Größe seines Vaterlandes, um diesen „Märtyrer der Völker, dessen

Söhne traurig schleichen, im Aug' jahrhundertalten Schmerz;" er will Böhmens „treuer Herold seyn in deutschen Landen, ihm sein Lied weih'n und seinem Weh, das er verstanden." — Als Satyriker und Humorist ausschließlich begegnet er uns in seiner „Reimchronik des Pfaffen Mauritius" (in Heften, Frankfurt a. M. 1849), wozu das Frankfurter Parlament und dessen Persönlichkeiten den Stoff boten. Die darin enthaltenen Aufzeichnungen sind oft ungemein piquant. — Mit den neuesten Erzeugnissen „Adam und Eva" (Leipz. 1851) und „Schatten" (Darmst. 1851) zog er sich auf das stillere Gebiet der Idylle und der poetischen Erzählung zurück. — Von seinen übrigen Arbeiten sind noch zu nennen: „Sie sind arm," Trauerspiel in 5 Aufzügen (Manuscript) und „Briefe aus Irland" (mitgetheilt im Deutsch. Museum von Prutz, Heft 1 ff. 1851).

An die Mutter.

1.

Nach der Krankheit der Mutter.

Krank warst du, krank! — und siegergroß
Stand schon der Tod an deinem Bette,
Indeß im warmen Lebensschooß
Ich mich gewiegt an ferner Stätte.

Ich schwelgte in der Sternenpracht,
Die heilungsvoll mein Herz durchzückte:
Es war dieselbe Mitternacht,
Die dich mit Leiden fast erdrückte.

O nimmermehr vergeb' ich's mir,
Daß ich in Ahnung nicht erkrankte
Und daß ich nicht dem Tod mit dir,
Wenn auch entfernt, entgegenschwankte.

Und Sünde scheint mir, daß ich nicht
Mit dir geduldet in der Ferne,
Und daß mir nicht wie Grabeslicht
Geleuchtet damals alle Sterne.

Und daß es mir nicht vorwurfsvoll
Herabgeweht von Busch und Bäumen,
Auf daß ich weinen, weinen soll —
Daß ich nicht starb in hundert Träumen.

Nicht eher ist die Schuld gesühnt,
Bis daß ich lieg' in deinen Armen,
Bis daß ich wieder unverdient
Am Mutterherzen darf erwarmen.

2.

Eine Erinnerung.

Mond, der stille Wandersmann,
Sah durch trübe Augenlieder,
Einer, der nicht schlafen kann,
Blickt so in die Gassen nieder.

Eine lebenslose Nacht
Ohne Ruh' und ohne Regung,
Eine gottvergess'ne Nacht
Ohne liebende Bewegung.

Aber milder war's in mir,
Denn als Kind aus ferner Weite
Durch das nächtige Revier
Fuhr ich an der Mutter Seite.

Abseits uns vom Wege lag
Einsam eine alte Mühle,
Mitten durch den nächt'gen Hag
Zog ihr sausendes Gewühle.

Durch den Lärm von Bach und Rad
Drang das Weinen eines Kindes,
Wie, wenn Sommers Tod sich naht,
Tönt der Schrei des Stoppelwindes.

Halten ließ die Mutter schnell,
Sah zum Mühlenhaus hinüber:
„Ist in Nacht solch Fenster hell —
Ist ein Herz hier um so trüber."

Und sie sah mit trübem Sinn
Lange, lange ohn' Ermatten,
Wie am Fenster her und hin
Wiegend, singend lief ein Schatten.

Schweigend blickte sie empor
Nach dem regen Schatten immer,
Heimisch waren ihrem Ohr
Mutterlied und Kindsgewimmer.

Bis das Kindlein ruhig ward,
Lied und Weinen stiller waren,
Ließ sie erst zur weitern Fahrt
Fürder unsern Karren fahren.

Und ich fragte: Mutter sag',
Warum in der Nacht, der kalten,
Ließest nach durchreistem Tag
Du so lang die Pferde halten?

Und sie sprach: „Konnt' ich vorbei
An mir so bekannten Schmerzen?
Solches Lied und solch Geschrei
Kennen alle Mutterherzen.

„Aus todtkrankem Herzen dringt
Dieses Schreien, will mir scheinen;
Und die Mutter, die da singt,
Möchte lieber weinen, weinen!

„Mit ihr, der's an Trost gebricht,
Mußt' ich hier im Dunkeln trauern;
Ach, mein Kind, du weißt noch nicht,
Wie lang solche Nächte dauern."

Aus den Wolken hat geblickt
Jetzt der Mond mit mildem Scheinen,
Sah, wie ich mich festgedrückt
An ihr Herz, um still zu weinen.

Böhmische Elegieen.

1.

Verkannt ist Alles, was dir blieb,
Verkannt ist deine Rache,
Verkannt dein Haß und deine Lieb',
Verkannt ist deine Sprache.

Sie ist sowie das Rauschen wild
In deinen Tannenhainen,
Und wie der Schwestern Klagen mild,
Die Warschau's Fall beweinen;

Schleicht nicht wie Schlangen mit Gezisch
In unbewachte Ohren,
Wie jene, die sich heuchlerisch
Des Czaren Sklav' geboren.

Sie dröhnet wie der eh'rne Fuß
Anstürmender Hussiten,
Und tönet wie das Lied des Huß
Aus seiner Flammen Mitten.

Sie grollet wie die Trommel, dumpf,
Bedeckt von Zizka's Felle,
Und rollet hin wie Thurn's Triumph
An seines Kaisers Schwelle.

O meiner Mutter Wiegenlied,
Das mich in Schlaf gesungen,
Du bebst wie Luft durch's stille Ried
In Abenddämmerungen!

O des Rekruten Kriegsgesang,
Als er das Dorf verlassen —
Du wehst um meine Seele bang,
Wie damals durch die Straßen!

2.

In deiner Berge grünem Kranz
So gleichst du einem Blumenkelche,
So bist du eine Blume ganz! —
Doch welche Blume bist du, welche? —

Die volle Rose bist du nicht,
Denn reich und üppig ist die Rose,
Und Armuth klagt dein Angesicht,
Du arme dorn- und waffenlose!

Es wär' ein krankes, krankes Jahr
Mit solcher blassen Wangenröthe —
Ein schlechter Völkerlenz fürwahr,
Der solche Völkerrosen böte.

Die fromme Lilie bist du nicht,
Wie auch dein Haupt geneigt in Wehmuth,
Denn was aus deinem Herzen bricht,
Es ist der Trotz und nicht die Demuth.

Die Lilie in der Heil'gen Hand
Und in der Hand der frommen Engel
Ist nicht, wie du, von Gott gebannt
Wohl von der Krone bis zum Stengel.

Die Leidensblume scheinst du mir,
Geweckt, erblüht bei Todesklagen —
Die muß unselig für und für
Symbole ew'gen Schmerzes tragen.

Weh, daß du an des Kreuzes Fuß
Als Zeuge für das Volk der Erden
Empfangen deinen Märtyrkuß —
Und wird dir ein Erlöser werden?

Der Frühling.

Es schwebt ein Geist ob der Frühlingspracht,
Ich hab' ihn oft belauscht,
Wenn er herab von den Sternen der Nacht
Mit Seraphsfittig gerauscht.

Er spricht zum Körnlein im Schooß der Luft:
Nach dem Kirchhof nimm deinen Lauf
Und fall' auf der Jungfrau grüne Gruft,
Und keim' als Lilie auf.

Er spricht zum Stämmlein, noch dünn und zart:
So sprosse und wachse nur fort,
Ich hab' dich zum Kreuze aufbewahrt
Im Walde, am nächtlichen Ort.

Er spricht zum Epheu, im Grund versteckt:
Reck' vor deine grüne Hand,
Daß sie die morschen Trümmer mir deckt;
Bald stürzt diese feste Wand. —

Erinnerung, Tod und Liebe wehn
Herab von den Sternen der Nacht;
Erinnerung, Tod und Liebe gehn
Vereint durch die Frühlingspracht.

Gestalten der Einsamkeit.

1841.

Ein Weib ist Einsamkeit, ein schönes, das in Schleier
Der dunklen Lockennacht einhüllet ihre Freier,
Dem dunkle Augen glüh'n, die an die Sterne mahnen,
Die aus kristallner Bahn gestürzt auf dunkle Bahnen.

Sie ist die Königin, die ihre Kron' vergraben,
Wo ihre Augen dann Grabthau geweinet haben.
Sie hat ihr Zeptergold mit Waldesmoos umschlungen
Und, statt mit Purpurpracht, mit Nebeln sich umrungen.

Ihr Page ist der Traum, der ihr die Lust kredenzet,
Und ihr die Blume pflückt, wenn ihrem Reich es lenzet, —
Er reicht ihr nachts den Sammt, darauf ihr Haupt zu legen,
Und spricht das „Amen!" ihr beim Früh- und Abendsegen.

Ich lag ein Flehender vergebens ihr zu Füßen: —
Sie hat mich nicht umweht mit ihren Friedensküssen,
Mit ihrem Zepter nicht verscheuchet die Gedanken,
Die, eine Rabenschaar, auf's Haupt mir niedersanken.

Es wollen Schatten nicht von meiner Ferse fliehen,
Ich mag durch Waldesnacht, ich mag durch Thäler ziehen,
Es hüllt sie Morgengrau'n in trauernde Gewande,
Es bannt sie Mondenschein aus fernem Geisterlande.

Ich seh' an dürren Stamm den Königsaar geschmiedet,
Als wär' sein Fittigschlag vom Sonnenflug ermüdet —
In seinen wilden Ruf ertönt ein nächtig Heulen,
Als wär' ein Uhu er, des Nachts gehöhnt von Eulen.

O Hölderlin! dein Geist, kann je die Nacht ihn knechten?
Kann Nacht mit Lichte je, kann Licht mit Lichte rechten?
Kann heller Schilderklang, du edler Frithjofssänger,
So bald wie Unkenruf vertönen, bang und bänger?

Wird so zu Dornen schnell ein Rosenkranz der Locke?
Und klingt die Abendruh' von Trümmern einer Glocke?
Und wer die Blume pflückt mit lenzigem Entzücken,
Muß Mandragoraruf mit Wahnsinn ihn umstricken?

O bettelarmer Trost, daß doch die Rose leuchtet,
Wenn sie der schwere Thau aus düstrem Aug' befeuchtet!
Und daß, ein armer Mönch, des Menschen Geist muß wallen,
Bis er durch Nacht gelangt zu ew'gen Lichtes Hallen!

Dänische Ballade.

(Neuere Gedichte. Leipz. 1847.)

Als König Alfred's Hochzeit war,
Da hat's gestürmt und geregnet,
Der junge Bischof im Prachttalar
Hat sie vermählt und eingesegnet —
Es war eine böse Nacht.

Der junge Bischof selber war
Ein Königssohn aus altem Blute,
Und unter'm purpurnen Talar
War ihm sehr weh zu Muthe —
Es war eine böse Nacht.

Am liebsten hätt' er selber gefreit
Die junge, schöne Königinne,
Doch war er schon lange eingeweiht,
Und durft' ihm die Lieb' nicht kommen zu Sinne —
Es war eine böse Nacht.

Und zu dem frommen Segensspruch,
Wie Tröpflein Gift zu süßem Weine,
Hat er gemengt einen leisen Fluch —
Die Braut nicht hört's und nicht die Gemeine; —
Es war eine böse Nacht.

Und als sie kam in's Brautkämmerlein,
Da wandten sich um alle Heil'genbilder,
Die Lampe gab sehr trüben Schein,
Des Königs Alfred Herze schlug wilder; —
Es war eine böse Nacht.

„So hast du geliebt schon einen Mann?"
Sie weint' und schwor, daß sie Keinen geliebet;
Einen Becher mit Wein ließ er kommen heran
Und hat ihn mit schwarzen Tröpflein getrübet; —
Es war eine böse Nacht.

Der Bischof gab ihr die Absolution
Und hat sie noch ein Mal gesegnet;
Sie nahm den Becher und trank davon —
Und draußen hat's gestürmt und geregnet —
Es war eine böse Nacht.

Gewisse Worte.

(Neuere Gedichte. Leipz. 1847.)

O Worte gibt's, die nie verhallen!
Sie sind wie Steinchen, die gefallen
In einen Brunnen schwarz und tief,
Und die von Kant' zu Kante springen
Und stets von neuem aufwärts klingen,
Wenn scheinbar längst ihr Ton entschlief.

Es sind die Worte, die sich senken
In unsers Herzens tiefen Schacht:
Aus der Vergessenheiten Nacht
Klingt ewig neu ihr Angedenken.

Ich kehrte heim nach langen Jahren;
Des Lebens Wucht hatt' ich erfahren,
Gekostet auch des Lebens Freude:
Mit meiner Jugend zahlt' ich beide.
Die Mutter hielt mich lang' umfangen,
Und als die erste Lust gestillt,
Sprach sie mit Tönen traurig-mild:
O Gott, wie blaß sind deine Wangen!

O Gott wie blaß sind deine Wangen!
Es glückt mir nicht, aus meinem Herzen
Die Mutterworte auszumerzen,
Ob Jahre drüber hingegangen.

Ob nun in Freude, ob in Leide
Der Wangen Frühling von mir scheide:
Die Worte sind mein treu Geleite.
Ich höre stets an meiner Seite
In Tönen, traurigen und bangen:
O Gott, wie blaß sind deine Wangen!

Und sitz' ich nachts allein und schaue
Mit falt'ger Stirne, düstrer Braue
Tief zu des Bechers goldnem Grunde,
Ist mir, als ob aus treuem Munde
Heraus die Klageworte klangen:
O Gott, wie blaß sind deine Wangen!

Fürwahr, ich glaube, wenn ich liege
Einst auf der schwarzen Todtenwiege,
Wo mich kein Menschenlaut mag stören: —
Ich werde noch die stillen, bangen
Und vorwurfsvollen Worte hören:
O Gott, wie blaß sind deine Wangen!

Tagebuchblätter.

(Schatten. Darmst. 1851.)

1.

Mich drücket eine Sorge:
Ob dein ich werth? —
Ob ich von dir nicht borge,
Was mich vor mir verklärt?

Doch bring' ich Dank, du Holde,
Dir gern zurück —
Ich strahl' in deinem Golde,
Mein Licht, mein Tag, mein Glück!

Wie eine Wolke bin ich,
Die Licht durchquillt —
Auf stille Lieder sinn' ich,
Sie tragen all' dein Bild.

Daß sie als fromm mich kennen —
Du thatest das —
Daß sie jetzt gut mich nennen —
Du nahmst mir allen Haß.

O welch ein neues Leben! —
Wie ein Gebet,
Das mit entzücktem Beben
Durch unsre Seele geht.

2.

Wie in den ersten Jugendtagen,
So frisch, so wohl ist mir zu Muth —
Wie lustig, ha, die Pulse schlagen,
Wie gährt und schafft und treibt mein Blut!

Mir ist's, als wie der Birk' im Maien —
Es kocht in Wurzel, Zweig und Schaft,
Der Lenz in ihr will sich befreien,
Der süße Wein aus seiner Haft.

O könnt' ich brechen und zersprengen
Die Rinde, die mein Herz umzieht,
Könnt' ich hinaus den Frühling drängen
Als Blut, als Liebe oder Lied! —

3.

Du meine Rose, holdes Ja,
Das ich von ihr empfangen,
Als ich vor mir sie stehen sah
Mit schamgefärbten Wangen. —

Du meine Rose, fahl und todt
Liegst du vor mir zur Stunde,
Und sprichst von deiner Todesnoth
Mit krankem, blassem Munde. —

Stirb hin, stirb hin, — vergänglich sind
Der Liebe süße Zeichen,
So magst auch du, wie Fromme, lind
Vergehen und verbleichen.

Vergänglich ist jedweder Kranz,
Des Lenzes Blüthentriebe —
Vergänglich ist der Frühling ganz —
Unsterblich ist die Liebe! —

4.

Du leichter Kahn, mein Herz, mein Herz,
Ich hielt dich für ein starkes Schiff,
Gewaffnet gegen Sturm und Riff;
Jetzt treiben mit dir ihren Scherz,
Und wiegen dich die Liebeswellen,
Die wild und wilder dich umschwellen.

Bin ich auch nicht der feste, starke,
Der Lootse auf der leichten Barke,
Halt' aus und steure hafenwärts —
Mein ganzes Glück und meine Ruh
Und meine Zukunft schaukelst du,
Du leichter Kahn, mein Herz, mein Herz.

5.

Ich strebe nach Ruhm, um dich zu kränzen,
Ich dürste nach Glück, um dich zu beglücken,
Ich schmachte nach neuen Jugendlenzen,
Um dich mit ihren Blumen zu schmücken.

Ich möchte einherziehn vor deinen Pfaden,
Um ihre Dornen aufzulesen —
Ich möchte mit allem Leid mich beladen,
Daß du von jedem mögest genesen.

Doch weh dem Geschick! — in Einsamkeiten
Vergeh' ich mit meinem Wünschen und Sehnen;
Ich darf für dich nicht tragen und streiten,
Ich habe für mich nur heimliche Thränen.

Wie gerne mit dir auf einsamem Kahne
Fortzög' ich hinaus — wie gerne, wie gerne!
Allein auf leuchtendem Ozeane,
Geleitet nur von dem Liebessterne.

6.

Geh hin, geh hin! Mein frommster Segen
Zieht pilgernd fort mit dir in's ferne Land;
Wohin du kommst, auf allen Wegen
Legt er auf's Haupt dir seine weiße Hand.

Du schläfst — er wacht an deinem Bette,
Du wachst — er folgt dir als ein Cherub nach,
Du betest — und die schwere Kette
Des Grames bricht; — er war es, der sie brach.

Dich drücket Schuld, — er hat Erbarmen,
Du klagst dich an — er mildert deine Reu',
Du wankst — er hält dich in den Armen,
Du wirst mir treulos und er bleibt dir treu.

7.

Ich fühl's, daß mir im Herzen Abend werde,
Die schönen Töne, die es noch durchschwingen,
Sind nur die Abendglocken, die verklingen,
Und Dämmerung verhüllt mir meine Erde.

Die Feuer lösch' ich still auf meinem Herde,
Und noch ein Abendlied will ich mir singen,
Mein Tagewerk ergeben zu vollbringen,
Und habe nimmer klagende Beschwerde.

Ob auch der trauervolle Rest nur Schlummer,
Den Klagesänge von erlebtem Kummer
Wie Abendroth und Morgenroth umsäumen:

Du bist mir doch mein Abendstern geblieben,
Mich hat genug beglückt mein einsam Lieben,
Ich hab' genug geliebt, um schön zu träumen.

Alfred Meißner

ist am 15. Oktober 1822 in Töplitz in Böhmen geboren. Sein Vater, ein Sohn des als Verfasser der Bianka Capello, des Alcibiades, der Skizzen bekannten Professors H. A. Meißner, lebte dort als Badearzt; seine Mutter stammt aus Schottland. Unser Dichter war von mehreren Geschwistern als einziger Sohn übrig geblieben und genoß einer sorgfältigen Erziehung. Als seine Eltern später nach Karlsbad übersiedelten, ward er auf die lateinische Schule der Piaristen in Schlackenwerth gebracht und verlebte dort mehrere Jahre. Seine ersten poetischen Anregungen und Versuche datiren von der Zeit, wo er nach Prag kam. Die schöne, alterthümliche und erinnerungsreiche Stadt übte einen großen Einfluß auf die Entwickelung seines Gemüths. Er trat zu gleicher Zeit in einen Kreis von jungen Leuten desselben Alters, die von gleichem Streben beseelt, sich wechselseitig anspornten. Mehrere unter ihnen haben sich eine dauernde Geltung zu erringen gewußt, so Moriz Hartmann, Friedrich Bach, Max Schlesinger (Verfasser des Buchs aus Ungarn), Isidor Heller, der Publizist und Novellist, endlich Fr. Szorwacky, der magyarische Schriftsteller und als Attaché bei L. Teleky in Paris bekannt. Ein damals in Prag erschienenes Journal „Ost und West" nahm sich der jungen Kräfte freundlich an und brachte sie an die Offentlichkeit, bei der sie auch bald Theilnahme erweckten. Sechs Jahre verbrachte Meißner, mit dem Studium der Medizin beschäftigt, in Prag; 1845 erschienen seine gesammelten „Gedichte." Kleine Ferienreisen in der Schweiz und der Lombardei brachten einige heitere Schlaglichter in sein sonst ziemlich beengtes und monotones Leben. Nachdem er im Juli 1846 zum Doktor promovirt worden war, expatriirte er sich der österreichischen Censurverhältnisse wegen für einige Zeit freiwillig und begab sich nach Leipzig, wo sein „Ziska" (4te [Miniatur-] Auflage 1851) und eine zweite Auflage der „Gedichte" gleichzeitig (die 4te [Miniatur-] Auflage 1851) erschienen. Doch durfte er nicht lange in Sachsen bleiben. Als eine gerichtliche Schrift seine Rückkehr nach Oesterreich verlangte, ging er nach Paris. Dort blieb er beinahe das ganze Jahr 1847, abwechselnd mit dem Studium der medizinischen und national-ökonomischen Wissenschaften beschäftigt, im freundschaftlichen Verkehr mit J. Venedey und H. Heine. Mit Anfang des Jahres 1848 kehrte er wieder in die Heimat zurück. Die Abwesenheit lastete auf ihm. Den Prozeß, der ihm wegen Censurübertretung gemacht wurde, schlug der Ausbruch der Märzrevolution nieder, und die großartige, weiter brausende Bewegung schien ihm die Verwirklichung aller seiner Ideale bringen zu wollen. Als ein vom Volke gewählter „Nationalausschuß" zusammentrat, ward er mit hinein gewählt. Aber die Spaltungen zwischen Czechen und Deutschen machten ihm den Aufenthalt in Prag unerträglich; er ging, da er an nichts gebunden war, nach Frankfurt. Dort verbrachte er bei journalistischer Beschäftigung

den Sommer und Herbst des Revolutionsjahres. Ueber Frankfurt enttäuscht, begab er sich im Winter 1849 zum zweiten Male nach Paris, schrieb dort während der kurzen Zeit seines Aufenthaltes zwei Bände Skizzirungen der Bewegung unter dem Titel „Revolutionäre Studien," die im Mai 1850 erschienen, veröffentlichte ein paar Monate später den „Sohn des Atta Troll, ein Wintermärchen", das, an Heine anknüpfend, ein schmerzliches Gelächter über den tragikomischen Ausgang der deutschen Bewegung anstimmt, und lebte seitdem, eine Reise nach England ausgenommen, fortwährend in Prag, wo er kürzlich mit dem Drama „Das Weib des Urias" hervortrat.

Meißner gehört zum sogenannten Jungen Oesterreich und ist einer der vorzüglichsten Repräsentanten des österreichischen Weltschmerzes. Byron und Shelley, vorzüglich aber Lenau und Grün, die beiden Vertreter österreichischer Sturm- und Drangperiode, übten einen mächtigen Einfluß auf die Entfaltung seines Talents, sowie auf die jungen Poeten Prag's, der sich bis zum Nachtheile steigerte, da die Mangelhaftigkeit dortiger Schulen ihnen beinahe keine Möglichkeit gewährte, sich mit antiken und klassischen Mustern heranzubilden. Er schlug indessen in seinen „Gedichten" einen von den seiner Vorgänger verschiedenen Weg ein. Während diese gegen rein politische Mißstände polemisirten, suchte er die Ursachen menschlichen Unglücks und gesellschaftlicher Unfreiheit mehr in der ökonomischen Unterlage der Gesellschaft, und brachte daraus hervorgehende Konflikte mit tiefer und schlagender Wahrheit und in meisterhafter Schilderung solcher Zustände zur poetischen Anschauung. Ob dies ein Vorwurf der Kunst sei, ist eine Frage, die wir hier nicht erörtern wollen; daß aber Meißner's Gedichte auf diesem, dem sozialistischen Gebiete, wenigstens eine anregende Erscheinung waren, beweist die Theilnahme der Kritik und des Publikums an denselben. Mit Lenau zeigt er hinsichtlich der vorherrschend düsteren Stimmung, der fieberhaften Unruhe, der melancholischen Laune manche Verwandtschaft. In seinen religiösen Liedern findet sich Skeptizismus und Deismus, mystische Naturphilosophie und pantheistisch-Hegel'sche Richtung. — Im „Ziska," wobei er sich Lenau's Albigenser zum Muster ersehen, führten ihn die neuerwachten czechischen Bestrebungen zu einer Vergangenheit zurück, die in roherer Form alle die Neuzeit bewegenden Fragen durchzuführen versucht hatte; er benutzte die Geschichte jenes wilden fanatischen Hussitenführers als Folie, um seine gluthvollen Freiheitsideen darauf zu trägen. Die Kritik vermißt jedoch in diesem Gedichte durchgehends die epische Ruhe. „Das Gedicht stürmt (vgl. Allg. Lit. Ztng. Nr. 17. 1848) in den verschiedensten lyrischen, ja dithyrambischen Versarten dahin, was dem poetischen Eindrucke außerordentlich schadet. Die Schilderung Ziska's selbst ist mißlungen. Die ganze moderne Gemüthsaffektion paßt nicht für die rauhen kraftvollen Hussitenseelen." — Meißner ist ein ächt dichterisches Gemüth, nur Schade, daß die edle Flamme seiner Begeisterung seltener auf dem rechten Altare lodert.

Nachtwache der Liebe.

Nachtwache der Liebe, du Sabbat im Herzen,
Du singende, herzenverjüngende Zeit,
Du Weihnacht bei duftigen, lustigen Kerzen,
Sei ewig und ewig gebenedeit!

Ein Wandeln im Schatten wildrauschender Palmen,
Ein Schaukeln im Kahne in träumender Ruh,
Ein Beten im Dome bei hallenden Psalmen,
Nachtwache des liebenden Herzens, bist du!

Sie schloß mich an sich mit den blühenden Armen,
Sie haucht' mir in's Ohr ein unsterbliches Wort —
Ich kniete und flehte: o habe Erbarmen,
Und küss' mir die zagende Seele nicht fort!

Nun wandl' ich im Dämmerschein blühender Bäume,
Ich fasse der Nachtigall Jubel und Schmerz,
Ich zähle die Sterne, ich wache und träume —
Ein schwebender Stern ist mein seliges Herz.

Nachtwache der Liebe, du Hoffen und Wähnen,
Du Sabbat im Herzen, du heilige Zeit,
Du Seligkeit nächtig verrinnender Thränen,
Sei ewig und ewig gebenedeit!

Venezia.

I.

Es schlummert eine hehre
Seltsame Stadt im Meere,
Mit tausend bunten Zinnen
Im Meere blau und still.
Schön wie ein Traum zu schauen,
Der bei des Morgens Grauen
In Luft und Duft zerrinnen,
In Nichts zerfließen will.

Der Weg zu ihren Thoren,
Er ist im Meer verloren,
Durch ihre Gassen fluthet
Und ebbt die salz'ge See;
Das Frühlicht, das mit Trauern
Auf ihren Marmormauern
Sich täglich neu verblutet,
Weint Thränen ihrem Weh.

Die Klöster und die Dome,
Wie Schlösser für Phantome,
Die traurenden Paläste
Auf Inseln rings umher,
Die Gassen und die Brücken,
Wo nie ein Roß zu blicken,
Die alten Mauerreste,
Wie prachtvoll und wie leer!

Veröden und Verwildern, —
Du Moos an Marmorbildern,
Du blasses Phosphorschimmern,
Wo eine Leiche ruht!
Meerried auf allen Stufen,
Wehlaut in jedem Rufen,
Ein stillverhaltnes Wimmern,
Geht durch die ganze Fluth!

Du aber, Herz, das weinen
Will bei versunk'nen Steinen,
Bei schöner Vorzeit Runen,
Bei alter Helden Schrein,

Komm, eh' mit Morgenwinden
Die Träume alle schwinden, —
Die Stadt in den Lagunen
Ist auch ein Traum von Stein.

II.

Wenn auf den bleichen Höhen
Der fernen Euganeen
Des Südens Abendsonne
Ihr Gold vergossen hat,
Dann jubelt, wie ein tolles,
Phantastisch=wundervolles
Gedicht, in Rausch und Wonne
Die alte braune Stadt.

Auf allen Kuppeln brennt es
Wie Gluth des Orientes,
Es wachen in den Fresken
Die alten Heil'gen auf;
Im wundersamen Scheine
Beleben sich die Steine
Mit allen Arabesken
Bis zu dem höchsten Knauf.

Dann blicken vom Altane
Die Frau'n der Titiane,
Halb Teufel und halb Engel
Im weißen Nachtgewand,

So schön und treulos alle
Wie die, die in der Halle
Vollendet, ohne Mängel
Der Palma hingebannt.

Dann geht das schöne Laster
Stolz über's Marmorpflaster,
Es winkt mit seidnen Wimpern,
Es rauscht im Kleid von Sammt;
Es hallen die Arkaden
Von Liebesserenaden,
Die Mandolinen klimpern
Und jedes Auge flammt.

O Schmerz! das kann nicht dauern,
Die Abendwinde schauern,
Der Mond sieht blaß und bläßer
In's wirre Bild hinein.
Es gähnen die Portale,
Am nächtigen Kanale,
In's schweigende Gewässer
Fällt langsam Stein um Stein.

III.

Und wenn das Volk mit Toben
Verstummt ist und zerstoben,
Dann wird es still am Platze,
Es dunkelt weit und breit;
Doch hoch auf seiner Säule
Erwacht mit Klaggeheule
Und hebt die starke Tatze
Der Leu der alten Zeit.

Sankt Markus auch daneben
Erwacht zum kurzen Leben,
Das alte Steingebilde
Lebt auf im Mondenlicht;

Dreimal in weiten Kreisen
Schwingt er sein Schwert von Eisen,
Er klirrt mit seinem Schilde,
Er hebt's empor und spricht:

Wo sind die stolzen Tage,
Als wie lebend'ge Sage
Venedig lichtumflossen
Gelebt im Ruhmesglanz;
Als Dandolo der Blinde
Hertrieb mit gutem Winde,
Mit seinen eh'rnen Rossen
Vom Sturme von Byzanz?

O Tag der Lorbeerreiser,
Als dort der Papst, der Kaiser
An Falieri's Seite
Hinschreiten stolz und stark!
Wie duftete von Ambra
Italiens Alhambra,
Wie strahlte die geweihte
Domkirche von Sankt Mark!

Gibt's denn für alles Große
Nur Tod zum letzten Loose?
Sinkt, was man ewig glaubte,
Wie eine Sage hin?

Venedig nachtgeborgen,
Für dich gibt's keinen Morgen;
Stirb mit verhülltem Haupte,
Entthronte Königin!

Der alte Riese schweiget,
Den Kopf zur Brust geneiget,
Der Seerab' ächzt und stöhnet
Frühdämmrung überall!
Das Wasser kocht und brauet,
Stier hin der Löwe schauet,
Vor dem Palaste dröhnet
Der deutschen Trommel Schall.

Dem trüben Freunde.

I.

Du ernster Mann! es spielt um deine Lippen
Ein Lächeln kalt, wie Winterlicht auf Schnee,
Wie Wellenmurmeln um die Felsenklippen
Verklingt dein Wort, und kündet nicht dein Weh.

Durch's Hochland ziehst du hin an meiner Seite,
Ich seh' dich oftmals an mit stillem Graun:
Am Fels gelehnt, den Blick in öder Weite,
Bist du ein leblos Bild aus Stein gehaun.

Wo unter uns des Abgrunds Tiefen nachten,
Hinziehst du stumm beim letzten Abendroth;
Du scheinst gefaßt das Leben zu verachten,
Und fürchtest nicht, und suchst auch nicht den Tod.

Dann sitzen wir des Nachts im Schenkenhause,
Indeß der Schnee an's kleine Fenster stiebt;
Du horchst hinaus auf Wind und Waldgebrause;
Ich frage träumend: Hast du nie geliebt?

Dann stehst du auf und sprichst ein: Gottbefohlen!
Mich dünkt, dein Antlitz ist noch mehr erbleicht,
Was aber soll die Thräne, die verstohlen
An deinem dunklen Schnurrbart niederschleicht?

II.

Und trauernd sprachst du: Wen auch sollt' ich lieben?
Das Weib, vor dem du flehend niedersankst?
O sieh, kein Herz ist dir getreu geblieben,
Kein Mund, von dem du Seligkeiten trankst!

Die Stadt von luſt'gen Schlöſſern, die du trunken
In's weite Reich der tiefen Bruſt gebannt,
Wie Ilium iſt ſie in Staub geſunken
Und Weiberfalſch war ſchuld an ihrem Brand.

Und immer noch ahnſt du ein Ungewiſſes,
Ein Bild der Liebe, unerforſchlich hehr,
Und Liebe ſuchend wirſt du zum Ulyſſes,
Zum Irrefahrer durch des Lebens Meer.

Umſonſt, daß du dich gegen Stürme wehreſt,
Es bannen Circen dich in ihren Kreis,
Wenn du zuletzt in dich zurückekehreſt,
Biſt du ein ſatter, matter Bettlergreis.

Heil dir, wenn du den einſt verſcherzten Frieden
— Penelopen — durch letzte Kraft erwirbſt,
Und auf der Scholle Land, die dir beſchieden,
In deinem kleinen Ithaka entſtirbſt.

III.

Und wieder ſprachſt du: Wen auch ſollt' ich lieben!
Die Menſchheit, die, von Lüſten wild bewegt,
Von Haß geſtachelt und von Neid getrieben,
An's Holz des Kreuzes ihre Heil'gen ſchlägt?

Ach, ihre Gunſt iſt falſch wie die der Dirne,
Sie hat kein lindernd Wort für deinen Schmerz,
Ihr grünſter Kranz liegt brennend auf der Stirne —
In tauſend Herzen findeſt du kein Herz.

O wo am nächt'gen Oelberg dieſes Lebens
Ein Welterlöſer ſeine Thränen weint,
Die Hände wund ringt, betet und vergebens
Von ſeinem Gott erlöſt zu werden meint,

Indeß die Leidensnacht, die durch Aeonen
Zu dauern ſcheint, auf ſeinem Haupte liegt,
Das Weh, der Druck von hundert Millionen
In wilder Jagd an ihm vorüberfliegt:

Dort ruht gewiß der Jünger dumpfe Gilde,
Um ihn geſchaart in ödem Ohnmachtsſchlaf,
Und weiß vom großen Weltſchmerz nichts, der wilde
Das große Herz des heil'gen Dulders traf.

IV.

Und dennoch liebe! Bade in den Wogen
Des Liebesmeers den Buſen ewig neu!
O ſieh, die Liebe hat dich nie betrogen,
Nur was du liebteſt, ward dir ungetreu.

Die Liebe lieb'! In ihrem Heiligthume,
Von ihrem Odem sonnenhaft umweht,
Sei sie die Sonne, du die Sonnenblume,
Sie Stern, du Aug', sie Pol und du Magnet.

In der Gebirgswüste.

Du wildes Gebirg, so schroff und gezackt,
Urwüste der Welt, wie am ersten Tag,
Als der Himmel öd' und die Erde nackt
Und kein klopfend Herz an der Erde lag,
Urstille der Welt! nimm mildgesinnt
In deine Arme dein zagendes Kind.

Verlassen hab' ich im tiefen Thal
Der Menschheit Kampf und der Menschheit Müh'n,
Das ärmliche Glück und die kleinliche Qual,
Doch auch die Rosen, das Saatengrün,
Die Fischerhütte im stillen Ried,
Das Heerdengeläut' und das Hirtenlied.

Wo der braune Falk' um die Klippen schreit,
Durch der Klüfte Schnee, durch der Felsen Bann,
Durch alle Schauer der Einsamkeit
Zog ich mit klopfender Brust hinan.
In der Hütte dort, wo die Wüste beginnt,
Dort segnete ich das letzte Kind.

Den Bach, der über die Felsen schlug,
Ich hört' ihn singen so laut und wild:
Hier duldet Natur, sich selbst genug,
Kein Menschenwerk und kein Gottesbild,
Und ein Kreuz, das der Glaube hoch aufgestellt,
Er warf's in die Tiefe in Trümmer zerschellt.

Das Bild der leidenden Kreatur,
Das Bild von des Geistes Kampf und Noth,
Was sollt' es hier in der großen Natur,
Hier wo kein Leben und auch kein Tod?
Prometheus selbst auf diesem Gestein,
Des Kaukasus Dulder, wie wär' er so klein!

Du aber, die zu trotzen gewagt,
Du Seele, die dies Gebirg durchstreift,
Dein Schmerz hat Gott und die Menschen verklagt,

Was ist das Gefühl, das dich hier ergreift?
Du rufst in schwindelnder Todeslust
All', alle Felsen an deine Brust!

Sieh dort das Lamm, das der Aar zerfleischt,
Sieh den Falken dort ohne Rast und Ruh,
Sieh dort das Rohr, das im Winde kreischt,
Sie leiden alle — was klagest du?
Hier lerne, wie klein eines Menschen Wehn,
Hier lerne jauchzen und untergehn!

Jubel.

Wie sich der Aar an Wettergluthen,
Das Roß am Lärm von Schild und Erz,
Der Rabe freut am Lärm der Fluthen,
Freut sich am Kampf mein starkes Herz.

Im Kampf allein ist heil'ges Regen
Und Wollust nur in tiefer Pein;
O süßer Schmerz, o Fluch voll Segen,
O süßes Weh, ein Mensch zu seyn!

Für meine Tage wilder Fehde,
In der ich wund zur Erde sank,
Für meine Nächte schwarzer Oede,
Du Macht des Schicksals, habe Dank!

Denn aus des Traumreichs duft'gen Marken
Geschleudert durch des Unglücks Kraft,
Fühlt' an der Erde Brust erstarken
Ich meine Brust titanenhaft;

Und in der Oede meiner Nächte
Erstand mir unter Qual und Lust
Der Gott mit allgewalt'ger Rechte,
Der Heiland — in der eignen Brust.

O Brust, voll Tiefen der Vernichtung,
Voll Höhen, reich an Sang und Glanz,
Durchtobt vom Wettersturm der Dichtung,
Gleichst du der schönen Erde ganz.

O Erd', voll Licht und Finsternissen,
Des Geistes schönstes Mutterland —
Vom Jenseits mag ich nichts mehr wissen,
Seit ich dein Diesseits ganz erkannt.

Dein bin ich, dein, die du mit Rosen
Um jedes deiner Kinder wachst,
Seitdem ich weiß, daß du zu Rosen
Selbst das Gebein der Todten machst!

Sie sagten: du seist voll von Grüften
Und voll des Bösen sei dein Meer,
Der Himmel nur sei rein an Düften,
Ich fand ihn klar — doch ach, wie leer!

Nur dann, wenn auch in jener Ferne
Es Schmerzen gibt und Kampf und Pein,
Dann könnte mir auf einem Sterne
Unsterblichkeit willkommen seyn.

Eine Poetennatur.

Als er ein Knabe war
Mit Locken blond und kraus,
Da flog er täglich fort
Aus seiner Eltern Haus,
Und zog in's Waldgebirg
Auf unwegsamem Pfad,
Den nur der scheue Fuß
Des wunden Wilds betrat.

Ob er die Lämmer sucht,
Die sich im Hag verirrt?
Ob er der Taube lauscht,
Die in den Wipfeln girrt?
Ich weiß es nicht, auch ist
Nicht Einer, der's erfuhr —
Wer Geisterpfade geht,
Den finden Geister nur.

Der Vater schlug ein Kreuz,
Die alte Mutter sann,
Bis Thrän' auf Thräne heiß
Ihr in's Gebetbuch rann.
Sie saß so bleich vor Angst
Des Nachts bei ihrem Herd,
Da kam der Knabe aus
Dem Wald zurückgekehrt.

Die Rehlein folgten ihm
Wie fromme Hunde nach,
Sie leckten ihm die Hand
Und wußten, was er sprach.
Und gab er ihnen leis
Ein seltsam Abschiedswort,
So schlich die ganze Schaar
Zu ihrem Dickicht fort.

Zum Herde setzt' er sich,
Da sprach er lang und bang
Vom unterird'schen Quell
Und seinem Wundersang,
Vom Lilienkelch, der fern
Im blauen Teiche schwimmt,
Vom Gluthkarfunkel, der
In dunkler Höhle glimmt.

Die Mandragora, tief
Im Felsenriff versteckt —
Die Schlangenkönigin,
Gekrönt und buntgefleckt —
Er kennt sie nur zu gut,
Kein Spuk erschreckt ihn mehr;
Wo hat der junge Knab'
Die tollen Märchen her?

Ein müder Wandrer saß
Ich einst zu trauter Rast
Des Nachts in jenem Haus
Bei Brod und Trank zu Gast,
Da kam der blonde Knab',
Verworren Haar und Blick,
Von seinem Wandergang
Im Waldesgrund zurück.

Er sprach: O kennt' ich doch
Das wunderbare Weib,
Das hoch auf schwarzem Hengst
Zu stolzem Zeitvertreib,
Das Silberhorn zur Seit',
Den Falken auf der Faust,
Tagtäglich durch den Forst
Im tollen Ritte braust!

Wie rauscht ihr Kleid! Doch dort,
Wo die Kapelle steht,
Springt sie vom Pferd herab
Und spricht ein leis Gebet.
Derweilen grast der Rapp,
Der zahme Falke schreit,
Sein greller Ton erstirbt
In der Waldeinsamkeit.

Einsiedels Glöcklein tönt
Aus ferner grüner Nacht —
Aus ihres Betens Traum
Das schöne Weib erwacht;
Sie steigt zu Pferd — sie stößt
In's Horn — o Harmonie! ...
Ich sprach: Mein Freund, das war
Die deutsche Poesie.

* * *

Ich sah ihn drauf als Mann;
Wie seine Locken wehten —
Die Augen dunkelbraun —
Auflodernde Kometen.
Auf weißer Marmorstirn
In wirren Gluthbuchstaben
Das Mal des Märtyrers
Des Liedes eingegraben!

Er nannte die Natur,
In seiner Rede Chaos,
Ein Weib — so schön und falsch,
Wie das des Menelaos,
Sprach von Gedanken, die
Mit Worten nicht zu nennen,
Im armen Menschenhirn
Wie rothe Kohlen brennen!

Und milder sprach er dann.
Von seinen Lippen kamen
Die Worte: Gott und Geist —
Dann süße Mädchennamen.
Nun ist er todt. Er ruht
In ungeweihter Erde.
Das Andre wißt ihr. Fleht,
Daß ihm vergeben werde.

Heimweh.

Oft durch die junge Seele schwinget
Ein Ton so fremd und so bekannt,
Der Sehnsucht Alphorn ist's, das klinget
Aus meiner Jugend Hirtenland.
O dunkler Strom voll wilder Klagen,
O Kranich, der dort fernab fliegt,
Könnt ihr dem müden Wandrer sagen,
Wo seine schöne Heimat liegt?

Das Heimatland so grün und sonnig,
Wo meine schöne Hirtin sang,
Wo mir der Born des Lebens wonnig
Ein Quell aus frischem Moose sprang.
O Land der sanften Nachtigallen,
Verlornes Jugendparadies,
Daß ich aus deinen grünen Hallen
Erbarmungslos mich selbst verstieß!

Als hätt' ich einen Mord zu tragen,
Irr' ich umher, verfehmt, verbannt,
Des Kummers Mantel umzuschlagen,
Und such' mein altes Heimatland.
Umsonst ruft leis, und leiser immer
Des Alphorns Tönen mich zurück,
Die Welt ist weit! Ich find' euch nimmer,
Verlorne Jugend, todtes Glück!

Der Winzerzug.

(Aus: „Zizka; Gesänge" 1851.)

Es war ein seltner, wunderbarer Zug,
Wie hin er schritt durch Mährens grüne Gau'n
Und seltsam war die Absicht, die ihn trug
In's Land, wo hell der Donau Wellen blau'n.
Nicht dir, der selbst den Himmel blutig färbst,
Dir Kriegsrecht, galt der Einfall in das Land.
Mit Waffen ist das Heer hinausgesandt
Die Beute dir zu rauben, stiller Herbst!
Du aber reichst, o liebende Natur,
Dein Füllhorn Gaben Jedem, der da naht,
Weh' wenn ein Fuß auf deiner grünen Flur
Sie zu erringen, einen Wurm zertrat!

Der Kelch braucht Wein, und also glüht der Brand
Der Glaubenssonne ob dem Böhmerland,
Daß er im Kelch versickert also schnell
Als wie am heißen Tag ein Silberquell.
Was aber soll der Pfaff dem Gläub'gen reichen,
Wenn nach dem Schlachttag er den Kelch begehrt?
Die letzten Klosterkeller sind geleert,
Und Melnik ist verheert von Wetterstreichen.
Nach Oestreich denn! In's schöne Land der Reben,
In's Land der blauen Trauben, blauen See'n,
Ein Einbruch nur! holdsel'ger Herbst, ist's eben,
Der blinde Held will selber winzern gehn,
Er sonst ein Winzer, der am Winzerfest

Der Schlacht so oft das Blut wie Wein gepreßt!
Das ist kein Zug, wie sonst mit Schreck und Grau'n
Das arme Böhmen war gewohnt zu schau'n,
Der Thaja Ufer schallt von Sang ringsum,
Denn Winzer sind ja niemals liederstumm!
Dem waffenleichten, treuen Heeresbann
Zieht froh die Frau'n- und Kinderschaar voran —
Es ist kein Zug wie sonst in Staub und Gluth,
Ein frommes Wallfahr'n ist's nach Gottes Blut!

Und durch die Wälder Böhmen's wild und rauh,
Wo in den Klüften hängt das Nebelgrau,
Wo durch die ew'gen Felsen starrgezackt
Mit Donnersängen geht der Katarakt,
Hinzieht das Heer; der Strom auf seiner Flucht
Zeigt ihm den Weg nach Süden, den er sucht.

Und mälig wird die Landschaft mild und still,
Der Wasser Toben ist nicht mehr zu hören,
Frischgrüne Buchen rings statt schwarzer Föhren —
Die weite Flur ist schön wie ein Idyll.
Dem Herzen ist's, als sei's vom Sturm verheert,
Allmäl'gen Schritt's zum Frieden rückgekehrt.
Hier hat noch nie gewittert eine Schlacht,
Auf unzertretner Flur der Fruchtbaum lacht,
Die Donau geht durch Thäler ihre Bahn,
Auf Höh'n erzählen Burgen graue Chronik,
Die Seele denkt an's Land von Milch und Honig —
Es ist ein Winzerland wie Kanaan!

Die Rebengärten stehn mit fahlem Laube
Am Uferabhang, wo ihr klares Gold
Im Morgenlicht die breite Donau rollt,
Und üppig hängt in dem Gehäg die Traube.
O Donauthal, du selbst bist wie ein Becher,
Darein die Sonne schaut, ein durst'ger Zecher,
Der sich erfreut an Glanz und Duft und Schimmer,
Stilllächelnd träumt und säumt und satt wird nimmer.

Ein seltnes Bild voll ungewohntem Leben
Sieht nun der Tag in seinem Glanz beginnen,
Statt buntberockter deutscher Winzerinnen
Wildbärtige Hussiten unter Reben!
Da klingen Lieder, schauriger und härter
Als jemals sie vernahm die deutsche Fluth,
Und statt der Winzermesser schneiden Schwerter
Vom Rebenholz das süße Rebenblut.
Die Schilder aber sind in's Grün gesunken —
So tief in's frische Grün — man sieht sie kaum!

Sind's Krieger? sind es Kinder, die hier trunken
Aus ihren Helmen zechen auf dem Raum?
O alter Zizka, Herr ob Tod und Leben,
Der Kön'ge Schreck, der Völker Graun und Pein,
O sähst du unter deinem Dach von Reben
Nur heut' dies Bild voll Glanz und Sonnenschein!
Du hörst den Winzerchor, die frohen Sänge,
Was siehst du nicht das Festgesicht der Menge!
Wie starr dein Herz, ob nimmermehr hienieden,
Du schlössest heute mit der Menschheit Frieden!

Auf Erden seyn und nicht die Erde sehn,
In Nacht stets pochen an verschloßnen Thüren,
Blind seyn und leben — hin und wieder gehn
Und zweifeln müssen, daß sie recht uns führen —
In Nacht entschlummern und zu Nacht erwachen,
Kein Kindeslächeln seh'n, kein Flurenlachen —
Ein Unglück ist es, über jede Klage,
Doch zwiefach Unglück ist's an solchem Tage.

O blinder Mann, du setzest nicht die Lippen
An deines ird'nen Bechers goldne Fluth,
Du magst, ein Mensch, von edlem Wein nur nippen,
Wenn Priesterzauber ihn verkehrt zu Blut.
Du siehst nicht, wie ein Rudel holder Kinder
Dir deinen Helm umflicht mit einem Kranz;
Wie arm du bist, wie elend, alter Blinder,
Zum ersten Male heut' begreif' ich's ganz!
Das Tagwerk ist gethan. Am blauen Strom
Kahl steht der Berg — ein ausgeraubter Dom!
Es war ein blüh'nder Tag, was hilft's zu weilen?
Der Sigismund ist nah, das Heer muß eilen.
Hinrollen still die schlachtberühmten Wagen
Mit Keltern, die die süße Beute tragen.
Die Frau'n und Kinder folgen lustberauscht
Und ihrem fremden Lied die Donau lauscht,
Wie einst der Indus zwischen Lenzgestaden
Dem Zug gehorcht von Satyrn und Mänaden.

So zieht das Heer. Auf jedem Eisenhut
Verwelkt, vergilbt der Kranz von Weinlaub ruht,
Und jedes Schwert, das Schreck und Tod gesandt,
Lacht wie ein Thyrsusstab in Kriegers Hand.
O stiller Zug zum heimatlichen Herd,
Wo Böhmens Tanne ihre Arme reckt —
Du bist der einz'ge, aus dem unbefleckt
Von Blut die Kinder Tabors heimgekehrt.

Moriz Graf von Strachwitz

wurde am 13 März 1822 zu Peterwitz in Schlesien geboren. Seine Mutter wachte mit ganz besonderer Sorgfalt über die Entwicklung seines Geistes, starb aber schon, während er noch das Gymnasium besuchte. Ein Symptom seiner dichterischen Anlage, die vorwaltende Phantasie, erschwerte ihm das Schulleben sehr, besonders wegen seiner mathematischen Aufgaben; sein heller Geist jedoch und ein lebhaftes Pflichtgefühl überwanden bald diese Schwierigkeiten, und er bestand ein glänzendes Examen. Kurze Zeit nach dem Tode seiner Mutter gab er, erst zwanzig Jahre alt, die erste Sammlung seiner von Uhland's und Platen's Einfluß zeugenden Poesieen unter dem Titel „Lieder eines Erwachenden" (Bresl. 1842) heraus, in denen sich die Reife, das Fertiggeborene schon hinlänglich zeigt. Seine Universitätsjahre verlebte er in Breslau und Berlin, wo er sich geistig sehr gewählten Umgang zu verschaffen wußte. Eine Reise nach Schweden und Norwegen versorgte ihn mit poetischem Stoff; er schwelgte in der nordischen Urpoesie und der einsamen Majestät der nordischen Naturschönheiten, die er in seinen „Neuen Gedichten" (Bresl. 1847; 2. Aufl. 1849) unter der Ueberschrift „Nordland" feiert. In dieser Sammlung besonders, womit er der Welt seinen Schwanengesang vorlegte, offenbart sich eine Kraft, Schönheit und Ursprünglichkeit, ein Feuer der Begeisterung und zugleich wieder eine Zartheit und Innigkeit der Empfindung, wie sie nur dem Genius eigen. Nach vollendeten Studien lebte der jugendliche Dichter wieder in seiner Heimat Schlesien, und zwar in dem Städtchen Grottkau, wo er, um sich an eine regelmäßige Beschäftigung zu gewöhnen, zum juristischen Examen sich vorbereitete. Dabei liebte er, ohne extravagant zu seyn, die geselligen Freuden, war ein eifriger Waidmann, ein kühner Reiter und Schwimmer, ein ächter Troubadour den Frauen gegenüber, denen er die zarteste Huldigung in seinen Gedichten dargebracht hat. Die Kraft und Reinheit seines Wesens und Charakters, besonders aber die heiße trauernde Liebe für das Vaterland und der energische Haß gegen dessen innere Feinde würden ihm (siehe Kölner Zeitung, 14. Febr. 1849) zur Leier das Schwert gegeben, würden einen zweiten Theodor Körner aus ihm gemacht haben für unser zerrissenes Deutschland; aber der Tod vereitelte seine Wünsche und die Hoffnungen, welche sich an ihn knüpften. Er starb am 11. Dezember 1847, 25 Jahre alt, an einem Nervenfieber zu Wien, auf der Rückreise aus Italien, wo er namentlich in der „Dichterstadt Venetia" seine Seele mit Poesie noch durchtränkt und entzückt hatte.

Germania.

Land des Rechtes, Land des Lichtes,
Land des Schwertes und Gedichtes,
Land der Freien
Und Getreuen,
Land der Adler und der Leuen,
Land, du bist dem Tode nah',
Sieh dich um, Germania!

Dumpf in dir, o Kaiserwiege!
Gährt der Keim der Bürgerkriege,
Tausend Zungen
Sind gedungen,
Tausend Speere sind geschwungen,
Fieberträumend liegst du da,
Schüttle dich, Germania!

Lautes Zürnen, leises Munkeln,
Lüge, die da würgt im Dunkeln,
Zucht und Glaube
Tief im Staube,
Und der Zweifel würgt die Taube.
Immer: nein! und nimmer ja!
Sage: ja! Germania!

Auf den Knieen bete, bete,
Daß der Herr dich nicht zertrete,
Vor dem Zaren
Der Tartaren
Er dich möge treu bewahren,
Denn Sibirien ist gar nah,
Sieh dich um, Germania!

Daß sich Fürst und Volk vertraue,
Dir kein Pfaff das Licht verbaue,
Daß kein Marat
Dich verführe
Und dich dann septembrisire,
Denn die Marat's sind schon da,
Wahre dich, Germania!

Daß dich Gott in Gnaden hüte,
Herzblatt du der Weltenblüthe;
Völkerwehre,
Stern der Ehre,
Daß du strahlst von Meer zu Meere,
Und dein Wort sei fern und nah
Und dein Schwert, Germania!

Ein Wasserfall.

Ich steh' am zorn'gen Katarakte,
Mein Herz ist still und traumbeschwert,
Mein Hirn ist müd' vom Donnertakte,
Mein Auge starr hinabgekehrt.

Ich kann's nicht lassen, hinzustarren,
Wie sich die Woge ewig jüngt
Und ewig in die Felsenbarren
Verzweiflungsvoll herniederspringt.

Es ist ein unablässig Rollen,
Ein nie verbrodelndes Gekoch',
Seit Ewigkeiten ist's erschollen,
Und Ewigkeiten schallt es noch.

Du wilder Sohn des Felsenspaltes,
O Strom! ich weiß es, was dich quält,
Ich weiß ein Lied, ein ernstes, altes,
Mir hat's die Fei am Quell erzählt: —

— Zur Zeit der Götter und der Riesen,
Da strömtest du von Anbeginn
In blumenreichen Paradiesen
Ein göttergleicher Strom dahin.

Du aber warst ein trotz'ger Stürmer,
Dir frommte nicht der eb'ne Pfad,
Du wärest gern, ein Bergethürmer,
Den ew'gen Göttern selbst genaht.

Du wolltest kühn den Schleier heben,
Der von der Gottheit Scheitel rollt,
Und weil du's nicht erreicht im Leben,
So hast du's durch den Tod gewollt.

Und aus dem Bette schwoll dein Wasser,
Du warfest in dies Klippengrab,
Ein raschentschloss'ner Lebenshasser,
Selbstmordend häuptlings dich hinab.

Du warst der erste Erdenpilger,
Der sich zerstört aus eig'ner Macht,
Du warst der erste Selbstvertilger,
Der erste Selbstmord war vollbracht.

Und sahst du nun erfüllt dein Hoffen,
Sahst du den Himmel, ward er dein?—
Noch immer steht der Abgrund offen,
Noch immer donnerst du hinein.

Das ist die Strafe von den Göttern
Für die titanisch frevle Lust,
Daß im beständigen Zerschmettern
Du doch beständig l e b e n mußt.

Nie sah man Rast in deinem Schlunde,
Seit du dein Haupt hineingebeugt,
Du stirbst zehnmal in der Sekunde
Und zehnmal wirst du neu gezeugt.

Stets mußt du wandern, rollen, streben,
Ein Ahasver mit Doppelnoth,
Es ist ein ew'ger Tod im Leben,
Ein ew'ges Leben in dem Tod. —

Ich sehe, wie im immer schneller'n
Und schneller'n Sturz du ringend bangst,
Und höre aus den Felsenkellern
Das Brüllen deiner Todesangst.

Ich reiße mich aus deiner Nähe,
Und steige von dem Bergesjoch,
Doch wenn ich rückwärts nach dir spähe,
So rauschest, rollst und ringst du noch!

An die Romantik.

So bin ich endlich dir entronnen
Stadt der Kritik und Politik,
Mich lockt hinaus der Maienwonnen
Unwiderstehliche Musik.
Fahr hin du Lärm der Zeitungsblätter,
Der widerwärtig gellend schallt,
Mir ist als hör' ich Horngeschmetter
Aus einem fernen Buchenwald.

Und nun, mit heil'gem Morgenstrahle
Färbt sich der Hochwald grün und falb,
Zu Füßen mir das Grün der Thale,
Zu Häupten mir das Blau der Alp'.
Die Lerche steigt in Flatterschwingung,
Stumm ausgebreitet schwimmt der Weih',
Das Reh durchbricht die Laubverschlingung,
Und aus dem Strome schaut die Fei.

Es spielen dunkelrothe Lichter
In meines Kelches Purpurnacht,
Dir sei, o Kaiserin der Dichter,
Romantik, dieser Trunk gebracht!
Vor deiner Erde, deinem Wasser,
In deiner Luft und deinem Licht,
Wo mir kein Mißlaut deiner Hasser
Den sel'gen Taumel unterbricht.

Du Schützerin des heil'gen Grabes,
Kriemhilde, die um Siegfried weint,
Gespielin du des Mondenstrahles,
Der über Heldengräber scheint.
Du bist Gesang im Stromgerolle,
Und Harfensausen in dem Baum,
Du zogst zuerst in's Wundervolle
Des ersten Dichters Maientraum.

Du warst Frau Venus dem Tannhäuser
Und Lorelei dem alten Rhein,
Du schwirrst am Teich durch Zitterreiser
Als Erlenkönigs Töchterlein.
Und seit das Volk, das kampfesblinde,
Dich jüngst verstieß von seiner Seit',
Trinkst du im Wald die Milch der Hinde,
Die Genoveva unsrer Zeit.

Und doch, Verstoß'ne durch Verblendung,
Wie bist du reich, trotz Zeit und Zorn,
Du leerst in göttlicher Verschwendung
Tagtäglich noch dein Wunderhorn.
Ich grüße dich mit frommem Sinne,
Wie ist dein Reich so grün und weit,
Du Fürstin vielgetreuer Minne,
Sei tausendmal gebenedeit! —

Es schweigt die Welt, die Zweige nicken,
Und leise athmend pulst der See,
Es fällt ein märchenhaft Entzücken
Mir über's Herz wie Blüthenschnee.
Zur Andacht wird der Blätter Plaudern
Ehrfürchtig liegt die Woge da;
Ha frommes Ahnen, süßes Schaudern,
Heil dir, Romantik, du bist nah'.

Wie gerne dir zu Füßen.

Wie gerne dir zu Füßen
Sing' ich mein tiefstes Lied,
Indeß das heil'ge Abendgold
Durch's Bogenfenster sieht.
Im Takte wogt dein schönes Haupt,
Dein Herz hört stille zu,
Ich aber falte die Hände
Und singe: Wie schön bist du!

Wie gerne dir zu Füßen
Schau' ich in dein Gesicht,
Wie Mitleid bebt es drüber hin;
Dein Mitleid will ich nicht!
Ich weiß es wohl, du spielst mit mir,
Und dennoch sonder Ruh
Lieg' ich vor dir und singe,
Singe: wie schön bist du!

Wie gerne dir zu Füßen
Stürb' ich in stummer Qual,
Doch lieber möcht' ich springen empor
Und küssen dich tausendmal.
Möcht' küssen dich, ja küssen dich
Einen Tag lang immerzu
Und sinken hin und sterben
Und singen: Wie schön bist du!

Nieder, nieder!

Nieder, nieder, stolzes Herz!
Wie du auch im Sturme fluthest,
Wie du ringst und wie du blutest,
Dennoch mußt du niederwärts!
Sahst du auch nach langen, kühnen
Zügen durch das wüste Meer,
Sahst du auch das Ufer grünen,
Du erreichst es doch nicht mehr!

Nieder, nieder, stolzes Herz!
Hast du sonst von Muth gelodert,
Kampf geathmet, Kampf gefodert,
Dennoch mußt du niederwärts!
Deines Himmels eh'rne Mauern
Sind zu steil für dein Gelüst
Und du kannst es nur betrauern,
Daß du noch nicht Asche bist!

Nieder, nieder, stolzes Herz!
Hast du früher lindbefeuert
Auf Morgana's Kahn gesteuert,
Dennoch mußt du niederwärts!
Was dein kühnster Traum erdichtet,
Es erscheint dir sonnenklar;
Doch — das Traumbild ist vernichtet
Und die Wahrheit unnahbar!

Nieder, nieder, stolzes Herz!
Feurig wollen, trotzig ringen,
Untergehn und nie vollbringen,
Ist der alte, große Schmerz!
Was das Leben nie verziehen,
Wird im Tode Wort und Klang;
Blute drum in Melodieen,
Jeder Tropfen ein Gesang!

Blute, blute, stolzes Herz!
Aus der Brust geheimsten Seeen
Laß den Strom der Liebe wehen,
Laß ihn brausen, wundes Herz!
Laß ihn rinnen und verrinnen; —
Eh' er todt im Meere ruht,
Fällt vielleicht von stolzen Zinnen
Eine Thräne in die Fluth!

Meerfahrt.

Den Leuchtthurm vorbei und den Hafendamm,
O Herrin im Süden, ade!
Hochspringend über den Wellenkamm
Erhebt sich das meerdurchschweifende,
Schwarzbusige, weitausgreifende,
Dampfschnaubende Roß der See.

Und zwischen dem Ufer hinterwärts,
Wie wird das Meer so breit!
Es stürzt sich das Schiff wie ein Jünglingsherz
Hinaus in das Unermeßliche,
O Herrin, Unvergeßliche,
Wie bin ich von dir so weit!

O Herrin im Süd, über Nordlandsfluth, — Wie ein Nordlicht zucke mein Lied
Und zaubere mit Morgana's Gluth — Urplötzlich vor die Träumende,
Das Meer, das hochaufbäumende, — Und den, der drüber zieht.

Meeresabend.

Sie hat den ganzen Tag getobt
Als wie in Zorn und Pein,
Nun bettet sich, nun glättet sich
Die See und schlummert ein.

Und drüber zittert der Abendwind,
Ein mildes heiliges Weh'n,
Das ist der Athem Gottes,
Der schwebet ob den See'n.

Es küßt der Herr auf's Lockenhaupt — Die schlummernde See gelind
Und spricht mit säuselndem Segen: — Schlaf ruhig, liebes Kind!

Der Himmel ist blau.

Der Himmel ist blau! den grünen Pokal
Mit rinnendem Golde befeuchtet!
Wer trinkt nicht gern, wenn der Sonnenstrahl
In Rheinweinperlen leuchtet! —
Zerschmettre den Römer an der Wand,
Mit Thränen die Lippe wasche,
Und traure um dein Vaterland
In Asche, in Asche!

Der Himmel ist blau! Wir sind noch jung,
Viel Lieder verborgen fluthen;
Wer läßt nicht gern die Begeisterung
In klingender Woge bluten! —
Laß weinen die Harfe unter der Hand
Ein Grablied, thörichter Knabe,
Sie schleppen indeß dein Vaterland
Zu Grabe, zu Grabe!

Der Himmel ist blau! Holdselige Frau,
Gepriesen sei dein Name!
Wer küßt nicht gern den Wonnethau
Vom Auge seiner Dame! —
Aus dem Herzen schneide den süßen Tand,
Der Minne wende den Rücken,
Sie reißen indeß dein Vaterland
Zu Stücken, zu Stücken!

Der Himmel ist blau! Die Jagd ist laut,
Ha fürstliche Freude der Männer!
Wer reitet nicht gerne durch's Haidekraut
Den lang sich streckenden Renner!
Laß fallen die Zügel aus der Hand,
Von der Ferse schlage die Sporen,
Es geht indessen dein Vaterland
Verloren, verloren! —

Der Himmel ist blau! Er fällt nicht ein
Vom Sturme irdischer Schmerzen,
Es hungert das Volk und die Bösen schrei'n
Den Aufruhr ihm in die Herzen! —
Da ist kein Glaubens-, kein Liebesband,
Sie reißen's mit frechen Händen;
Wie soll, o Herr, mit dem Vaterland
Das enden, das enden!

Oskar Freiherr von Redwitz

wurde am 28. Juni 1823 zu Lichtenau unweit Ansbach geboren, wo damals sein Vater Ludwig Frhr. v. Redwitz, der 1848 in Speier starb, der Strafanstalt als Inspektor vorstand. Seine Mutter, Anna v. Miller, ist eine Nichte des zum Göttinger Hainbund zählenden Liederdichters und Siegwart-Verfassers Joh. Martin Miller. In seinem zweiten Jahre kam Redwitz von Lichtenau mit seinen Eltern in die bayerische Rheinpfalz und verlebte seine Kindheit bis in's sechste Jahr zu Kaiserslautern, später aber in Speier, an der französischen Gränze und in Zweibrücken, wo sein Vater nacheinander die Aemter eines Direktors des Zentralgefängnisses und eines Oberzollinspektors bekleidete. Nachdem unser Dichter auf den Gymnasien der letztgenannten Orte und außerdem auf dem Collége zu Weißenburg im Elsaß seine Schulbildung vollendet hatte, bezog er 1841 die Universität München, auf der er, mit Ausnahme eines Sommersemesters in Erlangen, fünf Jahre lang Philosophie und Jurisprudenz studirte. Im Jahre 1846 kehrte er in die Pfalz zurück, widmete sich abwechselnd in Speier und Kaiserslautern der juristischen Praxis und nahm, nach vollendeter Staatskonkurrenzprüfung, seinen Wohnsitz in letzterer Stadt. Hier arbeitete er längere Zeit bei einem Anwalt, und widmete seine übrige Zeit der Dichtung „Amaranth," die zum Theil auch auf dem benachbarten, von Tannenwäldern umsäumten Hofgute Schellenberg, im Familienkreise seiner Braut Mathilde Hoscher, entstand. Das Jahr 1849 verlebte Redwitz während des Drucks dieser Dichtung in Mainz, worauf er im Dezember sein letztes juristisches Examen in Speier machte und sofort auf Schellenberg sein „Märchen vom Waldbächlein und Tannenbaum" vollendete. Der Sommer 1850 führte ihn dann nach Bonn, wo er bei Karl Simrock mit dem Mittelhochdeutschen sich beschäftigte, sein Märchen nochmals überarbeitete und herausgab und, einen kürzeren Aufenthalt in einem Seebade und im Kreise der Familie Hoscher abgerechnet, zur Fortsetzung der begonnenen Studien bis Ostern 1851 verweilte. Noch vor Ablauf dieser Zeit erhielt er, vorzüglich „wegen des christlichen Geistes seiner Dichtung," von der Universität Würzburg das Ehrendiplom der philosophischen Doktorwürde, worauf er sich im Mai mit seiner Braut vermählte und abermals nach Bonn zurückbegab. Gegen Ende September 1851 erhielt er einen Ruf als außerordentlicher Professor der Aesthetik an der Hochschule Wien.

Redwitz gehört zu den Koryphäen der neuesten nachmärzlichen Dichterphalanx (nebst A. Stifter, Puttlitz, Bequignolles u. A.), welche, im Christenthum den ewigen Lebensfrühling der Menschheit erkennend, sich zur Grundaufgabe gestellt hat, dem alten Bau des Glaubens, der Zucht und Sitte ein neues Fundament zu geben und gegenüber jener vernunftstolzen, ironischen und verneinenden Dichterschule (Heine, Herwegh u. A.) die Versuchung, den menschlichen Geist auf den Thron der Welt zu setzen, durch den Glauben an seine Unzulänglichkeit zu besiegen. Er ist ein Dichter, der — mit seinen eigenen Worten — „eine christliche Poesie für die einzig mögliche, für die einzig versöhnende und segnende hält, der sich vorgenommen, all sein Lied der christlichen Poesie (der christlichen Romantik)) hinzugeben und daran mit ewiger Liebe und Begeisterung festzuhalten, da es Noth thue, auf all die giftigen Saaten wieder junges, glaubensfrisches Reis zu pflanzen, auf den Mauern so manchen heiligen Tempels einmal wieder mit frommem Harfenklang die Steine aufeinander zu fügen." Diese Umkehr zu dem Religösen und Reinsittlichen der Poesie, zum Unvergänglichen,

zum Glauben und zur Bejahung des ewigen Sittengesetzes, eine natürliche Folge jener frühern Vergötterung des Vergänglichen, jener Losbindung vom Ewigen, jenes Hasses ohne eine gegenüberstehende Liebe, jenes Verneinungs- und Vernichtungsdranges hat bereits, selbst von Seite der nichtkatholischen Kritik, die anerkennendste Würdigung erfahren. Diese größtentheils ächten Friedensklänge, voll Glaubensinnigkeit und ergreifender Einfalt, voll Gottvertrauens und reiner demüthiger Hingebung an den ewigen Geist der Welt, haben sich rasch und glänzend in dieser mehr versöhnlichen Zeit Bahn gebrochen und würden ohne Zweifel eine allgemeine Geltung erringen, wenn in ihnen das Gefühl lediglich eine auf das Ewige gerichtete Seelenstimmung athmete, ohne zu einem formell-kirchlichen, speziell-konfessionellen umzuschlagen, wodurch sich die Tendenz, die sich einmal in keinerlei Weise mit der Kunst verträgt, allzu unverholen ankündigt. — Redwitz's „Amaranth" (Mainz, 7. Aufl. 1851), ein christlich-romantisches Epos, oder vielmehr eine erzählende Dichtung, welche die mannichfaltigsten Tonarten der Romanze und Ballade anschlägt und mit vielen seelenvollen, reizend-melodiösen Liedern durchwebt ist, hat bei dürftiger Handlung, Ueberidealisirung der Gestalten und romantischer Ueberschwenglichkeit weniger das Verdienst psychologischer Wahrheit der Charakterzeichnung anzusprechen, als das einer schönen blühenden Darstellung und Schilderung der frommen keuschen Minne, einer naiv-kindlichen Naturanschauung, deren Situationen er oft in sympathetischen Einklang mit den menschlichen Charakteren zu stellen weiß, einer meisterlichen Vergeistigung des Stilllebens der Natur. Das weibliche Prinzip der Troubadours und Spanier herrscht darin vor im Sinne seiner eigenen Worte: „Und ist der Sänger nicht zu neiden, den nicht die Jungfrau'n mögen leiden." Sein symbolisch-didaktisches „Märchen vom Waldbächlein und Tannenbaum" (Mainz 1850; 2te Aufl. 1851) hat hinsichtlich des großartigen Grundgedankens, der klaren sicheren Zeichnung, der Frische der Naturmalerei und der meisterhaft gehandhabten Sprache noch Manches vor „Amaranth" voraus; die katholisch-christliche Richtung tritt aber noch entschiedener darin hervor. — Die Blätter für literarische Unterhaltung 1851 erlassen bei Beurtheilung der „Amaranth" (und einer Dichtung Hermann's von Bequignolles: „Blondel; ein Lied vom Kreuze") hauptsächlich in Anbetracht dessen, daß alle Kunst die innigste Durchdringung des Allgemeinen und des Individuellen erfordert und das Ideale in der blühendsten Darstellung uns nie ganz ergreift, so lang' es nicht volles individuelles Daseyn zu gewinnen vermag, folgende Mahnung an die neue Schule: „Die Poesie braucht Stoff und zwar mehr Stoff, als diese Schule in Anspruch nimmt. Sie appellirt unausgesetzt an ein Gemeingefühl und verschmäht oder versäumt allzusehr das Individuelle, das Charakteristische. In dieser Verläugnung des Stoffs liegt eine große und nahe Gefahr; sie führt, um der Leere zu entgehen, entweder zur Manier, oder zu monotoner Wiederholung derselben unbestrittenen Grundgedanken. Um nicht einförmig zu werden, wird sie genöthigt, die Mannichfaltigkeit in der Form zu suchen, was nothwendig und unausweichlich die Manier herbeizieht, wie denn auch die Vorbilder dieser Schule, die Troubadours und die Spanier und in unsern Tagen die Romantiker der „Wunderhornzeit" ihr erlegen sind. Zwischen dieser Scylla und Charybdis gibt es nur einen sichern Ausweg: es ist die Mannichfaltigkeit der Natur selbst, ihre Individualität, das Charakteristische in ihren Bildungen. Die ideale Menschengestalt ist nur einmal da, die Menschengestalt überhaupt tausend- und abertausendmal. Eben so ist eine Amaranth, ein Blondel eigentlich nur einmal zu denken, eben weil wir es hier mit einer ganz idealen Zeichnung dieser Gestalten, nicht mit der unerschöpflichen Wirklichkeit der realen Natur zu thun haben. Die letzte ist von unerschöpflichem Reichthum, die erste hat eigentlich nur einen Umriß, einen Wurf; sie ist eins, sie ist nicht zu wiederholen.

Nichts ist dieser trefflichen jungen Schule daher, nachdem sie ihren ersten hohen Beruf: die Welt von allerlei Irrwahn und Täuschung zu dem „Ewigeinen" zurückzurufen, einmal erfüllt hat, ernstlicher und wärmer zu empfehlen, als von nun an die Mannichfaltigkeit der Natur in's Auge zu fassen, in der Bildung der Menschengestalt, des Charakters und des Ereignisses, und mit der Macht ihrer Töne den Geist aus der grübelnden Vertiefung über dem Ideal zum freudigen Genuß der Schönheit in der Mannichfaltigkeit der Bildungen zu erwecken und emporzurufen; auf daß nicht der Weltschmerz und dessen nachgemachtes Lied, gegen den sie ankämpfen, einer nicht weniger trostlosen Monotonie der Wehmuth und der Selbstentsagung Platz gemacht habe und für eine Naturwidrigkeit ein anderer Raum geschafft werde."

Aus:

„Amaranth."

Walther's Lieder.

1.

Mein Lieb braucht keinen Demantschrein,
Nicht Sammt und Gold an seinem Kleid;
Nicht Marmor in dem Kämmerlein,
Sein Lockenhaar braucht kein Geschmeid.

Doch in des Herzens heil'gem Schacht
Muß funkeln Gold und Edelstein,
So daß es könnt' mit seiner Pracht
Der allerreichste Goldschmied seyn.

2.

Ihr Antlitz sei nicht zaubervoll,
Mich soll nicht reizen Aug' und Mund!
Doch friedlich draus mich grüßen soll
Ein gläubig Herz rein und gesund,

Daß, wenn ich ihr in's Antlitz seh',
Es wie Gebet mich überkomm',
Und daß, so oft ich von ihr geh',
Mein Minnen sei nochmal so fromm.

3.

Ich will kein Pfand aus deinen Händen,
Daß deiner Lieb' ich mag vertrauen;
Nicht Eide, die dich mir verpfänden,
Nicht Blicke, die mich süß beschauen.

Will nur die Hand auf's Haupt dir falten,
Und deine Seele nur befragen,
Wie sie es mit dem Herrn will halten, —
Dies Eine soll mir Alles sagen.

4.

Ein frommer Knecht mit scharfem Stahl
Dem Vaterland und Gott zumal;
Ein treues Herze seinem Weib,
Ein frohes Lied zum Zeitvertreib;

Ein ehrlich und gesundes Blut,
Ein starker Arm, zufriedner Muth;
Und auf den Herrn gebaut das Haus —
Treibt alle bösen Geister aus.

Amaranth's Waldeslieder.

1.

Waldvögelein, wie singst du heut
So herziglieb, wie nie zuvor!
Möcht' fliegen ja vor lauter Freud'
Ein Vöglein hoch zu Gott empor!

Hast du denn auch heut über Nacht
Dein Frühlingslieb im Traum gesehn?
Waldvögelein, gib du nur Acht!
Mit dir und mir wird was geschehn!

2.

Ihr lieben Vöglein singt nur fort,
So lang's vermag die kleine Brust!
Singt von des Frühlings Herrlichkeit,
Singt von des Frühlings Lieb' und Lust!

Und sänget ihr auch ewig fort,
Viel tausend Jahre Tag und Nacht,
Ihr könntet singen nie genug! —
So schön hat Gott die Welt gemacht!

3.

Du Tropfen Thau, seh' ich dich an,
Kommt mir die Thräne süß und still,
Weil du so treu dein Blümlein liebst,
Wie ich wohl einmal lieben will.

Und trennt dich auch an jedem Tag
Von deinem Lieb der Sonnenschein,
Du kehrst am Abend stets zurück!
So muß wohl treue Liebe seyn.

Und stirbt dein Lieb vom Sonnenbrand,
Dann stirbst auch du im letzten Kuß!
Ich seh' dich an und sinne still,
Wie solch ein Tod beglücken muß!

Im Erker und im Thurm.

Im Erker sitzet Amaranth,
Und stützt ihr Köpfchen in die Hand;
Ihr träumend Auge weint und lacht.
Du Herr der Liebe halte Wacht!

Und über ihr im Thurmgemach
Steht Walther stumm, und sinnet nach,
Was nur sein Herz so schlagen macht.
Du Herr der Liebe halte Wacht!

Sie denkt: „Das ist mein Traumgesicht!
Ich sah's in seinem Augenlicht,
Wie träumerische Sternennacht.“
Du Herr der Liebe halte Wacht!

Und über ihr Herr Walther spricht:
„Wie ist ihr Auge fromm und licht,
Wie Sommerhimmels blaue Pracht!“
Du Herr der Liebe halte Wacht!

Und Beide beugen jetzt das Knie,
Sie fleht für ihn, er fleht für sie
Um eine friedensvolle Nacht:
„Du Herr der Liebe halte Wacht!“

Der Kirchgang.

— — —

O sel'ger Gang, am Feiertag
Zu wandeln durch die Waldesnacht,
Durch hoher Eichen Kronenpracht,
Durch saft'ger Buchen duft'gen Schlag,
Durch Wiesengründe, bronnenfrisch,
An junger Erlen schlankem Hag,
Zu wandeln zu des Herren Tisch!

Noch überall ist tiefe Ruh',
Die Himmelsaugen blicken matt,
Und fallen mälig brechend zu.
Es schläft im Wald noch jedes Blatt,
Und jeder Stamm, und jeder Stein,
Die Vöglein all' in Busch und Baum,
Die Blümlein all' am Born und Rain.
Da ganz zuerst am Waldessaum,
Von Amaranthens Tritt geweckt,
Der Schlehdorn aus dem Traume schreckt;
Wie der sich frisch den letzten Schlaf
Vom thaubeperlten Haupt geschüttelt,
Das Amselnest ein Beerlein traf;
Und nebendran, vom Wind gerüttelt,
Der Erlen loses Volk erwacht;
Die haben kaum mit knapper Müh'
Die grünen Aeuglein aufgemacht,
So necken sie in aller Früh'
Auch schon den alten Tannenbaum
Und kichern, wie im Schlaf er nickt,
Und zupfen ihn am Kleidessaum.
Doch wie er gram auch niederblickt,
Halb noch im Schlafe mürrisch zankt,
Sie halten scherzend ihn umrankt;

Da muß er endlich doch erwachen —
Was will er mit der Jugend machen?
Dieweil hat sich vom kleinen Schrecken
Die Amsel munter aufgerafft;
Zuerst hört's aus der Nachbarschaft
Die Drossel in den Brombeerstecken,
Und sagt viellieben guten Morgen
Der Haidelerch' im Gras geborgen;
Die hat die Wörtchen kaum gehört,
Hat sie zum Flug sich angeschickt,
Muß ja den Morgenstern noch grüßen.
Von ihrem Fittig aufgestört
Das Häslein aus dem Kraute blickt,
Und springt heraus mit flinken Füßen.
Es pickt der Specht die Fichte munter;
Eichhörnchen stutzt und klettert schnell
Vom Wipfelnest in's Gras herunter,
Und wäscht mit Thau die Aeuglein hell.
Jetzt endlich gar der Guckguck schreit,
Zum Wachen ist's die höchste Zeit!
Ein jeder Baum sagt es dem andern;
Das wird zu Brüdern und zu Schwestern
Von nah und fern aus allen Nestern
Ein grüßendes, geschäftig Wandern!
Das wird aus Dorn und Laubeshang
Ein tausendfältig süßes Locken!
Drein wogen leis, wie Alphornklang,
Vom Thal herauf die Sonntagsglocken.

Der erste Kuß.

(Amaranth singt:)

Er hat mich geküßt!
Was zitterst du mein Herze so?
Und bist du nicht so still und froh?
Ist nicht so jung mein Leben noch?
Ist nicht die Welt so schön? — und doch!
Er hat mich geküßt!

Er hat mich geküßt!
Weiß nicht, ob ich mich freuen soll,
Mein Herz ist ganz von Thränen voll.
Doch wie ich auch nur sinnen mag,
Mir sagt es jeder Herzensschlag:
Er hat mich geküßt!

Er hat mich geküßt!
O küßt' er nur den Mund allein,
Wollt' ich ja gerne fröhlich seyn.
Sein Kuß bis in das Herz mir drang,
Das ruft mir nun herauf so bang:
Er hat mich geküßt!

Er hat mich geküßt!
O ging' ich jetzt zum Himmel ein!
O dürft' ich dort sein Engel seyn,
Und dürft' ihn schützen vor Gefahr!
Wie selig dächt' ich immerdar:
Er hat mich geküßt!

Amaranth's stille Lieder.

1.

Es muß was Wunderbares seyn
Um's Lieben zweier Seelen!
Sich schließen ganz einander ein,
Sich nie ein Wort verhehlen!

Und Freud' und Leid, und Glück und Noth
So miteinander tragen!
Vom ersten Kuß bis in den Tod
Sich nur von Liebe sagen!

2.

Ich will dich auf den Händen tragen
Und dir ein treuer Engel seyn;
Will legen meine junge Seele
Ganz in dein liebend Herz hinein.

Ich will für mich ja Nichts erflehen,
Für dich nur Alles ganz allein;
Ach! wenn so ganz ich in dir lebe,
Schließt ja auch mich der Segen ein.

3.

Ich will die lauten Freuden nicht,
Mein stilles Haus sei meine Welt!
Vom Stern der treu erfüllten Pflicht
Sei einzig nur mein Herz erhellt!

Ich will drauf sinnen Tag und Nacht,
Wie ich dir wohl was Liebes thu'!
Was ist doch all' der Feste Pracht
Gen meines Hauses Liebesruh'!

4.

Ich will ein treues Weib dir seyn,
Um deinethalb nur an dir hangen,
So wie der Heiland treu und rein
Erlösend hielt die Welt umfangen.

Und wie er schweigend ging in Tod,
Des Vaters Willen treu ergeben:
So will ich halten dein Gebot,
Und müßt' ich opfern auch das Leben.

5.

O Mutterlieb', du heilig Amt,
Vom Herrn der Ewigkeit verliehen,
Die Seele, die vom Himmel stammt,
Dem Himmel wieder zu erziehen!

O Mutterlieb', du strenge Pflicht,
Der Ewigkeit gehört dein Walten!
Die Rechenschaft, vergiß sie nicht!
Laß deinen Eifer nicht erkalten!

6.

Ich sitze betend an der Wiege
Und hab' den Schleier weggethan,
Und lauschend ich mich drüber biege,
Wie siehst, mein Kind, du rein mich an!

O laß ein heiß Gebet mich sprechen,
Es mög' bis in den Tod so rein
Aus deinem Aug' die Seele brechen,
Du uns'rer Seelen Widerschein!

7.

Nun können nimmermehr wir sterben,
Ob wir auch längst gestorben sind;
Denn unsre Lieb' läßt einen Erben
Der Welt zurück in unserm Kind.

Und von dem Kinde weit und weiter
Wird Stamm um Stamm zum Himmel [gehn;
Und einst, wie eine Jakobsleiter,
Wird unsre Lieb' im Himmel stehn.

Liebeskämmerlein.

(Amaranth singt:)

Die Lieb' ist wie ein Kämmerlein,
Darin du liegst in goldnem Traum;
Zum Fenster schaut der Mond herein,
Und draußen rauscht der Tannenbaum.

In duft'gen Blumen liegt das Haupt,
Und Vöglein fliegen drüber hin;
Die Wände rings sind grün belaubt
Von Myrten und von Rosmarin.

Ein Engel auf- und niederfährt,
Der all' die Traumesbilder bringt,
Die Blumen pflegt, das Mondlicht klärt,
Und der die Vöglein all' beschwingt.

Gib nur auf diesen Engel Acht!
Wie Sonnenstaub sein Leib zerrinnt,
Wenn nicht dein Herz hält treue Wacht,
Was Böses thut, was Arges sinnt.

Die Blumen sterben über Nacht, — Und dunkel wird der Mondenschein,
Und weinend bist du aufgewacht — Im öden, dunkeln Kämmerlein.

Amaranths Herbstlieder.

1.

O Waldesluft, wie gehst du bang!
Hast bald zum Spiel kein Blättchen mehr,
Und keines einz'gen Vögleins Sang
Schwebt leicht und fröhlich auf dir her.

Ich bitte dich: Komm, bleib bei mir,
Erzähl' mir was vom letzten Mai!
Ich sag' von Laub und Lied auch dir,
So trösten wir uns alle Zwei!

2.

Ich höre leis den Baum mich fragen:
„Was ist dein Herz so gramverstimmt?
Ich will ja auch darum nicht klagen,
Daß mir der Herbst die Blätter nimmt!

Denn wie mir Gott zur rechten Stunde
Die Blätter nimmt und wieder leiht,
So schlägt und heilt des Herzens Wunde
Auch dir dein Gott zur rechten Zeit."

3.

Und aus dem Bächlein hör' ich's sprechen:
„Was weinest du? Verzage nicht!
Ich muß durch Kluft und Dornen brechen,
Und komme doch am End' an's Licht.

Viel goldner aus der Klüfte Dunkeln
Mir dann das Licht des Tages scheint; —
So wird die Freude sel'ger funkeln
Dereinst aus Augen, trübverweint."

4.

Und ach! mir sagt das Immergrün:
„O traure nicht! Du bist ja fromm!
Sieh nur, wie ich darf immer blühn,
Ob noch so hart der Winter komm'!

So grünt, ob noch so tief das Weh,
Und deine Freuden all' verblühn,
Dein Heiland aus der Trauer Schnee —
Ein ewig, heilig Immergrün!"

Sängers Gebet.

(Walther singt:)

Du, der du bist der Geister Hort!
Was hab' ich Großes noch gethan,
Daß du mir gabst des Liedes Wort?
Ich habe keinen Theil daran.
O Herr! wie säng' ich ohne dich?

Für all' die Stunden, da mein Lied
Mich auf in deinen Himmel trug,
Für all' die Lust, die mir's beschied,
Wie kann ich danken dir genug?
O Herr! wie säng' ich ohne dich?

Ein einzig Wort aus deinem Mund,
Und ewig hin ist all mein Sang,
Wie voll auch sei mein Herzensgrund,
Wie ich auch spannt' der Harfe Strang!
O Herr! wie säng' ich ohne dich?

Ich trag' die Lieb' in voller Brust,
Ich seh' die Welt im Frühlingslicht,
Werd' fast erdrückt von Liedeslust,
Doch ach! ich find' die Worte nicht.
O Herr! wie säng' ich ohne dich?

Und wieder nur ein einzig Wort,
Und auch mein Herz ist liebeleer.
Die Lieb' geht mit dem Frühling fort,
Ich hab' nicht Freud', nicht Trauer mehr.
O Herr! wie säng' ich ohne dich?

Nimm drum den eiteln Stolz von mir,
Laß mir nicht kommen Neid und Haß!
Gib mir der Demuth Sängerzier,
Laß singen mich ohn' Unterlaß:
O Herr! wie säng' ich ohne dich?

Mein Lied ertön' nur dir zur Ehr'!
Du gabst es mir, es ist ja dein;
Und sing' auf Erden ich nicht mehr,
Laß mich auch dort dein Sänger seyn!
Du Herr des Klangs erhöre mich!

Aus:

„Ein Märchen.“

Wie ein fremdes Vögelein das Waldbrünnlein verführen wollte, der Tannenbaum es aber vor ihm warnte.

— — —

Und wieder es einmal Abend war,
Die Luft war duftig, der Himmel klar,
Und grad' zum Märchenerzählen die Zeit.
Da sah der Tannenbaum gar lang
Das Brünnlein an mit verstohlnem Leid,
Und sprach zu ihm: „Hast du mich noch lieb?“ —
Da ward dem Brünnlein aber so bang,
Daß ihm das Herz fast stocken blieb;
Sein Spiegel zitterte verstört,
Und es that, als ob es Nichts gehört.
Der Tannenbaum doch weiter fuhr:
„O Brünnlein sieh', was verstellst du dich nur?
Ich seh' dir ja doch in's Herz hinein,
Weiß jedes Wort vom Vögelein.
Ich weiß auch dein geheim Versprechen,
Du wollest noch heut in nächtlicher Stunde
In listigem Plan den Schacht durchbrechen,
Und ach, darüber gehst du zu Grunde!
Ich halt' dich nicht auf, o bange nicht!
Wenn dir's an Lieb' zu mir gebricht,
Denn nur der eignen Liebe Gewalten
Vermögen dich bei mir aufzuhalten.
Du brauchst auch darum nicht zu bangen,
Als wollt' ich Dank von dir verlangen!
Ich hab' dir Alles aus Lieb' gethan,
Und rechne keine Schuld dir an.
Nur Eins sollst du dafür mir geben,
Eh' dich das Vöglein wird bethören,
Eh' du verscherzen wirst dein Leben,
Ach, Nichts, als noch mich anzuhören! —

Sieh', Brünnlein, du willst mir nun entfliehn,
Und mit dem fremden Vöglein ziehn,
Und glaubst sogleich ihm jedes Wort,
Und kennst es einen Tag doch kaum!
Da schiebst du deinen Tannenbaum,
Der doch so lang als Liebeshort
Dir tausendmal bewährt die Treu',
Als einen Lügner gleich bei Seit'!

Das Vöglein ist dir eben neu,
Und mich kennst du so lange Zeit,
Da muß ich's freilich gern verschmerzen,
Daß ich dir jetzt verleidet bin:
Es geben all die jungen Herzen
Das Alte gern um Neues hin.
Und sieh', du meinest heute noch:
Wenn ich ihn auch nun werd' verlassen,
Wo ich auch sei, — ich lieb' ihn doch.
Und morgen schon wirst du mich hassen!
Du machst von meiner Lieb' dich frei,
Und werden tausend glatte Wellen
Umgarnen dich als feilen Gesellen
In schmeichlerischer Tyrannei,
Bis du geholfen, wonach sie trachten,
Und dann dich schelten und verachten!
Und sieh', du meinest weiter noch! —
O Brünnlein sag', du hörst mich doch?" —
Das aber schwieg und seufzte laut.
Und weiter sprach er mitleidstraut:
„O sieh', du meinst, 's wär' Nacht bei mir,
Doch draußen, da wär' Sonnenlicht,
Da flössest du in stolzer Pracht; —
Ich aber wahrlich sage dir:
Das Licht, das dir das Vöglein verspricht,
Wird dir verdunkeln über Nacht.
Von Stolz berauschet und bethört
Wirst du die falsche Straße fließen!
Wo segnend du sollst die Flur durchgießen,
Zum Fluche nur dein Quell zerstört.
Und wenn du deinen Weg vollbracht,
Wirst elend du im Sumpf verschmachten!
Kein einzig Ohr dein Jammern hört,
Kein Stern wird seyn in deiner Nacht.
Du wirst dich selber noch verachten!
Dahin, dahin dein wüster Traum!
Das Vöglein teuflisch dich verlacht!
Und zum Erbarmen wirst du flehn,
Dir mög' der alte Tannenbaum
Nur einmal noch zu Häupten stehn!"
Und wieder hielt sein Rauschen inne.
Er sah zum Brünnlein lang hinein,
Als ob er trauernd drüber sinne.
Doch wie er sah, wie noch so rein
Deß Spiegel glänzt' im dunkeln Stein,

Da mußt' er auch sein Schweigen brechen
Vor Wehmuth und Barmherzigkeit,
Und rief mit tiefbewegtem Ton:
„O Brünnlein, muß ich so zu dir sprechen!
Ich ließ' dir ja gern freien Lauf,
Wär' nur gekommen schon die Zeit.
Ich liebe dich nicht um eiteln Lohn,
Ach halt' auch du aus Lieb' dich auf!
Noch hast du des Wassers Fülle nicht,
Mit segnendem Strahl in die Welt zu gehn;
Noch hat nicht genug mein Angesicht
In deinem Spiegel sich besehn;
Noch hast du nicht der Tage genug,
Mein Rauschen gänzlich zu verstehn,
Das dich die Wahrheit lehrt und den Trug.
Ich gönn' dir ja der Freiheit Freuden,
Wie dir's nicht gönnt ein Herz auf Erden;
Nur soll dein reiner, göttlicher Bronnen
An gift'ge Fluthen sich nicht vergeuden;
Nur soll zum verheerenden Fluch nicht werden,
Was nur zum Segen an's Licht geronnen;
Drum harre nur noch kurze Zeit,
Bis du des Wassers Fülle gewonnen,
Dann sollst als freier Gottesbronnen
Du fließen über'n Fels hinaus!
Und alle Wellen, nah und weit,
Sie strömen aus dem Mutterhaus;
Von mir durchrauscht, von mir besehn,
Aus mir sie all' zum Meere gehn.
Und ach, welch' selige lichte Bahnen
Werd' ich zum Ozean dir weisen!
O du mein Kind, laß mich dich mahnen!
Laß dir die falsche Sehnsucht stillen,
Laß von der Mutter dich nicht reißen,
Nicht meinethalb, nur deinetwillen!"
Und wie der Tannenbaum nun schwieg,
Aus seinem Reis mit süßem Hauch
Zum Fels ein Lüftchen niederstieg,
Und weckte den Wachholderstrauch,
Und lispelt' ihm geheim in's Ohr.
Der bog sich über'n Felsenschacht
Vertraulich zu dem Brünnlein vor,
Und flüstert' in die stumme Nacht:

„Erst wirst durch traulich Waldesthal

Du zwischen jungen Erlen fließen,
Und mit erquickend frischem Strahl
Der Wiesen durst'gen Halm begießen.
Da werden Veilchen still und fromm
Sich trinkend zu dir niederbiegen,
Und nicken lieblichen Willkomm.
Und wo ein Vöglein dich hört rauschen,
Da wird es grüßend niederfliegen,
Und gern sein Nest mit dir vertauschen,
Und baden in dir den seidnen Flaum.
Wo du nur ziehst an Strauch und Baum,
Wird niederwehn ein duft'ger Regen
Als Frühlingsdank für deinen Segen.
Und mußt durch Fels und rauhen Dorn
Du auch dich mühsam manchmal streiten,
Wird um so klarer nur dein Born
In junger Kraft hinuntergleiten;
Denn drunten im Grund voll grüner Kühle,
Da harrt auf dich das Rad der Mühle.
Von jungem Streitermuthe trunken
Greifst du es an gar stark und kühn,
Daß deine Wellen wie Siegesfunken
Versilbert in der Sonne sprühn;
Doch drüben am Hollunderflieder
Klärt ruhig sich dein Bronnen wieder.
Und rührig wird's im stillen Haus,
Es schafft und sammelt jede Hand;
Nur feiernd an dem Fensterrand
Sieht Müllers Töchterlein heraus,
Und sinnt in dir voll frommer Ruh,
Und wirft dir traut ein Röslein zu.

Und mit dem Röslein auf der Welle,
Im Herzen des Mägdleins Angesicht,
Ziehst weiter du im Abendlicht.
Da betet auf der Bergkapelle
Des Glöckleins Mund den Engelsgruß;
Da hältst du auf den flücht'gen Fuß,
Und betest flüsternd mit dem Ried!
Zur Mühle noch dein Auge sieht,
Darin am Fenster das Mägdlein kniet;
Doch sie verschwimmt im Nebelflor.
Es singt in Schlummer dich das Rohr.
Du siehst noch selig dein Röslein an
Und hat dein Aug' sich zugethan.

Da hat der Mond am blauen Bogen
Den goldnen Webstuhl aufgezogen,
Und wirkt um dich das Brautgewand.
Dein Röslein glänzt wie Diamant;
Es locket deines Kleides Glanz
Die Fischlein im Grund zu Scherz und Tanz.
Mit silbernen Flossen auf Perlenschaukeln
Wie leuchtende Träume sie dich durchgaukeln.
Du siehst die ganze selige Nacht
Am Mühlenfenster dein Liebchen an —
Da löst am waldigen Felsenschacht
Ein lockiger Knabe den Fischerkahn,
Und schwimmt mit dir nieder im dämmernden Ried
Durch schlafende Tannen an saftigem Strand,
Und Ave Maria klingt sein Lied,
Und lockt die träumenden Fischlein heran.
Es streift des Morgenrothes Hand
Von Halm und Strauch den Flor der Nacht,
Und steckt im Thau die Lichtlein an.
Vom Tag geblendet der Grund erwacht,
Dein Herz geht rascher in funkelndem Schaum,
Du jauchzest auf aus dem minnigen Traum!
Nach Fischlein das Garn herniederschaukelt,
Und die in der Nacht beim Mondenstrahl
Als goldne Träume dich durchgaukelt,
Zieht singend der Knabe beim Morgenroth
Als helle Gedanken in sein Boot.

Nun jauchze, mein Bächlein, und weißt du auch,
Was drunten so funkelt im Sonnenschein?
Nun brause hernieder durch Fels und Strauch,
O Bächlein, frohlocke, das ist der Rhein!
Des deutschen Glaubens strahlende Wiege,
Der lautre Spiegel sittiger Scheu',
Der brausende Zeuge der deutschen Siege,
Der schäumende Becher der Kraft und Treu',
Des deutschen Liedes sprudelnder Bronnen,
Der Herzensschlag im deutschen Leben!
Nun walle nieder stark und besonnen,
Du sollst dein Leben mit seinem verweben!

Seit alten Zeiten aufgegangen,
An seinem Strande, groß und klein,
Viel stolze Wasserrosen prangen
Mit wunderbarem Farbenschein.
Und Schwäne gleiten auf und nieder,
Und laden duft'ge Frucht am Strand;

Es trägt ihr silberklar Gefieder
Den Blüthenstaub von Land zu Land.
Auch du wirst bis zum Ozean
Belastet tragen deinen Schwan,
Daß dich die Bürde stets mög' mahnen,
Noch flössest du auf ird'schen Bahnen,
Und daß du nicht umsonst geflossen!
So wirst du ziehn die Mittagszeit,
Von sonnigem Gebirg umschlossen,
Drum lachend grüne Au'n gereiht
Mit saftig schwellenden Geländen.
Von waldumblühten Felsenwänden
Wird Harf' um Harfe niederklingen,
In wild geborstnen Eichen schwebend,
Vom Hauche der Erinnrung bebend,
Und dir von Streit und Minne singen.
Und wie du in seliges Lauschen versunken,
Da werden die Lüfte der Berge dich schaukeln,
Da werden des Himmels leuchtende Funken
Auf deinem kühlenden Herzen gaukeln.
Und jeder Tropfen wird dir sagen
Von frommer Kraft und heiligem Wagen;
Dir ist kein Ringen und Streben zu viel.
Da spürst du des Schwanes Last nicht mehr,
Dir macht kein Zweifel die Welle schwer;
Du fließest dahin, du weißt dein Ziel!"

Der Tannenbaum hört lange zu,
Da ließ es nimmermehr ihm Ruh,
Wie dem Wachholderstrauch er lauschte,
Und von des Mondes Duft umsponnen
So feierlich er niederrauschte:

„Und ach um deinen reinen Bronnen,
Da werden dir entlang der Reise
Viel heil'ge Glockenblumen läuten
Von zauberhaftem Blätterbau,
Und dir mit gottesklarer Weise
Die Tiefe meiner Liebe deuten.
Und mag des Himmels lachend Blau
Mit düstrer Wolke Gram sich tauschen,
Und noch so laut das Wetter dröhnen:
In deiner Fluth mein heilig Rauschen
Wird's triumphirend übertönen.
Da werden deiner schäumenden Welle

Am Ufer längs so silberhelle
Kreuzlilien fromme Grüße winken.
Und wie du steigen mußt und sinken,
Du zagest und du murrest nicht,
Und hoffest auf das Sonnenlicht.
Da klärt sich mälig deine Fluth
Zu plätschernd leisem Wellentanz,
Und sieh, dein grünes Haupt umflicht
Mit siebenfacher Farbengluth
Der Sonne Diamantenkranz!

Und kommt der Abend dann heran,
Da schwingt allmälig sich dein Schwan
In's Spätroth auf mit sachtem Flügel.
Zerfließend in des Abents Gluthen
Hörst scheidend du sein Danklied fluthen.
Zerronnen sind die Au'n und Hügel,
Die Nacht bricht an, und Nebel wallen —
Du bist zum Meeresstrand gekommen.
Noch einen Schritt — die Schleier fallen,
Und klar vom Himmelssee umschwommen,
Drin zitternd goldne Lilien beben,
Zerrinnt im Ozean dein Leben.

Dann werd' in heller Feuergluth
Ich ob den dunkeln Wassern ragen,
Und dich erlösen aus der Fluth.
Und reine Morgenlüfte tragen
Dich schimmernd heim in's Paradies,
Drin du als See wirst niedersinken.
Die Schwäne der Unsterblichkeit
Mit lichtverklärtem Silbervließ
Dir singend den Kristall durchblinken.
Und ich, ich werd' für alle Zeit
An deinem blauen Spiegel stehn,
Und rauschend mich darin besehn.
Du wirst mich den Erlöser nennen,
Und dann erst wirst du mich erkennen!"

Minnelieder.

(Deutscher Musenalmanach von Gruppe für 1851.)

1.

Ein Minnen ohne Gotteslieb',
Das ist ohn' Duft ein Fliederstrauch,
Das ist ein Baum ohn' Blättertrieb,
Ein Frühling ohne Klang und Hauch!

Das ist ohn' Perlengrund ein See,
Ein Sommerhimmel, sternenleer,
Das ist ein süß verblutend Weh! —
O liebe mich! — doch Gott noch mehr!

2.

Ich bin der Baum, die Au bist du,
In der ich grün' in junger Kraft!
Dich deckt mein kühler Schatten zu,
Dein duft'ger Grund tränkt meinen Schaft.

Doch wär' nicht Thau, nicht Sonnenschein, —
Mein Lieb, was wären ich und du?
Ich grüne wohl für dich allein, —
Doch strebt mein Haupt dem Himmel zu.

3.

Ich preise nicht dein Auge klar,
Nicht deinen Leib so zart gebaut,
Nicht deiner Lippen süßen Laut,
Und nicht dein weiches Lockenhaar.

Wie karg wär' solches Preises Frist?
Mein Preis für dich muß ewig seyn.
Ich preis' dein frommes Herz allein, —
Weil das allein nur ewig ist.

4.

O wolle nicht den Schleier spinnen
In lautem Prunk bei Spiel und Scherzen!
Web' ihn in stiller Kammer drinnen,
In ernstem Rath mit deinem Herzen!

Sprich ein Gebet bei jedem Faden!
Wer weiß, was er dir mag bedeuten!
Ob er zur Freude dich wird laden?
Ob er sie wird zu Grabe läuten?

5.

Ich sollte drum dir lieber seyn,
Weil ich auch noch ein Sänger sei?
Mein Liebchen, nein, verzeihe, nein!
Nur meiner Lieb' dein Lieben weih'!

Und für den Sänger deine Lieb'
Gib dem, der ihm sein Singen gab!
Dem Herrn des Lichts und Klangs sie gieb!
Von mir ich keine Lieder hab'!

6.

Und bist du auch des Sängers Braut,
Ich fordre keinen Reim von dir.
Bleib' Gott und mir nur treu getraut,
Und wahre deiner Demuth Zier!

Versteh' und übe deine Pflicht!
Halt' auch die kleinste fromm in Acht! —
Dann bist du selber ein Gedicht,
Wie ich im Leben keins erdacht!

Den Kindern ist das Himmelreich.

(Düsseldorfer Künstler-Album 1851.)

Ich möcht' wohl wie ein Kindlein seyn,
Das aus dem Schlaf die Mutter küßt;
Möcht' wandern in die Welt hinein,
Bis daß ich müde schlafen müßt';
Und auf der ganzen, weiten Erden
Möcht' ich es künden Allen gleich:
Ach, wie die Kindlein müßt ihr werden —
Den Kindern ist das Himmelreich!

Ich ruf's in eure Kämmerlein:
Ihr Mägdlein, überhört es nicht!
Wie Kindlein liebt so still und rein,
Sonst trübt sich leicht der Minne Licht!
Als Kindlein euch die Locken schmücket,
Daß nicht zu bald ihr Kranz verbleich'!
Nicht eitler Glanz den Herrn berücket —
Den Kindern ist das Himmelreich!

Ich fleh' zur Wiege still gesenkt:
O Mutterherz, bleib' Kind im Herrn,
Daß fromme Milch dein Kindlein tränkt,
Und daß du legst den ächten Kern!
Als Kind hast du's vom Herrn empfangen;
O daß es einem Kind noch gleich',
Wenn dir's der Herr wird abverlangen! —
Den Kindern ist das Himmelreich!

Ich sing' es in des Sängers Lied:
O sing' in Einfalt, wie ein Kind!
Ach, wenn der Kindheit Glaube schied,
Das Herz, wie arm! der Geist, wie blind!
Was soll der falsche Lorbeer frommen?
Des Herren Zorn macht doch ihn bleich.
Der Tag der Rechenschaft wird kommen —
Den Kindern ist das Himmelreich!

Ich mahn' am Thor mit Wappenschild:
Wie Kinder habt die Hand bereit!
Als Kinder seht des Heilands Bild
Auch in dem ärmsten Knechteskleid!
Es kommt, daß einst die Fürstendame
Im Rang der letzten Wittwe weich':
Dort lischt der Glanz, dort schweigt der Na-
Den Kindern ist das Himmelreich! [me —

Ich rufe knieend im Portal:
Die ihr geweiht zum Dienst des Herrn,
Wie Kindlein geht zum Opfermahl,
Wie Kindlein seid der Reinheit Stern!
Ach im Erbarmen und Versöhnen,
In Demuth seid den Kindlein gleich!
Wird auch die Welt euch drum nicht krönen —
Den Kindern ist das Himmelreich!

Und vor den Thron tret' ich voll Ruh':
O sei trotz Kron' und Purpurgluth,
O König sei ein Kind auch du,
Das fromm des Vaters Willen thut,
Daß wenn er richten wird dereinst,
Wo Hermelin und Linnen gleich,
Auch du als treues Kind erscheinst! —
Den Kindern ist das Himmelreich!

Und wo ein trauernd Aug' ich schau',
Wo ein gedrücktes Herz ich find',
Da fleh' ich drum: auch du vertrau'
Als gläubiges, ergebnes Kind!
Bleib Kind in Thränen und Beschwerden!
Des Vaters Herz ist groß und weich;
Er läßt kein Kind zu Schanden werden —
Den Kindern ist das Himmelreich!

Und mich, o Herr und Meister mein,
Der ich dein armes Werkzeug bin,
Laß ewig mich auch Kind nur seyn
Mit harmlos heiterm Kindessinn!
Daß sich das Aug' mir nicht verblende,
Daß in mein Herz nicht Hoffarth schleich',
Dann sing' ich betend noch vor'm Ende:
Den Kindern ist das Himmelreich!

Register.

Druck von C. R. Schurich in München.